IL, 385.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

IL, 385.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

147

Dr. Johann Georg Krünitz's ökonomisch-technologische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie.

Hundert und sieben und vierzigster Theil,

welcher die Artikel Schmid bis Schörkube enthält.

Nebst 3 Kupfertafeln, und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1827.

In der Paulischen Buchhandlung.

(Pränumerations-Preis 2⅔ Thlr. — Laden-Preis 4⅓ Thlr.)

Digitized by Google

AE27
K8
v. 147
Stack

Digitized by Google

S. S.

Schmid, Faber ferrarius, Fr. le Forgeron, wie schon im 146sten Theile, S. 746, hinsichtlich der Sprache erwähnt worden, ein Handwerker, welcher das Eisen vermittelst des Hammers und Feuers bearbeitet oder zu bearbeiten versteht. — Die Kunst das Eisen mit dem Hammer zu bearbeiten, ist schon sehr alt; denn schon bei den ältesten Völkern sind die Waffen aus dem Metalle vermittelst des Hammers und Feuers geschmiedet worden. Nach einigen Schriftstellern der Alten soll Tubalcain, der mit dem Vulkan für einerlei gehalten wird, der erste Schmid gewesen seyn, und so auch nach dem Polydorus Vergilius die Pelethronier die ersten Hufschmiede. Nach dem Diodor waren die Schmiede und übrigen Handwerker eine von den drei Klassen des Aegyptischen Staats, und Horus mit Hammer und Zange, oder einem andern Schmiedewerkzeuge der Beschützer derselben. Wenn er seine Werkzeuge und Nebenbilder änderte, zeigte er den Anfang und die Dauer gewisser Verrichtungen an, besondere Feste für die Schmiede, den Verkauf eini-

ger Geräthſchaften zu einer und einiger Bedürfniſſe für die Haushaltung zu einer andern Zeit. Dieſes ſonſt neben die Iſis geſtellte Bild nahm man vermuthlich dann weg, wenn der Krieg einige Arbeiten und Märkte verhinderte; dann erſchien Mars, welcher den Vulkan bei der Iſis verdrang, und den Umſtehenden Gelegenheit zu mancherlei Scherzreden gab. Horus, als Schmid gekleidet, führt drei Namen, die ſich ausdrücklich auf die Klaſſe der Handwerker und Metallarbeiter beziehen. Er heißt nämlich: Mulciber, Schmiedemeiſter *); Hephaistos, Feuervater **) und damit die Handwerker den Landleuten nicht zu verächtlich werden ſollten, gab man dem Bilde der Feldarbeit ein kurzes Bein, um den Namen Vulcanus anzudeuten, daß nämlich ohne den Beiſtand der Schmiede die Feldarbeit lahm ſei, und daß mit denſelben ihr Werk befördert werde. Ein Mehreres über den Vulkan, als Gott der Schmiede, ſ. unter V. — Bei den Römern, nannte man zur Zeit der Kaiſer alle Schmieden und dergleichen Werkſtätte Fabricae, beſonders verſtand man aber unter dieſer Benennung die Waffenſchmieden. Für jede Waffe waren beſondere Schmieden. In den Schmieden zu Antiochia, Cäſarea in Kappadocien, und zu Nicomedia machte man Harniſche; in derjenigen zu Irenopoli Spieße; in denen zu Edeſſa, Damaskus, Adrianopel, Martianopel und Nicomedia Schilde ꝛc. Ueberhaupt befanden ſich im Orientaliſchen Reiche funfzehn Schmieden, nämlich:

---

*) Von Malac, regere, regieren, und ber, beer ant,rum (subterraneum) unterirdiſche Höhle, kommt Mulciber, Minenkönig. Nach Andern von mulcere ferrum, das Eiſen behandeln.

**) Von aph, eph, pater, Vater, und estho, vesta, ignis, Feuer, iſt Ephesto, pater ignis, Feuervater.

fünf im Morgenlande, eine in Asien, drei in Pontus, zwei in Thracien, und vier in Illyrien; im Abendländischen Reiche neunzehn, sechs in Italien, acht in Gallien, und fünf in Illyrien. So verfertigte man z. B. zu Ticino Bogen; zu Autun und Mantua Panzer; zu Concordia Pfeile; zu Cremona, Lorch, Sirmio, Suesson und Verona Schilde; zu Amiens, Lucca und Reims Degen ꝛc. Die Arbeiter in den Schmieden hießen Fabricenses, und mußten freie Leute seyn, und wenn sie einmal in eine Fabrik aufgenommen worden, so waren sie und ihre Kinder verpflichtet darin zu bleiben, und bekamen ein Stigma oder Brandzeichen auf den Arm, damit man sie erkennen konnte, und ihnen hierdurch jede Entfernung unmöglich wurde; entlief dennoch Einer, so mußten die andern dafür stehen; starb Einer ohne Erben, so fiel sein Vermögen dem Ganzen anheim. Uebrigens waren sie von aller Einquartirung befreit, und standen unter keinem Gerichte, als unter dem Magistro Officiorum. So viel über die Geschichte der Schmiede.

Unter Schmid versteht man eigentlich den Grob-, Huf- oder Waffenschmid, zum Unterschiede von dem Kleinschmid oder Schlösser. Die vornehmste Beschäftigung desselben besteht im Schmieden, welches in einer Esse mit dem Blasebalge geschieht, und wo das Feuer entweder mit Holz- oder mit Steinkohlen unterhalten wird. Beim Schmieden richten sich alle Arbeiter einer Werkstatt nach dem kleinen Hammer des Meisters oder Vorschlägers; denn wo dieser hinschlägt, müssen die größeren Hämmer folgen. Durch dieses Mittel wird das erhitzte Eisen mittelst anhaltenden Schlagens nicht nur in seiner Länge und Breite ausgedehnt, sondern auch die Eisentheilchen näher zusammengetrieben. Was das Handwerkzeug der Schmiede, als Amboße,

Hammer, Zangen ꝛc., betrifft, so kommt solches zum Theil unter Schlösser vor, theils findet man es auch unter jedem Werkzeuge besonders erwähnt und beschrieben. — Ehemals bestand das Meisterstück der Schmiede in vier Hufeisen zu einem Pferde, das ihnen einige Male vorgeritten ward; sie mußten sie allein, nach Beschauung der Hufe, und ohne dieselben zu berühren, also nach dem bloßen Augenscheine, verfertigen, und solche auch aufschlagen, wobei ihnen dann der geringste Fehler hoch angerechnet, ja wohl gar das Meisterrecht bis auf eine andere Zeit versagt wurde. Wegen der Benennung Waffenschmiede pflegen sie auch noch irgend eine Waffe zu schmieden. Da in der Encyklopädie nach einem früheren Plane nicht die verschiedenen Schmiede auf Schmid verwiesen, sondern unter ihrem Namen besonders abgehandelt worden, so kann auch hier unter Schmid nicht mehr von diesem Handwerker gesagt werden, ich verweise daher auf das nachfolgende Register.

Schmid (Ahlen-), ein Handwerker, welcher die Ahlen, eine Art Pfriemen, aus Stahl schmiedet, die man auch Oert nennt, besonders wenn sie schon sortirt sind. Die stärksten dieser Art Instrumente haben vorne in dem Speere ein länglichtes viereckigtes Loch, durch welches der Näheriemen gesteckt wird, damit er mit dem Ahle zugleich durchs Leder gehe, und nicht mit nutzloser Mühe noch erst durch das gestochene Loch gesteckt werden müsse. Sie werden aus dem besten Stahle so glatt, als möglich, theils rund, theils viereckig geschmiedet, nachdem der verschiedene Gebrauch derselben es erfordert, und vorn zugespitzt. Hierauf werden sie auf der Schleifmühle an Stangen und Speere zugeschliffen, und darauf federhart gehärtet; zuletzt werden sie auf der Mühle polirt. So viel über diese Art Instrumente,

Digitized by Google

welche die Lederarbeiter gebrauchen, und die unter Pfriem, Th. 112, S. 400, und unter Ohrt, Th. 105, S. 7, bloß als solche erwähnt worden. Was nun das Ahlenschmiedehandwerk selbst betrifft, so ist dasselbe ein geschenktes Handwerk, welches ehemals, besonders noch in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts, an drei Orten in Deutschland, zu Schmalkaden, in Steiermark, und in Nürnberg betrieben wurde, so daß man dieses Gewerbe keinen Auswärtigen lehrte, noch die Gesellen anders wohin, als an die genannten Oerter wandern ließ, wo sie auch ihre Geschenke erhielten. Man stellte dabei den Grundsatz auf, daß wenn man dieses Gewerbe ausbreitete und Jedermann zur Erlernung desselben zulassen wollte, so würde es keinen Nahrungszweig abgeben; denn da diese Waare nur von Schuhmachern, Sattlern und Riemern häufig, von Gürtlern und Buchbindern aber nur einzeln, und von den meisten Gewerbetreibenden gar nicht gebraucht wird, so würde auch zu befürchten seyn, daß bei einer allgemeinen Ausbreitung desselben, als einzelnes oder nur auf diesen Zweig beschränktes Gewerbe, alle zusammen nichts hätten. Dieser aufgestellte Grundsatz ist in neuerer Zeit dadurch vernichtet worden, daß bei einer Nichtbeschränkung der Gewerbe, auch dieser Zweig durch Zulegung anderer Instrumente, also bei einer größeren Ausdehnung wohl bestehen kann. — Die Entstehung dieses Handwerks ist ungewiß, doch glauben Einige, daß es zu Ludwig's des Bayern Zeiten mit andern Zünften zuerst privilegirt worden, welches man besonders daher leitet, weil es ein geschenktes Handwerk ist, und dies als Zeichen eines alten zunftmäßigen Handwerkes angesehen wird, insofern man keine eigentlichen Nachrichten von der Zeit hat, wo es seine Zunftmäßigkeit erhalten. Man gebraucht

Digitized by Google

zum Fabrikat Stahl, und besonders wird der Steiermärkische Stangenstahl für den besten dazu gehalten. Die Werkzeuge sind Amboß, Hammer, Zange, Blasebalg ꝛc.; zur Feuerung Holzkohlen, besonders von Buchenholz. Ueberhaupt gebrauchen diese Handwerker das Werkzeug der Schlösser.

Die Ahlenschmiede sind die geschicktesten Stahlschmiede, weil sie ihr Fabrikat mit ausserordentlicher Feinheit ausschmieden und poliren müssen. Die Lehrzeit dauert vier Jahre, und nachdem sie zehn Jahre als Gesell gearbeitet, werden sie nach Verlangen, ohne Meisterstück zu verfertigen, zum Meister gesprochen. Uebrigens gehört dieses gesperrte Handwerk, wenn es gleich besondere Zunftgesetze hat, zum Grobschmiedehandwerk, und macht nur einen besonderen Zweig desselben aus, wie die Amboß-, Anker- ꝛc. Schmiede.

Schmid (Amboß-), nennt man in Fabrik- und Seestädten die Grobschmiede, welche sich besonders mit dem Schmieden der Amboße abgeben; also kein besonderer Handwerker. Wie das Schmieden der Amboße geschieht, solches ist schon unter Amboß, Th. 1, S. 716, beschrieben worden. Hier wird aber zur Ergänzung jenes Artikels noch Folgendes angeführt werden müssen. Man hat folgende Amboßarten: Schmiedeamboße. Sie sind Jedermann bekannt, denn in jeder Werkstatt des Grob-, Huf- oder Waffenschmids findet man diesen gemeinen Amboß; auch in den Werkstätten der Schlösser, Feilenhauer, nur sind die der letzteren Handwerker leichter, s. unter Schloß und Schlösserkunst, Th. 146, S. 153, und Fig. 8322. Der Amboß des Feilenhauers hat noch einige Einrichtungen, die diese Profession besonders erfordert, und wovon unter Feile, Th. 12, S. 489 u. f., wo das Handwerk der Feilenhauer abgehandelt worden,

nichts erwähnt ist. Es ist nämlich nahe bei der einen kurzen Seite vor derselben Mitte ein viereckiges Loch, in welches ein starker, viereckigter und etwas in die Höhe ragender Zapfen gesteckt werden kann. In der gegenüberstehenden kurzen Seitenfläche ist ein anderes, tief hineingehendes viereckiges Loch eingesenkt, in welches ein anderer viereckiger Zapfen gesteckt werden kann, welcher einen in die Höhe stehenden Arm an sich hat. Nachdem man diesen langen Zapfen mehr oder weniger tief in das Loch einschiebt, je nachdem kommt sein Arm näher oder weniger nahe an den ersten Zapfen. Man kann den eben genannten langen Zapfen mit einem daneben eingeschobenen und eingetriebenen Keile fest stellen, und dadurch längere oder kürzere Feilen, die der Feilenhauer rothwarm beraspelt, feste halten. Zwischen dem Arme und dem ersten Zapfen liegt auf dem Amboße eine eiserne Stange, auf welcher die zubereitende Feile aufliegt, damit nicht, wenn sie der Amboß selbst berührt, mit der Zeit eine Vertiefung daselbst entsteht.

Hammeramboße. Der Hammeramboß der Kupferschmiede hat eine prismatische Gestalt, und ist gewöhnlich einen Schuh lang, und acht bis zehn Zoll breit, s. unter Kupferschmid, Th. 56, S. 260, wo auch der Kaltschlageamboß erwähnt wird. — Faustamboße, s. daselbst, S. 262. — Stoßamboße, s. daselbst, S. 260. — Spitzamboße, in der Kesselschlägerhütte der Messingwerke, ist eine runde starke, nach einer Kugel oben abgerundete Stange. — Liegeamboße; s. Th. 56, S. 261. — Falzamboße, s. daselbst, S. 261. — Gelenkamboße; s. daselbst, S. 261. — Halsamboße; s. daselbst, S. 262. — Theekesselamboße, s. daselbst. — Hornamboße; s. daselbst, S. 263, und unter Sperrhorn. —

Bei den Raquetenmachern führt gleichfalls eine etwas dicke eiserne, drei bis vier Zoll hohe Spitze, oder vielmehr ein abgekürzter Kegel, der mit seiner Angel in einen Kloß eingesetzt ist, den Namen des Amboßes.

Schmid (Anker-), gehört, wie der Amboßschmid, zu den Grobschmieden, mit denen sie ein Handwerk ausmachen. Es sind also Grob-, Huf- oder Waffenschmiede, von denen sich einzelne Mitglieder in den Seestädten besonders auf die Verfertigung der Anker legen; auch findet man in einem Abschiede der Grobschmiede zu Halle, d. d. den 3ten Nov. 1668, die Anker unter ihren Arbeitsstücken besonders erwähnt. Da die Anker nicht gegossen werden können, indem das Gußeisen viel zu brüchig ist, als daß es diejenige Gewalt ausstehen könnte, die ein Anker ausstehen muß, so müssen sie geschmiedet werden, und zwar die Ruthe, jeder Arm und jede Schaufel ꝛc. besonders; s. auch unter Schiffanker, Th. 142, S. 738. Pausanias schreibt die Erfindung der Anker den Tyrrhenern zu. Die ältesten waren von Stein, und in Calecutta hatte man dergleichen Anker noch im 18ten Jahrhundert. Athenäus erwähnt der hölzernen Anker, die aber mit Bley angefüllt gewesen zu seyn scheinen. Wo Sandbänke sind, bediente man sich auch der Körbe mit Steinen gefüllt. Zuletzt fing man an die Anker auf der einen Seite von Eisen zu machen, bis zuletzt, wie Strabo berichtet, Anacharsis, ein Scythe, solche auf beiden Seiten von Eisen zu machen angegeben, oder sie selbst gemacht hat.

Daß man die ersten Anker aus Gänsen und Frischeisen, und nachher aus Stabeisen zu verfertigen anfing, ist schon unter Schiffanker, Th. 142, S. 139 u. f. erwähnt worden. Nach der Angabe des Hrn. Tresaguet, wenn die Anker aus Stab-

Digitized by Google

eisen, als die beste Verfertigungsart, gemacht werden sollen, heftet man eine Anzahl eiserne Stäbe, die zusammen etwas dicker und kürzer sind, als die Ankerruthe werden soll (z. B. die Ruthe eines Ankers von 6000 Pfunden ist 18 Fuß lang) in einen viereckigen Bündel, dessen Umfang an einem Ende etwas größer ist, als an dem andern, durch eiserne Bande zusammen, die man antreibt, wie der Böttcher die Reife. Diesen Pack Stäbe bringt man anfangs mit dem schmaleren Ende ins Feuer, läßt ihn bis fast zum Flusse glühen, eilt damit auf den Amboß, und schweißt ihn durch starke Schläge zusammen. Weil der Pack sehr schwer ist, so läßt er sich nicht gut tragen, daher hat man Krahne, die aus senkrechten, unten und oben in einer Pfanne beweglichen und mit Armen versehenen Balken bestehen, und von der Feuereſſe und dem Amboße gleich weit entfernt sind. An diese hängt man den Pack, und bewegt ihn damit bequem von der Esse auf den Amboß, und von dem Amboße auf die Esse. Da die Arme der Menschen und die dadurch geführten Hämmer zu schwach sind, als daß sie diese Stangen bis in die Mitte des Packs durch Schlagen zusammen schweißen könnten, so bedient man sich lieber der durchs Wasser getriebenen Hämmer, die achthundert und mehrere Pfunde wiegen, und wohl von einer Höhe von vier Fuß und darüber herunterfallen, also ungleich größeren Nachdruck haben. Wie man unten begonnen hat, fährt man nach und nach fort bis oben hinaus, und die Ruthe wird etwas dünner und dagegen länger werden, als der Stangenbündel anfangs war, und dadurch die gehörige Dicke und Länge erhalten. Sobald die Ruthe mit ihrem viereckigen Hintertheile, dem daran gehörigen Zapfen, und dem Loche, wie auch die Stange von der Schwäche an bis zur Stärke fertig, und das flache

Digitized by Google

Ohr, woran das Ankerkreuz kommen soll, gemacht ist, schmiedet man auf ähnliche Weise die Arme besonders, so auch die Schaufeln, schweißt alsdann die Schaufeln auf die Arme, und richtet das Ende der Arme so zu, daß es auf das Rohr an der Stärke der Ruthe mit seinem Ohre paßt. Zuletzt schweißt man auch noch die Arme an die Ruthe. Dieses letztere erfordert, daß man zwei Essen und zwei so gelegene Krahne habe, daß jeder von seiner Esse und dem gemeinschaftlichen Amboß gleich weit entfernt sei, damit man mit dem einen die Ruthe auf den Amboß, mit dem andern den Arm auf die Ruthe bringen, und beide durch einige Schläge des schweren Hammers mit einander verbinden kann. Hier ist noch zu bemerken, daß man sich bei dem Zusammenschweißen der einzelnen Stücke, Stücken Eisen an den Achseln und an den Stellen der Zusammenfügungen bedient, um hin und wieder die Lücken auszufüllen und desto fester mit einander zu vereinigen. Diese Stücken Eisen werden mit Handhammern angeschweißt. Man haut das Ende der Ruthe, und die Theile Eisen, die hervorragen, mit einem Meißel ab, der in die Spalte eines langen Stiels, den der Ankermeister hält, hineingesteckt ist, und auf dessen Kopf die Schmiede schlagen. Um einem jeden Arme den Umkreis oder den Bogen, der sich für ihn schickt, damit er in den Grund des Erdreichs eindringen kann, zu geben, bindet man ein Seil an das Ende der Schaufel des Ankers, und paßt das andere Ende an die Scheiben des Klobens, welcher in der Mitte der Ruthe angebunden ist; nachdem man nun den Arm an der Schwäche der Schaufel, oder an dem Orte, der Stelle, die man biegen will, glühend gemacht hat, so kömmt man durch Hülfe des Seils dahin, ihn soviel als man nöthig findet zu krümmen.

Digitized by Google

Ehemals probirte man die Anker um ihre Güte und Brauchbarkeit zu erfahren, auf folgende Weiſe. Man zog den Anker vermittelſt eines Krahnes 30 bis 40 Fuß in die Höhe, und ließ ihn dann ſchnell auf untergelegte alte Kanonen oder große Stücke Eiſen herunterſtürzen; blieb er nun ganz, ſo hielt man ihn für gut, brach er, ſo war ſein Urtheil geſprochen. Dieſe Probe war aber ſehr unzuverläßig; denn es kommt darauf an, mit welchen Theilen der Anker auffällt; fällt er mit den ſtärkſten auf, ſo kann er ganz bleiben, und doch nichts taugen, fällt er mit den ſchwächſten auf, ſo kann er brechen, ob er gleich in der See ſeine guten Dienſte gethan haben würde, in welcher er einen gleichen Stoß nicht auszuſtehen hat. Eine zweite Probe iſt: man bindet eine ſeiner Schaufeln an einen feſt in die Erde gerammten Pfahl, oder beſſer man treibt ihn vor einen wohl befeſtigten Pfahl mit einer Schaufel ſo in die Erde, wie er in dem Meere zu ſtehen pflegt, bindet einen Tau an ſeinen Ring, und zieht denſelben mit einer Winde ſo ſtark an, als man auf dem Schiffe mit dem Spiele zu ziehen pflegt. Hält er nun dieſes aus, und reißt auch wohl der Tau, ehe der Anker bricht, ſo ſteht er auch denſelben Zug auf dem Schiffe aus, und wird ſchwerer, als ſein Tau zerreißt, zerbrechen, und daher Alles leiſten, was man von ihm fordert; denn einer übermäßigen Gewalt widerſteht nichts. Eine dritte Probe iſt dieſer zweiten ähnlich. Man verſtrickt nämlich die beiden Arme des Ankers durch zwei ſtarke Pfähle, und zieht den Anker ſchief durch eine Winde um einen eingerammten Pfahl. Durch dieſe ſchiefe Umwendung der Kräfte, ſetzt man zugleich die Ruthe und die beiden Arme der Gewalt aus, welche nicht ſtärker zu ſeyn braucht, als die, welche man auf Schiffen anwendet, um einen Anker zu lichten, der tief in dem Grunde ſteckt. Hält nun

der Anker dieſe Probe aus, ſo kann man ihn für gut halten und ſich darauf verlaſſen.

Die Größe, und ſo auch das Gewicht des Ankers, richtet ſich nach dem Schiffe, und pflegt auf verſchiedene Weiſe beſtimmt zu werden. Gemeiniglich giebt man der Ruthe des größten Ankers zwei Fünftheile von der Länge des mittelſten oder längſten Querbalkens, welcher das Verdeck trägt, zu ſeiner Länge, ſo daß ſie z. B. 18 Fuß lang wird, wenn der Querbalken 45 Fuß hat. Zuweilen giebt man dem Anker die halbe Schwere ſeines Seiles, welchem Verhältniſſe zu Folge er an einem Schiffe vom erſten Range 7268 Pfund wiegt. Zuweilen beſtimmt man auch die Schwere des größten Ankers aus den Tonnen, nach welchen ein Schiff geſchätzt wird, und rechnet auf 20 Tonnen 110 Pfund am Anker, ſo daß er bei einem Schiffe von 1500 Tonnen 8250 Pfunde wiegen müßte. Schiffe auf Flüſſen ſind mit einem Anker genugſam verſorgt; die auf Kanälen führen gewöhnlich zwei, und die auf dem Meere haben vier und mehrere. Unter dieſen letzten heißt der größte Haupt-, Pflicht- oder Nothanker, welcher, weil er die meiſte Mühe macht, wenn er wieder aufgezogen werden ſoll, nur in der höchſten Noth bei Sturm und Ungewitter geworfen wird. Der zweite iſt der Bugbog- oder tägliche Anker, der um ein Beträchtliches weniger, als der vorige wiegt, und zum gewöhnlichen Gebrauche beſtimmt iſt. — Der Gabel- oder Teyanker wird einem andern gegenüber geworfen, und wiegt entweder ſo viel, als der andere, oder nicht viel weniger. Legt man ſich bei einer Küſte vor Anker und wirft deren zwei, ſo nennt man den auf der Seeſeite ausgeworfenen den Seeanker, und den auf der Uferſeite ausgeworfenen den Landanker. Wenn man ſich wider Ebbe und Fluth befeſtigen muß,

Digitized by Google

nennt man den Fluthanker, der das Schiff wider die Fluth, und Ebbeanker, der es wider die Ebbe wehret. Die leichtesten, die kaum 450 bis 500 Pfd. wiegen, sind die Wurf- oder Buchsieranker, die man nur in Häfen oder auf Rheden aus vorangeschickten Schaluppen wirft, wenn man die Schiffe dadurch herbeiziehen, und also von einer Stelle zur andern rücken will. Man nennt noch andere Haken, die eigentlich keine Anker sind, sondern Schiffe zu ankern oder etwas aus der See zu fischen gebraucht werden, Wurfanker, auch Draganker. Der Haft-, Sitz-, Rhede- oder Ruheanker bleibt beständig an seinem Orte, der Rhede, und dient, die Schiffe beisammen zu halten und herbei zu ziehen. Sein Gebrauch erfordert nicht mehr als einen Arm, auch bedarf er keines Stocks. Galeerenanker wurden ehemals mit drei, jetzt mit vier Armen gemacht; die kleinen Schaluppenanker haben fünf Arme. Die Anker werden vorzüglich in Schweden in großer Anzahl verfertiget, weil das Schwedische Eisen, mit einem geringen Zusatze von Spanischem, am besten dazu taugt. Uebrigens macht man sie auch in den Seestädten der übrigen Reiche Europas, wohin auch Grobschmiede, die ein besonderes Gewerbe aus dem Ankerschmieden machen, wandern. Im Handel werden die kleinen Anker Stückweis, die größeren aber bei Schiffpfunden verkauft. — S. auch den Artikel Schiffanker, Th. 142, wo auch verschiedene Abbildungen von Ankern vorkommen.

Schmid (Blech-), im gemeinen Leben entweder der Blechmeister, das ist, der erste Arbeiter im Blechhammer; s. unter Blech (Eisen-), Th. 5, S. 661, oder der Pfannenschmid; auch der Klempner führt diesen Namen. — Ferner eine Benennung des schwarzen Erdkäfers mit ei-

nem herzförmigen Schilde, Carabus cephalotes Linn.

Schmid (Bohr-), ſ. Schmid (Zeug-).

— (Büchſen-), ſ. Büchſenmacher, Th. 7, S. 356 u. f.

— (Cur-), Kurſchmid, ſ. Schmid (Huf-).

— (Dorf-), Laufſchmid, ſ. unter Huf- und Waffenſchmid, Th. 25, S. 595.

— (Eiſen-), alle Schmiede, welche in Eiſen arbeiten, zum Unterſchiede der Kupfer-, Blech- ꝛc. Schmiede.

— (Erb-), Wohnſchmid, ſ. unter Huf- und Waffenſchmid, Th. 25, S. 595.

— (Erd-), eine Benennung, womit von Einigen der Holzbock, Cerambyx Linn., von Anderen die Todtenuhr, Termes pulsatorius Linn., belegt wird, welche beide Inſekten unter den Holzwürmern, Th. 24, S. 863 u. 878 beſchrieben worden.

— (Fahnen-). Nach Einigen rührt dieſe Benennung von den Fähnlein her, welche von den Schlöſſern, auch wohl von den Klempnern auf die Thürme, Pallaſte, hohen Häuſer ꝛc. geſetzt werden, um darnach die Richtung des Windes zu beobachten; allein dieſe Herleitung iſt unrichtig, weil, wie ſchon bemerkt, dieſe Fähnlein nicht von beſonderen Schmieden, ſondern von andern Handwerkern verfertiget werden; richtiger iſt die Ableitung von Fahne, Standarte, Feldzeichen, weil dieſe Art Schmiede zu dem Fahnenſtabe, zur Fahne eines Regiments oder eines Bataillons, Esquadrons ꝛc. gehören. Es ſind alſo Kurſchmiede, ſ. Th. 12, S. 109, und unter Huf- oder Waffenſchmid, Th. 25, S. 575.

— (Gold-), ſ. dieſen Artikel, Th. 19, S. 580.

— (Grob-), eine Benennung des eigentlichen Schmids, der auch zugleich Huf- und Waffenſchmid iſt; ſ. Schmid (Huf- und Waffen-).

Digitized by Google

Schmid (Hammer-), ſ. unter Hammerwerk, Th. 21, S. 349.
— (Herd-), ſ. Th. 23, S. 54.
— (Huf-), Waffenſchmid, Grobſchmid, Kurſchmid, Fahnenſchmid; ſ. Th. 25, S. 337 u. f, u. S. 574 u. f.
— (Jagd-), ſ. Th. 28, S. 474.
— (Keſſel-), ſ. unter Keſſel, Th. 37, S. 81.
— (Ketten-), ſ. unter Kette, Th. 37, S. 146.
— (Klein-), eine Benennung des Schlöſſers; ſ. Th. 146, S. 404, u. oben, S. 3.
— (Kleinnagel-), ſ. Th. 100, S. 644.
— (Kupfer-), ſ. Th. 56, S. 254 u. f.
— (Kupfer-Hammer-), ſ. daſelbſt, S. 155.
— (Küraß-), ſ. Th. 56, S. 681.
— (Lauf-), ſ. unter Huf- und Waffenſchmid, Th. 25, S. 595.
— (Löffel-). ſ. unter Suppenlöffel, wohin überhaupt die Verfertigung der Löffel verwieſen worden.
— (Meſſer-), ſ. Th. 89, S. 243 u. f.
— (Nagel-), ſ. Th. 100, S. 644.
— (Panzer-), bei den Alten, und im Mittelalter, ein Schmid, welcher ſich beſonders mit Verfertigung der Panzer oder Panzerhemden abgab.
— Pfannen-), ſ. Th. 109, S. 463.
— (Reim-), ſ. Th. 122.
— (Säge-), ſ. unter Säge, Th. 130, S. 453, und Schmid (Zirkel-).
— (Schwarznagel-), ſ. unter Nagelſchmid, Th. 100, S. 644.
— (Senſen-), ſ. dieſen Artikel.
— (Waffen-), ſ. Schmid (Huf-), und Waffenſchmid, in W.
— (Weißnagel-), ſ. unter Nagelſchmid, Th. 100, S. 644.

Schmid (Wohn-), s. unter Huf- und Waffenschmid, Th. 25, S. 595.

— (Zeug-), s. diesen Artikel, in Z.

— (Zirkel-), s. unter Z.

Schmidbar, in der Mineralogie, heißt ein Mineral, wenn es sich in Flitschen schneiden und völlig hämmern und biegen läßt, oder so völlig geschmeidig ist.

Schmiede, Officina ferraria, Fr. Forge, die Werkstätte eines Schmids, wo es doch nicht in allen den Zusammensetzungen üblich ist, in welchen das Wort Schmid gebraucht wird. Man sagt zwar Ankerschmiede, aber nicht Hammerschmiede, sondern Eisenhammer, nicht Kupferschmiede, sondern die Werkstatt des Kupferschmids ꝛc. Am gewöhnlichsten versteht man unter Schmiede die Werkstatt eines Huf- oder Grobschmids; s. Th. 25, S. 574 u. f.; Hammerwerk, Th. 21, S. 351, und unter Werkstatt, in W. Vor die rechte Schmiede gehen, figürlich, im gemeinen Leben, an den rechten Ort, zu dem rechten Manne. Nach dem Adelung in der Schweiz die Schmitten, im Niedersächsischen Smede, im Angelsächsischen Smiththe, im Englischen Smidy, Smithy, im Schwedischen Smidja. Opitz scheint es von einem Hammer zu gebrauchen.

Ob die Schmiedewerkzeuge, wenn nämlich eine Schmiede auf einem Rittergute gebauet und das Handwerkzeug von dem letzten Besitzer angeschafft worden, besonders aber der Blasebalg und die Amboße zu dem Lehen gehören, hierüber sind die Meinungen der Rechtslehrer sehr getheilt. Einige halten dafür, daß die Bälge und Amboße der Schmiede zugehörige Stücke wären, und daher eben so, wie die Betten im Wirthshause bei derselben bleiben müssen. Sie glauben hierzu einen Grund in dem Lege 17, §. 2. in fin. ff. de instr. zu finden, indem darin

Digitized by Google

ausdrücklich festgesetzt wird, daß bei dem Vermächtniß einer Badstube auch zugleich der Bader mit überlassen werden müsse, mit der beigefügten Ursache, weil die Badstube ohne Bader nicht gebraucht werden könnte. Da nun eine Schmiede ohne Blasebalg und Amboß eben so unbrauchbar, als eine Badstube ohne Bader ist, so haben sie von dieser auf jene einen Schluß zu machen keinen Anstand genommen. Andere berufen sich dagegen auf die Worte des Legis 17. ff. de act. emt. quia haec instrumenti magis sunt, quam aedificio adhaerent, woselbst die Weingefäße und Weinpressen, ob sie gleich in dem Gebäude befestiget sind, dennoch nur für Beylaßstücke gehalten, und nicht als Zubehörungen des Gutes angesehen werden. Ihrer Meinung nach können die Schmiedewerkzeuge, besonders die Blasebälge und Amboße, keinen andern Platz, als unter den Beilaßstücken erhalten. Beide Meinungen haben kein ausdrückliches und bestimmtes Gesetz für sich, sondern beruhen nur auf Argumenta Legis, und diese Art zu schließen ist den Rechtslehrern sehr gewöhnlich. Aber diese Art zu schließen ist sehr zweifelhaft und unsicher, indem es gemeiniglich an der Aehnlichkeit der Fälle, die sie mit einander in Vergleichung setzen, mangelt, ohne diese aber von einer Sache zur andern keine zuverlässige Folgerung gemacht werden kann. Den meisten Grund für sich haben wohl diejenigen, welche den Blasebalg und Amboß für Zubehörungen der Schmiede halten. Wenn man auf die Ausnahmen, so die Gesetze oder gesetzmäßigen Rechtslehrer in Ansehung der beweglichen Dinge, ob sie zu den Beilaßstücken oder Zubehörungen gerechnet werden sollen, mit einer gewissen Aufmerksamkeit Acht hat, so wird man fast durchgängig wahrnehmen, daß sie solche bewegliche Dinge, ohne welche das Hauptwerk, wozu

ſie beſtimmt ſind, gar nicht gedacht, vielweniger gebraucht werden kann, unter die Zubehörungen zählen. Aus dem eben angeführten Leg. 17. §. 2 de instr. liegt dies offenbar am Tage, und ein jeder, der das Römiſche Geſetzbuch in ſeiner Sprache nachſchlagen will, wird davon genau unterrichtet werden. Hier kann man daher wohl fragen: Was iſt eine Schmiede ohne Blaſebalg und Amboß? Denn fehlt es an dieſen beiden Stücken, ſo ſind gar keine Unterſcheidungszeichen vorhanden, woran man eine Schmiede erkennen kann, und das Gebäude einer Schmiede iſt gewöhnlich nicht ſo eingerichtet, daß es ohne merkliche Veränderungen zu einem andern Gebrauche angewendet werden kann. Von den Betten, Krügen und Bänken in einem Wirthshauſe läßt ſich daher ſehr wohl ein richtiger Schluß auf den Blaſebalg und Amboß machen, als dieſe verhältnißmäßig zur Schmiede weit nothwendiger, als jene zum Wirthshauſe ſind; denn in einem von Betten leeren Wirthshauſe kann man, wie auch ſehr oft geſchieht, auf dem Strohe ſchlafen, ohne Blaſebalg und Amboß kann man aber niemals ſchmieden. Der Blaſebalg iſt auch darum ſchon als eine Zubehörung der Schmiede anzuſehen, und folglich auch des Lehns, als ſolcher bekanntermaaßen in der Eſſe eingemauert iſt, und ſchon aus dieſem Grunde nicht getrennt werden kann.

Ehemals waren die Bauern einer Gemeinde auch verbunden durch Fuhren und Handdienſte den Dorfſchmieden beizuſtehen, weil ſolche zu den öffentlichen Dorfgebäuden gerechnet wurden. Bei den Erbſchmieden fällt jedoch dieſes weg, welche in neuerer Zeit ſehr gebräuchlich geworden ſind, indem von dieſen das Eigenthum nicht mehr der Gemeine, ſondern dem Schmid, der ſie beſitzt, zuſtändig iſt. Um einen Fond zu den Bau- und Reparaturkoſten zu erhal-

Digitized by Google

ten, war an vielen Orten der Gebrauch einzeführt, daß von den Laufschmieden und Hirten jährlich ein sogenannter Weinkauf, der von jedem gemeiniglich drei Rthlr. betrug, erlegt werden mußte. Diesen Weinkauf entrichteten nicht bloß die neu anziehenden, sondern auch die schon vorher an dem Orte gewesenen und noch fernerhin in den Diensten der Gemeine verbleibenden Hirten ꝛc.

Schmiedeamboß, s. Th. 57, S. 328 u. Fig. 3481.

Schmiedebalg, der Blasebalg in der Werkstätte eines Grobschmids; s. Blasebalg, Th. 5, S. 560.

Schmiedeesse, die Esse, der Feuerherd mit dem Schornsteine der Schmiede; s. Th. 11, S. 584; unter Kupferschmid, Th. 56, S. 258, und Fig. 3347; und unter Werkstatt, in W.

Schmiedefarbe, wird die Kupferfarbe auf den Kupfer-Hammerwerken genannt. Man gewinnt dreierlei Arten Farbe beim Kupferschmelzen. Die Gelbfarbe, welche zu der Zeit, wenn das Kupfer geschmolzen worden, aus dem Ofen auf den Boden ausspringt, oder auch dasjenige, was, wenn das Kupfer warm ist, zerstreut auf der Erde verschüttet wird. Dann kommt die Schmidfarbe, welche im Schornsteine in dazu aufgesetzten Pfannen, in welchen sich der Rauch verdichtet, gesammelt wird, und die Dachfarbe, welche auf dem Dache gesammelt wird. Alle diese Sorten halten mehr und weniger Kupfer, und werden beim Gahrmachen gesammelt und geschmolzen.

Schmiedehammer, die großen Hämmer, deren sich die Grobschmiede bei ihren Arbeiten bedienen; s. unter Hammer, Th. 21, S. 330.

Schmiedeknecht, im gemeinen Leben ein Name der Gesellen der Grobschmiede. Die Benennung Schmiedeknecht ist ein Beweis von dem hohen Alter dieses Handwerks, indem Knecht vor Alters

Digitized by Google

eine ganz andere Bedeutung hatte, als die man ihm jetzt beilegt; s. unter Knecht, Th. 41, S. 273.

Schmiedekohle, Kohlen, welche die Grobschmiede zu ihren Arbeiten gebrauchen, dergleichen diejenigen Holzkohlen sind, welche mit Wasser abgelöscht worden, ehe das Feuer die Holzfasern gänzlich zerrissen oder getrennt hat. Denselben Namen führen auch die glänzend schwarzen und schwarzbraunen Steinkohlen von einem festen Gewebe, welche auch Pechkohlen heißen, und vor andern zur Schmiedearbeit gebraucht werden; s. unter Kohle, Th. 43.

Schmiedekost, im Bergwerke, das verdungene Geld, welches dem Bergschmid zur Verfertigung und Ausbesserung allerlei Bergwerkzeuges gegeben wird.

Schmidelia, s. den folgenden Artikel.

Schmidelie, Schmidelia, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der achten Klasse (Octandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Bekannt davon ist die traubenblütige Schmidelie, Schmidelia racemosa, welche in Ostindien zu Hause gehört.

Schmiedemeister, der vornehmste Arbeiter auf einem Stabhammer, welcher auch der Zainer genannt wird.

Schmieden, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Eigentlich, einen dehnbaren Körper durch Hammerschläge ausdehnen und bearbeiten, in welcher weiteren Bedeutung es jetzt nur selten noch vorkommt, indem es in engerer von der Ausdehnung und Bearbeitung des glühenden Eisens vermittelst des Hammers am üblichsten ist; s. unter Eisen, Th. 10, S. 618 u. f.; unter Huf- u. Waffenschmid, Th. 25, S. 574 u. f. — In figürlicher Bedeutung kommt hierunter vor: Sich schmieden lassen. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, man

muß die Umstände zu nutzen suchen, so lange sie noch am schicklichsten sind. Ingleichen auf solche Art hervorbringen. Ein Hufeisen schmieden. Zwei Nägel in einer Hitze schmieden, zwei Absichten durch ein und eben dasselbe Mittel erreichen.

2. Figürlich. 1. Einen Verbrecher in die Eisen schmieden, ihn an den Karren, auf die Galeere schmieden, ihn auf immer mit eisernen Banden belegen, vermittelst derselben auf immer an den Karren, auf die Galeere befestigen. 2. Eine böse Sache zur Wirklichkeit zu bringen suchen, in nachtheiligem Verstande und von gewissen Veränderungen. Sein eigenes Unglück schmieden. Einen Krieg schmieden. Anschläge, welche unsere Feinde zu unserm Untergange schmieden.

Nach dem Adelung beim Stryker smiten, im Angelsächsischen smithian, Niedersächsisch smeden, im Schwedischen smida. Wachter und Frisch lassen es von schmeissen, Nieders. smiten abstammen, in so fern es ehemals schlagen überhaupt bedeutet hat. Ihre hält solches wegen des weichen d willen für unwahrscheinlich und leitet es von smeth, eben, ab, so daß es eigentlich ebenen bedeuten würde. Nach Adelung haben aber die Ersteren recht, jedoch so, daß man den Begriff der Schmeidigkeit mit zu Hülfe nehmen muß, auf welchen das weiche d zu deuten scheint. In Bayern ist für geschmeidig noch jetzt geschmaissig üblich. Die zweite figürliche Bedeutung ist ein Ueberbleibsel, der schon bei Schmid erwähnten alten Figur, da schmieden ehedem von allen Handwerken, besonders künstlicher Art, gebraucht wurde; denn schon Willeram übersetzt fabricare durch smiden.

Schmieden, des Bleyes, s. unter Bley, im Supplement.

—, des Eisens, s. oben, S. 20.

—, des Goldes, s. unter Goldarbeiter, Th. 19.

—, des Kupfers, s. unter Kupfer, Th. 55 u. 56.

—, des Messings, s. unter Messing, Th. 89.

—, des Silbers, s. unter Silber, in S.

Schmiedeschlacke, Schlacken, welche bei den Grobschmieden abgehen, zum Unterschiede von andern.

Schmiedesinter, heißt der Hammerschlag.

Schmiedezange, eine starke eiserne Zange, welche die Grobschmiede gebrauchen.

Schmiege, ein sich schmiegendes Ding, wo es nur in zwei Fällen üblich ist. 1. Bei den Werkleuten ist die Schmiege oder die Schmiegung, ein Winkel sowohl über, als unter 90 Grad, welchen zwei Linien oder Wände machen. — 2. Ein Werkzeug, solch einen Winkel zu messen, welches in einem beweglichen Winkelmaaße besteht, welches sich vermittelst einer Stellschraube auf- und zuschieben läßt, und bei den Tischlern, Schlössern und andern Handwerkern üblich ist. Man nennt es auch das Schrägenmaaß, der Winkelfasser, Winkelpasser; s. Schrägenmaaß.

Schmiegen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches eigentlich mit biegen gleichbedeutend ist, aber doch eine größere Schmeidigkeit andeutet, als dieses Zeitwort. Die Werkleute schmiegen eine Wand, eine Mauer, wenn sie dieselbe nach einem Winkel unter oder über 90 Grad fortführen. Am üblichsten ist es als ein rückwirkendes Zeitwort, sich schmiegen, sich biegsam drehen oder winden. Schmiegt euch gehorsam ihr bunten Ruthen und zerbrecht nicht unter dem Flechten. Geß. Der Hund schmiegt sich vor seinem Herrn, wenn er sich vor ihm windet, drehet und

erniedriget; daher sagt man auch figürlich: sich vor Jemanden schmiegen, demüthigen. Er hat sich nicht gewöhnt zu schmiegen und zu biegen, nachzugeben, sich in alle Zeiten und Umstände zu schicken. Besonders mit dem Nebenbegriffe des mit der Biegsamkeit verbundenen Drückens. Sich schmiegen, sich krümmen, sind hier gleichbedeutend, und bedeuten: sich in die Leute schicken und vor ihnen demüthigen um durch die Welt zu kommen. Diese Methode um fort zu kommen, ist zwar eine Regel der Klugheit, aber nicht Jedermanns Sache. Der Weinstock schmiegt sich an den Ulmenbaum. Schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, Geßn. Ingleichen der Verminderung seines Umfanges, da denn der Begriff von schmag, smeg, klein, mit eintritt. S. Schmächtig. Sich in einen Winkel schmiegen. Die Decke des Bettes ist so kurz, daß man sich darein schmiegen muß. Es. 28, 20.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen smigen, im Angelsächsischen smugan, kriechen, und im Schwedischen smyga, schleichen; ohne Zischlaut gehört auch das Dänische myg, schmeidig, das Schwedische mjuk, weich, odmjuk, demüthig, und das Isländische mykia, biegen, schmiegen, hierher. Im Oberdeutschen geht dieses Wort unregelmäßig, so wie biegen; ich schmog oder schmug, geschmogen.

Schmiele, Schmele, Windhalm, Aira Linn., eine Grasgattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: Der Kelch hat zwei Klappen oder Balgspelzen, und ist zweiblümig, die Corolle zweiklappig, die untere Klappe an der Spitze ausgebis-

Digitized by Google

ſen oder vielzähnig, oder zweiborſtig, über der Baſis unter der Mitte mit einer gedreheten Granne oder Borſte verſehen, die obere innere iſt glatt und zweiſpaltig-gezähnt. Die Narben rauchhaarig.

I. Grannenloſe, Muticae.

1) Waſſerſchmiele, Waſſerſchmele, Quellgras, ſüßes Waſſergras, Miliz- oder Milenzgras, Waſſerhirſe; Aira aquatica, foliis planis, panicula patente, floribus muticis laevibus, calyce longioribus. Fl. suec. 66. 68. Dalib. paris. 26. Gramen aquaticum miliaceum. Scheuch. gram. 176. Gramen caninum supinum paniculatum dulce. Bauh. pin. I. Poa locustis bifloris glabris. Hall. helv. n. 1471. Poa rivularis Bernhardi Verzeichniß. Erfurter Flora. Catabrosia aquatica P. de Beauv.

Die Halme dieſer in Europa in Wäſſern und auf allen naſſen Triften wachſende Grasart, breiten ſich unten auf der Erde aus, ſteigen aber nach oben zu in die Höhe, bis 1 — 2 Fuß lang, und mit einer ausgebreiteten, äſtigen Riſpe gekrümmt, deren Aeſte faſt quirlförmig ſtehen. Die Aehrchen ſind eyförmig, ſtumpf, unbewehrt, die Blätter des Halmes flach. Man findet dieſes Gras, wie ſchon oben erwähnt worden, auf allen naſſen Triften, wo ſich kalte Quellen und kleine Bäche finden, in dem ſchwammigſten, fetteſten und ſalzigſten Boden, wo es oft eine Höhe von 2 bis 2½ Fuß erreicht, und doch ſüß und ſaftreich iſt; ſteht dieſes Gras aber unter dem andern dicken Graſe, ſo iſt es niedrig und vergeht, wenn die Wieſe durch tiefe Graben ausgetrocknet oder das Waſſer von derſelben abgeleitet wird. Dieſes Gras ſchickt ſich daher ganz vorzüglich für naſſe Wieſen und ausgetrocknete Fiſchteiche, und iſt ein ſehr gutes blättereiches Schaffutter.

Digitized by Google

2) Rohrartige Schmiele oder Schmele, Aira arundinacea, panicula oblanga secunda mutica imbricata, foliis planis. Linn. Spec. plant. p. 95. Gramen orientale paniculatum, portulacae semine. Tournef. cor. 39. Diese im Morgenlande zu Hause gehörige Grasart, hat einen aufrechten Halm, mit glatten, ebenen, gestreiften Blättern, und trägt eine längliche, einseitige, unbewehrte Aehre, deren Kelchklappen ungleich sind. Die Blütezeit ist der Julius.

3) Schwingelartige Schmiele oder Schmele, Aira festucoides. Vill. Diese in Frankreich einheimische Grasart hat fadenförmige dünne Halmblätter, eine aufrechte Rispe und gefärbte Blümchen.

4) Niedrige Schmiele oder Schmele, Aira humilis. M. de Bieberst., die am Kaukasus zu Hause gehört. Sie hat eine ausgebreitete Rispe, unbewehrte Blümchen, die doppelt länger, als die Kelche sind, und abgestutzte, an der Spitze häutige, gezähnelte Klappen.

5) Glänzende Schmiele oder Schmele, Aira nitida. Spreng., soll nach Dietrich's Vermuthung zur Gattung Koeleria gehören. Mühlenberg fand sie in Pensylvanien. Diese Schmiele ist unbewehrt, mit zusammengezogener walzenförmiger Rispe, abgestutzten Kelchklappen, und abwechselnden, gestielten Blümchen mit durchsichtigen Klappen. Die Blätter des Halms sind 1 Zoll lang und filzig.

6) Blasse Schmiele oder Schmele, Aira pallescens. Kitaibel. Der Halm dieser Grasart ist aufrecht und mit langgespitzten glatten Blättern besetzt. Die Rispe ist zusammengezogen und schlaff, fast dreiblümig, hat keilförmig-umgekehrt-eyförmige Aehrchen, und unbewehrte, stumpfe Klappen, davon die untern mit den Kelchklappen gleiche Länge haben. Das Vaterland ist Ungarn.

7) Purpurrothe Schmiele oder Schmele, Aira purpurea. Walt. Diese Schmiele hat einen aufrechten Halm, pfriemen-borstenförmige Blätter, eine Rispe, deren Aestchen zerstreut stehen, und purpurrothe Blümchen, mit abwechselnden, ungetheilten, federartigen Klappen.

8) Borstenblättrige Schmiele oder Schmele, Aira setacea. Retz. Der Halm derselben ist mit borstenförmigen Blättern besetzt, und trägt eine ausgebreitete Rispe. Die Kronenklappen sind an der Basis behaart; die untere ist unbewehrt, die obere mit einer kurzen Granne versehen.

9) Haarförmige Schmiele oder Schmele, Aira capillacea. Lam. Illustr. No. 29. Die Halme sind ungefähr 8 Zoll hoch, dünn, fadenförmig; jeder trägt eine große, schlaffe, purpurrothe Rispe, deren Aestchen haarförmig und einährig sind. Die Blümchen sind unbewehrt, länger, als die Kelchklappen, und die Kronklappen vertieft, gespitzt. Das Vaterland ist Virginien und Karolina, wo es auf Hügeln wächst. Es ist perennirend und vermehrt sich daher durch Wurzelsprossen.

II. Begrannte, Aristatae.

10) Zweifelhafte Schmiele oder Schmele, Aira ambigua. Michaux. Deschampsiaambigua. P. de Beauv. Diese in Nordamerika wildwachsende Schmiele hat fast borstenförmige Halmblätter, eine große pyramidenförmige Rispe, und gelblichte Kelchklappen. Die Kronklappen sind über der Basis mit sehr kurzen Grannen versehen. Es soll nach Dietrich eine Varietät von der Rasenschmiele, Aira cespitosa, Linn. seyn.

11) Schwarzpurpurrothe Schmiele oder Schmele, Aira atropurpurea. Wahlenb. Aira

alpina. Vahl. Fl. Dan. t. 961. Die Blätter des Halms ſind weich, zart, immer flach. Die Riſpe iſt ausgebreitet, arm, mit einfachen, faſt quirlförmig geſtellten Aeſten; die Aehrchen ſind ſchwarz-purpurroth oder violett, 1 1/2 Linie lang, die Kelchklappen viel kürzer, als die Blümchen, an der Spitze behaart, die obere Kronenklappe auf dem Rücken mit einer Granne verſehen. Das Vaterland iſt Lappland, wo es an ſumpfigen Orten wächſt.

12) Raſenſchmiele oder Schmele, glänzende Schmiele, Rabisgras, hohe Ackerſchmiele, Ackerſtrausgras, Ackerwindhalm, Leethardel; Aira cespitosa, foliis planis, panicula patente, petalis basi villosis aristatisque, arista recta brevi. Fl. suec. 63, 70. Gramen segetum, panicula arundinacea. Bauh. pin. 3. theatr. 35. Scheuch. gram. 244. Gramen pratense paniculatum. T. Vaill. paris. 26. Gramen agrorum. Moris. hist. 3. s. 8. t. 5. f. 17. Avena diantha. Hall. Helv. n. 1487. Deschampsia cespitosa. P. de Beauv. Engl. Turfy Hair Gras.

Aus der zaſerigen Wurzel dieſes perennirenden Graſes erheben ſich mehrere aufrechte, zweiknotige, 3 bis 4 Fuß hohe, ſteife Halme, die mit einer großen, faſt über einen Fuß langen, ausgebreiteten, flattrigen Riſpe gekrönt ſind. Die Blüten ſind faſt ſo lang, als die Kelchklappen, und die Blätter des Halmes flach, unten glatt, oben mit ſcharfen, ſägenartigen, erhabenen Rippen verſehen, wovon ſich gewöhnlich 5 — 7 auf jedem Blatte befinden. Die Wurzelblätter ſind ſchmal, lang, gleich breit, und in ihrer Jugend am Rande mehr oder weniger eingerollt. Sie wächſt an ſchattigen Orten in Gräben, auf feuchten Wieſen und in Wäldern in Deutſchland. Ueberhaupt auch in ganz Europa auf bebaue-

Digitized by Google

ten fruchtbaren Wiesen. In nassen Frühjahren i
wächst dieses Gras besonders das Getreide, legt
mit solchem bei starkem Regen nieder, steht n
wieder auf, und macht, daß wenig Korn in sold
Lagergetreide gefunden wird. Dieses Gras n
von allem Vieh gern gefressen, besonders aber
den Schafen, und ist daher zum Anbau sehr zu
pfehlen.

13) Zierliche Schmiele, liebli
Schmiele oder Schmele; Aira elegans, fo
setaceis, flosculis utroque sessili, altero su
riore aristato, altero inferiore mutico, glu
exteriori bimucronata. Willd. inedit. test. Ga
Agr. 1. p. 130. Aira capillaris. Host. gra
aust. 4. t. 35.

Diese Grasart gleicht der nelkenartig
Schmiele, unterscheidet sich aber durch die Sta
und andere Merkmale. Der Halm ist 1 Fuß h
und darüber, und mit borstenförmigen Blättern
setzt. Die äußeren Kelchklappen sind mit zwei M
kronen versehen. Man findet diese Schmiele in
Schweitz im Sandboden, auf Feldern, in Tyr
Dalmatien und an andern Orten.

14) Flitterschmiele oder Schmele, geb
gene Schmiele, Silberbocksbart, Bus
gras, Waldgras; Aira flexuosa, foliis se
ceis, culmis subnudis, panicula divaricata, p
dunculis flexuosis. Fl. suec. 64, 71. Aira pan
cula rara, calycibus albis. Fl. lapp. 28. Gr
men alpinum nemorosum paniculatum. Scheuc
gram. 218. t. 6. f. 1. Gramen nemorosum. M
ris. hist. 3, p. 300. Aira montana. Huds.

Aus der Wurzel dieser Schmiele kommen mehre
fast glatte, aufrechte Halme, die mit borstenartig
Blättern besetzt sind, und eine eyförmige, aus
sperrte, dreitheilige Rispe tragen, deren Aeste na

Digitized by Google

verſchiedenen Richtungen gebogen ſind. Die Aehrchen ſind lanzettförmig, etwas zuſammengedrückt, zugeſpitzt, glänzend und rauh. Die Kelchklappen ungleich, lanzettförmig, etwas kürzer, als die Blüten, oft aber auch länger, welches von dem Standorte der Pflanze abhängt; jede Spelze iſt unten auf dem Rücken mit einer gebogenen Granne verſehen. Die äußere Spelze, welche mit kurzen Haaren bekränzt iſt, hat eine ähnliche Bildung und Farbe. Dieſe Art wächſt in Amerika und Europa, beſonders in Deutſchland, in grobſandigen, ſteinigen Gegenden, auf Bergen, in Wäldern und auf lichten Plätzen, wo ſie gewöhnlich im Julius blüht. Es wird vom Vieh, beſonders aber von den Schafen ſehr gern gefreſſen, und verdient in dieſer Rückſicht angebauet zu werden. Man hat von dieſer Grasart vier Varietäten.

15) Alpenſchmiele oder Schmele, weißes Strausgras, Aira alpina, foliis subulatis, panicula densa, flosculi basi, pilosis aristatis, arista brevi. Fl. suec. 69. 73. Gramen avenaceum capillaceum. Scheuch. gram. 222. Deschampsia alpina. P. de Beauv.

Der Halm iſt aufrecht, gebogen und mit pfriemenförmigen Blättern beſetzt, und trägt eine eyförmige, etwas zuſammengezogene Riſpe. Die Bälge ſind mit Haaren umgeben, und die Spelzen enthalten kurze Grannen. Das Vaterland ſind die Alpen in Lappland und Deutſchland. Es blüht im Sommer, und iſt als Futtergras zum Anbau zu empfehlen.

16) Bergſchmiele oder Schmele, Aira montana, foliis setaceis, panicula angustata, flosculis basi pilosis aristatis, arista tortili longiore. Fl. suec. 68, 72. Aira panicula rara, calycibus fuscis. Fl. lap. 49. Gramen avenaceum

capillaceum. Bauh. pin. 10. Gramen avenaceum paniculatum alpinum. Scheuch. gram. 210.

Der Halm dieſes perennirenden Graſes ſteht aufrecht, wird ſelten über 2 Fuß hoch, und trägt eine länglichte, eyförmige Riſpe, die ſich in eine Spitze endiget; die Bälge ſind haarig, und die Spelzen ſind mit einer langen, gewundenen Granne verſehen. Dieſe Art blüht gewöhnlich im Junius und Julius, und iſt ein ſehr zu empfehlendes Futtergras, welches auch in England häufig dazu benutzt wird. Auch in Norwegen ſoll dieſes Gras für eines der beſten Futtergewächſe gehalten werden, weil es nahrhaft iſt, und ſpät im Jahre grün bleibt. Das Vaterland dieſes Graſes ſind die Alpen in Europa; und da es nur auf Höhen wächſt oder angetroffen wird, ſo iſt es beſonders ein gutes Schaffutter.

17) Chineſiſche Schmiele oder Schmele, Aira chinensis. Retz. Der Halm dieſes einjährigen, mit borſtenförmigen Blättern bekleideten Graſes, trägt eine lange, aufrechte Riſpe, deren Spelzen begrannt, und die Bälge mit feinen Haaren bekleidet ſind. Das Vaterland iſt China.

18) Graue Schmiele oder Schmele, grauer Bocksbart, Silbergras; Aira canescens, foliis setaceis; summo spathaceo paniculam inferne obvolvente. Roy lugdb. 60. Fl. suec. 73. 74. Dalib. paris. 25. Gramen foliis junceis, radice jubata. Bauh. pin. 5. Scheuch. gram. 243. Gramen sparteum variegatum. Bauh. pin. 5. Avena diantha, foliis setaceis. Hall. Helv. n. 1483. Corynephorus canescens. P. de Beauv.

Die Wurzel dieſes in Südeuropa auf ſandigen Aeckern wachſenden Graſes iſt jährig. Die Halme ſtehen zahlreich bei einander, und bilden mit den borſtenartigen Blättern, von welchen das obere ſchei

denartig ist, dichte rasenartige Büsche. Die Rispe hat in den ersten Stufen ihrer Ausbildung ein ährenartiges Ansehen; im Alter breiten sich aber die Aeste mehr aus. Die schönen purpurrothen, mit grün vermischten Kelchklappen sind von gleicher Länge, und die Spelzen glatt, nur unten ein wenig haarig. Diese Art unterscheidet sich überhaupt sehr gut durch die graue glänzende Farbe, und ist ein gutes Viehfutter, besonders wird es von den Schafen sehr gern gefressen.

19) Nelkenartige Schmiele oder Schmele, Nägelein, Silberhaarschmiele; Aira caryophyllea, foliis setaceis, panicula divaricata, floribus aristatis distantibus. Linn. Species plantarum. Tom. 1. p. 97. Gramen phalaroides, sparsa panicula, minimum angustifolium. Barr. rar. 1218. t. 44. f. 1. Gramen paniculatum, locustis purpureo argenteis, annuum. Raj. angl. 3. p. 407. Moris. hist. 3. p. 200. s. 8. t. 5. f. 11. Caryophyllus arvensis glaber minimus. Bauh. prodr. p. 105. Engl. Silver leav'd Hair Grass.

Die Halme dieses Grases, welches in England, Frankreich und Deutschland in dürrem Boden, auf Sandschollen ꝛc. wächst, werden selten 8 bis 10 Zoll hoch, stehen aufrecht, und sind mit borstenartigen Blättern besetzt, deren Blattscheiden rauh und gestreift sind; das Blatthäutchen ist länglich, sehr fein gekerbt und zugespitzt, die borstenähnlichen, glatten Wurzelblätter sind kaum über einen Zoll lang; die auseinander gesperrte Rispe besteht immer aus Paarweise stehenden langen Armen, die sich in lange Nebenäste vertheilen, welche vor dem Aufblühen zusammengezogen sind. Die Bälge sind weiß und purpurroth gefleckt, glänzend und abstehend; das obere Blütchen ist allemal gestielt, und steht von dem untern etwas ab. Dieses Gras blüht im Mai und

Junius, und wird von den Engländern zu den Futtergräsern gezählt.

19) Dreiblüthige Schmiele oder Schmele, Aira triflora. Lagasca. Aus der faserigen Wurzel erheben sich 3 bis 8 Zoll lange, aufsteigende Halme, die mit borstenförmigen, steifen Blättern besetzt sind. Die an der Wurzel stehenden Blätter sind nur 1 bis 2 Zoll lang, zusammengefaltet eingerollt. Die Rispe ist etwas ausgebreitet, mit dreiblütigen Aehrchen, deren Blümchen kürzer, als die Kelche sind.

20) Bunte Schmiele oder Schmele, Aira versicolor Roem. et Schult. Die Wurzelblätter sind 2 bis 3 Zoll lang, borstenförmig, die Halme eine Spanne lang und darüber, rund, mit 3 bis 4 schlaffen, glatten Scheiden und linienförmigen Blättern besetzt. Die Rispe ist fast zusammengezogen, mit haarförmigen Aesten. Die Kelchklappen sind ungleich, auf dem Rücken scharf, die Kronklappen ungleich, lanzettförmig, die äußere ist größer, als die innere, an der Basis behaart, in der Mitte braun, am Rande häutig, und mit einer Granne versehen.

21) Hartliche Schmiele oder Schmele, Aira duriuscula. Poiret. Aus der Wurzel kommen viele 3 bis 6 Zoll hohe dünne Halme, die mit wenigen pfriemenförmig-eingerollten Blättern besetzt sind. Die Rispe ist kurz, ausgebreitet, und die Aestchen tragen einzelne, zusammengedrückte, an der Basis purpurrothe Aehrchen. Die Kelchklappen sind gleich, lanzettförmig, gespitzt, die Blümchen stiellos, so lang, als die Kelche, an der Basis behaart; die Granne ist länger, als die Kronenklappe, der Same oval und schwarz.

Ausser diesen hier angeführten Schmielen oder Schmelen giebt es noch einige andere Arten, die aber hier, um nicht weitläuftig zu werden, übergangen werden müssen. Auch sind einige Arten, die Linné

in seiner Spec. plant. anführt, von andern Botanikern andern Grasgeschlechtern oder Familien einverleibt worden, so z. B. gehört die Indische Schmiele, Aira indica Linn., zu dem Hirsegeschlechte, Panicum, die büschelförmige Schmiele, Aira cristata Linn., zu der Koelerie, Koeleria, und ist Koeleria glauca; die frühzeitige Schmiele, Aira praecox Linn., zu dem frühzeitigen Hafer, Avena praecox ꝛc. ꝛc. Man kann alle diese Gräser in botanischen Gärten erziehen und fortpflanzen, indem man sie wie die übrigen schon in der Encyklopädie abgehandelten Gräser kultivirt. Zum ökonomischen Gebrauche sind sie nach Dietrich fast alle geeignet, nur muß der Oekonom bei Anpflanzung derselben auf den Standort und das Erdreich, in welchem sie in ihrer Wildniß häufig vorkommen, Rücksicht nehmen, und ihre Größe und ihren Wuchs gegen diejenigen Futterpflanzen, mit welchen sie in der Aussaat gemischt werden, gut zu berechnen verstehen.

Oekonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien vom Jahre 1777, S. 340 u. f.
Oekonomische Nachrichten, 15, S. 230.
Hube, Landwirth, I. 184.
Handbuch der Landwirthschaft für alle Stände ꝛc. 1r Bd. Berlin, 1796. S. 434 u. f.
Beckmann's Grundsätze der Deutschen Landwirthschaft, 4te Aufl. Göttingen, 1790, S. 162, 163.
Stuttgarder Auszüge VI, 172, 193. — Schreber's Sammlungen VI, 376; XI, 208, 213.
Dietrich's Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Th., 2te Auflage, Berlin, 1820, S. 209 u. f.

Schmiele (Acker-), s. Schmiele (Rasen-).
— (Alpen-), Aira alpina, Linn., s. oben, S. 29.
— (Berg-), Aira montana, Linn., s. daselbst.
— (blasse), Aira pallescens, Kitaibel, s. daselbst, S. 25.

Schmiele (borſtenblättrige), Aira setacea, Retz, ſ. oben, S. 26.
— (bunte), Aira versicolor, Roem. et Schult., ſ. daſelbſt, S. 32.
— (büſchelförmige), Aira cristata Linn., ſ. daſ., S. 33.
— (Chineſiſche), Aira chinensis, ſ. daſ., S. 30.
— (dreiblüthige), Aira triflora, Lagasca, ſ. daſ., S. 32.
— (Flitter-), ſ. Schmiele, (gebogene).
— (frühzeitige), Aira praecox, ſ. oben, S. 33.
— (gebogene), Flitterſchmiele, Aira flexuosa, Linn., ſ. daſ., S. 28.
— (glänzende), Aira nitida, Spreng., ſ. daſ., S. 25.
— (graue), Aira canescens, Linn., ſ. daſ., S. 30.
— (hartliche), Aira duriuscula, Poiret, ſ. daſ., S. 32.
— (Indiſche), Aira Indica, Linn., ſ. daſ., S. 33.
— (liebliche), zierliche Schmiele, Aira elegans, Willd., ſ. daſ., S. 28.
— (nelkenartige), Silberhaarſchmiele, Aira caryophyllea, Linn., ſ. daſ., S. 31.
— (niedrige), Aira humilis, M. de Bieberst, ſ. daſ., S. 25.
— (purpurrothe), Aira purpurrea, Walt., ſ. daſ., S. 26.
— (Raſen-), glänzende Schmiele, Ackerſchmiele, Aira cespitosa, Linn., ſ. daſ., S. 27.
— (rohrartige), Aira arundinacea, L., ſ. daſ., S. 25.
— (ſchwarzpurpurrothe), Aira atropurpurea, Wahl., ſ. daſ., S. 26.
— (ſchwingelartige), Aira festucoides, Vill., ſ. daſ., S. 25.
— (Silberhaar-), ſ. Schmiele (nelkenartige).
— (Waſſer-), Aira aquatica, Linn., ſ. oben, S. 24.

Digitized by Google

Schmiele (zierliche), s. Schmiele (liebliche).
— (zweifelhafte), Aira ambigua, Mich., s. oben, S. 26.

Schmier, ein schmieriger Körper, womit man schmiert. Es ist nur in der Zusammensetzung Wagenschmier üblich, für Schmeer oder Schmiere.

Schmieralien, ein von dem Zeitworte schmieren nach Art der Lateinischen Wörter gebildetes Hauptwort. 1. Von schmieren, schlecht schreiben, sind Schmieralien, ein schlechtes, elendes Geschreibe, und die auf solche Art beschriebenen Papiere, also ein Geschriebenes ohne Werth. 2. Von schmieren, bestechen, werden auch Geschenke, womit man den Richter schmiert oder besticht, zuweilen im Scherze Schmieralien genannt.

Schmierbuch, Schmadderbuch, Kladde, bei den Kaufleuten, s. Kladde, Th. 39, S. 303, und Memorial, Th. 88, S. 323. In den Schulen, Gymnasien, das Tagebuch, Diarium, Fr. Brouillon.

Schmierbüchse, im Fuhrwesen, die hölzerne Büchse mit einem Deckel, worin sich das Wagenschmier befindet, und welche auf der Reise unten an den Wagen vermöge eines um die Büchse gezogenen und befestigten Strickes gehängt wird. Sie heißt auch noch der Schmiereimer, die Schmiermeste, das Schmierfaß, die Theerbutte.

Schmiere, im gemeinen Leben, ein halb flüssiger und halb fester fettiger Körper, um einen andern damit zu schmieren oder zu beschmieren. Eigentlich gebraucht man es hier nur von der Wagenschmiere und Schuhschmiere, s. diese Artikel; die Letztere, auch Lederschmiere genannt, s. Th. 68, S. 674 u. f.; uneigentlich aber von andern ähnlichen Körpern; z. B. von der Salbe, welche aber nicht so flüssig und fettig ist, als die eigentliche Schmiere. Zwischen der Schmiere und Salbe steht die Pom-

made in Ansehung ihrer Consistenz in der Mitte, und dann folgt das Pflaster, als das festeste und dickste. So nennt man die Salbe, womit die Schäfer die räudigen Schafe schmieren, nur die Schmiere, daher Schmierschaf, Schmiervieh ꝛc. — Auch schmierige Unreinigkeiten, fetter klebriger Schmutz wird im gemeinen Leben Schmiere genannt; daher der Ausdruck voller Schmiere seyn. Nach dem Adelung in Schwaben Schmirbi, von schmirben, schmieren, in Bayern Schmitze. Schmeer, Schmier und Schmiere sind nur im Gebrauch verschieden.

Schmiereimer, s. Schmierbüchse.

Schmieren, regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Eigentlich, einen halb festen und halb flüssigen Körper auf einen festeren ausdehnen oder streichen. Jesus schmierete den Koth auf des Blinden Auge, Joh. 9, 6. u. f. Einem Kinde den Brey in den Mund schmieren. Figürlich sagt man in den niedrigern Sprecharten Einem etwas in das Maul schmieren, es ihm wegen seiner Unfähigkeit sehr deutlich und begreiflich machen. Besonders von einem dicklichen fetten Körper, welcher die Consistenz einer Salbe oder Schmiere hat. Butter auf das Brod schmieren. Sehr häufig wird es mit der vierten Endung desjenigen Körpers gebraucht, auf welchem der weiche ausgedehnt wird, mit Verschweigung des letztern, da es denn nicht allein von Salben, Schmieren und andern dicklichen flüssigen Dingen, sondern auch von noch flüssigeren, z. B. Oelen gebraucht wird. Ihr Fürsten schmieret den Schild, Es. 21. 5. Den Wagen, die Achse schmieren. Wer gut schmiert, der gut fährt. Die Schuhe, die Stiefeln, das Leder schmieren. Ein Schloß schmieren. Ein Gefäß schmieren, den Ofen schmieren

die Ritzen mit Lehm oder mit einem andern weichen Körper ausstreichen. Jemanden das Maul schmieren, in den niedrigen Sprecharten, ihm angenehme Hoffnungen machen, ohne sie zu erfüllen. Die Gurgel schmieren, auch nur in der niedrigen Sprechart, wacker trinken. Die räudigen Schafe schmieren. In der Schifffahrt heißt schmieren den Rumpf und die Masten eines Schiffes mit einer gewissen Komposition bestreichen, um sie gegen Fäulniß zu verwahren. Die Seiten des Schiffes werden gewöhnlich mit Theer, Terpentin, Harz, Thran und Ocher überstrichen, damit die Sonnenhitze und der Wind sie nicht aufreißen kann, so auch die untern Masten. Die Stengen, Bramstengen und auch die Masten der kleinern Fahrzeuge überzieht man mit Thran oder Schmalz, damit die niederzulassenden Segel um so besser daran gleiten.

Da dieses Wort den schmutzigen Nebenbegriff des Unreinlichen, Fettigen ꝛc. bei sich hat, so wird es von Dingen, welche auch im gesitteten Leben vorkommen, in der anständigeren Sprechart gern vermieden, und dafür das Zeitwort streichen gebraucht. Butter auf Brod streichen, Salbe auf Leder, Leinewand ꝛc. streichen. Nur in den Fällen, nach Adelung, wo es die vierte Endung des Körpers, welcher bestrichen wird, bei sich hat, muß man es behalten, welche Fälle aber größtentheils in das gemeine Leben gehören. Von Salben und andern reinen und wohlriechenden Arten von Schmieren, als Pommaden, braucht man das Zeitwort salben. Dieses gilt auch von den folgenden figürlichen Bedeutungen, welche sämmtlich in die gemeine und niedrige Sprechart gehören.

2) Figürlich. (1) Mit einem dicklichen flüssigen Körper unreinlich, sudelhaft umgehen, am häufigsten in dem Zusammengesetzten sich beschmieren, für

besudeln. (2) Schlecht und sudelhaft schreiben und malen, eine Fortsetzung der vorigen Figur; im Hochdeutschen auch schmadern, im Bayerschen glänen, im Niedersächsischen kleyen, gnideln. Das ist nicht gemalt, sondern geschmiert. Etwas in ein Buch schmieren. Allerlei zusammen schmieren, wo es nicht bloß von schlechten, in der Eil gemachten Zügen, sondern auch von gemeinen alltäglichen auf eine nachläßige und flüchtige Art vorgetragenen Sachen gebraucht wird. — (3) Den Wein schmieren, ihm mit schädlichen Dingen eine höhere Farbe oder einen angenehmeren Geschmack geben; daher der Ausdruck ein geschmierter Wein; s. unter Wein. — (4) Jemanden die Hände schmieren, einen Richter, einen Advokaten schmieren, sie bestechen. Adelung glaubt, daß diese Figur von dem Schmieren eines Wagens entlehnt sei, zumal da man den Satz, wer gut schmiert, der gut fährt, auch auf diesen Fall anzuwenden pflegt. Sich schmieren lassen, bestechen. — (5) Jemanden den Buckel schmieren, ihn prügeln, wofür man auch nur schlechthin sagt: ihn schmieren oder abschmieren. — (6) Im Niedersächsischen ist schmieren, auch schmeicheln, nach dem Munde reden. Gut schmieren können. Daher eine solche Person auch eine Schmiertasche heißt. Bei den Schwäbischen Dichtern kommt es in einer dem Anscheine nach verwandten Bedeutung vor. Nach dem Adelung bei dem Notker, der es aber sehr uneigentlich für mästen gebraucht, smiran, in Schwaben schmirben, im Niedersächsischen smeren, im Angelsächsischen, smeran, smyran, im Englischen smear, im Schwedischen smörja, im Isländischen smyria, im Irländischen smearam, im Polnischen

Digitized by Google

smarowac. Der Begriff des glatten, dicklich weichen, ſoll der herrſchende ſeyn. S. auch Schmeer.

Schmierer, in der Landwirthſchaft, diejenigen Schäfer, welche mit Schmiervieh umgehen, im Gegenſatz derjenigen, welche mit reinem Vieh zu thun haben. Letztere nennen daher Erſtere Schmierer. In der zweiten figürlichen Bedeutung des Zeitwortes in der niederen Sprechart und im verächtlichen Verſtande ſagt man es von einer Perſon, welche eine ſchlechte nachläßige Hand ſchreibt, ingleichen von einem Schriftſteller, welcher alttägliche Sachen ohne Wahl und Geſchmack ſchreibt.

Schmiererey, eine ſchmierige unreine Behandlungsart, ingleichen eine ſchmierige beſudelnde Arbeit. Auch in der zweiten figürlichen Bedeutung des Zeitwortes, ein ſchlechtes flüchtiges Geſchreibe, und eine ſchlechte ohne Wahl und Geſchmack zuſammengetragene Schrift.

Schmierfaß, ſ. Schmierbüchſe.

Schmierig, einen halb feſten und halb flüſſigen Körper, er ſei nun fett oder nicht, enthaltend, demſelben ähnlich, damit überzogen oder beſudelt ꝛc. Ein ſchmieriger Körper. Ein Ding iſt ſchmierig, wenn es mit einem dicklich flüſſigen Körper überzogen oder beſchmutzt iſt. Sich ſchmierig machen. Eine ſchmierige Arbeit, wobei man ſich ſchmierig macht; da es denn im gemeinen Leben auch für ſchmutzig, unrein, von einem dicklich flüſſigen Schmutze gebraucht wird.

Schmiering, Gelbbein, Gelbfüßel, Glareola III, Schwenkfeld et Klein, in einigen Gegenden ein Name einer Art Sand- oder Strandläufer mit gelben Füßen; ſ. Strandläufer.

Schmierkäſe, in der Landwirthſchaft, geronnene Milch, welche in weichem Zuſtande aufbehalten wird, um ſie auf das Brod zu ſchmieren, und wel-

cher Käse auch Quark, Käsebutter genannt wird; s. auch unter Quark und Käse. Auch in der Stadtwirthschaft, bei den Victualienhändlern, eine Art eingelegter Kuhkäse, welche, wenn sie aus der Sauce kommen, von einander fließen und eine schmierige Beschaffenheit haben.

Schmierleder, Schmeerleder, s. unter Juchten, Th. 31, S. 267 u. f.; und unter Leder, Th. 68, S. 627.

Schmierlein, eine Benennung, die in einigen Gegenden die Schmerle oder der Wetterfisch, Cobitis fossilis, wegen seines mit zähen Schleime bedeckten Körpers führt. Auch der Gründling führt zuweilen diesen Namen. — Auch eine Benennung des kleinen Falken, Falco aesalon, Fr. L'Emérillon; s. unter Falk, Th. 12, S. 135.

Schmiermeste, s. Schmierbüchse.

Schmierofen, bei den Pechlern oder Pechhauern, der viereckige aus Lehm bestehende Ofen, worin das Harz geläutert und zu Pech gemacht oder bereitet wird; der Pechofen; s. diesen, Th. 104, S. 371.

Schmiersalbe, bei den Wundärzten, eine weiche Salbe zum Schmieren; sie hat die Consistenz eines geronnenen Oels.

Schmierschaf, in der Landwirthschaft, unreine Schafe, welche beständig mit der Räude behaftet sind, und daher zur Heilung geschmiert werden; s. auch unter Schaf u. Schafzucht, Th. 138 u. 139.

Schmierseife, s. unter Seife.

Schmiervieh, nur von Schafen, collective, unreines Vieh, im Gegensatz der reinen Schafe oder des reinen Viehs.

Schmierwolle, die Wolle von den Schmierschafen, daher unreine Wolle, im Gegensatz der reinen; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 139.

Digitized by Google

Schmiete, in der Seefahrt, eine Art Seile, welche an die untern Enden des Schönfahr- und Fockſegels angeheftet ſind, und welche dienen, die Segel nach vorne auszuziehen. Man nennt ſie auch Halſen oder Halßen; ſ. unter Seil.

Schminkbaum, Afrikaniſcher Schminkbaum, Alhenna, eine von vielen älteren Schriftſtellern angeführte Pflanzengattung, welche in Amerika zu Hauſe gehört, und wahrſcheinlich mit der Lawſoniſchen Pflanze, Lawsonia Linn., Th. 66, S. 577 u. f. verwandt iſt. Nach der Beſchreibung iſt dieſer ſogenannte Schminkbaum ſtaudenartig, hat der Myrthe ähnliche Blätter, eine fünfblättrige, zirkelförmige Blüte, und eine einfache Fruchthülſe mit kleinen Samen. Aus den Blättern bereitet man einen ſchönen rothen Saft, womit ſich das Frauenzimmer in Amerika die Nägel ſchön roth färbt, und welchen man auch noch zu andern Bedürfniſſen gebraucht.

Schminkbeere, Erdbeermelde, Blitum Linn., ſ. Meier, Th. 87, S. 610, Nr. 4.

Schminkbohne, Welſche Bohne, ſ. unter Bohne, Th. 6, S. 110 u. f.

Schminkbüchſe, eine Büchſe, in welcher die Schminke verwahrt wird; ſ. unter Schminke.

Schminkdoſe, Ostrea striatula, eine Art Conchylie, ſ. unter Muſchel, Th. 98, S. 309.

Schminke, Cosmeticum, Fucus; Fr. Cosmétique, Fard, ein dicklich flüſſiger, oder auch ein trockner fein gepulverter Körper, gewiſſe Theile des Leibes, vorzüglich aber das Geſicht damit zu beſtreichen oder zu färben, um den Teint deſſelben zu erhöhen; daher man auch rothe und weiße Schminke hat. Die Kunſt des Schminkens iſt ſchon ſehr alt; denn in der Bibel wird ihrer ſchon erwähnt. Als Jehu, der neu geſalbte König von Iſrael, auf ſeinen

Digitized by Google

Siegeszügen auch gegen Jesreel zog, und Joram's Mutter Isebel seine Ankunft erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht, schmückte ihr Haupt, und kukte zum Fenster hinaus *). Nach der heiligen Schrift, mit den Anmerkungen der Englischen Schriftsteller (4r Th., S. 373, 374), soll Isebel sich einer Art Spießglas bedient haben, wodurch die Augen schwarz gefärbt wurden und die Augenlieder anschwollen. Auch Jeremias, Kap. 4, V. 30, redet von der Kunst zu schminken, als von einer gewöhnlichen Sache, womit man dasjenige vergleichen kann, was im Buche Esther, Kap. 2, V. 12, über das Schminken der Frauen gesagt worden, welches gleichfalls zum Beweise dient, daß das Schminken bei den Asiaten sehr alt ist. Bei den Griechinnen finden wir es gleichfalls. Aelianus **) sagt von den Griechischen Mädchen, daß sie sich das Gesicht mit Farben und Schminken bemalt hätten. In den monatlichen Unterredungen vom Jahre 1689, S. 505, wird aus dem Grandi ***) folgende Geschichte erzählt, welche das Schminken der Griechinnen zum Gegenstande hat. „Auf einem Gastmahle wurde das Königsspiel gespielt, welches darin besteht, daß Einer nach dem Andern in der Gesellschaft etwas befehlen darf. Da nun die Phryne gewahrte, daß die Frauenzimmer, welche dabei waren, sich geschminkt hatten, befahl sie Wasser herein zu bringen. Sie wusch sich das Gesicht zuerst darin, und trocknete es mit einem Handtuche ab, und so befahl sie auch, vermöge ihrer erlangten Würde, daß es die

*) 2 Buch der Könige, Kap. 9, V. 30.

**) Lib. 12, 1. Faciem coloribus ac medicamentis pictam habebant.

***) Grandi medici Diss. de Stibio ejusque usu apud antiquos in re cosmetica.

Digitized by Google

andern Damen aus der Gesellschaft thun sollten; sie mußten gehorchen, und die Gesichter bekamen durch das Abwaschen der Schminke ein scheusliches Ansehen, dagegen wurde das Gesicht der Befehlshaberin, welches nicht geschminkt war, noch schöner durch's Waschen." — In den ältesten Zeiten bediente man sich zur Schminke des Weids, des Bohnenmehls, des Safrans und des Antimoniums *). Die Römerinnen zogen im Hause, oder wenn sie zu Hause blieben eine Art Teig oder eine teigige Masse über das Gesicht, um die Haut zart zu erhalten, wozu sie sich auch der Eselsmilch bedienten. Poppaea Sabina hielt sich zu diesem Gebrauche 600 Eselinnen; man nannte daher auch diese Art Schminke Poppaeanum **). Nach dem Martial suchten sie die Weiße des Schnees und die rosigen Lippen durch Nachahmung noch zu übertreffen***). Nach demselben Epigrammatisten schnitten diejenigen, welche schlechte Haare hatten, solche ab, und setzten andere auf, bedienten sich also schon damals einer Art Haar-Touren, wie man sie jetzt noch hat, ja alte Mannspersonen, denen die Haare ausgingen, ließen sich die kahle Platte oder Glatze mit andern bemalen †), wie man jetzt die Puppenköpfe bemalt. Man gewahrt hieraus, daß nicht nur die Jüdinnen, sondern auch die Griechinnen und Römerinnen die Toilette zu machen meisterhaft verstanden. Ueberhaupt waren schon frühzeitig die Specereyen und balsamischen Harze ein Hauptartikel des Handels, und die Kaufleute von Sidon und Tyrus wurden durch diesen

*) Wowerus ad Petron. c. 13. Victor. Variar. lection. II, 4.

**) Pitiscus I. p. 753.

***) Sit nive candidior.

Praestanis rubeant aemula labra rosis. Martialis, Epig. L. VI. 42.

†) Martial, Epigr. I, VI. 12, 57.

Digitized by Google

sehr ergiebigen Handel reich. In Athen und Rom waren die Gewölbe der Parfümeurs sehr besuchte Orte; auch lernten die Römerinnen von den Athenienserinnen den Gebrauch der rothen und weißen Schminke. Die Galanterie des Mittelalters kannte auch schon diese Schönheitsmittel, so wie den Gebrauch der Parfüms. Wahrscheinlich ist diese Mode aus dem Morgenlande durch die Kreuzzüge zu uns gekommen, so wie die Schminkpflästerchen, die von den schwarzen Mälern herstammen, welche die Araber und Perser für eine Schönheit halten. Denn nach Rom's Zerstörung durch die Vandalen, Heruler, Rugier ꝛc., war wohl bei diesen noch wenig kultivirten Völkern, deren Hauptbeschäftigung nur der Krieg und dann die Jagd und Fischerei war, an Erhöhung der körperlichen Reize ihrer Frauen gar nicht zu denken, bei ihnen galt das klare Flußwasser für die beste Schminke, und die schönste Deutsche Dirne wusch sich früh am Morgen in des Baches Spiegel, um ihrem Teint eine natürliche Frische und einen Liebreiz zu geben; also können die Schminken von dem unterjochten Abendländischen Reiche der Römer wohl nicht zu uns und in das übrige Europa gekommen seyn, wohl aber aus dem Morgenlande, weil sich bis zu den Kreuzzügen Italien, Frankreich, Deutschland ꝛc. schon mehr verfeinert und sanftere Sitten, besonders durch das Christenthum, angenommen hatten. Frankreich scheint wohl am ersten seinen Modehandel mit Schminken, Parfüms und aromatischen Essenzen bereichert zu haben, und es hat sich bis auf die neueste Zeit in diesem Besitze behauptet, obgleich die Deutschen, besonders die Wiener und Berliner, jetzt auch anfangen in Bereitung der Schminken und Parfüms den Franzosen den Rang streitig zu machen; ja der Herr Hofrath Trommsdorff

Digitized by Google

sagt in seiner Kallopistria, S. 3, die Schminken und Parfüms betreffend. „Man hat endlich entdeckt, daß ein großer Theil dieser Waaren nur den Französischen Stempel führten, aber in Deutschland bereitet wurden, und ist von dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit zurückgekommen. Doch ist ein blindes Vertrauen auf solche schon zubereiteter Schönheitsmittel, seyn sie aus Französischen oder Deutschen Händen, immer sehr gefährlich; denn die Gewinnsucht scheut sich nicht, schädliche Ingredienzen zu wählen, wenn sie die wohlfeilsten sind."

Bei den Heiden, Griechen, Römer ꝛc., sah man diese Künste als vollkommen gleichgültig an, und wenn man viel that, so spottete man darüber. Die ersten Christen hingegen, und unter ihnen die Kirchenväter, betrachteten die Sache ganz mit andern Augen. Tertullian, Cyprian, Augustin, St. Hieronymus, Clemens Alexandrinus eiferten zu ihrer Zeit schon heftig dagegen, und mehrere Stellen der Kirchenväter, worin das Schminken verworfen wird, findet man in Will. Cavens erstem Christenthume, L. III, p. 427, angeführt; auch gab es unter den Heiden Völker, welche die Schönheit für schädlich hielten, wie man solches in des Kanzlers von Mosheim Sittenlehre, 2. Th., S. 319, sehen kann. — Bei den Irokesen färben sich nur die Krieger oder die in den Krieg ziehenden Leute das Gesicht mit rother oder blauer Farbe, um dem Feinde, wie sie sagen, den Vortheil nicht zu gönnen, zu sehen, daß sie vor Furcht oder Gefahr erblassen könnten, und um ihre Mitstreiter nicht verzagt zu machen; eine Frau aber, die sich bei ihnen schminkt, wird für unehrlich gehalten. Bei den Mohamedanerinnen, sowohl in Asien, als Afrika, scheint diese Kunst keinen großen Eingang gefunden zu haben, wenigstens berichten die neuesten

Digitized by Google

Reisebeschreiber, und besonders Ali Bey el Abassi, oder wie sein wahrer Name als Spanier ist, Don Domingo Badia y Leblich in seinen Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803—1807 *) nichts davon, obgleich er am meisten hierüber hätte Beobachtungen machen können, da er als ein vornehmer Türke reisete, und auch Manches über das Verhältniß der Frauen bei den Mohamedanern, ihre Tracht ꝛc. angeführt hat. Nur das Haar sollen sich die Afrikanischen Frauen, und so auch die Griechinnen auf der Insel Cypern gelb färben. Der eben genannte Schriftsteller sagt, daß diese Farbe in einem Pulver bestehe, welches die Griechinnen von Alexandrien erhielten. Da es unter den Mohamedanerinnen Sitte ist, sich zu verschleiern, ja das Gesicht ganz mit dicken Tüchern zu verhüllen, so würde diese Kunst der Toilette auch nicht viel nützen. Ihre Toilette besteht mehr in verschiedenen Zierrathen von Silber, Gold ꝛc., womit sie das Haupt und einzelne Theile des Gesichts schmücken. So z. B. tragen die Frauen in Afghanistan, nach Mountstuart Elphinstone **), als Schmuck Schnüre von Venetianischen Zechinen um den Kopf, und goldene und silberne Ketten, die über dem Vorkopfe angeheftet sind, rund um den Kopf gehen, und in zwei großen Kugeln endigen, die nahe den Ohren herabhängen. Ohrringe und Ringe werden gleichfalls getragen, so auch Gehänge in dem mittleren Nasenknorpel, welches ehemals Sitte in Persien war, und es noch in Indien und Arabien ist. Indessen wird mit Schminke doch

*) Weimar, 1816, in 2 Abtheilungen.

**) Geschichte der Englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von F. Rüdy. 1r Bd. Weimar, 1817, S. 375.

Digitized by Google

ein ſtarker Handel nach der Levante, und nach Aſien überhaupt getrieben, und ſo ſcheint dieſe Kunſt der Toilette den Mohamedanerinnen doch nicht ganz fremd zu ſeyn. Das jüdiſche Frauenzimmer braucht daſelbſt rothe und weiße Schminke. — Bei uns, in Europa, war das Schminken bei den Frauen in den höhern Ständen faſt überall verbreitet, in neueſter Zeit hat dieſe Mode, beſonders bei dem Deutſchen Frauenzimmer ſehr abgenommen, obgleich es bei den Franzöſinnen, Spanierinnen ꝛc. noch zum guten Tone gehört, ihre Toilette auf dieſe Weiſe zu machen. Auch das Ruſſiſche Frauenzimmer ſoll dieſer Mode ſehr unterworfen ſeyn. — Nach dieſer vorangeſchickten kurzen Geſchichte des Schminkens, wovon unter Toilette, in T, noch Manches vorkommen wird, will ich nun zur Bereitung der Schminken ſelbſt übergehen. Unter Schminke verſteht man im Allgemeinen Alles, was gebraucht wird, die Schönheit der Haut und des Geſichtes zu erhalten und zu erheben. Hierher gehören alle Waſſer, wodurch eine natürliche weiße, zarte und glatte Haut erhalten, die Blattern, Finnen und Sommerſproſſen aus dem Geſichte vertrieben, und Narben und Flecken in der Haut weggenommen werden ꝛc. Ferner alle Pommaden, Opiate, Zahnpulver, Haarpuder ꝛc. Insbeſondere verſteht man darunter aber diejenigen flüſſigen oder trockenen Farben, wodurch der Haut eine gekünſtelte weiße oder rothe, oder auch dem Haar und den Augenbraunen eine andere Farbe gegeben wird. Schon Theophraſt redet von einer Wurzel, die damals Rizion hieß, und woraus man eine rothe Schminke zog, um den Grund der Wangen damit zu äpfeln. Plinius führt eine Siriſche Wurzel an, womit man Wolle und Wangen färbte. Dieſe hatte wahrſcheinlich Aehnlichkeit mit der Färberröthe, dem

Digitized by Google

Krappe, oder mit der Ochsenzungenwurzel, Anchusa. Die Italiener führten den Gebrauch dieser Wangenröthe in Frankreich unter der Regierung der Katharina von Medicis ein, und ihre Bereitungsart ist beinahe mit der heut zu Tage einerlei. Sie geschieht wie folgt: Man nimmt die Blumen des Safflors oder wilden Safrans, Cathamus tinctorius Linn., wenn sie getrocknet sind, füllt damit leinene Säcke an, die man in gemeines Flußwasser legt, oder solches doch oft wieder abgießt. Ein Mensch tritt den Sack mit hölzernen Schuhen so lange, bis das Wasser ohne gelbe Farbe und durchaus klar herauskommt. Nach dieser ersten Behandlung mischt man unter den Saflor, etwa fünf bis sechs auf's Hundert, am Gewichte, Sodasalz oder Potasche, gießt kaltes oder durchgeseihetes Wasser auf, und erhält dadurch ein gelbliches Wasser, welches, mit Citronensaft vermischt, eine Art von Satz niederlegt, der sich in dem Gefäße auf dem Boden anlegt, und den man nach und nach in ein anderes Gefäße abgießt, bis man alle Röthe erschöpft hat. Dieser Bodensatz wird mit gepülverten Talk vermischt, und mit Citronensaft oder Wasser zu einem Teige angefeuchtet, den man in Töpfe bringt und trocken werden läßt.

Man theilt gegenwärtig alle Schminksorten nach ihrer Farbe in zwei Klassen, in rothe und in weiße Schminke. Eine jede Klasse hat wieder ihre Schattirungen, so findet man sie vom höchsten Wangenroth bis zum blässesten, und so steigen auch die weißen Nüancen, vom sanftesten bis zum glänzensten Weiß. Ein großer Theil der Schminken ist metallischer Natur, und daher der Gesundheit sehr nachtheilig; es lassen sich aber auch unschädliche aus dem Pflanzen- und Thierreiche bereiten, die ihrem Endzwecke vollkommen entspre-

Digitized by Google

chen, und selbst wo man Metalle anwenden muß, findet man doch welche, die der Gesundheit weniger nachtheilig sind, als Bley, Queckſilber, Wißmuth ꝛc. Da die weiße Schminke der rothen vorangeht, indem hier das Roth auf das Weiß gesetzt wird, und nicht so umgekehrt, so wird es auch zweckmäßig seyn, sie zuerst abzuhandeln.

Weiße unschädliche Schminke. Man sucht die schönsten und weißesten Stücke vom Talke, einer Art Speckstein, der im Venetianischen Gebiete von bester Güte gegraben und von den Pariser Droguisten unter dem Namen Talc de Venise von dort her verschrieben wird, aus, und pülvert sie in einem erwärmten messingenen Mörser, und siebt das Gestoßene durch ein seidenes Sieb, oder beutelt es durch dichte Leinwand. Hierauf übergießt man das Pulver in einer verstopften gläsernen Flasche mit destillirtem Essig, schüttelt es damit gut durch, und läßt Alles einige Wochen lang stehen, wobei das Ganze jedoch täglich einigemal gut umgeschüttelt werden muß. Man läßt nun das Pulver sich setzen, und gießt den Weinessig behutsam ab. Man gießt nun auf das Pulver reines Wasser, schüttelt es damit durch, läßt es setzen, und gießt das Wasser wieder ab; und auf diese Art wäscht man es sechs- bis achtmal mit frischem Wasser aus. Wenn es nun gehörig weiß geworden, so läßt man es trocknen, zerreibt es in einem achatenen Mörser und bewahrt es auf. Sollte der gepulverte Talk zu stark glänzen, so glüht man ihn in einem Tiegel aus. Man wendet diese weiße Schminke eben so an, wie den Karmin, indem man den Finger oder ein Stückchen Papier gleichförmig mit Pommade bestreicht, und dann einen oder einen halben Gran des Pulvers damit aufnimmt. Es wischt sich selbst beim Schwitzen nicht ab. — Ueberhaupt müssen alle weiße Schmin-

Digitized by Google

ken in den Zustand eines höchst feinen Pulvers gebracht seyn, und man muß sie mit Traganth in Verbindung setzen, und dazu die weißesten und besten Stücken dieses Gummis wählen. Um nun diesen Zweck zu erreichen, nimmt man eine beliebige Quantität von der weißen Schminke, schüttet sie in eine reine kleine Porzellantasse, und übergießt sie mit dem Traganthwasser. Man bereitet dieses Wasser, indem man den gröblich zerstoßenen Traganth eine Nacht in reinem Wasser weichen läßt, und dieses durch Setzen gut abhellt. Ist nun die weiße Schminke mit dem Traganthwasser übergossen, so rührt man solche mit einem kleinen gläsernen Löffelchen tüchtig untereinander, bis Alles zu einem Brey geworden ist; dann dehnt man diesen auf einem weißen Papiere wohl aus, welches ganz dünn mit weißer Schminke bestreut ist, und theilt ihn in kleine Portionen von der Größe einer Erbse, trocknet diese dann an einem Orte, wo sie vor dem Staube verwahrt sind, und hebt sie nun in einer kleinen Schachtel auf. Will man sich derselben bedienen, so verfährt man dabei auf folgende Weise: Man bereitet erstlich eine gute Pommade, wozu eine aus Wachs, Wallrath und Mandelöl, oder eine andere aus Cacaobutter am vorzüglichsten ist. Sie muß aber mit der größten Sorgfalt bereitet werden, und sehr weiß und rein seyn. Jetzt nimmt man die kleinen getrockneten Kügelchen der weißen Schminke, thut davon in ein kleines Büchsen von Porzellan, zerreibt es mit einem kleinen gläsernen Löffel, setzt von der Pommade hinzu, und sucht Alles auf das genaueste zu vereinigen. Wenn man es braucht, so streicht man davon in das Gesicht, vertheilt es gleichförmig, und wischt es mit Fließpapier ab. Hierdurch erhält das Gesicht den Glanz, und ist in den Stand gesetzt, das Roth aufzunehmen.

Digitized by Google

Weiße Schminke aus Zinn, genannt Blanc de Jupiter ou Blanc d'étain. Diese weiße Schminke deckt beſſer, als die vorige, und iſt daher bei den ältern Damen beliebt. Sie iſt ebenfalls unſchädlich, und wird aus reinem Engliſchen Zinn auf folgende Weiſe bereitet: Man nimmt ein Viertelpfund Engliſches Zinn, welches auf der Drehbank zu dünnen Spänen gedreht worden, thut es in einen gläſernen Kolben, übergießt es mit einem Pfunde reiner, ziemlich ſtarker Salzſäure, und erhitzt es in einer Sandkapelle zum Kochen. Wenn ſich nicht Alles auflöſen ſollte, ſo wird die Flüſſigkeit abgegoſſen, auf den Rückſtand friſche Salzſäure gegoſſen, und ſolche nochmals gekocht. Jetzt gießt man in die ſämmtliche Flüſſigkeit 4 Loth Scheidewaſſer, filtrirt ſie durch ein Fließpapier in ein großes Zuckerglas, und verdünnt ſie mit fünf bis ſechs Theilen Waſſer. Jetzt löſet man ein paar Pfund Potaſche in Waſſer auf, und ſeihet die Auflöſung durch ein Filtrirpapier, damit ſie ſo hell und durchſichtig wie Waſſer iſt. Von dieſer Auflöſung tröpfelt man dann in die Zinnauflöſung, jedoch nicht zu viel auf einmal, weil ein ſehr ſtarkes Aufbrauſen entſteht, und die Flüſſigkeit leicht überläuft, und rührt Alles gut mit einem gläſernen Stabe um. Das Ganze wird nun zu einer dicken Flüſſigkeit werden, und wenn bei der ferner hinzugetröpfelten Potaſchauflöſung kein Niederſchlag mehr erſcheint, ſo hört man mit dem Zutröpfeln auf. Man läßt dann Alles ſtehen, gießt die waſſerhelle Flüſſigkeit von dem zu Boden liegenden Zinnweiß ab, gießt dann auf dieſes reines Brunnenwaſſer, rührt Alles wohl um, läßt es wieder ſetzen, und gießt das Waſſer wieder ab. Dieſes Aufgießen wiederholt man zwölfmal mit friſchem Waſſer; endlich bereitet man den Bodenſatz auf einer Lage weißen Druckpapiers, das man über ein

Digitized by Google

Sieb gelegt hat, aus, und läßt das Zinnweiß im Schatten trocknen. Man zerreibt es in einem achatenen Mörser und hebt es in verschlossenen Gläsern auf.

Wißmuthweiß, Blanc de Bismuth ou Blanc d'Espagne. Nach dem Herrn Professor Trommsdorff ist dieses Weiß zwar schön; allein der Gebrauch desselben ist nicht zu empfehlen, weil es die Haut verdirbt, und es auch durch trennbare Dünste, ja selbst durch das Sonnenlicht schwärzlich wird. Man soll sich daher dieses Weißes so selten als möglich bedienen. Die Bereitung geschieht auf folgende Weise: Man setzt einen gläsernen Kolben in eine Sandkapelle, gieße ein halbes Pfund starkes Scheidewasser hinein, und erwärme dasselbe nur mäßig; man trage nun gepulverten Wißmuth in kleinen Antheilen hinein, der sich mit Brausen und unter Entwickelung vieler rothen Dämpfe auflösen wird. Man trage aber nie eher wieder eine frische Portion hinein, als bis die vorige ganz aufgelöset ist. Sobald nun dasjenige, was man eben hineinträgt, liegen bleibt, stellt man sogleich den Kolben an einen kühlen Ort, läßt die Flüssigkeit durch Setzen hell werden, und gießt sie behutsam von dem Bodensatze ab. Sie muß durchaus hell seyn, und wenn einige graue Theile darin schwimmen sollten, so muß man sie sorgfältig durch Druckpapier filtriren. Man fülle nun ein großes Zuckerglas oder in Ermangelung desselben einen neuen Topf mit 6 Maaß Wasser an, gieße die Wißmuthauflösung hinein, und rühre Alles wohl um. Es wird nun eine weiße Milch entstehen, die man vier und zwanzig Stunden ruhig stehen läßt. Dann gieße man die hell gewordene Flüssigkeit durch behutsames Neigen von dem weißen Bodensatze ab, gieße auf diesen wieder frisches Wasser, rühre Alles wohl um, lasse das Wasser

Digitized by Google

durch Stehen hell werden, und gieße es dann von dem Bodensatze ab. Dieses wiederhole man sechs- bis achtmal, und bringe endlich den meisten Bodensatz, der das Wißmuthweiß ist, auf einen Bogen feines Druckpapier, das auf einer über einen Rahmen gespannten Leinwand ausgebreitet ist, läßt die Feuchtigkeit vollends ablaufen, bedeckt ihn mit Papier, läßt das Wißmuthweiß an einem schattigen Orte trocknen, und hebt es in verschlossenen Gefäßen oder Gläsern, die auch vor dem Zutritte des Lichts verwahrt werden müssen, auf.

Bleyweiß, Blanc de Saturne, Blanc de Plomb. Auch diese Schminke ist beim öfteren Gebrauch der Haut nachtheilig, obgleich das Bleyweiß in einzelnen Fällen, nach dem oben genannten Schriftsteller, von Nutzen ist. So dient zum Beispiel eine mit Bleyweiß versetzte Pommade zur Vertreibung der Schwindflecken im Gesicht. Das gewöhnliche Bleyweiß ist aber nicht fein und rein genug, um als Schminkmittel angewendet werden zu können; man muß es daher auf folgende Art bereiten: Ein halbes Pfund guter weißer Bleyzucker wird in zwei Maaß kochenden destillirten Wassers gelöset, und die Flüssigkeit auf ein Filtrum gebracht, damit sie recht hell ablaufe. Man verfertiget sich nun eine Auflösung von Potasche in reinem Wasser, und filtrirt sie ebenfalls. Jetzt tröpfelt man von der Potaschauflösung in die Auflösung des Bleyzuckers so lange, bis ein weißer Niederschlag entsteht, läßt diesen setzen, gießt die darüber stehende Flüssigkeit ab, übergießt den Niederschlag mit frischem Wasser, und wiederholt dieses acht und mehrere Male. Zuletzt bringt man ihn auf ein Filtrum von weißem Druckpapier und trocknet ihn im Schatten. Nachdem er völlig ausgetrocknet ist, wird er zerrieben und in verschlossenen Gläsern aufgehoben. Die-

ses reine Bleyweiß besitzt eine vortreffliche weiße Farbe, deckt sehr gut, und läßt sich ausserordentlich ausdehnen.

Aus dem Queckſilber bereitet man eine weiße Schminke, welche Mercure cosmétique und Lac mercuriel genannt wird. Es ist ein verſüßtes Queckſilber, ſ. unter Queckſilber, Th. 119, S. 418. Diese Schminke ist wirklich schädlich und daher ihr Gebrauch gar nicht anzurathen; ja die Zubereitung derselben sollte von den Regierungen verboten werden.

Rothe Schminken. Man hat drei Sorten rothe Schminken, nämlich in Pulver, in kleinen Büchschen oder Porzellannäpfchen, und auf Blättern oder sogenannte Blattſchminke. Die rothen Schminken können nur auf die weißen gesetzt werden; also kann ihr Auftragen nur erst dann geschehen, wenn die weiße schon aufgelegt worden. Nur bei einer sehr zarten weißen Haut und durchgängiger Bläſſe des Gesichts kann man sich der rothen Schminken allein bedienen, jedoch nicht des rothen Schminkpulvers oder der rothen Schminke in Pulver, sondern derjenigen in Büchsen, welche schon gehörig mit weißer versetzt worden.

Schminken in Pulverform. Spaniſches Roth; Fr. Rouge d'Espagne. Man bindet ein Pfund des besten Türkischen Säfflors in ein leinenes Säckchen, weicht solches eine Nacht in Flußwasser ein, drückt es dann aus, und wäscht es so oft in frischem Flußwasser, bis der Safflor keine gelbe Farbenbrühe mehr von sich giebt. Man setzt nun einen neuen Topf auf das Feuer mit einigen Pfunden Wasser, läßt es sieden, und schüttet 1/4 Pfund gereinigte Potasche hinzu. Jetzt nimmt man den Topf vom Feuer, rührt den Safflor hinein, und läßt Alles eine Zeitlang stehen, drückt hernach die Flüſſig-

Digitized by Google

keit aus, seiht sie durch einen Tuch, und füllt sie auf ein Zuckerglas. Man setzt nun so viel starken Weinessig hinzu, bis Alles eine rothe Farbe angenommen hat, und läßt das Ganze einige Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit sondert sich ein dunkelrothes Pulver ab, welches man trocknet und aufbewahrt. Trommsdorff verwirft dieses Roth, welches auch schon in ähnlicher Art von den Alten, wie oben, S. 48, angeführt, bereitet worden, aus folgenden Gründen: Erstlich, weil es selten schön von Farbe ausfällt; zweitens wegen seiner harzigen Natur sich nicht gut vertheilen läßt; drittens seine Farbe leicht verliert, und viertens eben so kostspielig, als manches andere vorzüglichere Roth ist.

Karminroth; Fr. Rouge de Carmin, Rouge de Cochenille, das schönste Roth zur Schminke. Man bereitet dasselbe auf folgende Weise: Man nimmt 2 Unzen gepulverte Cochenille, läßt sie in einem reinen zinnernen Kessel mit 4 Maaß destillirtem Wasser, oder auch bloß Regenwasser fünf Minuten lang kochen; das Wasser muß aber vorher zum Kochen gebracht worden seyn, ehe man die Cochenille hinein schüttet. Man setzt nun eine Drachme gepülverten Römischen Alaun hinzu, nimmt den Kessel vom Feuer, und gießt die Brühe durch ein Tuch in eine saubere Porzellanschale; setzt dann diese an einen kalten Ort, und bedeckt sie mit Fließpapier. Man setzt nun alle zwei Stunden zwei Tropfen Zinnauflösung hinzu, so daß sechzehn Tropfen Zinnauflösung hinein kommen, und läßt Alles einige Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit wird sich der Karmin auf dem Boden und an den Seiten des Gefäßes abgesetzt haben. Man gießt nun behutsam das Klare davon ab, läßt den Karmin im Gefäße trocken werden, und kehrt ihn mit einer reinen Federbürste auf ein geglättetes Papier. Von 2 Unzen

Cochenille erhält man gewöhnlich 2 Drachmen Karmin. Der künstliche Karmin ist oft mit Chinesischem Zinnober, mit Florentinerlack oder auch mit einem andern Rothe verfälscht, z. B. mit Krapplack, mit aus Fernambuckholz gezogenem Lack ꝛc. Eine ponceaurothe Farbe verräth den untergemischten Zinnober. Die Vermischungen mit Fernambucklack und mit Krapplack sind schwerer zu entdecken, indessen zeigt die Farbe eines Incarnatroths die Vermischung mit Fernambucklack an. Die beste Probe ist den Karmin mit ein wenig Wasser anzurühren, ihn dünn, fließend zu machen, und dann ein Weilchen stehen zu lassen. Man untersuche nun, ob der Karmin zu Boden gefallen ist, und ob das Wasser noch Röthe hat, oder nicht; im letzteren Fall ist der Karmin, nach Trommsdorff, ganz unbrauchbar und sehr verfälscht. Ein guter Karmin muß sich lange im Wasser schwebend erhalten und schwer setzen. Will man sich nun des Karmins, dessen Bereitung auch schon unter Roth, Th. 127, S. 557 u. f., angezeigt worden, als Schminke bedienen, so verfertiget man sich eine Pommade aus frischem Schweinschmalz, welches vorher ausgewaschen worden, und weißem Wachs, tauche den Finger oder ein zusammengedrehtes Papierchen hinein, und nehme dann so viel Karmin, als einen Stecknadelknopf groß, reibe es gut unter einander, und trage es auf.

Ein wohlfeileres Roth; Fr. Rouge ordinaire. Man nimmt ein Pfund reines Mineralalkali und löset es in vier Maaß kochenden Regenwassers auf, läßt es dann so lange stehen, bis die Flüssigkeit so weit erkaltet ist, daß man einen Finger hineinstecken kann; dann thue man 1 Unze gestoßene Cochenille hinein, rühre Alles wohl um, lasse es 10 Minuten lang kochen, dann etwas abkühlen, und seihe es durch Leinwand. Man löse nun 6 Unzen

Digitized by Google

reinen Römiſchen Alaun in zwei Maaß Waſſer auf, ſeihe die Auflöſung durch, und vermiſche ſie mit dem Cochenillendekoct. Sollte die Flüſſigkeit noch nicht recht roth werden, ſo ſetze man noch von der Alaunauflöſung hinzu. Man miſche nun Alles recht durcheinander und bringe es auf eine Leinwand, die mit weißem Druckpapiere belegt iſt. Der auf dem Papiere zurückbleibende rothe Lack wird nun mit Waſſer ausgeſüßt, im Schatten getrocknet, und zerrieben Er ſtellt eine ſehr ſchöne rothe Farbe dar.

Roth aus dem Braſilien- oder Fernambuckholze. Fr. Rouge au bois de Brèsil. Man löſe 4 Unzen Potaſche in 4 Pfund Waſſer auf, und koche damit 12 Unzen geraſpeltes feines Braſilienholz fünf Minuten lang, filtrire nun die Flüſſigkeit, und ſetze ſo lange eine Auflöſung von Römiſchem Alaun in deſtillirtem Waſſer hinzu, bis ein Niederſchlag entſtanden iſt, der eine ſchöne rothe, nicht mehr ins Violette ſpielende Farbe beſitzt. Man ſammelt dieſen im Filtro, wäſcht ihn aus, und trocknet ihn. — Roth aus Braſilienholz auf eine andere Art. Man koche 1/2 Pfund Braſilienholz in einem neuen Topfe mit 2 Unzen Alaun und 4 Pfund Waſſer zehn Minuten lang, ſeihe die Flüſſigkeit durch, und tröpfle ſo lange ſalzſaures Zinn hinein, bis nichts mehr niederfällt. Den Niederſchlag ſüße man wohl mit Waſſer ab, und trockne ihn, dann zerreibe man den ſehr dunkeln Niederſchlag in einem achatenen Mörſer bis zum allerfeinſten Pulver.

Roth aus Sandelholz; Fr. Rouge au Santal. Man nehme 1 Pfund des beſten dunkelrothen Sandelholzes, laſſe es fein zerſchneiden, übergieße es in einem Kolben mit 4 Pfund Weingeiſt, und ſetzt es damit acht Tage lang in eine gelinde Wärme. Man gieße dann die Flüſſigkeit ab, filtrire ſie in einem ſaubern Kolben, und gieße die Hälfte

fügung des Talkpulvers im Verhältniß von einer halben Unze, kann man die verschiedensten Nüancen bis zum röthlichen Weiß hervorbringen. Man kann auch das Talkpulver mit dem Karmin vermengen, und die verschiedenen Schattirungen von Roth in Pulverform hervorbringen. Bei den Pariser Parfümeurs wird die höchste Schattirung in Roth mit Nr. 1, und die blässeste mit Nr. 3. bezeichnet. Die Bereitung der Schminke aus dem Safflor mit Potasche, Citronensaft und Talk, wird bei ihnen Rouge de Reine, Rouge végétal genannt. Die Schminke, worunter statt des Safflors Karmin genommen wird, führt bei ihnen den Namen Rouge de Portugal. Man hat im Handel auch eine aus Lackmus (Tournesol) und Rosenwasser bereitete Schminke. Eine noch wohlfeilere, die aber nicht schön ausfällt, bereitet man aus Quecksilber und Lebensluft.

Die feine Indische Blattschminke, Blatrouge, wird zum Schminken weniger, mehr zum Färben der gemachten Rosen von Blumenmachern und in Blumenfabriken gebraucht. — Die rothen Schminkläppchen, der rothe Flor, wurde ehemals auch zum Färben der Wangen gebraucht, ist aber jetzt, da man so viele andere Schminken, die dem Zwecke mehr entsprechen, hat, ganz aus der Mode gekommen, und dient nur noch zum Färben der Gelées und anderer Conditorwaaren. Die Bereitung dieses Flors, s. unter Gummi-Lack, Th. 58, S. 365.

Das Auftragen der Schminke, sowohl in Pulvergestalt, als flüssig, oder in Büchschen oder Näpfchen geschieht mit einem Biberhaarpinsel. Nachdem man vorher die weiße Schminke zart aufgetragen und mit Baumwolle auf den Wangen vertrieben hat, trägt man das Roth auf und verbreitet es sehr leicht auf der Stelle, welche geschminkt werden soll; auf dieses

Digitized by Google

träge man nun das Roth von einer gesättigten Schattirung, und verbreitet es so, daß es sich in das Schwächere verliert. Des Abends muß man das Gesicht mit einer Wallrathpommade überstreichen, und dann mit einem leinenen Tuche die Schminke wieder abreiben, damit sie sich nicht in die Haut einsetzt, sondern die Haut wieder in ihren natürlichen Zustand zurückkehrt.

Die rothen Schminken aus der Cochenille und aus dem Safflor bereitet, also aus dem Thier- und Pflanzenreiche, sind unschädlich, nur diejenigen, wo aus Gewinnsucht Chinesischer Zinnober darunter gemischt wird, oder die größtentheils daraus bestehen, also aus dem Mineralreiche, sind schädlich; zum Glück geschieht dieses jetzt selten, weil der Gebrauch der Schminken sich schon sehr vermindert hat, ja selbst bei mehreren Höfen die Hofdamen, Hoffräulein ꝛc. mit ihrem natürlichen Kolorit erscheinen dürfen, weil ihnen die fürstliche Familie mit ihrem Beispiele vorangeht. Auch ist die Ausbeute des Karmins in einer nur geringen Dosis so bedeutend, daß man sich der zusammengesetzten Schminken gar nicht zu bedienen nöthig hat. Man darf nur das Gesicht erst mit reinem Flußwasser waschen; dann mit einer Mischung aus reinem Kornbranntwein, Citronensaft und Eau de Cologne, und wenn diese darauf trocken geworden, reibe man es mit Puder, worin Violenwurzel gelegen, mit einem Handschuhe ab. Jetzt trage man mit Baumwolle den fein gepulverten trocknen Karmin ganz sanft auf, und verwische ihn nach Gefallen, so daß man die natürliche Röthe der Wangen trifft. Mit einem Päckchen Karmin, welches 2 Silbergroschen kostet, kann man schon oft die Wangen röthen.

Um zu wissen, ob die Schminken keine metallischen Theile enthalten, dient Folgendes: die rothe

Farbe, so aus dem Safflor und dem Sandelholze ausgezogen worden, hat fast, wie alle aus Vegetabilien gezogene Farbenstoffe, die Eigenschaft, sich im Weingeiste aufzulösen. Wenn sich also nach drei oder vier Aufgüssen des Weingeistes auf diese Röthe, ersterer sich mit den färbenden Theilen beladet, und der Talk weiß zurückbleibt, so kann man daraus schließen, daß das Roth, womit der Versuch gemacht worden, von Pflanzen abstamme. Die Cochenille oder der daraus gezogene Karmin hat diese Eigenschaft nicht; sein Farbewesen läßt sich vom Weingeiste nicht auflösen, welches Merkmal ihn daher schon von den vegetabilischen Farben unterscheidet. Der Karmin besitzt indessen doch noch eine andere sehr merkwürdige Eigenschaft, nämlich die, sich ungemein leicht in alkalischen Flüssigkeiten aufzulösen; z. B. in einer sehr schwachen Lauge von Sodakristallen, und dann bleibt der Talk auf dem Boden des Gefäßes weiß zurück. Wenn daher irgend eine Röthe vom Weingeiste entfärbt wird, so ist diese Röthe aus dem Pflanzenreiche gezogen; kann sie aber nicht der Weingeist, sondern nur ein Alkali zwingen, so ist sie stets ein animalisches Produkt; kann aber eine Farbe weder durch das eine, noch durch das andere Auflösungsmittel solvirt werden, so läßt es sich vermuthen, daß der Farbestoff eine mineralische Substanz, z. B. Zinnober, rothes Queckſilberpräcipitat ꝛc. enthält. Man hat schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts alle bekannte Pariser Probeformeln der rothen Schminke durch den Weg der Calcination, durch Säuren und durch die Füllung mit pflogistisirten Alkali untersucht, und nichts Metallisches darin wahrgenommen.

Die in den Handel kommenden Pariser Schminken sind: Weiße Schminken: Blanc de plomb (aus Bley); Blanc d'étain de glace (aus

Digitized by Google

Wißmuth); Eau de perle à la Dauphine (aus Bley und Wißmuth); Blanc d'Espagne, Potée d'étain (aus Zinn); Mercure cosmétique und Lac mercuriel (aus Queckſilber); Blanc de Marie (aus Federweiß), eine ſehr gute unſchuldige Schminke, die der Haut zuſagt. — Rothe Schminken: Rouge de Reine ou Rouge végétal (aus Safflor); Rouge de Portugal (aus Cochenille oder Karmin); Rouge extrafin (aus Karmin und Talk, letzterer in geringer Doſis); Rouge fin (aus Karmin und einer größeren Doſis Talk); Rouge ordinaire (aus Karmin und einer noch größern Doſis Talk, ein nur ſchwaches Roth); Blatrouge oder feinſte Indiſche Blattſchminke (wahrſcheinlich das Roth von den Blättern des Amerikaniſchen, alſo Weſtindiſchen, Schminkbaumes). Dann hat man noch Portugieſiſche und Spaniſche Schminken, Charta Lusitanica und Hispanica; ein Schminkwaſſer, Aqua cosmetica; einen Schminkbalſam ꝛc. Paris und Montpellier liefern eine Menge Mouchoirs oder Schminktücher Onguens, Salben, Huiles cosmétiques und Eaux cosmétiques in den Handel. Die Preiſe der Schminken ſind ſehr verſchieden; ſo z. B. koſtet das Rouge extra fin die Büchſe oder das Töpfchen 1 Rthr.; Rouge fin 16 Gr.; Rouge ordinaire 8 Gr. Preuß. ꝛc. Das Blatrouge, das doppelte Blatt 3 Gr., das Dutzend 1 Rthlr. Sächſiſch ꝛc.

Die Schminkpflaſter, Mouches, waren noch am Anfange dieſes Jahrhunderts im Gebrauch. Die Damen belegten nicht nur verſchiedene Stellen des Geſichts, ſondern ſelbſt des Buſens mit ſchwarzen oder rothen Taffetpflaſterchen, und glaubten dadurch die Schönheit der Haut zu heben. Man verfertigte dieſe Schminckpflaſterchen von Taffet, der auf der einen Seite mit Arabiſchem oder anderm

Gummi, das man in Wasser aufgelöset hatte, bestrichen war. Sie wurden durch kleine, verschieden geformte Stoßeisen in verschiedene Formen, in runde, mondförmige ꝛc. gebracht. Nach Trommsdorff hatte man diese Schminkpflästerchen nach ihrer Form und der Stelle, wo sie angebracht wurden, sogar in ein System gebracht; allein dem Himmel sei es gedankt, daß man von dieser wirklich barbarischen Mode zurückgekommen ist.

Was die übrigen Mittel zur Schönheit der Haut, Haare ꝛc. anbetrifft, so ist schon Manches davon unter Parfümirkunst, Th. 107, vorgekommen, dasjenige, was aber daselbst nicht berührt, auch an andern Orten nicht abgehandelt worden, werde ich hier noch anführen.

Schönheitsmilch; Fr. Lait virginal. Man nimmt, nach Trommsdorff, 2 Unzen feines Benzoeharz, 1 Unze Storax in Körnern, 2 Quentchen Zimmtrinde, 1 Unze Nelken, und 1/4 Loth Macisnüsse. Man stößt Alles klein, und schüttet das Pulver in einen Kolben, worin sich ein Maaß reiner Geist befindet, thut noch 1/4 Loth der besten Alkanna hinzu, und stellt den Kolben, nachdem man ihn oben mit naßgemachter Blase verbunden hat, durch welche man einige Nadelstiche macht, in ein gelinde erwärmtes Sandbad, und digerirt es drei Tage lang, schüttle aber von Zeit zu Zeit das Gefäß gut um. Nach Verlauf von dieser Zeit, gießt man die Flüssigkeit ab, preßt den Rückstand zwischen einer Leinwand, filtrirt die sämmtliche Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier, und hebt sie in einem verschlossenen Gefäße auf. Wenn man diese Schönheitsmilch brauchen will, so gießt man bei dem Waschen davon etwas in frisches Wasser, welches dadurch zu einer wohlriechenden Milch wird, welche die Eigenschaft besitzt, bei einem anhaltenden Ge-

Digitized by Google

brauche der Haut eine große Zartheit und feinere Farbe zu ertheilen. — Eine zweite Vorschrift. Man nehme nach demselben Schriftsteller 2 Unzen der besten Benzoe, zerstoße sie, schütte das Pulver in eine Flasche, gieße 2 Pfund Rosengeist darüber, stopfe die Flasche zu, und stelle sie acht Tage lang in die Sonne, schüttle sie aber täglich einigemal gut um. Hernach filtrire man die Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier, und hebe sie auf. Man gieße einen Löffel voll davon in ein Glas Wasser, so giebt es eine schöne, weiße, wohlriechende Milch. — Eine dritte Vorschrift. Man nehme eine beliebige Menge frischen Hauslauchs oder Mauerpfeffers, stoße diese Pflanze in einem steinernen Mörser, und presse den Saft durch Leinwand zwischen einer hölzernen Presse aus; man erwärmt dann den Saft, klärt ihn ab, und füllt ihn auf gläserne, gut verstopfte Flaschen, die man an einem sehr kühlen Orte aufbewahrt. Will man sich desselben bedienen, so gieße man etwas davon in ein Glas Wasser, und setze ein wenig starken Geist, oder einen wohlriechenden Geist hinzu, worauf sich augenblicklich eine geronnene Milch bildet, die bei dem Gebrauche die Haut glättet, und die rothen Flecken vertreibt. — Eine vierte Vorschrift, vorzüglich um Flecken der Haut zu vertreiben. Man nehme 1 Unze Römischen Alaun, pülvere denselben, und vermische ihn mit dem gleichen Gewichte gewaschene Schwefelblumen, schütte das Pulver in eine Quartbouteille, und gieße darüber 1/2 Quart Rosen- oder Muskatenblütenwasser, verstopfe die Flasche gut, und schüttle das Ganze eine Stunde lang durcheinander. Man wäscht damit Abends vor dem Schlafengehen das Gesicht und feuchtet Leinwand damit an, die man auf die Stellen legt, wo man die Flecken vertreiben will. Einige dergleichen Schönheitswäs-

ser, s. auch unter Parfümirkunst, Th. 107, S. 572 u. f.

Ein Mittel die gelben Flecken der Haut und die Knötchen auf derselben zu vertreiben. Man nehme 1 Pfd. des besten Weinessigs, thue 1 Loth gepülverten Alaun hinein, und rühre so viel Gerstenmehl hinzu, daß Alles ein dünner Brey wird. Diesen Brey streiche man nun auf Leinwand und lasse ihn die Nacht auf den Stellen liegen, wo man Flecken oder Wärzchen vertreiben will.

Ein Mittel die Schönheit der Haut zu erhalten und lange vor Runzeln zu schützen. Man mache eine eiserne Schaufel heiß und werfe etwas gepülverte Myrrhe darauf. Man umfasse die Schaufel mit einer Serviette, um die Zerstreuung des Rauches zu verhindern, und lasse die aufsteigende Rauchwolke einige Secunden ins Gesicht streichen. Dieses wiederholt man alle Abende und Morgen nach dem Waschen. Nach Trommsdorff soll die Wirkung dieses nur einfachen Mittels durch die Erfahrung bestätiget worden seyn.

Cosmetischer Absud zur Verschönerung des Teints und Verhütung der Runzeln. Man nehme ein Quart oder Maaß, auch mehr, Regen- oder gutes Flußwasser, setze es in einem neuen Topfe aufs Feuer, werfe ein Paar Händevoll Gerste hinein, bedecke den Topf, und lasse Alles so lange sieden, bis die Gerste platzt. Dann läßt man es erkalten und seihet es durch dichte Leinwand. Auf jedes Pfund dieser Flüssigkeit nimmt man nun 20 Gran trocknen zerriebenen Peruvianischen Balsam, und schüttelt es in einer verstopften Flasche so lange, bis sich der Balsam ganz damit vereiniget hat. Mit diesem Absude wäscht man sich des Morgens und des Abends.

Digitized by Google

Ein Mittel die Haut der Hände zart und weiß zu machen. Man nehme gleiche Theile Wallrath und Mandelöl, lasse es über dem Feuer zusammenfließen, setze dann etwas Lavendelöl hinzu, und reibe diese weiche Salbe des Abends vor dem Schlafengehen gut in die Hände ein. Man ziehe dann Handschuhe an und wasche des Morgens mit Mandelkleie und Seifengeist Alles wohl ab.

Mittel zur Vertilgung der Sommersprossen. Man nimmt Rosenwasser, vermischt es mit frischem Eyweiß, und bestreicht damit alle Abende das Gesicht. Des Morgens wäscht man sich aber mit der oben beschriebenen Schönheitsmilch. Wenn die Sommerflecken sehr tief gefärbt sind, so bestreiche man sie des Abends mit Citronensaft, und wenn dieser abgetrocknet ist, mit dem mit Eyweiß versetzten Rosenwasser. — Ein zweites Mittel. Man nehme Rosenessig, versetze ihn mit dem Safte von ausgepreßten Citronen, und bestreiche damit das Gesicht. Nachdem es freiwillig abgetrocknet ist, reibe man dasselbe mit ein wenig frischer ungesalzener Butter. Dieses wiederhole man alle Abende, und wasche sich früh mit der Schönheitsmilch.

Mittel die rothen Flecken im Gesichte zu vertreiben. Man nehme den frischen Saft von den Spring- oder Eselgurken, vermische ihn mit der Hälfte Lavendel- oder Rosengeist, und wasche damit oft das Gesicht. Bei einem fortgesetzten Gebrauche dieses Mittels verschwinden die Flecken, wenn man sich nicht während der Zeit der Luft aussetzt.

Eine Milch, welche die Haut weiß und zart macht. Man nimmt 4 Loth geschälte bittere Mandeln und 4 Loth weißen Mohnsamen, benetzt beides mit etwas Rosenwasser, und stößt es in einem reinen messingenen Mörser eine halbe Stunde lang,

gießt allmählig unter dem Stoßen 1/2 Quart concentrirtes Rosenwasser, 2 Unzen Orangenblütenwasser und 4 Unzen Petersilienwasser hinzu, und preßt nachher die weiße Milch durch eine Leinwand. Man schüttet sie nun in eine Flasche und setzt ein Paar Theelöffel voll von der Tinktur zur Schönheitsmilch hinzu, schüttelt Alles gut zusammen, und wäscht sich mit dieser Flüssigkeit. Man kann diese Flüssigkeit auch bei dem Baden dem Wasser zusetzen. — Ein zweites Mittel. Man nehme Gerstenmehl, Rockenmehl, Bohnenmehl, von jedem 2 Quentchen, geschälte bittere Mandeln, Arabisches Gummi, von jedem 3 Quentchen, Aronwurzel und Veilchenwurzel, von jedem 1 Loth. Man pülvert Alles fein, reibt es gut durcheinander, und gießt so viel von einem wohlriechenden Wasser hinzu, daß Alles zu einem steifen Teige wird, welcher getrocknet und in Stücken gebrochen wird. Um sich dieser Masse zu bedienen, macht man ein starkes Gerstendekoct, seihet es durch, und rührt noch heiß in ein Nößel desselben einen Löffel der Masse ein, schüttelt Alles gut durch, und bedient sich desselben zum Waschen. Man kann diese Masse auch den Bädern nach Trommsdorff's Versicherung zusetzen,.

Cosmetische Pommade zur Erhaltung des Teints. Man lasse in einer zinnernen Pfanne 1/4 Loth weißes Wachs, 21/2 Quentchen Wallrath, und 2 Unzen oder 4 Loth frisches Mandelöl bei gelindem Feuer schmelzen, entferne das Gefäß von dem Feuer, und rühre die Masse stark durcheinander, bis sie zu erkalten anfängt; dann setze man Tropfenweise eine Unze Rosenwasser hinzu, welches man durch ein starkes Durcheinanderreiben damit zu vereinigen sucht. Mit dieser Pommade überstreiche man des Nachts das Gesicht und die Hände. Sie dient auch zur Auftragung der Schminke.

Digitized by Google

Eine Salbe um die Runzeln wegzubringen. Man nehme 2 Unzen weißen Wachs, und laſſe es in einem zinnernen Keſſel ſchmelzen. Hierzu thue man friſchen Zwiebelſaft, weißen Lilienſaft, und reinen Honig, von jedem 2 Unzen, entferne das Gefäß vom Feuer, und ſuche nun durch ein ſtarkes Durcheinanderreiben Alles genau zu vereinigen. Dieſe Salbe wird nun noch mit etwas Bergamotöl verſetzt, und früh und Abends angewendet.

Pommade zur Geſchmeidigmachung der Haut. Man nehme 2 Unzen friſche Cacaobutter, 1 Unze Wallrath, 4 Unzen Mandelöl, ſchmelze Alles zuſammen, reibe es bis zum Erkalten, und ſetze von Zeit zu Zeit etwas Lavendelwaſſer hinzu.

Pommaden zur Beförderung des Wachsthums der Haare. Nr. 1. Man nehme 1 Pfd. friſches Mark aus Rindsknochen, und thue daſſelbe in eine geräumige gläſerne Flaſche; dazu ſchütte man 1 Loth Muskatenblüte, 1 Loth Nelken, 2 Loth Kardamom, und 1 Loth friſche Lorbeerblätter. Die letzteren werden geſchnitten, die andern Ingredienzen aber zerſtoßen. Man verbinde die Flaſche mit einer Schweinsblaſe, durch welche man ein Loch mit einer Nadel ſticht. Man nehme nun einen geräumigen irdenen Topf, lege auf den Boden einen Kranz von Stroh, ſetze darauf die Bouteille, und umgieße ſie ganz mit Waſſer. Man bindet den Hals der Bouteille in dem obern Theile des Topfes mit Bindfaden feſt, ſetzt nun den Topf auf das Feuer, erhält ihn ſechs Stunden lang im Kochen, und erſetzt das verdunſtete Waſſer nach und nach durch Nachgießen. Nach Verlauf dieſer Zeit nimmt man die Flaſche heraus und gießt die Salbe auf eine Leinwand, die man auf einen Rahmen ausgeſpannt oder über einen Durchſchlag ausgebreitet hat, und drückt das Zurückbleibende gut durch ehe es erkaltet. Das

Durchgelaufene ist nun die verlangte Pommade, mit der man sich alle Abende die Haare gut einreibt. — Wohlriechende Pommade. Man nehme 1 Pfund frisches Schweinfett und wasche solches erst so lange mit kaltem Brunnenwasser aus, bis es den Geruch verloren hat. Man lasse nun 4 Loth weißes Wachs über gelindem Feuer zerfließen, setze dann nach und nach das Schweinfett oder Schweinschmalz hinzu, und wenn es zergangen ist, entferne man das Gefäß vom Feuer, gieße das Geschmolzene in eine hölzerne tiefe Schüssel, und rühre es so lange, bis es zu erkalten anfangt. Man vereiniget dann durch beständiges Reiben noch damit 4 Unzen starkes Rosenwasser, und setzt dann noch Lavendelöl, Bergamotöl, Citronenöl, von jedem 20 Tropfen, Thymianöl 10 Tropfen, und Nelkenöl 15 Tropfen hinzu. Oder statt dieser verschiedenen Oele, versetze man die Pommade bloß mit etwas ächtem Rosen- und mit Jasminöl, wodurch sie einen sehr angenehmen Geruch erhält. Auf diese Art kann man aus allen andern wohlriechenden Oelen wohlriechende Pommaden machen, als Jonquillenpommade, Fr. Pommade à la Jonquille. — Orangenpommade, Fr. Pommade à la fleur d'Orange. — Jasminpommade, Fr. Pommade au Jasmin. — Tuberosenpommade, Fr. Pommade à la Tuberose. — Rosenpommade, Fr. Pommade à la Rose ꝛc. ꝛc. Beim Bereiten der Pommaden muß man darauf Acht haben, daß das Fett ganz frisch und weiß, und daß es bei einem sehr gelinden Feuer ausgelassen sei. Will man der Pommade eine reichere Consistenz ertheilen, so lasse man das Wachs ganz weg. Man muß auch das Auswaschen des Fettes mit frischem Wasser so oft vornehmen, bis aller Geruch gänzlich verschwunden ist. Einige Haarpommaden findet man auch unter Haar der

Digitized by Google

Menſchen, Th. 20, S. 508 u. f. — Pommaden, welche als Schminke zur Verſchönerung der Haut gebraucht werden, ſ. unter Angeſicht, Th. 2, S. 136, und unter Pommade, Th. 115, S. 50.

Lippenpommaden. Rothe Lippenpommade; Fr. Pommade rouge pour les lèvres. Man thue in eine reine kupferne Pfanne 1/2 Pfd. friſche, ungeſalzene Butter, und 2 Unzen reines Wachs, laſſe Alles bei gelindem Feuer ſchmelzen, ſchütte einige Unzen gewaſchene, getrocknete und zerquetſchte kleine Corinthen, und 1 bis 3 Loth Alkannawurzel hinzu, und laſſe Alles zehn Minuten bei gelindem Feuer ſieden. Dann gieße man das Ganze auf eine ausgeſpannte dichte Leinwand, und laſſe das Flüſſige ablaufen. Wenn es anfängt zu erkalten, ſetze man einen Löffel von ſtarkes Pomeranzenblüthenwaſſer hinzu, und erhalte es unter beſtändigem Umrühren, bis es völlig erkaltet iſt. Hernach hebe man es in einem gut verwahrten Topfe auf. Eine andere Vorſchrift. Man nehme 1 Unze weißes Wachs, 2 Unzen Rindsmark, und 3 Unzen Roſenpommade, laſſe Alles bei gelindem Feuer fließen, ſetze 1/2 Loth feine Alkanna hinzu, koche es einige Minuten lang, ſeihe es dann durch Leinwand, rühre es bis zum Erkalten um, und ſetze dann 20 Tropfen Nelkenöl hinzu. — Eine dritte Vorſchrift. Man nehme 2 Unzen friſches, mit kaltem Waſſer ausgewaſchenes Schweinfett, 1 Unze weißes Wachs, 1/2 Unze Mandelöl, 3 Quentchen Wallrath, und 1 Loth feine Alkanna, ſetze Alles zehn Minuten lang über Kohlfeuer, gieße es dann durch dichte Leinwand in eine Kapſel von Papier, und tröpfle, ehe es erkaltet, 15 Tropfen Bergamotöl hinein. Dieſe Pommade iſt härter, als die vorige. — Eine vierte Vorſchrift. Man nehme ein Quentchen ſehr fein präparirte Tutia, und reibe es mit ſo viel

Digitized by Google

Eyeröl zusammen, daß daraus eine dünne Salbe wird, womit man öfters die Lippen bestreicht. — Nach Trommsdorff sollen die Lippen, wenn sie auch noch so stark aufgesprungen sind, schnell heilen, wenn man sie mit dieser Pommade bestreicht.

Gelbe Lippenpommade. Man nehme 2 Unzen frisches Schweinfett, 1 Unze gelbes Wachs, 1/2 Unze Mandelöl, 3 Quentchen Wallrath, 10 Gran des besten Safrans, schmelze Alles über gelindem Kohlenfeuer zehn Minuten lang, seihe es durch Leinwand in eine Papierkapsel, und tröpfle, ehe es erkaltet, 15 Tropfen Nelkenöl oder Bergamotöl hinein.

Weiße Lippenpommade. Man nehme 2 Unzen frisches Schweinfett, 1 Unze weißes Wachs, 1/2 Unze Jasminöl, und 3 Quentchen Wallrath, lasse Alles bei sehr gelinder Wärme fließen, entferne es dann sogleich vom Feuer, wenn es geschmolzen ist, setze 20 Tropfen Bergamotöl hinzu, und gieße es in eine Papierkapsel aus. — Unter Lippenpommade, Th. 79, S. 425. ist dieser Artikel auf Cacaobutter, Th. 7, S. 509, verwiesen, wo aber wenig oder gar nichts darüber gesagt worden; denn hier wird nur die Cacaobutter, als ein wirksames Mittel gegen das Aufspringen oder Aufreißen der Lippen ꝛc. gerühmt; aber von einer Lippenpommade weiter nichts erwähnt.

Pasten. Trockne Mandelpasten für die Hände. Man nehme eine beliebige Menge süßer und bitterer Mandeln, stoße sie in einem Mörser fein, und setze etwas weniges Wasser hinzu, um das Herausdringen des Oels zu verhindern. Man mische nun 2 Quentchen sehr fein gepulverten trocknen Storax, und ein wenig weißes Honig hinzu, und stoße Alles zu einer steifen Paste an, die man in einer blechernen Büchse aufbewahrt. Bei dem Waschen

Digitized by Google

zerreibt man dann ein wenig in der hohlen Hand mit Wasser, und bedient sich derselben zum Waschen der Hände und Arme. — Eine zweite Vorschrift. Man stoße in einem Mörser ein Pfund bittere Mandeln, die man vorher mit Wasser abgebrühet und ausgeschält hat, und setze während des Stoßens etwas starkes Orangenblütenwasser hinzu, damit sich das Oel nicht herausbegebe. Man setze dann 4 Unzen feine Stärke, einige Gran Moschus, 10 Tropfen Rosenholzöl und 12 Tropfen Bergamotöl hinzu. — Eine dritte Vorschrift. Man nehme 1/2 Pfund süße und 1 Pfund bittere Mandeln, brühe sie mit Wasser ab, schäle sie, und stoße sie in einem Mörser mit einem Zusatze von etwas starkem Essig zu einem feinen Teige. Man setze nun 20 Tropfen Nelkenöl, 10 Tropfen Citronenöl, 10 Tropfen Thymianöl, und 2 Loth fein gepulverte Violenwurzel zu, stoße Alles gut untereinander, und hebe es in einer verschlossenen blechernen oder porzellanenen Büchse auf. Unter Paste, Th. 107, S. 742, ist von diesen Pasten keiner Erwähnung geschehen, und auch unter Mandel, Th. 83, S. 561, nicht, und Mandelpaste fehlt daselbst ganz.

Noch einige wohlriechende flüssige Mandelpasten. Man nehme 1/2 Pfund süße und 1/4 Pfund bittere Mandeln, und stampfe sie in einem Mörser, während man von Zeit zu Zeit ein wenig Milch hinzusetzt, um das Austreten des Oels zu verhüten. Wenn Alles zu einer feinen Paste geworden ist, so setze man 3 Unzen Reismehl hinzu und 2 Quentchen fein gepulverten Borax. Wenn Alles gut untereinander ist, so gieße man nun allmählig 3 Nößel frische Milch hinzu, bringe Alles in einen neu glasirten Topf, und stelle es auf ein gelindes Kohlenfeuer, wobei man aber nicht unterlassen muß, Alles fleißig mit einem hölzernen

Digitized by Google

Spatel umzurühren. So wie die Flüssigkeit zu sieden anfängt, setzt man 5 Quentchen weißen Wallrath hinzu, und rührt Alles ununterbrochen herum. Wenn nun die Mischung anfängt sich zur Paste zu verdicken, so setzt man zwei frische gequirlte Eydottern hinzu, entfernt das Gefäß vom Feuer, mischt 3 Nößel Rosengeist hinzu, und schüttele Alles wohl durcheinander; auch bei dem Gebrauche muß man diese Vorsicht beobachten. — Eine feste Paste. Man nehme 1 Pfund fein gepulverte Alikantische weiße Seife, 3 Unzen Florentinische Violenwurzel, 1 Unze Stärkemehl, und eben so viel feinen weißen Sandel, und dieses Alles gepülvert. Man menge nun Alles zusammen, setze 20 Tropfen Lavendelöl, eben so viel Citronenöl, und 10 Gran Moschus hinzu, und gieße nun unter fleißigem Stoßen so viel Orangenwasser hinzu, bis Alles zu einer weichen Paste geworden ist, welche man in einer porzellanenen Büchse aufhebt. — Eine zweite Vorschrift. Man nehme 1/2 Pfd. geschälte bittere Mandeln, eben so viel süße Mandeln, und stoße sie in einem Mörser, während welcher Zeit man 1/2 Pfd. weißen Honig und eben so viel Orangenblütenwasser nach und nach hinzusetzt. Man stößt nun Alles gut durcheinander, setzt noch drei Eßlöffel voll frischen Citronensaft hinzu, und hebt es in einer porzellanenen Büchse auf.

Wohlriechendes Waschpulver. Man nehme 4 Unzen Kleie von ausgepreßten, geschälten bittern Mandeln, und eben so viel Kleie von süßen Mandeln, 2 Unzen Gerstenmehl, und 3 Unzen gepulverten Reis, nebst einer Unze gestoßener Florentinischer Violenwurzel, mische Alles genau zusammen, und siebe es nochmals durch, damit Alles zu einem recht feinen Pulver werde. Zu diesem Pulver setze man 1/2 Unze zerfallenes mildes Mine-

Digitized by Google

ralalkali, 20 Tropfen Rosenholz-, Nelken- und Lavendelöl, und reibe Alles sehr genau durcheinander. — Eine andere Vorschrift. Man nehme 1 Pfd. geschälte bittere Mandeln und stoße sie mit 1 Pfd. Wasser zu einer Milch an, presse die Milch aus, nehme den Rückstand, trockne ihn, und stoße ihn zu einem feinen Pulver. Zu diesem setze man 4 Loth der feinsten Alikantischen gepülverten Seife, 2 Drachmen gestoßenen Zimmt, 1/2 D. Nelken und 20 Tropfen Bergamotöl, nebst 2 Loth gestoßener Florentinischer Violenwurzel; menge Alles genau untereinander, und hebe es in einer blecherner Büchse auf. Die ausgepreßte Mandelmilch kann man gleichfalls zum Waschen des Gesichts anwenden.

Mittel schöne Nägel zu erhalten. Eine schöne Hand verliert oft durch Ungestaltheit oder Häßlichkeit der Nägel; einige sind gelb, andere roth oder braun, oder weiß oder schwarz gefleckt. Eine Quetschung ist davon, nach dem Herrn Professor Trommsdorff, sehr oft der Grund. Man hat daher verschiedene Mittel erdacht, um diese Fehler, wo nicht ganz zu heben, doch zu verbessern. Hier will ich folgende anführen. Mittel den Nägeln eine schöne Farbe zu geben. Man wasche zuerst die Nägel sehr gut mit Seife, mache dann eine Salbe, welche aus gleichen Theilen feinen Zinnober und fein geschlämmten Schmirgel mit Mandelöl zu einer Salbe gemacht worden, und reibe sie damit so lange, bis sie ganz weiß und durchscheinend sind. Dann wische man sie mit einer Mandelpaste ab.

Mittel die Flecken von den Nägeln wegzubringen. Man lasse in einer kleinen Pfanne gleiche Theile Pech und Terpentin fließen, und mische etwas Schwefelblüte hinzu. Mit diesem Gemenge werden die Nägel des Abends beim Schlafengehen überzogen, und des Morgens wieder gut gereiniget.

Digitized by Google

Sind die Flecken verschwunden, so muß man die Nägel dann mit Zinnober und Schmirgel überreiben. Einige andere Mittel, s. unter Nagel 1. Th. 100.

Zubereitung der sogenannten Huiles antiques zur Parfümirung der Haare, der Puder von allen Farben, der Schönheitspommaden ꝛc. — Huile antique au Cédrat. Man nehme 1/2 Pfund weißes Beenöl und 3 Unzen Citronenöl, vermische beide gut, und hebe die Mischung in einer verstopften Flasche auf. Auf dieselbe Weise wie dieses Huile antique au Cédrat werden alle andere bereitet, indem man das Beenöl mit den destillirten Oelen vermischt, als das:

Huile antique à la Bergamotte,
— — — au Giroffle,
— — — au Rosmarin,
— — — au Thym,
— — — au Lavande,

welches die gewöhnlichsten sind. Das Beenöl dient zur Fixirung und besseren Vertheilung der ätherischen Oele. Nach Trommsdorff kann man diese Huiles antiques aber sehr gut entbehren. Ueber die Bereitung der ätherischen Oele, s. den Art. Oel, Th. 104, S. 405 u. f.

Was die wohlriechenden Puder anbetrifft, so wie überhaupt diejenigen, welche zur Färbung der Haare benutzt worden sind, und vielleicht zum Theil hin und wieder auch noch angewendet werden, obgleich die Mode des Puderns längst vorüber ist, so ist davon schon unter Puder, Th. 118, S. 531 u. f. Manches gesagt worden, so auch über den Ursprung desselben, S. 506 u. f. Hier noch Einiges zur Ergänzung jenes Artikels. Wie bekannt, ist die Basis alles Puders die aus Weizen bereitete Stärke (Amylum). Sie muß sehr weiß, locker, trocken und fein seyn, und durchaus

Digitized by Google

keinen Geruch beſitzen, und ſo müſſen alle Pulver, die mit dem Puder verſetzt werden, höchſt fein gepülvert ſeyn. Wie der weiße Puder gemacht wird, iſt ſchon in dem oben erwähnten Theile angeführt worden. — Verfertigung des grauen Puders. Man nehme weiße Stärke, ſetze ein wenig höchſt fein gepülverte Lindenholzkohle hinzu, und vermenge Alles auf das Genaueſte. — Die Verfertigung des blonden Puders. Man nehme 1 Pfund weißen Puder, und ſetze, nach Trommsdorff, ſo viel von einem trocknen, ſchön dunkelgelben Ocher fein gepülvert hinzu, bis man die verlangte Farbe erhält. Statt dieſes Ochers kann man ſich des im Handel unter dem Namen des Römiſchen Ochers bekannten Ochers bedienen, der eine ſchöne goldgelbe Farbe hat, und daher das hochblonde Haar am beſten durch Vermiſchung mit weißem Puder darſtellt. Man kann auch ſtatt des gemeinen Ochers einen Theil des Puders in einer Pfanne über dem Feuer röſten, und dieſen mit ſo viel weißem Puder verſetzen, bis die verlangte Farbe herausgebracht worden.

Wohlriechender Puder. Man nehme 1 Pfund Florentiniſche Violenwurzel, 2 Unzen Benzoeharz, 1 Pfund trockne, zu Pulver geſtoßene rothe Roſenblätter, 1 1/2 Unze gepülvertes, gelbes Sandelholz, 2 Quentchen Gewürznelkenpulver, eben ſo viel Zimmt, 10 Gran Moſchus mit Zucker abgerieben, und vermenge Alles auf das Genaueſte mit 18 Pfund weißen Puder, den man nun nach Gefallen grau oder blond färben kann — Marſchalls-Puder; Fr. Poudre à la Maréchale. Man nehme 2 Unzen gepülverte Kalmuswurzel, 2 Unzen Florentiniſche Violenwurzel, 1 Unze Gewürznelken, 2 Unzen gepülverte Citronenſchalen, 1 Unze gepülverte Pomeranzenſchalen, 1 Unze

gepülverte Rosenblätter, vermische Alles sehr genau mit 2 Pfund sehr feinem Puder, und setze noch 10 Tropfen Bergamotöl hinzu. Man muß diesen Puder in blechernen Büchsen oder gläsernen Flaschen aufbewahren. Soll er noch stärker von Geruch seyn, so setze man weniger Puder dazu. — Aromatischer Puder. Man nehme 8 Unzen Florentinische Violenwurzel, 5 Unzen Weihrauchsrinde, 2 Unzen Benzöe, 2 Unzen trockne Rosenblätter, 2 Unzen Kalmuswurzel, 1 Unze Sassafrasrinde, eben so viel Zimmtrinde, 6 Drachmen Gewürznelken, 1 Unze Coriander, 2 Unzen trockne Pomeranzenschalen, und 1 Unze Citronenschalen. Man stoße Alles sehr fein, schlage das Pulver durch ein Haarsieb, und hebe es in einem verstopften Glase auf. Dieses Pulvers bedient man sich, um andern Puder zu parfümiren, oder streut es auch in die Waschschränke, um Wäsche und Kleidungsstücke wohlriechend zu machen. — Kaiserpuder; Fr. Poudre Impériale. Man nehme 1/2 Pfd. Florentinische Violenwurzel, 1/2 Pfd. Lavendelblüten, eben so viel Thymian, 1/4 Pfd. Lorbeerblätter, 1/2 Pfd. weiße getrocknete Rosenblätter, 2 Unzen Zimmt, 1 Unze Muskatennüsse, eben so viel Cardamom, und stoße Alles zu einem feinen Pulver, das man durch ein Haarsieb schlägt, und in einer gläsernen Flasche aufbewahrt. Man vermische es hernach mit andern Pudern oder fülle kleine Säckchen damit an, die man zwischen das Pelzwerk legt, um es vor den Motten zu verwahren. — Andere einfache wohlriechende Puder erhält man, indem man 1 Pfund Puder mit einem Quentchen wohlriechenden Oel zusammenreibt. So bereitet man dann: Citronenpuder; Fr. Poudre de Citron; Bergamotpuder; Fr. Poudre de Bergamot; Jas-

Digitized by Google

minpuder; Fr. Poudre de Jasmin; Rosenpuder; Poudre de Rosés; Thymianpuder; Poudre de Thym; Lavendelpuder; Fr. Poudre de Lavande; und andere mehr.

Mittel die Haare zu färben. Von diesen Mitteln sind schon mehrere unter Haar des Menschen, Th. 20, S. 505 u. f. angeführt worden, hier noch einige nach Trommsdorff's Angabe.— Ein Mittel die Haare dunkel zu färben. Man wäscht die Haare mit warmen Wasser, bestreicht sie mit einer Auflösung von einem Viertelpfunde gereinigter Potasche in einem Pfunde Rosenwasser, und läßt sie in der Sonne trocken werden. Diese Operation wiederholt man acht Tage lang drei- bis viermal.—Ein Mittel weißen Haaren eine hellbraune Farbe zu geben. Man reibe die Haare zuerst mit Gerstenkleie und warmen Wasser, um sie von der Fettigkeit zu befreien; dann wasche man sie mit frisch bereitetem Kalkwasser, und lasse sie an der Sonne trocken werden, und wenn man dieses einige Male gethan hat, wasche man sie mit Kupfervitriolauflösung. Je öfter man dieses wiederholt, desto dunkler wird die Farbe der Haare. Das Kalkwasser wird auf folgende Art bereitet: Man nimmt ein halbes Pfund recht gut gebrannten Kalk, besprengt diesen in einer steinernen Schale mit Wasser, und wenn er sich erhitzt, rissig wird, und sich gut aufzublähen anfängt, gieße man immer mehr Wasser zu, bis Alles zu einem Pulver zerfallen ist. Dieses übergießt man mit sechs Maaß Wasser, rührt Alles wohl um, und läßt die milchichte Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis sich aller Kalk gesetzt hat, dann gießt man die wasserhelle Flüssigkeit ab, und hebt sie in verstopften Flaschen auf. Die Kupfervitriolauflösung erhält man, wenn man 1 Loth

Kupfervitriol (blauen oder Cyprischen Vitriol) in einem Pfunde heißen Wassers auflöset. — Ein Mittel Haare schwarz zu färben. Man nehme 1 Drachme weißen Silbersalpeter in Krystallen, der in den Apotheken aus einer Auflösung des feinsten Silbers in Scheidewasser bereitet wird, zerreibe denselben in einem gläsernen Mörser fein, und löse ihn in 2 Pfund Rosenwasser auf. Nachdem man die Haare von aller Fettigkeit befreit hat, bestreiche man sie zu wiederholten Malen mit der Silberauflösung, und lasse sie an der Luft trocknen, wodurch sie eine schöne schwarze und dauerhafte Farbe annehmen. Man muß sich aber hüten mit dieser Silberauflösung die Haut im Gesichte zu besprützen, weil solche ebenfalls eine schwarze Farbe annimmt. — Ein zweites Mittel. Man verfertigt sich ein starkes Galläpfeldekoct, wäscht die Haare damit, und läßt sie trocknen; hernach wäscht man sie mit einer Auflösung von grünem Eisenvitriol, und läßt sie abermals trocknen. Dann wäscht man sie wieder mit dem Galläpfeldekoct, und hernach wieder mit der Auflösung von Eisenvitriol, und dieses wiederholt man so oft, bis sie die gehörige Schwärze angenommen haben. Man muß aber jedesmal erst die Haare wieder abtrocknen lassen. Das Galläpfeldekoct bereitet man, indem man ein Viertelpfund Türkische Galläpfel gröblich zerstößt, und in einem neuen Topfe mit vier Nößel Wasser bis auf drei Nößel Flüssigkeit einkocht, die man dann durchseihet, und aufbewahrt. Man bereitet die Eisenvitriolauflösung aus 3 Unzen Eisenvitriol und 2 Pfund Wasser. Man kann alle die hier angeführten Färbemittel der Haare auch anwenden, um die Haare der Augenwimper und Augenbraunen zu färben. Alle die hier berührten Mittel die Haare

Digitized by Google

zu färben, führen bei ihrer öfteren Anwendung Nachtheil mit ſich, und dürften bei dem häufigen Gebrauche, nach Trommsdorff, ein baldiges Ausfallen der Haare verurſachen. An abgeſchnittenen Haaren, die aber zu Perrücken verarbeitet werden, finden dieſe Künſteleien eine beſſere Anwendung.

Paſtillen oder Kügelchen zur Parfümirung des Mundes. Man reibe auf einem feinen Reibeiſen das Gelbe von ſechs Stück Citronen ab, vermenge es dann in einem Möſer ſehr genau mit einem Pfunde feinen gepülverten weißen Zucker, und ſetze ſo viel von weißem Traganthſchleim hinzu, daß Alles zu einer feſten Maſſe wird, aus der man Kügelchen formt, die man im Schatten trocknet. Läßt man nun dieſe Kügelchen im Munde zergehen, ſo verbeiten ſie einen angenehmen Citronengeruch. — Eine zweite Art. Man nehme 4 Unzen abgepflückte Blumenblätter von friſchen Orangenblüten, zerſtoße ſie in einem marmornen Mörſer, und ſetze 1½ Pfd. fein gepülverten Zucker hinzu. Man ſetze nun hierauf noch die nöthige Menge Traganthſchleim, und verfahre durchaus wie bei der vorigen Art. Den Traganthſchleim muß man aber wohlriechend zubereiten, deshalb weicht man den auserleſenen trocknen Traganth in ein concentrirtes Pomeranzenwaſſer ein. — Ein dritte Art. Man laſſe ſich von einem Zuckerbäcker ein Pfund kleine Kügelchen von weißem feſtem Hutzucker bereiten, und thue dieſe in eine Schüſſel von Porcellan. Hierauf löſe man 2 Drachmen Bergamotöl in einer Unze ſtarken Geiſtes auf, beſprenge damit die Kügelchen, und wende ſie fleißig um, damit ſie mit der geiſtigen Auflöſung gut durchdrungen werden. Man bedeckt die Schüſſel mit einem zinnernen Teller, und läßt Alles eine Nacht lang ſtehen. Hernach breitet man die Kügelchen auf ein Papier, das man auf ein

Haarsieb gelegt hat, ganz dünn aus, und läßt sie an der Luft trocken werden. Auf gleiche Weise können aus allen wohlriechenden Oelen Pastillen auf eine leichte Art gemacht werden, z. B. aus Nelkenöl, Zimmtöl, Muskatenblütenöl ꝛc.; auf eben diese Art verfertiget man sich auch die Pfeffermünzkügelchen, welche als ein die Vapeurs vertreibendes Mittel nicht nur sehr empfohlen werden können, sondern es auch nach der Erfahrung wirklich sind. — Wohlriechende Flüssigkeit zur Parfümirung des Mundes. Man nehme 2 Drachmen Amber, stoße denselben, und schütte ihn in eine Bouteille, gieße 1 Pfund des stärksten Rosengeistes darüber, verstopfe die Flasche, und stelle sie acht Wochen lang an die Sonne, während welcher Zeit sie oft umgeschüttelt werden muß. Nach Verlauf dieser Zeit lasse man die Flüssigkeit durch ein Filtrum laufen, und hebe sie in einer verstopften Flasche auf. — Eine zweite Vorschrift, Essence d'Hypocras. Man nehme 1 Unze Zimmtrinde, 1/2 Unze Gewürznelken, eine halbe Drachme Coriander, eben so viel Ingber, eine Muskatennuß, stoße Alles klein, übergieße es mit einem Pfunde Orangengeist, und lasse Alles in einer verstopften Flasche an der Sonne vierzehn Tage stehen, und schüttle die Flüssigkeit täglich um. Nachher wird sie filtrirt. Aus den oben beschriebenen ätherischen Oelen kann man, wenn man sie in reinem Geiste auflöset, eine große Menge dieser Flüssigkeiten bereiten, und durch Vermischung derselben mit einander mannichfaltige Parfüms erhalten oder hervorbringen.

Was die wohlriechenden Seifen anbetrifft, so sehe man solche unter Seife; die wohlriechenden Essenzen, unter Parfümirkunst, Th. 107, S. 516 u. f.; die parfümirten Korallen, Medaillen und andern Figuren, daselbst, S. 530

Digitized by Google

u. f.; die parfümirten Säckchen oder Kissen, daselbst, S. 536, so wie überhaupt Alles, was die Parfümirkunst anbetrifft, unter diesem Artikel. Mehrere Mittel zur Verschönerung des Gesichts, findet man auch unter Angesicht, Th. 2, S. 131 u. f. Die Zahnpulver, Zahnmittel, s. unter Z. Die Mittel für die Pockennarben können jetzt füglich wegfallen, da durch die Impfung der Schutzblattern die Pocken- oder Blaternarben aufhören. Hier ist ein Präservativ für dieselben, wenn es ja noch eine Schöne gäbe, deren Gesicht durch die Pocken angegriffen werden sollte. Wenn die Pocken anfangen weiß zu werden, bestreiche man sie des Morgens und des Abends mit Mandelöl, das mit einem starken Gerstenschleime durch Schütteln vereiniget ist, und laulich warm aufgetragen wird. Dieses Liniment verhindert nicht das Reifwerden der Pocken. Wenn sie endlich anfangen abzufallen oder abzutrocknen, so bestreiche man das Gesicht mit Linsen, die man mit Wasser zu einem dicken Brey gekocht, und durch einen Durchschlag gerieben hat. Diesen Brey lasse man austrocknen und so lange darauf liegen, bis er von selbst in Schuppen abfällt. Dieses Mittel soll unter den bekannten Mitteln gegen das Uebel noch das mehrste wirken, und ist wenigstens unschädlich und einfach. Salben von Schneckenschleim, Kalbsfüßen, Regenwürmern ꝛc., die in allen Schriften anempfohlen werden, sind entbehrlich. Der schon mehrmals oben erwähnte Schriftsteller sagt in seiner Kallopistria, S. 209, bei Anführung des gedachten Mittels: „Das beste Präservativ gegen die gefährlichen Pocken, welches nicht nur die Schönheit, sondern, was weit wichtiger ist, das Leben sichert, sind die Kuhpocken, und wer dieses wohlthätige Mittel nicht ergreifen will, der verdient wenigstens, daß die Menschenpocken

alle Züge der Schönheit aus seinem Gesichte löschen."

Ueber das Schminken ist im verwichenen Jahrhunderte, besonders in der Mitte desselben, viel geschrieben worden, wozu besonders eine Frage in den nützlichen Sammlungen vom Jahre 1756 *), S. 1319, Veranlassung gab, und die so lautet: „Ist das Schminken oder das sogenannte Anlegen der rothen Schönfarbe von dem weiblichen Geschlechte sündlich oder nicht? In wie weit ist dieses mit dem Gebrauche des Haarpuders zu vergleichen, und welches ist am strafbarsten? Die Ursache dieser Verlarvung? Warum bedienet sich nur solches das weibliche, nicht aber beide Geschlechter? Einiges darauf Bezug habende werde ich weiter unten folgen lassen. Von den Moralisten, die damals in dieser Sache auftraten, ist auch nicht ein Einziger, der das Schminken nicht sollte verdammt haben, das heißt, für unrechtmäßig und unzulässig gehalten haben. Ihre Gründe beruhen vornehmlich auf folgenden fünf Sätzen. Sie verdammen es 1) weil die Zeit dadurch unnütz angewandt wird. 2) Weil die Schönheit ein vergängliches Gut sei, so müsse man auch nicht so viel Sorgfalt darauf verwenden. 3) Weil ein Frauenzimmer zu vielen Sünden Anlaß giebt, wenn sie die Mannspersonen zu sehr zur Liebe reitzt. 4) Sei es sündlich Gottes Werk meistern zu wollen, weil man dadurch anzuzeigen schiene, daß er es uns nicht gut genug gebildet habe. 5) Schminken sei so viel, als Lügen, und da nun dieses sündlich sei, so sei es auch jenes. Alle diese Gründe beweisen nur wenig gegen das Schminken. Was den ersten Grund betrifft, so dürften wir nach demselben der

*) Hannover, 1757.

Digitized by Google

Reinigung und Schönheit unſers Körpers, überhaupt dem Vergnügen uns zu ſchmücken gar keine Zeit widmen, welches man doch bei dem Naturmenſchen antrifft, daß er ſeinen Körper durch Beſchmierung mit Farben, durch Ausputzung mit Federn ꝛc. zu verſchönern ſucht, alſo ein in die Natur gelegter Trieb, warum ſollte er alſo unterdrückt werden. — Der zweite Grund: weil die Schönheit ein vergängliches Gut ſei, müſſe man nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, iſt gleichfalls unhaltbar; denn alle vergängliche Güter müſſen, trotz ihrer Vergänglichkeit, geachtet werden. Die Geſundheit iſt gleichfalls ein vergängliches Gut, und dennoch ſind wir verbunden, ſie mit der größten Sorgfalt zu erhalten. — Der dritte Grund, daß ein ſo geſchmücktes Frauenzimmer mehr zur Liebe reitze, iſt gleichfalls unhaltbar; denn ſonſt müßten ſich die von Natur mit einem zarten weißen Teint und rothen Wangen ausgeſtatteten Frauenzimmer ſtets mit einem Schleier verhüllen, um nicht Andere zur Liebe zu reitzen. — Der vierte Grund, daß man Gott dadurch zu meiſtern ſuche, iſt wirklich albern; denn wäre dies der Fall, ſo müßten wir auch nackt erſcheinen, und unſern Körper, Gottes Meiſterſtück, nicht mit Kleidern verhüllen, die doch den Bau deſſelben meiſtens verſtecken. Und wie würden dabei die Verwachſenen ꝛc. fahren, die durch allerhand künſtliche Mittel ſich dem Auge äußerlich erträglich zu machen ſuchen. — Der fünfte und letzte Grund: Schminken heiße ſo viel, als lügen, iſt eben ſo albern, und verdient hier weiter keiner Auseinanderſetzung. Gegen die vielen Gründe, welche die Moraliſten wider das Schminken aufſtellen, oder worin ſie die Schädlichkeit des Schminkens darthun wollen, ſtellt eine Dame ihre Gründe wegen der Nichtſchädlichkeit des Schminkens dagegen. Gegen den Vorwurf:

Digitized by Google

daß keine Dame sich öffentlich schminken dürfe, indem sie sich schämen müsse, wenn man ihr vorhalte, daß sie sich geschminkt habe, erwiedert sie:

„Warum soll man sich nicht öffentlich schminken und gestehen, daß man sich geschminkt habe. Ich schminke mich schon seit vielen Jahren, und finde mich deswegen nicht mehr und nicht weniger geliebt, oder verachtet, indessen haben Alle, die mein Gesicht in beiderlei Gestalten kennen, mir noch ernstlich versichert, daß ihnen solches geschminkt besser gefalle, als nüchtern oder ohne Schminke. In Frankreich, und an den Orten, wo man den Damen vor der Toilette Besuche giebe, schminken sie sich in Gegenwart der Anwesenden eben so gut, als daß sie sich pudern, und richten sich nach dem Urtheile der Anwesenden, ob sie mehr oder weniger roth auflegen, und wie weit sie die rothen Flecken ausbreiten oder verwischen sollen. Sich heimlich zu schminken, oder das Schminken heimlich zu verrichten, damit es die Leute nicht wissen sollen, halte ich selbst für strafbar und unrecht; allein das Unrecht liegt nicht in der Schminke, sondern in dem Betruge, den man selbst spielen will, geschminkte Wangen für natürliche auszugeben, wodurch man Andere zu täuschen und zu verführen trachtet."

Ein zweiter Einwurf: daß es viele unglückliche Ehen geben werde, wenn junge Mädchen sich schminkten, und dadurch die Mannspersonen sie zu heirathen verführten, bald nach der Hochzeit sich ihnen aber in einer scheußlichen Gestalt darstellten, wird wie folgt beantwortet:

„Alle junge Freier sind von Herzen zu bedauern, die uns um ein Paar rother Wangen oder um eines hübschen Gesichtes willen, nur allein heirathen. Wie vergänglich ist solches? Ein einziges Wochenbette, eine schwere Krankheit, ein zwei- oder dreijähriger Ehestand und andere zufällige Ursachen, las-

Digitized by Google

sen davon gemeiniglich nur das Angedenken und sehr wenige Reste übrig. Wir würden dann nur sehr wenige glückliche Ehen haben, und für Frauen, die in dieser Absicht geheirathet worden, wird es immer noch ein Glück seyn, wenn sie die verlorne Schönheit durch Schminke einigermaßen wieder ersetzen, und sich in den Augen ihrer Männer leidlich machen können. Man darf aber nicht glauben, daß die Schminke ein ganz anderes Gesicht darstellen, neue Gesichtszüge machen, und häßliche verdecken könne. Ein häßliches Gesicht wird häßlich, und ein verstelltes, verstellt bleiben, wenn es auch noch so sehr mit Schminke bedeckt würde; denn diese erhebt nur ein wenig die Farbe, und wird also ein unleidliches Gesicht niemals als schön darstellen, so, daß einer Gefahr liefe sich darin zu verlieben. Folglich werden wenige Männer durch die Schminke im Gesichte betrogen werden. Wenn wir aber im ledigen Stande unser Gemüth schminken, so betriegt dieses die Männer und macht unglückliche Ehen. Wenn wir uns als die frömmsten, unschuldigsten, folgsamsten und tugendhaftesten Gemüther, und als Lämmer dem Bräutigam darstellen, und sobald wir verheirathet sind, über die Männer regieren, im Hause toben, und als böse Drachen zeigen wollen. Wenn wir uns ferner nach der Ehe beständig bestreben, wie wir uns den Männern gefällig machen, und in ihren Augen eine Annehmlichkeit behalten können, so werden wir ihnen nicht leicht zuwider werden; wenn wir uns aber bald nach der Hochzeit verabsäumen, krumm, zusammengefallen und ungeschnürt sitzen und einhergehen; wenn wir nicht weiter auf unsern Leib Acht geben; wenn wir uns im Hause wie alte funfzig Jahr lang verheirathete Mütter tragen und anstellen, und höchstens nicht weiter putzen, als um Andere zu gefallen, und wenn wir ausgehen wollen, so wird uns nur dieses bei den Männern in Verachtung setzen, nicht das Schminken. Auch könnte diese Gefahr abgeholfen werden, wenn man, wie es in Frankreich vor der Revolution geschah, die Gewohnheit einführte, daß nur bloß verheirathete Personen sich schminken dürf-

Digitized by Google

ten, solches aber den Unverheiratheten untersagt würde. Ein Hauptbesorgniß bei dem Schminken ist, daß es der Gesundheit schädlich sei; allein das Schminken überhaupt ist nicht schädlich, sondern nur gewisse Arten von Schminken schaden. Hieraus folgt aber nicht, daß man gar keine Schminke gebrauchen soll, so wenig man das Essen verbieten kann, weil es gewisse Gerichte giebt, die der Gesundheit höchst schädlich sind, und von welchen nur mit großer Behutsamkeit genossen werden darf, man muß nur die weniger gefährlichen wählen."

Außer dieser so eben angeführten Vertheidigung des Schminkens, verdient noch folgendes Schreiben von einer bejahrten Matrone aus dem letztverwichnen Jahrhunderte im Auszuge mitgetheilt zu werden, welches ebenfalls zur Vertheidigung dieser Gesichts-Verschönerung dient, und welches auch zum Theil auf das gegenwärtige Jahrhundert angewendet werden kann, oder den Beweis giebt, daß auch das Vergangene wieder zurückkehrt. Es lautet:

„Du liebe Zeit! was ist denn das Schminken? Ist es nicht eine Wirkung der Demuth? eine offenherzige Beichte unverschuldeter Mängel? eine Gefälligkeit für die ganze menschliche Gesellschaft? eine Schuldigkeit gegen eine Schwangere? ein Trost der Alten? eine Pflicht gegen uns selbst, um ein häßliches, fürchterliches und unerträgliches Gesicht seinen Freunden angenehm, und den jungen Vermählten, welche ihren Männern alle Morgen mit einem neuen Ekel schmeicheln, unschädlich zu machen. Ich bin unter dem großen Kometen geboren, und nun mit Ehren 76 Jahr alt geworden, und habe, ohne Ruhm zu melden, seit meinem vierzehnten Jahre so wenig Stolz besessen, daß ich noch kein einziges Mal mein eigenes Gesicht gezeigt habe. Die spröde Sittenlehrerin, welche ihre rothen Lippen verengert, und ein Paar große Augen zu sanfteren Blicken verkleinert, sollte sich billig entsetzen, ihre

Weisheit mit so losen Mitteln anzupreisen, indem doch ihre ganze Absicht nur dahin geht, sich auf Kosten einer in aller Demuth geschminkten Nebenbuhlerin zu erheben. Borgen nicht alle Tugenden gewisse Annehmlichkeiten von der Kunst, und kann man das einen Betrug nennen, wodurch die gemeine Landeswohlfahrt befördert und Niemanden geschadet wird? Oft ist es eine große Ehre für den jungen Herren, daß man ihn eines kleinen unschuldigen Betruges würdig schätzt. Nicht alle Philosophen bringen es mit ihren gelben Haaren so weit, daß man sich um sie so viel Mühe giebt, und vielleicht ist es auch so schrecklich nicht, als unsere Feinde sagen, ein anderes Gesicht im Bett, und ein anderes in Gesellschaft zu finden. Die Veränderung ist überall angenehm, und der beste Mann ist zufrieden, wenn er nur eine schöne Gemahlin in Gesellschaften zeigen kann, ohne sich um die Siege, welche keine Zuschauer haben, zu bekümmern. Man kann es noch gelten lassen, daß ein junges Rosenknöspchen mit seiner runden Einfassung stolz sei; allein wie sehen die jungen Weiber aus? Das Gesicht verlängert sich nach den ersten Wochen; die Augen werden matt, die weiße Haut bekommt eine Todtenblässe, und wenn noch Kopfweh und Mutterbeschwerden hinzu kommen, so mag es ein entsetzliches Vergnügen seyn, ein solches abgestorbenes Gesicht zu küssen, welches der Natur nach einem heftigen Nachtfroste ähnlich sieht. — Was richtet denn wohl die Schminke für Unheil in der Welt an? Sie vermehrt die Zahl der Künstler, vermindert die üblen Gegenstände, befördert die Ehen der Häßlichen zur Wohlfahrt des Landes, beruhiget die Mütter über die Reizungen ihrer Töchter, verhindert den Spott wider die entstellten Gesichter, ebnet die Blatternarben und Runzeln, vermehrt das Erbauen, erquickt das Auge, erhält die Apotheker und Parfümeurs, und hat einen unmittelbaren Einfluß in die ganze Oekonomie der Schönheit, wodurch soviel Gutes in der Welt gestiftet und die Armuth versorgt wird. Wie mancher Arme hat sich nicht in meiner Jugend von der Milch gesättiget, worin sich

Digitized by Google

die Frau — gebadet hatte? Und haben wir Deutsche nicht wirklich den Oel auf unserm Salat aus Italien wohlfeiler, weil ihn die Damen und Abbés erst zu ihren Bädern gebraucht haben? — Man pudert sich, bohrt Löcher durch die Ohren, man wässert sich mit wohlriechenden Wassern, Pucklichte tragen Volanten und Hinkende erhöhen einen Absatz; die keine hübsche Nase haben, lassen sich in der Gestalt einer Maria Magdalena malen, damit das Gesicht gen Himmel gekehrt und dadurch die Nase im Prospekt so viel verkürzt werde; die keine hübsche Zähne haben verkleinern den Mund; der Busen wird durch die Schnürbrüste erweitert und verschönert, und dieses Alles wird nicht getadelt. Selbst die Perrücken, welche in der heiligen Schrift verboten sind, und wogegen vor etwa hundert Jahren (170 Jahren) von allen Kanzeln geeifert wurde, sind so nothwendig geworden, daß in manchen Städten keiner ohne eine recht große ein Rathsglied werden kann. Alles dieses ist unnatürlich, und dennoch mögen wir gern unsere Zähne weißen, unsern Bart rupfen, unsere Lippen beissen, aber nicht das Gesicht verbessern. Ist das nicht seltsam, und sollte die Natur dem Gesichte allein ein Privilegium gegeben haben? Ein Meerwunder, wenn es zweimal gesehen, vermindert unsere Bewunderung, und wie Reaumürs Kaninchen sich mit einem Huhne paarte, so waren in Paris den dritten Tag nicht einmal zehn Kutschen mehr vor seiner Thür; wie ist es nun möglich, daß ein Gesicht sich täglich in derselben Gestalt zeigen, und dennoch das Auge vergnügen könne. Die alltägliche Natur ist zwar einmal, aber nicht allemal schöner, als die Kunst. Die Kunst ist das allerliebste Kammermädchen der Natur, welche alle Morgen bei unsern geheimsten Geschäften zu Rathe gezogen wird, und sie zeigt sich alle Morgen neu. Immer frisch, immer bemüht zu gefallen, immer fleißig, lernt sie von Newton und Algarotti eine andere Farbe für den Tag, und eine andere für den Abend, oder die Nacht, wenn man nämlich die Finsterniß oder Dunkelheit mit letzter Benennung bezeichnet, wählen; denn die gelben Lichtstrahlen machen

einen ganz andern Effekt auf das Geſicht, als das Tageslicht; daher ſind auch hier andere Farben nöthig, welches beſonders die Schauſpielkunſt zeigt, indem bei jedem Aufzuge oft eine und dieſelbe Schauſpielerin andere Geſichtsfarben zeigt, oder dem Geſichte friſche Reizungen giebt. Wie träge iſt hingegen die Natur! und Trägheit iſt doch der Tod der Schönheit. Der Tadel mag alſo die Ausſchweifungen treffen; ich meines Theils halte die Schminken den Schönen anſtändig und nützlich, den Alten hingegen unentbehrlich ꝛc."

Was nun Alles gegen das Schminken in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts geſagt und geſchrieben worden, übertrifft bei weitem alle Lobeserhebungen deſſelben; allein alle die aufgeſtellten Gründe dawider hier anführen zu wollen, würde zu weit führen. Hier nur Einiges:

Schon der Herr von Juſti warnt vor dem gefährlichen Schminken, indem man nicht vorſichtig genug bei dem Gebrauche der Schminken überhaupt zu Werke gehen könne; da diejenigen, worunter Queckſilber iſt, die Augen und Zähne angreifen. Das Blanc d'Espagne verdirbt die Haut, das Salz welches in der Kompoſition liegt, und ſich daraus entwickelt, verdirbt die Haut; denn es löſet ſich vom Schweiße auf, dringt in die Schweißlöcher und wird dadurch der Geſundheit nachtheilig. Eine naß aufgetragene Schminke, oder wenn ſolche naß aufgetragen werden muß, taugt gleichfalls nicht, weil dadurch, wenn ſie trocken wird, die Schweißlöcher verſtopft werden, und ſich die Haut zuſammenzieht, welche in der Folge davon aufſpringt. Beſonders ſind alle Spirituſſe, vorzüglich aber das Ungariſche Waſſer ſchädlich, weil ſie eine ſpröde Haut machen, und zuſammenziehend ſind. Iſt Fett dazu genommen worden, oder ſind die Oele ſehr fettiger Natur, ſo ſchmilzt ſolches bei der Wärme und macht die

Digitized by Google

Haut vollends braun und garstig. In einer guten Schminke wird erfordert, daß die rothe Farbe, die sie enthält, von einer ganz unschädlichen Materie genommen wird, wie auch schon oben angeführt worden, und wonach auch die daselbst angegebenen Bereitungsformeln eingerichtet sind. Etwas Fett, eine leichte Salbe muß darunter kommen, damit sie sich nicht auflöset, wenn man im Sommer an irgend einen Ort, oder in Gesellschaft geht, wo durch die Wärme, durch die Ausdünstung sich die Fettigkeit nicht auflöset, noch weniger in die Haut zieht, und doch stark genug ist, um die Röthe auf der Oberfläche der Haut haftend zu machen.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Schminken der Haut keinesweges vortheilhaft sind, weil schon durch die immerwährende Spannung, in welcher die Haut erhalten wird, solche weit früher Runzeln erhält, nicht zu gedenken, daß das Verkleistern der Schweißlöcher mit Fett und andern Substanzen auch schon sehr nachtheilig auf die Haut wirkt. Das Bleyweiß läßt beim öftern Gebrauche schwärzliche Flecken in der Haut zurück, welches man auch sehr bald an dem Kinn herum gewahrt, welcher Theil nur mit weißer Schminke bestrichen wird; dasselbe gilt auch von dem Wißmuthe. Schminken, worunter diese Minerale kommen, färben mit Beiwirkung der Luft und der Sonne zuletzt diejenigen Theile der Haut, worauf sie häufig gestrichen werden, schwarz, das heißt, die Pores in der Haut erscheinen, als wenn sie mit kleinen schwarzen Flecken überstäet wären. Dasselbe gilt auch von dem Zinnober, welcher wegen des Queckſilbers noch schädlicher auf die Haut des Gesichts wirkt, ja selbst der Gesundheit nachtheilig werden kann, wenn gleich dasjenige, was einige Aerzte behaupten: daß sich nämlich das Frauenzimmer beim häufigen Gebrauch

desselben die Salivation zuziehen könne, nicht anzunehmen ist. Der Schweiß und das Fett können aber dennoch etwas von dem Zinnober auflösen und zum Nachtheil der Gesundheit Queckſilber und Schwefel dem Körper einverleiben. Die aus der Benzoe zubereitete Jungfernmilch ist zum Waschen unter allen Schönheitsmitteln für die Gesundheit noch am unschädlichsten, obgleich dieses seinem Ursprunge nach gummigte oder harzige Wesen beim langen Gebrauche der Haut gleichfalls nicht vortheilhaft ist. Genaue Beobachter wollen die Bemerkung gemacht haben, daß Frauenzimmer, die sich dieses Schönheitsmittels von Jugend auf bedient haben, schon in einem Alter von einigen dreißig Jahren eine sehr grobe und häßliche Haut davon erhalten hätten, welche, ungeachtet der fortdauernden sehr starken Ueberkleisterung, dennoch stark ins Auge gefallen wäre.

Nach den Nachrichten der Alten sollen die Frauen vor Alters das sogenannte Talköl besessen haben, von welchem die alten Schriftsteller Wunderdinge erzählen, und welches unter die verlornen Künste gerechnet wird. Es soll einen Neger durch einen einzigen Gebrauch auf sechs Monate zu einem vollkommenen Weißen gemacht haben, und dem Frauenzimmer die Annehmlichkeit der Jugend bis in das späteste Alter ertheilen. — Diejenigen, welche diese Nachricht der Alten für glaubwürdig angenommen, glauben, daß dieses Talköl aus derjenigen Bergart gemacht worden sei, die wir noch jetzt Talk nennen, und die unter dem Namen des Venetianischen Talks in den Gewölben der Spezereihändler und in den Apotheken anzutreffen ist. Die Fettigkeit, womit sich dieser Talk beim Angreifen auszeichnet, hat vermuthlich zu dieser Meinung Veranlassung gegeben, ungeachtet es noch nicht ausgemacht ist, ob

Digitized by Google

dasjenige, was wir Talk nennen, den Alten schon bekannt gewesen. Indessen haben alle diejenigen, welche an der Wiedererfindung des Talköls gearbeitet haben, hauptsächlich ihr Heil an diesem mineralischen Talke versucht. Einem Chemiker wurde in Wien in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, ein Recept zu diesem Talköle mitgetheilt, um sein Urtheil darüber zu hören, welches Recept von der verstorbenen Fürstin von A — zu A — g herrühren sollte, von welcher erzählt wurde, daß sie durch die Kraft dieses Talköls in einem 90jährigen Alter noch das Ansehen einer Dame von vier und zwanzig Jahren gehabt habe. Die Materialien kamen hauptsächlich auf den mineralischen Talk und auf ein besonders zubereitetes Weinsteinsalz an, denen noch viele andere Ingredienzen beigesetzt waren. Alle diese Materialien sollen sechs Monat in einem Eiskeller stehen, und sich darin in ein Oel verwandeln. Der Chemiker sagte voraus, daß man aus diesen Materialien kein Oel erhalten werde, indessen wurde doch der Versuch gemacht, der Erfolg war aber, wie der Chemiker vorher gesagt hatte. Die Materialien hatten sechs Monate in einer verschlossenen steinernen Flasche, wie in dem Recepte vorgeschrieben worden, im Eiskeller gestanden, und dennoch waren sie kaum etwas feucht geworden, und weit gefehlt, daß ein Oel hätte daraus werden sollen. Auf folgende Weise ist es ihm aber gelungen einen Oel aus dem Talke zu ziehen. Man nehme einen Theil Venetianischen Talk und zwei Theile gebrannten Borax, reibe beides zusammen zu einem groben Pulver, und setze es in einem Hessischen bedeckten Tiegel in den Glasofen oder in eine Schmiedeesse. Nach dem Unterhalten eines starken Feuers während einer Stunde wird sich in dem Tiegel ein grünlich gelbes Glas zeigen. Dieses Glas reibe man zu Pulver,

Digitized by Google

vermische es mit zwei Theilen Weinsteinsalz und lasse es wiederum im Tiegel schmelzen. Die erhaltene Masse lege man auf eine Glastafel oder auf ein zinnernes Blech im Keller etwas abschüssig, und setze ein gläsernes Geschirr unter, so wird sich Alles auflösen, und ein Oel daraus werden, welches Oel das ganze Bestandwesen des Talkes in sich enthalten wird. Dieses Oel soll eine vorzügliche Wirkung bewiesen, und eine feine weiße Haut gemacht haben. Das Weinsteinöl, aus welchem dieses Oel am meisten besteht, soll überdies das beste und unschädlichste Mittel für die Schönheit des Frauenzimmers seyn, weil es, vermöge seiner alkalischen Natur, alle Unreinigkeiten hinwegnimmt, und eine zarte und geschmeidige Haut macht. Jetzt wird dergleichen Oel nicht mehr als ein Schönheitsmittel gebraucht, sei es nun, daß dieses Oel gänzlich in Vergessenheit gekommen, weil die hier erwähnte Zubereitung schon über siebzig Jahre her ist, oder weil es doch den Effekt nicht hervorbringt, den die neueren Schönheitsmittel gewähren.

In Berlin soll erst das Schminken unter Friedrich dem Großen in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts aufgekommen seyn. Man erzählt, daß die Gemahlin des Französischen Gesandten in Berlin bei der ersten Audienz, die sie bei der Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen gehabt, die Königin gefragt habe: ob es in Berlin Mode sei, daß sich das Frauenzimmer schminke; denn in Frankreich sei es jetzt überall Mode, sie wolle sich indessen nach der Mode in Berlin, und nach dem Befehle der Königin richten. Hierauf soll die Königin geantwortet haben, daß dieses zwar in Berlin nicht Mode sei, indessen habe die Frau Gesandtin vollkommene Freiheit, die Pariser Mode auch in Berlin zu beobachten. — Dieser Erlaub-

Digitized by Google

niß habe sich denn auch die Gesandtin bedient, und sei immer mit angestrichenen Wangen bei Hofe erschienen. Ein großer Theil der Damen habe diese Mode sogleich nachgeahmt, und so sei sie denn nach und nach in der Hauptstadt Preußens verbreitet worden. — Daß die Schminke auch in Staatsangelegenheiten einen sehr guten Dienst leistet, berichtet die berühmte Frau von Stael in ihren Memoiren. Sie sagt: „als ich einst wegen Staatssachen in der Bastille saß, und vor die Kommissarien gerufen wurde, um vernommen zu werden, war ich so vorsichtig die Schminke, welche ich in der Tasche hatte, aufzulegen; sonst hatte ich mich nie geschminkt, jetzt that ich es, um eine gewisse Entrüstung (Alteration) im Gesicht, die mich hätte verrathen können, zu verbergen."

In der Landwirthschaft ist in der Bienenzucht die Schminke, Bienenschminke, ein wohlriechender, den Bienen angenehmer Körper, womit die Bienenstöcke auswendig bestrichen oder gerieben werden, damit die Bienen gern darin bleiben; s. unter Biene, Th. 4.

Ueber das Schminken mit Farben, siehe, außer den schon oben hin und wieder angeführten Schriften, auch noch folgende nach:

Nützliche Sammlungen vom Jahr 1756, 2. Th. Hannover, 1757, S. 1354. — Desgl. vom Jahre 1757, 3. Th. Hannover, 1758, S. 42 u. f., S. 163 u. f., S. 647 u. f., S. 1569 u. f.

Hannöversche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen vom Jahre 1759. 1. Th. Hannover, 1759, S. 368, und S. 818 u. f.

Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen. Jahrgang 1778, S. 60; 1782, S. 64.

Braunschweig-Lüneburgischer Taschenkalender, Jahrgang 1779, S. 135 u. f.

Digitized by Google

Bereitung der rothen Schminke; in Ferber's neuen Beiträgen zur Mineralgeschichte, 1. Bd., S. 385; dessen Nachrichten und Beschreibungen einiger chemischen Fabriken ꝛc. Halberstadt, 1793, S. 84.
Magazin für Frauenzimmer, St. 11, S. 996.
Leipziger Taschenbuch, 1785, S. 284.
Etwas über den Gebrauch der Schminken. Wien, 1785.
Handlungszeitung, 1785, S. 251.
Journal der Moden, Februar, 1787, S. 47, 51; September, 1789, S. 408; October, S. 420; Februar, 1790, S. 65; July, 1796, S. 329.
Pandora, 1787, S. 20.
Schauplatz der Künste und Handwerke, 16. Bd., S. 16.
Demachy, Laborant im Großen, II, S. 331.
Schminkpflästerchen, Leipziger Taschenbuch, 1785, S. 295.
Kallopistria, oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt ꝛc. Von Dr. Joh. Barthol. Trommsdorff. Erfurt, 1805.
Ludovici und Schedel, encyklopädisches Kaufmannslexicon, 5. Th. Leipzig, 1800, S. 1747 u. f.
Frank, medizinische Policey. III, S. 744.
Hauenschild, Mißbrauch, Aberglaube ꝛc. I, S. 93.
Heger, in Crell's Annalen, 1794, 9. St., S. 228.
Funken's Anmerkungen über die Lebensart der Einwohner in großen Städten, 1779, S. 139.
Der Arzt für Liebhaber der Schönheit. Heidelberg, 1781, S. 100.

Schminken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Schminke bestreichen, sei dieselbe in einem flüssigen oder trocknen Zustande. 1. Im weitesten Verstande schminkt man in der Bienenzucht die Bienenstöcke; s. oben unter Schminke. 2. Am üblichsten ist es im engeren Verstande, Theile des Körpers, und besonders das Gesicht durch einen dicklich flüssigen Körper, und in weiterer Bedeutung durch ein jedes aufgetragenes Mittel eine schönere Farbe geben; daher die Ausdrücke: Sich schmin-

ken; die Hände, das Geſicht ſchminken. Geſchminkte Wangen, Geſchminkte Frauenzimmer. Ingleichen geſchminkte Worte, eine geſchminkte Freundſchaft, eine verſtellte. Die Handlung des Schminkens, oder wie und auf welche Weiſe man ſich ſchminkt, ſ. oben unter Schminke.

Nach Adelung leiten Wächter, Friſch und Ihre dieſes Wort von dem Lateiniſchen Minium ab, als dem vielleicht älteſten und üblichſten Schminkmittel. Es ergiebt ſich aber aus der erſten Bedeutung des Zeitwortes und dem Worte Schminkbohne, daß dieſes Wort von ſchmiegen und ſchmieren nur im Suffixo verſchieden iſt, und ſo wie dieſe, ſowohl den Begriff der Schmeidigkeit, als auch der dicklich-flüſſigen oder ſchmierigen Beſchaffenheit, obgleich in edlerem Verſtande, bei ſich führt. Im Magdeburgiſchen ſoll nach dem Friſch eine Schminke Butter, eine Schminke Speck, ein Stück oder Stückchen, vielleicht ſo viel, als man ein Stück Brod damit zu beſtreichen nöthig hat.

Schminkfleckchen, Schminkflecklein, Schminkläppchen, nach Adelung, Fleckchen oder Läppchen, welche mit Cochenille gefärbt ſind, und zum Schminken gebraucht werden, ſich damit eine rothe Farbe zu machen; allein unter der Benennung Fleckchen, verſteht man wohl eher die Schminkpfläſterchen, ſ. dieſen Artikel, welche ſo geſchnitten und aufgeklebt wurden, daß ſie Fleckchen im Geſicht, auf der Bruſt oder dem Buſen ꝛc. darſtellten.

Schminkläppchen, Farbeläppchen, rother Flor, ſ. Schminkfleckchen, und oben, unter Schminke, S. 60.

Schminkpfläſterchen, kleine ſchwarze Pfläſterchen von verſchiedener, beſonders runder, Geſtalt, welche in der Mitte und zu Ende des verwichenen Jahr-

Digitized by Google

hunderts, nicht nur bei dem schönen Geschlechte, sondern auch bei den jungen Mannspersonen Mode waren, und womit man einzelne Stellen im Gesicht beklebte, um dadurch theils ein Bläschen, eine Blatternarbe ꝛc. zu verdecken, theils auch einen zarten Teint zu erhöhen. Besonders wurden sie beim Kinn herum gelegt, so daß sich zu beiden Seiten des Kinnes an dem unteren Theile der Backe, ein Pflästerchen, auch wohl etwas höher, jedoch stets auf der weißen Gesichtsfarbe befand, um dadurch mehr die weiße, als rothe Gesichtsfarbe zu erhöhen. Mannspersonen legten diese Pflästerchen, nachdem der Bart abgenommen worden, auf das Kinn, auch legte man sie in die sich zwischen dem Kinn und dem Munde bildende Höhlung, kurz da, wo man es der Schönheit am angemessensten fand. Frauenzimmer legten dergleichen Pflästerchen auch auf den Busen. Man gebrauchte hierzu das sogenannte Englische Pflaster, welches, wenn es nur ein wenig durch die Lippen feucht gemacht wird, leicht auf der Stelle, wo man es hindrückt, kleben bleibt. S. auch oben unter Schminke, S. 44. u. S. 63 u. f.

Schminkeverordnung, Verordnungen, welche einige Regierungen wegen des Schminkens erlassen. So findet man eine Verordnung, diesen Gegenstand betreffend, in der Prager Gewerbezeitung, 1787, S. 328.

Schminkwasser, ein durch die Kunst bereitetes Wasser zur Verschönerung der Haut; s. oben, unter Schminke.

Schminkweiß, Fr. Blanc d'Espagne, eine aus Wißmuth bereitete weiße Farbe zum Schminken; s. oben unter Schminke, S. 52.

Schminkwurz, Convallaria Polygonata, s. unter Mayblume, Th. 86, S. 223.

Schminkwurzel, Lawsonie, Lawsonia Linn., s. Th. 66, S. 577 u. f. Auch eine Art des Steinsamens, Lithospermum arvense Linn., welche auf den Europäischen Aeckern und Brachfeldern wild wächst, und deren frische Wurzel roth färbt. Auf dem Lande wurde sie von dem Frauenzimmer statt der Schminke gebraucht.

Schmirgel, s. Schmergel, Th. 146, S. 693. u. f. Nach Klaproth ist das specifische Gewicht des Schmirgels 3,992. Man findet ihn auch auf Naxos und mehreren Inseln des Archipels, in Altcastilien und Estremadura. Smithson Tennant fand in 100 Theilen dieses Fossils:

80 Alaunerde,
3 Kieselerde,
4 Eisen,
87

Der Eisengehalt soll bei diesem Fossil sehr großen Veränderungen unterworfen, und nach einigen Chemikern soll das Eisen vielleicht nur eine zufällige Beimischung seyn. Eine von Tennant untersuchte Abart gab ihm folgendes Verhältniß der Bestandtheile:

50 Alaunerde,
32 Eisenoxid,
8 Kieselerde,
90.

Philos. Transact. 1802, p. 400.

Schmirgler, heißen bei den Ruhlischen Gewehrfabriken die Handpolirer.

Schmirie, der Name eines ausländischen Vogels.

Schmiring, der Name einer Art Strandläufer, s. Strandläufer.

Schmirtrögel, Schmirbüchsel, s. Schmier-

Digitized by Google

büchſe. In den Glashütten ein kleines hölzernes, ungefähr eine Spanne langes und vier Querfinger breites Tröglein oder Büchschen, in welches die Schmiere enthalten iſt, worin die Auftreibzange an den Spitzen geſchmiedet wird, um das Glas beim Abtreiben deſto ergiebiger zu machen.

Schmirweg, Schmierweg, im Forſtweſen einiger Gegenden, ein Weg an einem ſteilen Berge, um das Holz herabzubringen. Man bedient ſich dieſer Wege im Sommer. Sie werden auf folgende Weiſe angelegt. Man gräbt 2 Fuß zu 2 Fuß geſchälte Knüppel bis zur Hälfte der Länge nach ein, ſo daß keiner weder höher, noch niedriger, als der andere zu liegen komme. Auf dieſen Knüppeln befeſtiget man zu oder an beiden Enden Latten, eine mit der andern parallel, und ſo weit entfernt, daß zwiſchen denſelben ein Schlitten leicht, ohne anzuſtreifen, laufen kann, ſchlägt auch Pfähle da ein, wo ſtarke Wendungen gegen das Thal hin vorkommen. Auf einem ſolchen Wege kann ein mit Holz beladener Schlitten von einem einzigen Menſchen oder einem kleinen Pferde mit leichter Mühe heruntergezogen werden, wenn nämlich die Knüppel zunächſt an den Latten, wo der Schlitten läuft, von eigens dazu beſtellten Leuten öfters mit Speck oder Fett geſchmiert worden. Um die leeren Schlitten wieder den Berg hinaufzubringen, muß auch hier ein Nebenweg angelegt werden. Am Rhein, in der ehemaligen Rheinpfalz, werden die Schlitten bergauf getragen. Wird ein ſolcher Weg nicht mehr gebraucht, ſo werden die Knüppel von oben herunter herausgebrochen, ſammt den Latten auf Schlitten geladen, und zum fernern Gebrauche verwahrt.

Schmiß, von dem Zeitworte ſchmeißen, ſo fern es ſchlagen bedeutet, ein derber heftiger Schlag, jedoch

Digitized by Google

nur im gemeinen Leben. Schmisse bekommen, Schläge. Von dem Französischen chemise, ist Schmiß im Oesterreichischen ein Ueberrock.

Schmitte, im gemeinen Leben einiger Gegenden, der aus Mehl und Fett bereitete Brey, womit die Weber den Aufzug steifen, die Schlichte. Daher daselbst auch schmitten für schlichten üblich ist. S. Schlichte.

Schmitz, im gemeinen Leben, ein Schlag oder Streich mit einem schlanken, biegsamen Körper, z. B. mit einer Ruthe, welche im Schlagen einen diesem Worte ähnlichen Laut verursacht. Handschmitze, Hiebe mit der Ruthe auf der flachen Hand in den Schulen. In Günther's Gedichten kommt vor: Du sollst den ersten Schmitz von meiner Peitsche kriegen.

Schmitz, im gemeinen Leben, im Bergbau einiger Gegenden, eine schmierige fette Erde. Im Hohensteinischen ist besonders der blaue Lettenschmitz bekannt, welcher ein wahrer blauer Thon ist.

Schmitze, im gemeinen Leben, ein Werkzeug zum schmitzen, das ist, einen fein tönenden schlanken Schlag zu geben. So wird die dünne äußere Schnur an den Peitschen, welche gemeiniglich aus Zwirn oder Seide gedreht ist, wegen des Lautes, welchen sie beim Hauen mit der Peitsche von sich giebt, die Schmitze genannt. Fr. Touche; im Niedersächsischen die Schmicke.

Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. in Bayern ist die Schmitze eine jede Salbe. Bei den Lederfärbern ist die Schmitze diejenige zubereitete wässerige Farbe, womit sie die Felle schmitzen, das ist, bestreichen, um sie zu färben. In manchen Gegenden ist die Schmitze auch ein Schmutzfleck, schon bei dem Kero Pismiz; daher Jemand-

Digitized by Google

den eine Schmitze anhängen, einen Schmutzfleck, das heißt, ihn heimlich beschimpfen.

Bei dem Tuche sind die Schmitzen Streifen, die von dem Schnitte der Scheere herrühren. Sie entstehen, wenn der Arbeiter beim Scheeren der Tücher zu geschwind arbeiten und mit einem Male zu viel Wolle mit seiner Scheere nehmen will. Zuweilen entstehen auch Schmitzen, wenn die Schmitzer eine Scheere zu sehr auf einander drücken. Eine kleine Schmitze soll dem Tuche keinen Schaden thun, vornämlich bei dem ersten Scheeren.

Schmitzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das intensive Diminutivum von schmeissen, schlagen ist, und mit einem dünnen biegsamen Körper schlagen oder hauen bedeutet, von dem ähnlichen damit verbundenen Schall. Es kommt im gemeinen Leben nur hin und wieder vor. So sagt man auch im Oberdeutschen hinschmitzen, für hinschmeissen, hinfallen. Dieselbe Figur, welche in verschlagen Statt findet, herrscht auch in dem Zusammengesetzten verschmitzen, nur daß schmitzen und schlagen hier nicht percutere bedeuten, sondern wie ähnliche Wörter dieser Art eigentlich den Begriff der Schlankheit und Schmeidigkeit haben, des Vermögens sich in allen Fällen zu drehen und zu winden, da denn schmitzen in diesem Falle zu dem folgenden gehört.

Schmitzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches den Begriff der weichen, schmeidigen, schmierigen Beschaffenheit gewährt, und in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung; Schmutz fahren lassen, eine nur im gemeinen Leben einiger Gegenden übliche Bedeutung. Die Kohlen schmitzen, machen schwarz, färben ab. Eben daselbst braucht man es auch für abfärben, so fern solches als eine Art des Schmutzes

Digitized by Google

betrachtet wird. II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Mit einem dicklichen flüssigen Körper bestreichen, wo es in manchen Gegenden für salben, schmieren ꝛc. üblich ist. Schon bei dem Ulphilas ist bismaitan, salben, Niedersächsisch schmitten. In manchen Gegenden schmitzen die Leinweber den Aufzug mit einem Brey von Fett und Mehl, wenn sie ihn im Hochdeutschen schlichten. In weiterer Bedeutung wird es daher auch in manchen Fällen für färben gebraucht, besonders für schwarz färben. Die Felle schmitzen, färben. Eine Hirschhaut schmitzen. Daher werden die Lederfärber daselbst auch Fell- oder Lederschmitzer genannt. Bei den Handschuhmachern heißt schmitzen, das Leder dergestalt färben, daß es wie Sammt aussieht. 2. Mit einem solchen dicklichen flüssigen Körper verunreinigen, und in weiterer Bedeutung verunreinigen, besudeln überhaupt. Sich die Hände schmitzen, besonders wenn solches mit Ruß geschieht.

In allen Stücken
Thut uns die Welt mit Hönworte schmitzen. Hans Sachs.

Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung fremd, indem man dafür schmutzen und beschmutzen gebraucht. S. das Erstere. Niedersächsisch schmitten, Engl. smittle, smeetch, Angelf. smitan, Isländisch smeta, Schwedisch smitta. Es ist ein Intensivum von schmeissen, besudeln, und gehört zu dem Geschlechte des Worts schmeidig, und ohne Zischlaut zu Mast, Mist, Moder.

Schmöcher, ein altes, schlechtes Buch.

Schmolle, ein nur im Oberdeutschen, besonders in Oesterreich übliches Wort, die Brodkrumme zu bezeichnen. Nach Adelung ist der herrschende Begriff dieses Wortes das Weiche, daher es als ein

Digitized by Google

Verwandter von Malm, molsch, dem Niedersächsischen Mull, und dem Lateinischen mollis angesehen werden muß, welchen nur der zum Stamme nicht wesentlich nothwendige Zischlaut mangelt.

Schmollen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, seinen Unwillen durch ein murrisches Stillschweigen an den Tag legen, wo es in der vertraulichen Sprechart anstatt des niedrigen maulen gangbar ist. Mit Jemanden schmollen. Das macht nur dein schmollen. Rost.

Gewiß es war zu viel zu gehen und gar zu schmollen. Gell. — Nach dem Adelung soll es vermittelst des Zischlautes aus maulen gebildet worden seyn. In einem gerade entgegengesetzten Verstande ist schmollen in einigen Gegenden lächeln. Wer wolt das lieplich Angesicht, ir gefällig schmollen bezaichnen? Stoinhöv, bei dem Schilter.

Schmollener Sauerbrunnen, s. unter Sauerbrunnen, Th. 137.

Schmollis, ein Wort, welches sich auf Universitäten die Studenten bedienen, wenn sie einander zutrinken, worauf der Andere, dem zugetrunken wird, fiducit erwiedert. Die Ableitung beider Wörter, besonders die des ersteren, ist sehr ungewiß. Einige wollen es daher leiten, daß es so viel heißen soll, als schmoll aus, rein aus, und fiducit, vom Lateinischen fiducia, bedeutet die vertrauliche Freundschaft, die unter den Studenten oft beim Trunk errichtet wird.

Schmorbraten, in einigen Gegenden, besonders Niedersachsens, ein großes Stück Rindfleisch, welches in einem Topfe, Schmortopfe, gedämpft oder geschmort worden. Die Zubereitung dieses Bratens oder Schmorfleisches, s. unter Rindfleisch, Th. 123.

Digitized by Google

Schmoren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, und ein Zeitwort der Mittelgattung, in einem verschlossenen Gefäße langsam dämpfen oder braten, besonders von dem Fleische; ingleichen auf eine solche Art bei einem gelinden Feuer langsam kochen oder braten lassen, welches man im gemeinen Leben auch brägeln, im Hochdeutschen dämpfen, im Niedersächsischen stoven, und im Oberdeutschen stauchen und schmauchen nennt. Daher die Ausdrücke: geschmortes Rindfleisch, eine geschmorte Kalbskeule. Das Schmoren des Fleisches geschieht am besten in einem besonders dazu gemachten Topfe, welcher daher auch den Namen Schmortopf führt. Nach der Größe des Stück Fleisches richtet sich auch der Topf, dieserhalb müssen in einer gut eingerichteten Küche Schmortöpfe von verschiedenen Größen vorhanden seyn. Das Fleisch muß in einem solchen Topfe nicht zu eingepreßt, aber auch nicht zu geräumig liegen. Auf den Boden desselben lege man ein Paar Knochen aus dem Fleische, damit sich Letzteres nicht ansetzen und anbrennen kann. Die Citronenscheiben, die zu dem Fleische kommen, lege man auf dasselbe, nicht unten, auf den Boden des Gefäßes, weil solche leicht anbrennen und dann der Sauce einen üblen branstigen Geschmack mittheilen. Salz, Lorbeerblätter, Estragon, Petersilienwurzel, Piment oder Nelkenpfeffer ꝛc. lege man theils auf das Fleisch, theils auch unter dasselbe, auf den Boden des Gefäßes, gieße dann die Flüssigkeiten, halb Bier, halb Essig, daran, decke das Gefäß mit einem gut schließenden Deckel zu, und beklebe ihn rundherum mit eigens dazu geschnittenen und mit Kleister beschmierten Papierstreifen, so daß durch die Ritzen zwischen Topf und Deckel der Dampf nicht hindurch kann, und lasse es so über einem gelinden Feuer schmoren. Am besten

Digitized by Google

iſt es, und weit köſtlicher wird auch das Fleiſch, wenn man es ſchon am Abend vorher über Torffeuer, ſei es nun auf einen Dreifuß, oder in ein Kaſſerolloch ſetzt, und ſo die Nacht hindurch langſam dämpfen läßt. Am Morgen öffnet man den Deckel, ſieht nach, wie weit die Brühe ſchon eingekocht iſt, thut noch etwas Salz und anderes Gewürz daran, wenn es nach dem Koſten der Sauce noch fehlen ſollte, klebt es wieder zu, und ſetzt es nun über ein etwas größeres Feuer, jedoch darf ſolches keine große Flamme machen. Auf dieſe Weiſe läßt man es nun wieder eine Stunde ſchmoren, öffnet es dann wieder, begießt das Fleiſch fleißig mit der eigenen Sauce, ſetzt es wieder auf, und drücke das Papier, welches man nur von einer Seite geöffnet hat, wieder heran. Jetzt läßt man es bis zum Anrichten langſam fortſchmoren, indem man es zum öfteren öffnet und mit der Sauce, wie oben angeführt worden, begießt.

Nach dem Adelung im Niederſächſiſchen ſmoren, ſmoorten, ſmurten, welches aber auch die Luft benehmen, erſticken, bedeutet, wie das Angelſächſiſche smoran, und Engl. smother. Es ſcheint, wie brägeln, eine Onomatopöie des mit dieſer Art des Kochens verbundenen Lautes zu ſeyn. Im Niederſächſiſchen bedeutet ſchmoren auch in einem eingeſchloſſenen Orte langſam, aber ſtark ſchwitzen; im Oberdeutſchen iſt dagegen ſchmoren, ſchmorchen und ſchmorren, dürre werden, und verſchmoren, verdorren.

Schmorfleiſch, Fleiſch, welches geſchmort worden; ſ. oben, Schmorbraten und Schmoren.

Schmorſtück, ein zum Schmoren beſtimmtes Stück Fleiſch, wozu man beim Rindfleiſch die Oberſchale, oder auch das Schwanzſtück von einem Rinde nimmt.

Schmortopf, ein weites niedriges irdenes Gefäß mit einem Deckel, Fleisch darin zu schmoren.

Schmoße, ein nur in den gemeinen Sprecharten aus Schmasche für Masche verderbtes Wort.

Schmu, ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches unabänderliches Wort, welches am häufigsten ohne Artikel gebraucht wird, einen Gewinn, Profit, zu bezeichnen, besonders wenn er durch Schlauheit gemacht wird. Schmu machen, einen solchen Gewinn. Nach Adelung soll es Jüdisch-Deutsch seyn, ob nun dieses wirklich der Fall ist, oder ob es nicht aus der Kochemer-, Zigeuner- ꝛc. Sprache entlehnt worden, ist schwer zu bestimmen; da es aber immer etwas Abgefeimtes, Listiges beim Handel und Wandel anzeigt, wodurch der andere Theil hintergangen wird, so kann es auch wohl aus den letzteren Sprachen herstammen. Adelung leitet es daher, weil man einen Deutschen im Lande herumziehenden Schacherjuden, Smous, Schmous zu nennen pflegt; man nennt ihn aber auch Schmuel, welches noch eher mit Schmu etwas Verwandtes hat, wenigstens ist in der Mark, und besonders in Berlin diese Benennung, womit man einen alten Schacherjuden, der mit alten Kleidern ꝛc. in der Stadt herum handeln oder vielmehr trödeln geht, und alte Kleidungsstücke, Silber, Gold ꝛc. ankauft, bezeichnet, gewöhnlich. — Das Schmu oder Schmuh machen würde daher mehr einen unerlaubten Gewinn oder Profit machen bezeichnen.

Schmuck, von dem Zeitworte schmücken. 1. Eigentlich der Glanz, und in weiterer Bedeutung die verschönerte Gestalt eines Dinges, eine nur noch in der höheren und dichterischen Schreibart übliche Bedeutung. Schön, schön ist die ganze Gegend in des Herbstes feierlichsten Schmucke, Geßner. — 2. Dasjenige, was zur Verschönerung

der Gestalt einer Sache von außen dient. (1) Im weitesten Verstande, wo es eigentlich von allen solchen Dingen gebraucht wird, besonders so fern es Kleidungsstücke oder andere ähnliche Dinge sind, die Gestalt eines Dinges zu verschönern. Der Altarschmuck, der Kirchenschmuck, der Krönungsschmuck, der Brautschmuck ꝛc. In der Deutschen Bibel kommt es häufig collective von feierlichen Kleidern und Kleidungsstücken beider Geschlechter vor. Aarons priesterlicher Schmuck. Im Hochdeutschen ist es hier in der edlern und höhern Schreibart am Gangbarsten für das niedrigere Putz, welches überdies keinen so hohen Grad der Verschönerung bezeichnet, und für das niedrige Staat. Den Schmuck anlegen. Ezech. 22, 27. Der festliche Schmuck einer Braut. Der mit Kleinodien besetzte Schmuck einer Königstochter. Der Fürstinnen Schmuck überstrahlte bei dem Beilager Alles. Graues Haar ist der Alten Schmuck. Sprichw. 20, 29. — (2) In engerer Bedeutung werden Edelsteine und Perlen, in so fern sie zur Verschönerung der äußeren Gestalt dienen, häufig ein Schmuck genannt, da es denn als ein Collectivum gebraucht wird, mehrere zusammengehörige Stücke dieser Art zu bezeichnen. Von mehreren solchen Ganzen, wird auch zuweilen die Mehrheit, die Schmucke gebraucht. Ein Schmuck von Perlen, von Diamanten. Ein guter oder ächter Schmuck, im Gegensatze eines unächten. Der Brautschmuck, Haarschmuck, Halsschmuck. Ehemals sagte man dafür Geschmuck, die collective Bedeutung näher zu bezeichnen, welche Form noch im Oberdeutschen gangbar ist. — Was zum Schmucke gehört, s. unter Geschmeide, Th. 17. S. 487. In

Nürnberg giebt es ein eigenes Handwerk, welches Geschmeidemacher genannt wird, und sich mit Verfertigung dergleichen Putzwaaren, als Ohrgehänge, Halsketten, Armbänder, Ringe, Wasserperlen, überhaupt mit dergleichen Sachen, welche zum Frauenzimmerschmuck gehören, abgiebt; an andern Orten handeln damit nicht nur die Goldschmiede, Juweliren, sondern auch die Galanterie- und Quincalleriehändler. Man bezieht dergleichen Waaren aus England und Frankreich, und bei uns aus Deuschland von Pforzheim, Hanau, Nürnberg, Augsburg, Offenbach, Wien, Berlin ꝛc. ꝛc. S. auch den Artikel Toilette in T. Figürlich der Schmuck der Rede, Wie sind diese Verse mit Gleichnissen geschmückt. Schiller's Gedichte enthalten einen Schmuck von philosophischen Sentenzen.

Schmuckangel, in einigen Gegenden eine Art Angel mit einem glänzenden Bleche, die Fische durch dessen Glanz hervorzulocken. Von Schmuck, Glanz; s. das folgende Schmücken.

Schmücken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, die Gestalt eines Dinges verschönern, besonders in so fern es durch glänzende oder andere für schön gehaltene Dinge geschieht, da es denn in der edlern und höhern Schreibart für das mehr vertrauliche Putzen, Toilette machen, gebräuchlich ist. Eine Braut schmücken. Sich zum Ball, zur Hochzeit, zur Kindtaufe schmücken; sich zum Hoffeste schmücken. Eine Kirche, einen Altar schmücken. Eine Bühne schmücken. Das Fest mit Mayen schmücken. Schmücket das Fest mit Mayen, Ps. 118, 27. Eines Grab mit Blumen schmücken. Sie schmücket sich mit Vergißmeinnicht. Sich mit Rosen, Veilchen ꝛc. schmücken. Der Früh-

Digitized by Google

ling schmückt die Bäume der Wälder mit Laub und die Gärten und Wiesen mit Blumen.

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bei seinem Morgenliede. Raml.

Wie würdig ist diese liebenswürdige Bescheidenheit, die übrige Tugend zu schmükken! Jemandes Sache schmücken, in der Deutschen Bibel, sie verschönern, sie besser vorstellen, als sie ist. Federn schmücken ist in engerer Bedeutung, sie zierlich zurichten, damit sie Theile des Schmucks abgeben können, wohin denn auch das Färben derselben gehört, daher der Federschmücker, der solches verrichtet. Haare schmücken, solche zierlich winden und mit Blumen verzieren oder schmücken.

In dem alten Fragmente auf Karln den Großen bei dem Schilter smechen, im Englischen smug, im Schwedischen smycka. Wachter leitet es sehr gezwungen von dem Griechischen σεμνὸς, Ihre von dem Angelsächsischen smicer, klein, s. Schmach und schmächtig, ab. Andere nicht zu gedenken. Unser thätiges Zeitwort schmücken, setzt ein Zeitwort der Mittelgattung schmucken voraus, welches jetzt veraltet ist, aber allem Ansehen nach glänzen bedeutet hat, wohin ohne Zischlaut auch das Lateinische micare gehört. In der oben angeführten Schmuckangel ist diese erste Bedeutung noch übrig, und Schmuck wird noch am häufigsten bei glänzenden Verschönerungsmitteln, dergleichen z. B. die Edelsteine sind, gebraucht. Hieraus erhellt zugleich, das Schmuck und schmücken, unter andern auch einen höhern Grad bedeutet, als Putz, putzen, Zier und zieren. Im Niedersächsischen hat man auch das Bei- und Nebenwort schmuck, Engl. smug, Schwed. smuok, Wendisch smuc, zierlich, schön,

gepuzt, welches so wie unser schön eigentlich auch glänzend bedeutet hat. Das Bremische Niedersächsische Wörterbuch leitet es mit dem Griech. σμικτος von σμαειν, σμιειν, σμηχειν, abwischen, reinigen her. Nach Adelung bedeuten diese auch vielleicht glänzend und scheinbar machen. Ohne Zischlaut gehört hierher auch das Niedersächsische und Holländische moje, hübsch, fein, artig, von welchem schmuck ein doppeltes Intensivum ist, sowohl durch Versetzung des Zischlautes, als auch durch Verstärkung des Gaumlautes. Schmußen ist nur im Suffixo verschieden.

Schmück, wird im Koblenzischen eine Peitsche genannt.

Schmückenstock, im Koblenzischen der Peitschenstock.

Schmuckgeld, jedoch nur von mehreren Summen, in einigen Gegenden, dasjenige Geld, welches einer Tochter bei der Ausstattung zum Schmucke gegeben wird und einen Theil des Heirathsgutes ausmacht.

Schmuckkästchen, ein zierliches Kästchen, worein das Frauenzimmer seinen Schmuck von Juwelen, Perlen, Ringen ꝛc. ꝛc. legt; überhaupt sei es nun ein Kästchen von Holz oder von Pappe, worein die Kleinodien gelegt werden. Hierunter werden daher auch die mit Staniol überzogenen und mit verschiedenem Schnitzwerk aus Papier verzierten Schächtelchen von Pappe verstanden, so wie überhaupt alle kleine Behältnisse, die zu dem Schmucke oder Geschmeide der Frauenzimmer dienen; s. auch unter Geschmeide, Th. 17, S. 488.

Schmuckschränkchen, s. unter Geschmeide, Th. 17, S. 488.

Schmudelig, Bei- und Nebenwort, in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, unreinlich, schmuzig. Schmudelig aussehen. Ein schmudeliges Weib, eine schmudelige Köchin. Ebendaselbst ist auch schmudeln, unreinlich

Digitized by Google

mit einer Sache umgehen, ſudeln, Schmudeley, Unreinigkeit, Sudeley ꝛc. Nach Adelung iſt das Stammwort von unſerm intenſiven Schmutz, ſ. daſſelbe.

Schmuggeley, ſ. den folgenden Artikel.

Schmuggeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in Niederdeutſchland gangbar iſt, verbotene Waaren heimlich, und accisbare Waaren mit Hintergehung der Gefälle einbringen; alſo einen Schleichhandel treiben. Man nennt daher einen Schleichhandel treiben, Schmuggeley, und der ihn treibt einen Schmuggler; ſ. unter Schleichhandel u. Schleichhändler Th. 145.

Schmuggler, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schmunzeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, lächeln, holde Gebährden machen, beſonders ſo fern es ein Zeichen des Wohlgefallens iſt, ein nur in der vertraulichen Sprechart der Hochdeutſchen übliches Wort, wo es auch ſchmutzen, ſchmutzlachen, ſchmutzeln und ſchmuſtern in eben dieſem Verſtande gebraucht wird, ſo wie die Niederdeutſchen in demſelben ſmunſtern, ſmunſterlachen, ſmuſchern, ſchmutzern, Schwed. smystra, und ohne Ziſchlaut mysa, die Oberdeutſchen aber ſchmollen und ſchmilen, bei dem Horneck einſmilen, ſagen.

Schmürken, bei dem Schäfer, eine Gattung gehörnter Schafe im Lüneburgiſchen, welche eine zarte Wolle hat.

Schmuſen, ſchmieſen, reden, ſoll Jüdiſch-Deutſch ſeyn. Das haſt à Schmuſ'! heißt: was das für wunderliche Reden ſind!

Schmußen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, ein nur in den Pfeifenfabriken übliches Wort, welches daſelbſt glätten bedeutet. Die Pfeifen werden daſelbſt geſchmußet, wenn ſie geglättet werden.

Digitized by Google

Daher ist der Schmußer derjenige Arbeiter, welcher das Glätten verrichtet.

Schmußer, s. den vorhergehenden Artikel.

Schmustern, s. Schmunzeln.

Schmutter, Papilio Protumnus, eine Art Schmetterling; s. unter Tagfalter, in T.

Schmutz, klebrige, feuchte Unreinlichkeit, sie mag nun auf den Straßen oder Gassen, oder in den Gebäuden sich vorfinden. So sagt man, wenn es geregnet hat und sich das Wasser auf den Straßen mit dem Staube mischt, es sei Schmutz, wo man auch das Wort Koth gebraucht. Es ist heute viel Schmutz auf den Straßen, viel Koth, in welcher Bedeutung man hier Schmutz für anständiger hält. Voller Schmutz seyn. Vom Schmutze reinigen. Auch wenn es im Sommer sehr staubt, so wird der Staub, der sich auf die Kleider ꝛc. setzt, uneigentlich gleichfalls Schmutz genannt. Im eigentlichen Verstande ist der Schmutz, wie schon oben bemerkt worden, jede feuchte, schmierige Unreinigkeit, welche sich an einem Gegenstande festsetzt oder kleben bleibt; auch ist er unter dieser Benennung von ungleicher Beschaffenheit; denn er kann mehr oder weniger klebrig, mehr oder weniger dicklich seyn, jedoch darin kommen alle seine Eigenschaften überein, daß er eine untaugliche, höchstens nur zum Dünger zu gebrauchende Materie ist.

Nach dem Adelung im Schwedischen Smuts, im Englischen Smut. Es bedeutet nach diesem Schriftsteller etwas Fettes, Schmieriges, und da im Holländischen noch jetzt Smuot für Schmalz üblich ist, so könnte es wohl von einer solchen Fettigkeit hergeleitet werden; auch sind Schmalz, Schmier, Schmeer, Schmutz nur im Suffixo verschieden. Im Hochdeutschen ist das u gemeiniglich lang, andere Mundarten machen es dagegen kurz.

Digitized by Google

Schmutzärmel, halbe Aermel von geringem Zeuge, welche man bei schmutzigen oder beschmutzenden Arbeiten über den halben Arm zieht, denselben und die Kleidungsstücke vor dem Schmutze zu bewahren. Im Niedersächsischen ohne Zischlaut **Musmoue**, von **musseln**, sudeln.

Schmutzbartel, **Schmutzhammel**, nennt man eine Person, die sich gern mit Schmutz beschäftiget, gern darin arbeitet, und sich damit beschmiert; auch sich nicht reinlich in Kleidung hält. Besonders gebraucht man diesen Ausdruck bei Kindern, die sich gern beschmutzen, Alles über den Leib schütten, und so immer wie candirt aussehen.

Schmutzbauch, Labrus Onitis, eine Art **Lippfische**.

Schmutzbuch, ein Handbuch, in welches man die täglichen Vorfälle im Geschäftsleben ohne Ordnung und Reinlichkeit aufzeichnet, die **Kladde**; s. **Schmierbuch**, oben, S. 35.

Schmutzeln, s. **Schmunzeln**.

1. **Schmutzen**, lächeln, s. daselbst.
2. **Schmutzen**, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur bei den Jägern vorkommt, die Stimme eines Thieres nachahmen, um es damit zu locken, welches auch **reitzen** genannt wird. Nach **Adelung** ist es hier eine unmittelbare Onomatopöie und mit **schmatzen** verwandt. In einigen Schweizerischen Gegenden ist **schmutzen**, schimpfen.
3. **Schmutzen**, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, den **Schmutz** fahren lassen. **Rußige Kessel schmutzen leicht**, lassen leicht den daran gesetzten Ruß fahren, wofür **abschmutzen** üblicher ist. Ingleichen den **Schmutz** annehmen, **schmutzig werden**. **Die weiße Wäsche schmutzt leicht. Die Farbe des Kleides schmutzt sehr**, wenn leicht der Schmutz darauf zu sehen ist.

Im gemeinen Leben auch zuweilen schmutzige Arbeiten verrichten, oder schmutzig einhergehen. Den ganzen Tag im Hause herum schmutzen. In den Zusammensetzungen beschmutzen, einschmutzen ꝛc. hat es auch eine thätige Bedeutung. Im Schwedischen im Intensivo smudder.

Schmutzente, Anas tinctoria, eine unter Ente, Th. 11, nicht aufgeführte Art, da nun überhaupt daselbst mehrere bekannte Arten fehlen, so wird diese mit den übrigen fehlenden unter Ente, im Supplement, beschrieben werden.

Schmutzer, Turdus sordidus, eine Art Drosseln, die unter Drossel, Th. 9, übergangen worden, und im Supplement, unter Drossel, vorkommen wird.

Schmutzflecken, Flecken, welche durch den Schmutz in Tuch, Kattun, Leinwand, Seide ꝛc. entstehen.

Schmutzhammel, s. Schmutzbartel.

Schmutzig, Bei- und Nebenwort. 1. Schmutz enthaltend, in der anständigen Sprechart; daher schmutzige Wäsche, schmutzige Kleider, schmutzige Hände, schmutzige Füße, ein schmutziges Gesicht. Sich schmutzig machen. Es ist schmutziges Wetter, wo man sich leicht schmutzig macht. — 2. Schmutzige Farben, welche durch Beimischung einer dunkeln oder grauen Farbe ihren hellen und reinen Glanz verloren haben. Schmutzige Farben aufsetzen. — 3. Der Ehrbarkeit zuwider, gleichfalls in der anständigen Sprechart, für unfläthig. Schmutzige Reden führen. Ein schmutziges Buch, welches Unanständigkeiten enthält. Ein schmutziger Kupferstich. Ein schmutziges Gemälde, ein unanständiges, welches der Sittlichkeit entgegen ist.

Digitized by Google

Schmutzkäfer, Scarabaeus squalidus, eine Käferart, s. unter Käfer, im Supplement.

Schmutzkittel, ein leinenes Kittelchen, gleich einem Hemde, welches Kinder über die Kleider ziehen, damit sie solche nicht beschmutzen. — Auch jeder leinene Kittel, den die Landleute, Schäfer ꝛc. bei der Arbeit anziehen.

Schmutzkoch, s. Sudelkoch.

Schmutzmücke, Tipula contaminata, s. unter Mücke, im Supplement.

Schmutzschild, Buprestis tristis, eine Art Prachtkäfer, s. unter Käfer, im Supplement.

Schmutztitel, im Buchhandel, ein Titel, welcher nur verkürzter Weise vor einem Buche gedruckt wird, um den eigentlichen Titel vor Beschmutzung zu verwahren, und der gewöhnlich beim Binden weggeschnitten und an dessen Stelle der eigentliche rechte Titel angebunden wird.

Schmyten, in der Schifffahrt, eine Art Taue, auch Halsen genannt, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143, S. 186.

Schnabel, Diminutivum das Schnäbelchen oder Schnäbelein, ein verlängerter, dünner röhrförmiger Theil eines Körpers. 1. Eigentlich, das verlängerte hornartige Maul der Vögel. Ein krummer, gerader, spitziger, stumpfer Schnabel; der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, er nimmt kein Blatt vor's Maul.

Der Schnabel der Landvögel ist hörnern und unempfindlich, dagegen hat derjenige vieler Wasservögel, z. B. der Enten- und Gänsearten wohl Empfindung, weil derselbe nur meistens mit einer Haut bedeckt ist, unter welcher sehr starke Nerven liegen. Die beiden Kiefer des mit Horn bedeckten Schnabels sind beweglich, und die Gestalt des letzteren ist nach der Art der Nahrung, welche jede Vögel-

Gattung zu ſich nimmt, ſehr abweichend. Cuvier theilt die Vögel nach den Schnäbeln in ſechs Gattungen, in Raubvögel, Hühnerartige Vögel, Klettervögel, Sperlingsartige Vögel, Schwimmvögel, und Sumpfvögel. Die Raubvögel, Accipitres Linn., haben einen hakenförmigen gebogenen Schnabel, deſſen ſpitziges ſcharfes Ende nach unten gewandt iſt; ſ. Fig. 8486. Die hühnerartigen Vögel, Gallinae Linn., haben einen leicht gebogenen, gleichſam gewölbten (convexen) Oberſchnabel; ſ. Fig. 8487. Die Klettervögel, Scansores Linn., haben theils einen längern, geraden, ſpitzen, und von den Seiten zuſammengedrückten Schnabel, in deſſen Hintertheil eine ſehr kurze, platte und ſtumpfe Zunge befindlich iſt; theils einen dicken Schnabel, welcher in der Quere breiter, als von oben nach unten iſt, übrigens kurz, gekrümmt, an den Rändern gezahnt, und an der Wurzel mit Borſten umgeben iſt; ſ. Fig. 8488. Die ſperlingsartigen Vögel, Passeres L., haben verſchiedenartige Schnäbel. So haben die Würger, Lanii, einen von den Seiten zuſammengedrückten Schnabel, deſſen Obertheil gegen das Ende hin gebogen und an jeder Seite mit einem kleinen Zahne verſehen iſt; die Fliegenfänger, Muscicapae, einen wagerecht plattgedrückten, ſpitzigen, am Obertheile gegen die Spitze hin ausgeſchnittenen Schnabel, welcher an der Wurzel mit einigen ſteifen borſtenartigen Haaren verſehen iſt; die Droſſeln, Turdi, einen von den Seiten zuſammengedrückten Schnabel, welcher leicht gebogen iſt, und am Obertheile, nahe an der Spitze, einen Ausſchnitt hat; die Seidenſchwänze, Ampeles, einen an der Wurzel wagerecht glatt gedrückten Schnabel, der Oberſchnabel iſt an der Spitze leicht ausgeſchnitten; die Merlen oder Tanagras, Tanagrae, einen kegelförmigen, an der Wurzel runden,

Digitized by Google

und an ſeinem Obertheile ausgeſchnittenen, oben ſchwach converen Schnabel; die Aßeln, Graculae, einen zuſammengedrückten, leicht gebogenen, an der Wurzel nackten Schnabel; die Krähen, Corvi, einen geraden, dicken, ſtarken, an den Seiten zuſammengedrückten Schnabel, deſſen Oberkiefer ſchwach conver iſt; die Hornvögel (Buceros) einen ſehr dünnen, an den Rändern leicht ausbrechenden Schnabel, welcher mit einem mehr oder weniger beträchtlichen Höcker beſetzt iſt; die Racken (Coracias) einen Schnabel, deſſen Obertheil ſich ein wenig über den Unterſchnabel hinwegkrümmt; die Paradiesvögel, Paradiseae, einen zuſammengedrückten Schnabel, welcher rings um ſeine Wurzel mit kleinen, kurzen, dichtſtehenden Federn beſetzt iſt. — Sperlingsartige Vögel mit kegelförmigem Schnabel. Die Pirolen, Orioli, haben einen länglichkegelförmigen Schnabel, mit ſehr ſcharfer Spitze und runder Wurzel; die Staare, Sturni, einen kegelförmigen, verlängerten, ſehr ſcharf ſpitzigen, an der Wurzel wagerecht plattgedrückten Schnabel; die Kernbeiſſer, Loxiae, einen kegelförmigen, kurzen, an der Wurzel dicken, und wie aufgetriebenen Schnabel; die Finken, Fringillae, einen kurz kegelförmigen, an der Wurzel nicht aufgetriebenen Schnabel; die Ammern, Emberizae, einen kegelförmigen ſpitzigen Schnabel, deſſen Oberkiefer ſchmaler iſt, als der untere; die Zwiſchenlinie, welche beide trennt, iſt gekrümmt. — Sperlingsartige Vögel mit dünnem pfriemenförmigem Schnabel. Die Meiſen, Pari, haben einen kleinen, kurzen Schnabel, ſo auch die Manakins, Piprae; die Lerchen, Alaudae, haben einen kürzeren Schnabel, als die vorhergehenden, welcher noch ziemlich ſtark iſt; die Sänger, Motacillae, haben einen dünnen ſchlanken pfriemenförmigen Schna-

bel. — Sperlingsartige Vögel, mit kleinem, sehr kurzem, wagerecht plattgedrücktem und sehr weit gespaltenem Schnabel, Hierzu gehören die Schwalben, Hirundines, und die Nachtschwalben, Caprimulgi. — Sperlingsartige Vögel mit schlankem, sehr verlängertem, ziemlich starkem Schnabel. Die Spechtmeisen, Sittae, haben einen geraden, langen, dünnen, spitzen Schnabel; die Baumläufer, Certhiae, haben einen längern Schnabel, als die vorigen, der der ganzen Länge nach gebogen ist; die Kolibris, Trochili, einen sehr dünnen Schnabel; die Wiedehöpfe, Upupae, einen dünnen gebogenen Schnabel, wie die Baumläufer, der Großkopf, Fr. le Momot, welcher von diesem Geschlechte getrennt ist, hat gezahnte Kiefer am Schnabel; die Bienenfresser, Meropes, haben einen langen, gebogenen Schnabel ohne gezahnte Ränder; die Eisvögel, Alcedines, einen sehr langen, geraden, spitzen, an den Seiten zusammengedrückten Schnabel; die Plattschnäbel, Todi, einen wagerecht plattgedrückten Schnabel; die Schnäbel der sperlingsartigen Vögel, s. Fig. 8489. — Die Schwimmvögel, Anseres, haben auch verschiedene Schnäbel. Die Pelikane, Pelicani, haben an der Wurzel des Schnabels einen unbefiederten Fleck, wodurch sich das ganze Geschlecht auszeichnet. Der Schnabel des eigentlichen Pelikans ist lang und platt; der des Kormorans zusammengedrückt, und am Ende hakenförmig gekrümmt; der der Fregattenvögel lang und am Ende sehr hakenförmig gekrümmt; der der Tölpel, gerade, spitzig, endigt sich in einen kleinen Haken, und ist leicht gezahnt; der Schnabel der Tropikvögel (Phaëton) ist dünn, spitzig, wagerecht plattgedrückt, und leicht gezahnt; der der Schlangenvögel, Ploti, ist spitzig und die

Digitized by Google

Ränder sind hinten gezahnt; die Meerschwalben, Sternae, haben einen geraden, dünnen, spitzen, platten, ungezahnten Schnabel; die Möven, Lari, einen von den Seiten zusammengedrückten Schnabel; der des Verkehrtschnabels, Rhinchops, hat einen geraderen, von den Seiten gänzlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Obertheil viel kürzer, als der untere ist; der letztere hat nur eine einzige Schneide, welche von denen des Obern aufgenommen wird. Die Sturmvögel, Procellariae, haben einen am Ende hakenförmig gebogenen Schnabel, dessen Ende ein besonders, mit dem übrigen durch ein Gelenk verbundenes Stück macht; der Albatroß, Diomedea, hat einen großen, starken, scharfschneidigen Schnabel, der mit deutlichen Näthen bezeichnet ist, und sich in einen großen Haken endiget, welcher eingelenkt scheint. Einen breiten, mit weicher Haut bedeckten, Schnabel, dessen Kiefer rings umher mit einer Reihe von kleinen senkrechten, gleichlaufenden, nebeneinander stehende Plättchen versehen sind, haben: die Schwäne, Gänse und Enten. Der Schnabel der Tauchenten, Mergi, ist schmäler und spitzer, und jeder Kiefer ist mit einer Reihe von kleinen, spitzen, nach hinten gerichteten und sägenähnlichen Zähnen besetzt. Die Taucher, Colymbi, haben einen geraden, spitz von den Seiten zusammengedrückten Schnabel; die Papageyentaucher, Alcae, haben einen von beiden Seiten fast zu einer dünnen Platte zusammengedrückten Schnabel, welcher der Quere nach gereift ist. Der Schnabel des Seepapageyen ist blau und roth. Die Fettgänse, Aptenodytes, haben einen walzenförmigen, geraden, spitzen Schnabel, dessen Untertheil zuweilen abgestumpft ist. Die Schnäbel dieser Vögel, s. Fig. 8490. — Die Sumpfvögel, Grallae Linn., haben gleich den Wasservögeln verschiedene

Schnäbel, deren Länge nur mit den Beinen im Verhältnisse steht. Einen dicken kurzen Schnabel hat: der Trompetenvogel, Psophia, jedoch kegelförmig etwas gewölbt; der Anhima, Palamedea, am Ende etwas gekrümmt; der Sekretär, Serpentarius, gleich einem Raubvogel gebildet; der Hohlschnabel, Cancroma, dessen Schnabel in der Quere sehr breit ist, und gleichsam aus zwei mit der concaven Seite aneinander liegenden Löffeln besteht; der Flamingo, Phoenicopterus, dessen Schnabel eine eigene Bildung hat. Der Unterkiefer ist nämlich eyrund, und der Länge nach zu einem halbwalzenförmigen Kanale zusammengebogen; der Oberkiefer ist dagegen der Quere nach gekrümmt, um den andern zu bedecken; beide sind sehr stark. Einen langen starken Schnabel haben: die Reiher, Ardeae, er ist dabei spitz zusammengedrückt, scharfschneidig, und die Nasenlöcher sind lang, schmal und linienförmig, verschiedene Arten haben einen kurzen Schnabel, z. B. die Kraniche. Der Jabiru, Mycteria, hat einen großen, starken Schnabel, dessen Spitze ein wenig nach oben gekrümmt ist. Der Schnabel des Ibis, Tantalus, ist groß, stark und scharfschneidig, mit stumpfer Spitze, und nach unten gebogen. Einen langen, dünnen, wagerecht plattgedrückten Schnabel haben die Löffelreiher, Plataleae. Mit langem, rundem, schwachem Schnabel: Der Säbelschnäbler, Recurvi rostra, dessen Schnabel noch nach oben gekrümmt ist, so daß die Spitze völlig gen Himmel steht; die Regenpfeifer, Charadrii, deren Schnabel am Ende ein wenig aufgetrieben ist; die Strandläufer, Tringae; die Schnepfen. Einen mittelmäßig langen, von den Seiten zusammengedrückten Schnabel haben: der Austerfischer, Haematopus, dessen Schnabel blutroth ist; die Rallen, Ralli,

welcher spitzig zusammengedrückt ist; die Wasserhühner, Fulicae ꝛc.; die Schnäbel dieser Vögelgattung, s. Fig. 8491.

2. Figürlich. (a) Der menschliche Mund, doch nur im Scherze. (b) Wegen einiger Aehnlichkeit bekommen mehrere hervorragende und spitzigzulaufende Theile eines Dinges den Namen eines Schnabels. Dahin gehört der Schnabel an manchen Arten von Zangen, so z. B. heißt bei den Eisenarbeitern derjenige Theil einer Zange, mit welchem die Gegenstände, die geschmiedet oder mit dem Hammer getrieben werden sollen, angegriffen werden, ein Schnabel. — Bei den Ankerschmieden ist der Schnabel eines Ankers, der dünnste und schwächste Theil der Arme desselben. Er steht mit einem der Winkel der Schaufeln im Verhältniß, und wird auch die Spitze genannt. — An den chemischen Gefäßen ist der Schnabel die lange Röhre, welche an dem Destillirhelm oder Blasenhute herabgeht, und wodurch das übergetriebene Nasse, oder der übergetriebene Geist in den vorgelegten Rezipienten tropft. — Bei dem Maurer ist der Schnabel oder vielmehr sind die Schnäbel, die durch die Mauern geführten Ausgüsse, weil solche wenigstens eine Viertelelle über die Mauer hinausgehen, und das Wasser, der Mauer unbeschadet, ausschießen lassen. Es ist also das hervorragende Ende einer Dachrinne, besonders nach älterer Bauart. — Bei dem Schuhmacher, der in eine Spitze auslaufende Vordertheil eines Schuhes oder Stiefels, welche Spitze sich oft wie ein Horn umbog; s. unter Schuh. — An den Blasebälgen, der andere spitzige Theil, der in die Glut gesteckt wird, um das Feuer durch die herausgelassene Luft anzuschüren. — Bei dem Wagenmacher, Stellmacher, die beiden spitzig zulaufenden Hölzer an der Hinterachse

Digitized by Google

eines Wagens, welcher Schnabel auch die Scheere genannt wird. — In der Schiffbaukunst, der Schiffsschnabel, s. Gallion, Th. 15, S. 788. In der Schreibkunst, ist der Schnabel an der Feder, der zugespitzte, mit einer Spalte versehene Theil derselben. — Bei den Jägern ist der Schnabel eine hölzerne Gabel, welche man dem Hühnerhunde unter dem Halse anschnallt, damit er den Kopf hoch tragen lerne. — Bei dem musikalischen Instrumentenmacher, an manchen Arten von Flöten, das Mundstück, z. B. an der Klarinette, am Hoboe ꝛc. — In der Landwirthschaft, der Schnabel am Pfluge, s. Th. 112, S. 389.

Nach Adelung schon beim Ottfried, Snabul, bei dem Notker Snabel, im Niedersächsischen Snavel, Snibbe, Snippe, im Schwedischen Snabel. Die meisten Wortforscher blieben bei schnauben und schnappen stehen, welche unmittelbare Onomatopöien sind, und nur auf eine entfernte Art hierher gehören. Die letzte Sylbe ist das Suffixum, welches sowohl ein Werkzeug, als ein Subject bedeutet. Ohne Suffixum ist im Nieders. Snau, sowohl Schnabel, als Schnauze, und ohne Zischlaut im Niedersächsischen Nibbe, Hamburgisch Nüff, sowohl der Schnabel, als die Nase, Angels. Nebb, Engl. Nib, Holländ. Neb, Dänisch Näb, Schwedisch Nabb und Naef, welches sowohl den Schnabel, als den Kopf bedeutet. Alle diese Wörter sollen, nach Adelung's Vermuthung, ein jedes hervorragendes Ding bedeutet haben, so daß auch unser Nabe und Nabel, das Schwedische Nabb, ein Vorgebirge ꝛc. dahin gehören.

Schnabel, an dem Anker, s. oben, S. 123.
—, an den Blasebälgen, s. daselbst.
—, an chemischen Gefäßen, s. das.
—, beim Eisenarbeiter, s. das.

Digitized by Google

Schnabel (Gelb-), Grünſchnabel, Weißſchnabel, ſ. Th. 16, S. 766.

— (Grün-), ſ. Schnabel (Gelb-). Es iſt mit Gelbſchnabel gleichbedeutend, und bezeichnet einen naſeweiſen jungen Mann, ohne Erfahrung, der über Alles abſpricht.

—, in der Jägerey, ſ. oben, S. 124.

—, beim Maurer, ſ. daſ., S. 123.

—, in der Mechanik, der aus dem Krahne hinausragende Balken, der auch Krahnbracke genannt wird. Das vordere Ende des Schnabels enthält einen Flaſchenzug; ſ. unter Krahn, Th. 46.

—, der Mund, ſ. oben, S. 123.

—, an den muſikaliſchen Inſtrumenten, ſ. daſ., S. 124.

—, am Pfluge, ſ. daſelbſt.

—, an den Schiffen, ſ. daſ.

—, der Schreibfeder, ſ. daſ.

—, beim Schuhmacher, ſ. daſ., S. 123.

— (Storch-), ein Inſtrument bei dem Kupferſtecher und Zeichner, ſ. den Artikel Storchſchnabel.

—, der Vögel, ſ. oben, S. 117 u. f.

—, beim Wagenmacher, ſ. daſ., S. 123.

— (Weiß-), ſ. Schnabel (Gelb-).

—, an den Zangen, ſ. oben, S. 123.

Schnäbel, ein Fiſch, ſ. Schnäpel.

Schnabelauſter, eine Conchylie, ſ. unter Schnecke.

Schnabelbein, Schnabelſchnecken, Schnabelſchrauben, ſ. unter Schnecke.

Schnabelbohrer, Tenebrio rostratus Linn., eine Käferart, ſ. unter Käfer, im Supplemente.

Schnabelbrüſtlein, bei dem Augsburger Frauenzimmer, ein von ſchwarz ſeidenem oder anderm Zeuge verfertigtes, und mit ſchwarzen Spitzen über und über friſirtes ſogenanntes Brüſtlein oder Wams,

ohne Schoos, welches von vorn her einen langen, rundbreiten, mit Fischbein ausgesteiften, und durchaus mit Spitzen bekräuselten Schnabel hatte, welcher fast den ganzen Bauch bedeckte, und mit einem silbernen Gürtel rund herum belegt war. Diejenigen, so die Mädchen trugen, waren meistens ungesteift.

Schnäbelchen, Rostellum, beim Auskeimen des Samens, der Keim, der sich zuerst blicken läßt, und eine Art Schnabel bildet.

Schnabeleisen, bei den Friseurs, Perrückenmachern, eine Zange mit einem langen Schnabel, das Toupet damit zu brennen.

Schnabeler, Erdbiene, Apis rostrata L., s. Biene, im Supplement.

Schnabelfisch, Balaena rostrata, Balaena Boops L., unter Wallfisch, in W. — Auch eine Art Klippfische, Chaetodon rostratus; Fr. la Bandolière à bec. Dieser Fisch zeichnet sich durch einen sehr verlängerten grauen Schnabel aus. Der Körper hat vier senkrecht gehende, braune, weiß eingefaßte Banden. An den Rückenflossen ist ein schwarzer, weiß eingefaßter Fleck.

Schnabelfliegen, Rhingiae Fabr.; Fr. les Rhingies, rechnet Linné zu den Kopffliegen. Sie unterscheiden sich von den Blumenfliegen nur darin, daß der Untertheil der Stirn ein Horn oder einen verlängerten Schnabel bildet, unter welchen der Rüssel sich zurück zieht. Die Fühlhörner sind kurz, mit einer Seitenborste, und ihre Gestalt ist derjenigen der Stubenfliege ziemlich ähnlich. Am bekanntesten ist die rothleibige Schnabelfliege, Rhingia rostrata Fabr., von schwarzer Farbe; Rückenschild, Hinterleib und Füße röthlich. — Dieses sind die Fliegen, deren Fühlhörner eine seitwärts eingelenkte Borste führen.

Digitized by Google

Schnabelflöte, Fr. Flute à bec, eine Art Flöten mit einem langen Schnabel; ſ. im Art. Muſikaliſche Inſtrumente, Th. 98, S. 630, und unter Flöte, im Supplement, wohin Krünitz die Beſchreibungen der verſchiedenen Gattungen Flöten, unter Flöte, Th. 14, verwieſen.

Schnabelhelm, ſ. unter Helm, Th. 22, S. 828.

Schnabeliren, ſ. Schnabeln.

Schnabelkäfer, Lycui Fabr.; Fr. les Liques. Die Fühlhörner dieſer Käferart ſind ganz zuſammengedrückt und platt, und ihr Kopf, der, wie bei den Leuchtkäfern, unter dem Halsſchilde verſteckt iſt, verlängert ſich in eine Art von Rüſſel, der am Ende den Mund hat, ganz wie bei den Rüſſelkäfern, nur daß er hier nicht die Fühlhörner trägt, die zwiſchen den Augen eingelenkt ſind. Halsſchild und Flügeldecken ſtehen mit ihrem Rande weit über den Leib hinaus. Die Deckſchilde ſind hinten oft breiter, als an der Wurzel. Bekannt iſt:

Der blutrothe Schnabelkäfer, Lycus sanguineus; Fr. le Lyque sanguine. Er iſt roth, die Mitte des Halsſchildes ſchwarz, die Flügeldecken gereift. Er iſt im mittägigen Frankreich, in Deutſchland und in andern Ländern gemein.

Schnabelkorn, ſ. unter Spelt.

Schnabelkraut, Nadelkörbel, Scandix, ſ. Th. 27, S. 37.

Schnabelmöhre, in einigen Gegenden ein Name des Nadelkörbels, Scandix Pecten, Linn. Er wird auch Hechelkamm genannt; ſ. unter Körbel, Th. 27, S. 38.

Schnabeln, ein regelmäßiges thätiges und Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im Scherze zuweilen für eſſen, beſonders von dem Eſſen leckerer Speiſen gebraucht wird, wofür man mit angehängter Lateiniſcher Endung im gemeinen Leben auch wohl

schnabeliren, Fr. jouer de la machoire, sagt; s. Schnabelweide. — In der Schifffahrt ist Schnabeln, Snabeln, Insnabeln, Opssnabeln, mit einem Ausschnitte dergestalt auf etwas fassen, daß die Sache innerhalb des schnabelnden Ausschnittes fällt, und von demselben umfaßt wird.

Schnäbeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Als ein rückwirkendes Zeitwort, da es nur von den Vögeln, besonders aber von den Tauben üblich ist, welche sich schnäbeln, indem sie die Schnäbel in einander stecken und sich zu küssen scheinen. Die Taube steckt nämlich ihren Schnabel in den des Täubers, und dieser scheint sie mit einer Art Schleim zu füttern, gleich unserm Speichel, wobei er es eben so macht, als wenn er Junge füttert. Man braucht es aber auch von Menschen, sich küssen. Wie sich das Pärchen schnäbelt, küßt. — 2. Mit einem Schnabel versehen, wo das Mittelwort geschnäbelt zuweilen vorkommt, z. B. ein geschnäbeltes Schiff, welches nach Art der Alten einen Schnabel hat.

Schnabelring, an den Leiterwagen, ein Ring, welcher den Schnabel oder die Scheere an der Hinterachse an den Langwagen befestiget; ingleichen derjenige Ring, welcher die Hölzer, so den Schnabel ausmachen, mit einander verbindet.

Schnabelschuh, s. oben, S. 123, und unter Schuh.

Schnabelwanzen, Reduvii, Fr. les Réduves. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Wanzenarten durch ihren kurzen, einfach gebogenen, und nicht unter den Leib umgekrümmten Rüssel, und die borstenförmigen auf der Stirn eingelenkten Fühlhörner. Ihre Gestalt ist länglich, wie die der Langwanzen. Diese Wanzengattung hat ein äußerst zähes Leben und verwundet schmerzhaft. Bekannt ist: die braune

Digitized by Google

Schnabelwanze, Cimex personatus; Fr. le Réduve masqué, ist ganz braun, behaart. Sie verfolgt die Bettwanzen und kann zur Vertilgung derselben gebraucht werden.

Schnabelweide, ein nur im Scherze gebräuchliches Wort, dasjenige, was dem Munde Vergnügen erweckt. Ein Kuß ist immer die beste Schnabelweide, Weiße. Am häufigsten gebraucht man dasselbe von Speisen und Getränken leckerer Art, welche den Gaumen kitzeln.

Schnabelzange, eine Zange, mit einem langen Schnabel, dergleichen z. B. diejenigen sind, womit man die großen Schmelztiegel aus dem Feuer zieht. Auch die Schnabeleisen der Perrückenmacher sind unter diesem Namen bekannt.

Schnäbler, Platte, Plotus anomalo-roster, Klein, eine Art Patschfüße, deren Schnabel einen ungewöhnlichen Bau hat. Eine andere Art, Plotus recurviroster, wird auch Säbelschnabel, im gemeinen Leben Schnabbelschnabel, genannt.

Schnad, s. Schnat.

Schnake I., in einigen Gegenden eine Art kleiner Schafe, besonders in dem zusammengesetzten Heideschnake, Heideschaf, wofür in Niederdeutschland Heideschnucke üblich ist; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138. — 2. Eine im Niederdeutschen übliche Benennung der Schlangen, welche sich im Wasser, in den Sümpfen und alten Gräben aufhalten. Angelsächsisch Snaka, Englisch Snak, Holländisch Snug. In beiden Fällen von dem im Hochdeutschen veralteten, aber in einigen gemeinen Sprecharten noch üblichen schnacken, kriechen, Angelsächsisch snican, Engl. sneak, wo andere Mundarten statt des n ein m haben. S. Schmiegen und Schnecke.

Schnake 2, im gemeinen Leben, eine Art langbeiniger Mücken, Tipula Linn., s. unter Mücke, Th. 94, S. 681 u. 685. Diese sich am häufigsten in wasserreichen Orten aufhaltende Mücke wird auch Gölsen genannt. Cuvier theilt die Schnaken, Tipulae; Fr. Tipules, auf folgende Weise ein:

I. Schnaken mit ausgebreiteten Flügeln und sehr langen Beinen; ein kleiner Schnabel tritt über den Rüssel hervor; der Hinterleib ist dünn, bei dem Männchen am Ende dicker, bei dem Weibchen am Ende spitzig. Man gewahrt sie in Menge auf Wiesen ꝛc. fliegen. Ihre Larven sind mehrentheils lange Würmer, die unter der Erde an Pflanzenwurzeln nagen. Ihre Nymphe wirft die Haut der Larve ganz ab. Sie hat oben auf dem Brustschilde zwei kleine Hörner, die ihr zum Athemholen dienen. — 1. Die Kammhornschnake, Tipula pectinicornis; Fr. la Tipule à antennes en peigne. Sie ist schwarz, gelb und rothbunt. Die Fühlhörner des Männchens haben an zwei Seiten Fäden, welche wie die Zähne eines Kammes stehen, und wechselsweise kürzer und länger sind, und an den Flügeln einen schwarzen Fleck.

II. Schnaken mit gekreuzten Flügeln, dünnem Leibe und langen Beinen. Sie haben das schwache, gebrechliche Ansehen der Mücken, und kommen, wie letztere, aus Wasserlarven, die man sehr häufig in stillstehenden Wassern findet. — 2. Die Federhornschnake, Tipula plumosa; s. unter Mücke, Th. 94, S. 684.

III. Schnaken mit gekreuzten Flügeln und durchblätterten Fühlhörnern, Markusfliegen, Hirteae Fabr.; Biblions Geoffr., Mouches de Saint Marc. Die Männchen haben einen runden, dicken Kopf, einen dünnen Hinterleib, und flache Hinterbeine, die Weibchen einen dünnen

Digitized by Google

Kopf und einen dicken Hinterleib. Ihre Larven leben unter der Erde, und haben an jedem Ringe eine Reihe kleiner Borsten. Die vollkommenen Insekten sind den Blüten der Fruchtbäume schädlich. — Die Gartenschnake, Tipula hortulana, Hirtea hortulana, Fabr.; Fr. la Tipule des jardins. Das Männchen ist ganz schwarz; bei dem Weibchen ist das Brustschild oben roth, und der Hinterleib orangenfarbig. Die Flügel sind durchsichtig, am Außenrande schwarz. Sie ist im Frühjahr sehr gemein, besonders in den Obstgärten.

Sehr kleine Schnaken mit breiten, haarigen oder schuppigen Flügeln. Diese Schnaken haben das Ansehen kleiner Motten. Man findet sie an feuchten Orten, heimlichen Gemächern ꝛc.

Von dem Geschlechte der Schnaken hat man noch abgesondert: Die Pilzschnake, Ceroplatus, Fabr.; Fr. le Keratoplatus, Bosc., deren Fühlhörner zusammengedrückt und langrund sind. Ihre Larve lebt im Eichenpilze, und ist selten. — Die Dreckschnake, Fr. le Scatopse, Geoffr., ein nur sehr kleines schwarzes Insekt mit schnurförmigen Fühlhörnern, welches nicht, wie die andern Schnaken, gegliederte Fußspitzen hat. An dumpfen Oertern, in heimlichen Gemächern ꝛc. trifft man es gewöhnlich an.

In Frankreich und in andern Gegenden werden die Afterfalter, Phryganea Linn., Schnaken genannt.

Schnake 3, nur in der vertraulichen Sprechart der Ober- und Niedersachsen, ein scherzhafter lustiger Einfall, eine lustige Scherzrede. Schnaken vorbringen. Schnaken erzählen. Eine wohlgemeinte Schnake. Ein schnakischer Mensch, ein Mensch, der viele drollige Einfälle

Digitized by Google

hat, In weiterer Bedeutung auch wohl zuweilen ein jeder Spaß. Schnaken vorbringen, drollige, luſtige Späße.

Schnake, Afterfalter, ſ. oben, S. 131.

— (Dreck-), ſ. daſelbſt.

— (Erd-), ſ. unter Mücke, Th. 94, S. 681.

— (Federhorn-), ſ. oben, S. 130.

— (Garten-), ſ. daſ., S. 131.

— (Heide-), ſ. daſ., S. 129

— (Kammhorn-), ſ. daſ., S. 130.

— (kleine), kleine Schnaken, ſ. daſ., S. 131.

— (Pilz-), ſ. daſelbſt.

—, Scherzrede, ſ. daſ., S. 131.

—, Schlange, ſ. daſ., S. 129.

Schnakenfliege, ſauſende Schnakenfliege, eine Benennung der gemeinen Mücke, Culex pipiens Linn.

Schnäkern, herumſchnäkern, von einem Frauenzimmer zum andern gehen, bis man das rechte gefunden, welches man ſich zur Frau erſehen.

Schnakiſch, Bei- und Nebenwort, welches nur in der vertraulichen Sprechart, beſonders der Ober- und Niederdeutſchen üblich iſt, was Lachen erregt, ſpaßhaft, luſtig. Ein ſchnakiſches Kind. Ein ſchnakiſcher Menſch. Schnakiſch ausſehen. Das iſt doch ſchnakiſch genug. Weiße.

Nach Adelung iſt dieſes Wort im Niederſächſiſchen am gangbarſten. Friſch leitet es ſeltſam von Schnake, Mücke, ab, weil dieſe Inſekten wunderlich durcheinander fliegen. Richey, eben ſo ſeltſam von Schnake, Schlange, wobei ihm der mit Schlangen geſchmückte Meduſenkopf einfällt, weil dieſer das älteſte Urbild einer wunderlichen Figur ſeyn ſoll. Das Bremiſch-Niederſächſiſche Wörterbuch und Stoſch laſſen es von dem Niederſächſiſchen ſchnaken abſtammen, welches al-

Digitized by Google

bernes, ungereimtes Zeug reden bedeutet. Da aber ſchnakiſch, nach Adelung, weder wunderlich, noch albern bedeutet, ſondern lächerlich, ſo fallen alle dieſe Ableitungen weg. Da auch die meiſten gleichbedeutenden Wörter dieſer Art, nach Adelung, eigentlich luſtige, lächerliche Bewegungen bedeuten, welches auch von dem gleichbedeutenden, aber mehr Oberdeutſchen Schwank gilt, ſo ſcheint das Niederſächſiſche ſnigger, ſchlank, ingleichen munter, hurtig, lebhaft, das wahre Stammwort zu ſeyn, deſſen Stamm wieder das Schwediſche sno, eilen, ſchnell ſeyn, iſt. Schnake bedeutet daher eben daſſelbe, was Schwank andeutet, und ſchnakiſch unterſcheidet ſich von dem gleichbedeutenden neckiſch, nur durch den Ziſchlaut. In den niedrigen Sprecharten iſt für ſchnakiſch, auch ſchnurrig üblich.

Schnakſucht, die Sucht oder die Begierde, luſtig oder drollig zu erſcheinen; ſpaßhafte, luſtige Anekdoten aufzutiſchen, um eine Geſellſchaft zu unterhalten. Beſchränkt ſich dieſe Sucht bloß darauf, eine Geſellſchaft anſtändig zu beluſtigen oder zu unterhalten, ſo wäre der Zweck gewiß löblich; allein ſehr häufig geſchieht es bloß nur um ſich bemerkbar zu machen, um Aufſehen zu erregen, und da wählt man denn nicht nur nicht mit Vorſicht die Späße, ſondern man verfällt auch wirklich in die Begierde in jeder Geſellſchaft, in welche man eingeführt wird, ob paſſend oder nicht, gleich vorlaut zu ſeyn, und mit ſeinem Witze zu glänzen, wodurch man zuletzt, da man ſich nicht mehr dieſer Begierde enthalten kann, lächerlich wird.

Schnalle, Diminutivum, Schnällchen. 1. Ueberhaupt ein ſchnallendes Werkzeug, ein ſchnallendes Ding, ein ſchnallender Gegenſtand, wo es nur noch in einigen Fällen üblich iſt, ſo wird die Klinke an einer Thür, weil ſie mit einem ähnlichen Laute

Digitized by Google

niederfällt, in Oberdeutschland die Thürschnalle, auch nur schlechtweg die Schnalle genannt. — An den Buchdruckerpressen ist die Schnalle eine eiserne Zunge, womit man das niederfallende Rähmchen überklammert. — Die Klatschrosen werden wegen des schnallenden Lautes, welche Knaben mit denselben hervorbringen, in vielen Gegenden Schnallen genannt. — Bei den Uhrmachern heißt dasjenige Stück in einer Deutschen Repetiruhr, welches auf dem Viertelrechen mit einer breitköpfigen Schraube befestiget ist, eine Schnalle. — Bei den Alten im Bauwesen eine Klammer, womit zwei Steine oder Hölzer zusammen gehalten werden. — 2. In eigentlicher Bedeutung ist die Schnalle, Fibula; Fr. Boucle, ein metallenes Werkzeug mit einem beweglichen Dorne, gewisse Theile, besonders an den Kleidungsstücken, damit zu befestigen. Nach Adelung rührt die Benennung vermuthlich daher, weil bei der ersten Erfindung der niederfallende Dorn einen ähnlichen Laut erweckte. Der Schnallen bedienten sich schon die Alten zur Befestigung der Kleider, zum Putz, und als Ehrenzeichen. Bei den Römern wurde mit einer Schnalle die Toga auf der linken Schulter befestiget, auch wurden mittelst derselben die Pallia und das Degengehänge verbunden. Die Frauen verbanden vorn an der Brust mit dergleichen Schnallen ihre Kleidung. Man schnallte auch mit einer ganzen Reihe solcher Schnallen die Ermel an den Tunicis von der Achsel bis an die Hände zu. Sowohl die Materie, als auch die Gestalt dieser Haken, Schnallen und Ringe war sehr verschieden, man hatte sie von Gold, Silber und Erz, einige waren rund, andere eckig, und in der Gestalt von Pferden, Delphinen, Vögeln, Schnecken, Schlangen.

Digitized by Google

Sie wurden auch den Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit als Ehrenzeichen gegeben, wahrscheinlich eben so, wie man dergleichen Schnallen bei unserer Armee, der Preußischen, den Soldaten zur Belohnung langjähriger musterhafter Dienstzeit mit einem Bande giebt, welche Schnalle sie auf der linken Brust tragen. Eine besondere Art von Schnallen oder Schlösser waren die Keuschheitsgürtel, welche man bei den Römern den jungen Sängern anlegte, damit sie sich ihre Stimme erhalten, und nicht durch Ausschweifungen in der Liebe verderben sollten; s. unter Schloß, Th. 146, S. 378. Daß auch in dem Mittelalter, und dann späterhinaus Schnallen oder ihnen ähnliche Zierrathen, besonders bei dem Frauenzimmer, Mode gewesen sind, gewahrt man in alten Gemälden, Holzschnitten ꝛc. aus jenen Zeiten, wo überhaupt das Schmücken mit Gold, Silber, Stahl ꝛc. einen hohen Werth hatte, und man den Werth eines Anzuges nicht in Flitterstaat, sondern in etwas Gediegenes setzte. Das eigentliche Zeitalter der Schnallen war das verwichene Jahrhundert, in welchem sie ganz vorzüglich Mode waren, und in allen Gestalten, das heißt, eckig, viereckig, ovalrund, groß, klein ꝛc., von Männern und Frauen getragen wurden. Die Männer trugen sie so groß und breit, daß sie beinahe die ganze Fußplatte bedeckten, und dann wieder ganz klein, in der Größe eines Groschens, die Damen noch kleiner, von Silber, Stahl ꝛc. Man wetteiferte auch in den erhabenen Verzierungen einander zu übertreffen, und besonders zeichneten sich hierin die Engländer und Franzosen aus. So verfertigte ein Engländer im Jahre 1784 ein Paar Schuhschnallen für den König, wobei, außer der nach einer vortrefflichen Zeichnung ausgeführten musterhaften Arbeit, noch eine andere Seltenheit angebracht war. Der Stahl,

wovon die Schnallen verfertiget waren, war von der Degenklinge eines Generals genommen, welcher Gibraltar vertheidigen geholfen, und die auf dem Stahle angebrachte schöne Metallarbeit, war von einem Stücke Metall von einer der Spanischen Kanonen genommen, die mit den schwimmenden Batterien vor Gibraltar untergingen, und von denen einige nachher wieder heraufgebracht worden sind. — Die Verzierungen der Schnallen, sowohl in Silber, als auch bei denen von anderen Metallen, bestanden in Rosetten, Laubwerk und dergleichen; ferner in Steinen, silbernen und Stahlperlen, womit sie rund herum besetzt waren. Man verfertigte sie aus Gold, Silber, Tombak und übersilbert, aus Stahl, Similor, Pinschbeck ꝛc. ꝛc.

Die Schnallen werden von den Goldschmieden, Gürtlern und Spangenmachern verfertiget, besonders beschäftigen sich aber damit die Gürtler in allen großen Städten und in den Fabrikstädten. Die Theile einer Schnalle sind: die Zunge, der Schappen von Eisen, und die Schnalle selbst, welche gegossen wird. Das Gießen, welches in Sand geschieht, wird eben so verrichtet, wie es unter Gießform, Th. 18, S. 416, angegeben worden.

In den Handel liefert vorzüglich Seho und Birmingham in England sehr schöne plattirte Schnallen, Kompositionsschnallen Iserlohn, die übrigen Nürnberg, Suhla, Wriezen an der Oder ꝛc. Schnallenbleche, Fr. Chappes de boucles, werden von allerlei Formen, Größe und Feine, in Eisen und Stahl, weiß oder blau angelaufen, vergoldet oder versilbert zum Handel gebracht. Die feinsten liefert England, Frankreich, das Bergische und noch einige andere Länder. In vorzüglicher Güte und großer Menge macht man diese Bleche zu Theux und Givonne in Frankreich, und zu Lüttich.

Digitized by Google

Man handelt dieſe Waare nach Groß und Dutzend in Sortimenten von Nr. 1 bis zu 300. Bei uns in Deutſchland ſind Schmalkalden und Peterswalde in Böhmen dieſes Artikels wegen vorzüglich in Ruf. Schmalkalden liefert verſchiedene Arten und in großer Menge, als Engliſch-verzinnte und Engliſch-ſchwarze Gurt- und Steigriemenſchnallen, Vorderzeugſchnallen, Zaumſchnallen, Deutſche verzinnte oder ſchwarze Gurt- oder Steigriemenſchnallen ſchwarze und auch verzinnte Halbmondgurtſchnallen, Knieſchnallen ꝛc., welche insgeſammt nach Stück gehandelt werden. Das Dorf Peterswalde in Böhmen hatte noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts mehrere hundert Schnallenmacher, die eine große Menge Schuhſchnallen von Kompoſition verfertigten, und die Meſſen und Märkte von ganz Europa damit verlegten. Was die verſchiedenen Schnallen nach dem Gebrauche anbetrifft, ſ. das folgende Regiſter.

Schnalle (Aufdrück-), Schuhſchnallen, welche vermittelſt einer auf der Rückſeite angebrachten Stahlfeder, die zu beiden Seiten zwei Häkchen hat, bloß auf den Schuh, das heißt, auf das Oberblatt des Schuhes, gedrückt wird, und dann feſtſitzt. Dieſe Schnallen ſind zu Ende des verwichenen Jahrhunderts zuerſt aus England in verſchiedenen Facons zu uns gekommen. Die vorzüglichſten nach Stahlart brillantirten Schnallen waren von Gold mit ſilbernen Perlen und mit der Kompoſition aus Wedgwoods Fabrik verziert. Der Preis von einem ſolchen Deſſein war ungefähr 36 bis 40 Rthlr. Die meiſten dieſer Schnallen ſind von ovalrunder, jedoch mehr breiter Form, nur mit dem Unterſchiede, daß die erſten, welche nach Deutſchland kamen und Mode wurden, ziemlich groß, und daher mehr breit, als rund waren, ſpäterhin machte man ſie kleiner, und ſo wer-

den sie auch noch jetzt, obgleich die Mode, Schnallen zu tragen, längst vorüber ist, auf Bällen ꝛc. ꝛc. getragen. Eine solche Schnalle besteht aus der eigentlichen Schnalle, einem lackirten ledernen Riemen, einer Stahlplatte und der Feder. Der Riemen liegt innerhalb der Schnalle, wird von der Stahlplatte bedeckt, und diese ist durch vier Niete an der Schnalle befestiget; auf dieser Stahlplatte liegt in der Mitte die mit vier Häkchen versehene Feder durch zwei Niete befestiget. Die Erfindung ist sehr sinnreich, und das Tragen dieser Schnallen sehr bequem, indem man dabei das Schnallen mit dem Riemen, der bei den andern Schuhschnallen erst durch die Schnalle gezogen, und dann vermittelst der Zunge festgehalten wird, ganz entbehrt. Man legt die Aufdrückschnalle bloß auf den Schuh, drückt darauf, und sie sitzt fest und wird so leicht nicht abspringen, es müßte denn bei starkem Tanzen, beim Springen, wobei man stark den Vordertheil des Fußes anstrengt, geschehen. Das Drücken, welches sie, wie Einige vorgeben, auf dem Spanne verursachen soll, kann wohl nur bei einem sehr erhabenen oder hohen Spann geschehen, sonst ist dieser Druck nur unbedeutend, und wenn dies ja der Fall ist, und er zu heftig wird, so darf man die Schnallen nur abnehmen, weil man sich immer ohne dieselben zeigen kann, da die Schuhe gebunden sind. Man hat also bei diesen Schnallen den Vortheil, sie in einer Gesellschaft, auf einem Balle ꝛc. auflegen und abnehmen, also die Schuhe ohne und mit Schnallen tragen zu können; und da man sehr kleine Aufdrückschnallen, in der Größe eines Acht- und Viergroschenstückes, hat, so kann man sie leicht bei sich tragen, um sie erst in einer Gesellschaft aufzudrücken.

Schnalle (Beingürtel-), Schnallen, welche, als die kurzen Beinkleider noch Mode waren, an

Digitized by Google

der Seite des Knies getragen wurden, daher sie auch Knieschnallen genannt werden. Die Beinkleider hatten nämlich an der Seite des Knies, zwischen der Wade und dem Knie, einen Riemen und eine Oese von demselben Beinkleiderzeuge, wodurch die Schnalle befestigt wurde. Man hatte sie viereckig und oval, von Silber, Gold und Stahl, auch von andern plattirten Erzen. Die Zusammensetzung oder die Bestandtheile der Schnalle selbst, wie bei den Schuhschnallen; s. diese.

Schnalle (Beinkleider-), Schnallen, welche man hinten an den modernen Beinkleidern trägt, um sie fest um den Leib zusammen zu ziehen. Sie sind länglichrund, ungefähr 2 Zoll lang und 1 Zoll breit, und die Zunge hat drei Zacken oder Stacheln. Sie werden gleichfalls durch einen Riemen und einer Oese von demselben Beinkleiderzeuge zu ihrem Gebrauche geschickt gemacht. Man erhält sie bei uns in Deutschland aus Sohlingen.

— beim Buchdrucker, s. oben, S. 134.

— (Einhalt-), s. Schnalle, beim Uhrmacher.

— ein Fingerschlag, das Schlagen mit gebogenem und schnell nachgelassenem Finger, ein Schnippchen.

— (Gurt-), am Pferdegeschirr, s. diesen Art. Th. 111, und unter Sattel u. Satteln, Th. 136.

— (Gürtel-), welche zur Befestigung eines Gurtes um den Leib dient; s. unter Gürtel, Th. 20, S. 319.

— (Halbmondgurt-), s. oben, unter Schnalle.

— (Hals-), s. Schnalle (Halsbinden-).

— (Halsbinden-), Halsschnalle, eine kleine Schnalle, womit im verwichenen Jahrhunderte die Halsbinden und Halstücher befestiget wurden, und welche auch zugleich zum Putze diente. Bei den Halstüchern war es eine bloße Schnalle, ohne Zunge und Schappen. Die beiden Enden des Tuches wurden

Digitized by Google

zu beiden Seiten der Schnalle durchgezogen und dann hinten zusammengeknüpft, so daß die Schnalle vorne eine Zierde des Halstuches abgab. Bei den schwarzen Binden, besonders der Officiere, wurden dergleichen kleine Schnalle mit Zunge und Schappen hinten zur Befestigung derselben gebraucht.

Schnalle (Hosenträger-), Schnallen, welche an dem Hosenträger befestiget sind, und zum bequemen Gebrauche desselben dienen. Man könnte eine solche Schnalle nur eine halbe Schnalle nennen; denn sie ist nur halb, und hat bloß den Schappen mit der dreistachlichen Zunge, der das längliche Viereck bildet. Dieser Schappen ist mit dem Leder umnäht, woran die elastischen Federn sitzen. Jeder Hosenträger hat zwei dergleichen Schnallen, vermittelst welcher die elastischen Federn, woran sie sitzen, mit den Riemen verbunden werden, welche zum Aufziehen und Befestigen der Beinkleider dienen. Die Stacheln der Zunge sind bloß von Eisendraht. Diese Schnallen werden Dutzendweise verkauft.

— (Hut-), Schnallen, welche ehemals sowohl die Herren, als auch die Damen an den Hüten zur Zierde trugen. An den runden Hüten der Mannspersonen waren es sowohl große, als auch kleine stählerne oder messingene, oder auch silberne oder goldene Schnallen, je nach dem Stande und der Wohlhabenheit der Person. Zuerst waren die großen Schnallen Mode, wozu denn auch ein breites, schwarzgewässertes Band gehörte. Dann folgten in der Mode die kleinen, kaum 1/2 Zoll langen Schnallen, wozu denn auch ein nur eben so breites Band gehörte. Die Stacheln der Zunge waren wie bei den Schnallen der Hosenträger, nur von Eisendraht. Die Damen hatten auf ihren Hüten nur ganz kleine Schnallen, wie man sie auch noch in so manchen Gemälden und Kupferstichen mit dergleichen Verzierungen auf den Hüten gewahrt.

Digitized by Google

Schnalle, bei den Jägern, das weibliche Geburtsglied einer Hündin, und eines jeden Raubthieres, welches auch die Nuß genannt wird.

— (Knie-), s. Schnalle (Beingürtel-).

— (Leib-), s. Th. 71, S. 431.

—, bei den Sämischgärbern, s. Th. 68, S. 461, und Fig. 4040.

— (Schuh-), Schnallen, welche ehemals auf den Schuhen getragen wurden, s. oben, unter Schnalle, und wozu auch die oben angeführten Aufdrückschnallen gehören. Die Schuhschnallen waren von verschiedener Gestalt. Man trug sie zuerst, wie auch schon oben unter Schnalle bemerkt worden, beinahe so groß, wie das ganze Vorderblatt des Schuhes, so daß bloß die Spitze hervor guckte; dann wurden sie immer kleiner, bis daß die Aufdrückschnallen an die Stelle der mit Schappen, Zunge und Riemen versehenen Schnallen traten, die man nun von allen Größen erhielt. Man trug die Schnallen bald auf dem Schuh, bald an der Seite desselben; die an der Seite des Schuhes getragen wurden, waren ovalrund und ungefähr 1 1/2 Zoll lang; s. auch den Art. Schuhschnalle.

— (Steigriemen-), s. oben, S. 137, und den Art. Steigriemen.

— (Stirn-), eine Schnalle, welche das Frauenzimmer vorn an der Stirn trug. Es war eine kleine silberne Schnalle, an einem schmalen Sammtbande, welcher um den Kopf herumging, so daß die Schnalle gerade vor die Stirn kam, und dort durch das Band befestiget wurde; s. auch den Art. Stirnschnalle.

—, an der Thür, s. oben. S. 134.

— (Zaum-), s. oben, S. 137, und den Art. Zaum, in Z.

— (Zeug-), s. oben, S. 137, und den Art. Zeugschnalle, in Z.

Schnallen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, denjenigen eigenthümlichen Laut von sich geben oder hervorbringen, welchen dieses Zeitwort nachahmt, nämlich ein gelindes Knallen oder Klatschen, Schnalzeln. Man gebraucht es von verschiedenen Handlungen, welche mit diesem Laute verbunden sind. Mit der Peitsche schnallen, wofür man jedoch im Hochdeutschen knallen gebraucht. Mit dem Munde schnallen, wenn man diesen Laut mit der an den Gaumen gedrückten Zunge hervorbringt, welches man auch klatschen und schnalzen nennt.

Er locket, er schnalzet mit Zunge und mit Hand,
Und hoffet bei Schnalzen und locken sein Band
Bequem um die Hälse zu schlingen.

Bürger.

Im Oberdeutschen schnallet man mit den Fingern, wenn man sie im Hochdeutschen krachen läßt. Das Intensivum davon ist schnalzen, und das thätige Zeitwort schnellen. — II. Als ein thätiges Zeitwort, vermittelst einer Schnalle in der engeren Bedeutung befestigen. Die Halsbinde lockerer, fester schnallen. Die Schuhe fest zusammenschnallen. Besonders in den Zusammensetzungen abschnallen, anschnallen ꝛc.

Schnallenringlein, ein kleiner zierlicher, von Gold mit buntem Schmelz geschmückter Ring, in Gestalt einer Schnalle mit dem dazu gehörigen Ringlein, mit und ohne Edelsteinchen.

Schnallenstechen, in Schnallen stechen, durch die Schnallen gehen, in Schnallen oder Ranken stechen, lauter bei den Riemern und Sattlern gebräuchliche Redensarten, wodurch sie die Strippen andeuten.

Digitized by Google

Schnalzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Intenſivum von dem oben angeführten ſchnallen in der neutralen Form iſt, und in einigen Gegenden in eben denſelben Fällen gebraucht wird. Die Peitſche wacker ſchnalzen laſſen, knallen. Mit der Peitſche ſchnalzen; mit der Zunge ſchnalzen, klatſchen. Mit den Fingern ſchnalzen, ſie krachen laſſen. Jemanden ins Geſicht ſchnalzen, im Oberdeutſchen, ihm ein Schnippchen vor das Geſicht ſchlagen. In derſelben Mundart werden auch der Schnalz, der Schnalzer, die Schnalze, theils von einem ſolchen Laute, theils für Schnippchen und Stüber mit den Fingern gebraucht. Eine Naſenſchnalze oder ein Naſenſchnalzer, iſt daſelbſt ein Naſenſtüber.

Schnäpel, ſ. Schnepel.

Schnapp, Schnapps, eine in den gemeinen Sprecharten übliche Interjection, welche eine Nachahmung desjenigen Schalles iſt, welcher eine ſchnelle, mit Schnellkraft verbundene Bewegung oft begleitet. Schnapp fuhr die Thür zu, ſchnapp ſprang das Schloß zu, ſchnapp hatte er es weg. Man braucht es auch im gewöhnlichen Leben als ein Hauptwort, die Handlung des Schnappens mit dem Munde zu bezeichnen, beſonders von den Hunden. Einen Schnapp nach etwas thun. Der Hund that einen Schnapp nach dem Fleiſche. Auf einen Schnapp hatte er's weg.

Schnappe, ein in der Jägerey übliches Wort, ein jedes Tuch zu bezeichnen, welches man auf- und niederlaſſen kann, daher das Schnapptuch, Falltuch, von ſchnappen, ſchnell niederfallen.

Schnappen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, eine Nachahmung desjenigen eigenthümlichen

Schalles, welchen es bezeichnet. So schnappt der Auerhahn in der Balze, wenn er mit dem Schnabel diesen Schall hervorbringt, ehe er zu schleifen anfängt. Man gebraucht es ferner auch von gewissen mit Schnellkraft verbundenen Veränderungen, welche einen solchen Schall hervorbringen; daher schnappt ein Schloß, wenn die Feder den Riegel mit Schnellkraft fortstößt; ein Schloß schnappt ab, wenn man es abdrückt; so schnappt ein Brett in die Höhe, wenn man es beim Wippen schnell fahren läßt. Im Oberdeutschen sagt man, nach Adelung, auch mit den Fingern schnappen, für krachen, mit der Kanne schnappen, für klappern. In engerer Bedeutung drückt es die schnelle mit diesem Schalle verbundene Oeffnung und Schließung des Mundes aus. Nach Luft schnappen, sich ängstlich bemühen Luft zu schöpfen, welches oft den Lungensüchtigen und Engbrüstigen widerfährt, wenn sie etwas viel gegangen sind. Man schnappt auch mit dem Munde, um etwas schnell aufzugreifen, wenn es aus dem Munde glitscht. So schnappt der Hund nach Fliegen, der Fisch nach Luft. Schnappen setzt daher immer eine Geschwindigkeit, eine Begierde voraus, etwas in seine Gewalt zu bekommen.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen snappen, wo es auch schnell reden, eilfertig plaudern bedeutet. Im Schwedischen snappa, im Englischen snap, und ohne Zischlaut auch nab. Bei dem Horneck kommen schnaben und schappen auch für straucheln, fallen, vor. Im Niedersächsischen ist für schnappen in der engeren Bedeutung auch happen, happsen, Fr. haper, Ital. chiappare, üblich. Ein ähnlicher, aber feinerer Laut, als schnappen, ist schnippen, so wie man im Nie-

Digitized by Google

derdeutſchen für einen gröberen die Wörter Schnupp und ſchnuppen hat.

Schnäpper, ein ſchnappendes Ding, in welchem Verſtande es von verſchiedenen Werkzeugen gebraucht wird. So heißt eine kleine Armbruſt, wegen des ſchnappenden Lautes der Sehne, ein Schnäpper oder Schnepper. Bei den Wundärzten, Chirurgen iſt der Schnepper ein Werkzeug zum Aderlaſſen, weil die Lanzette durch eine Feder mit Schnellkraft herausgedrückt wird. Der Aderlaßſchnepper beſteht aus vier Hauptheilen, welche das Weſentliche deſſelben ausmachen, und aus verſchiedenen Nebenſtücken. Die Hauptheile ſind: 1) der Kaſten, 2) die Feder, 3) das Eiſen oder die Fliete, 4) der Drucker mit ſeiner Feder und dem Haken, der die Feder aufgeſpannt erhält. Von den Nebenſtücken ſind einige entbehrlich, andere unnütz. Zu den entbehrlichen Stücken gehören: α) die Auflegefeder, β) die Schraube in dem Drucker; und zu den unnützen: a) die Hebefeder, b) das blinde Eiſen, c) die Gabel. Der Kaſten iſt ein von Meſſing oder Silber gegoſſenes, oder aus geſchlagenen Stücken zuſammengelöthetes Gehäuſe, welches, der Bequemlichkeit wegen, an ſeinem hinteren Ende abgerundet iſt, und eine bauchige Wendung hat. Vorn iſt eine kleine Platte, die ein längliches Viereck darſtellt, quer über befindlich, welches der Damm heißt, und theils den auf die Grundplattte geſetzten vordern Rand, als auch den hintern mit halten hilft, theils aber auch mit dieſer Grundplatte eine Rinne bildet, in welcher das Eiſen und die Feder ihren Gang haben. Die Baſis dieſer Rinne iſt die Endung des untern Randes, und auf ſie trifft die ganze Gewalt der Feder im Schlage. Man gewahrt hieraus, daß ſowohl die Rinne äußerſt genau und gleich weit gemacht ſeyn muß, damit das Eiſen an keinem Punkte

derselben williger oder klammer gehe, als es soll, und auch, daß dieser Boden derselben, gegen welchen das Eisen die heftige Wirkung der Schlagfeder anprallt, hinlängliche Stärke habe. Diese kann man ihm geben, wenn man entweder die Materie, woraus das Eisen gemacht wird, darnach wählt, oder wenn man ihm selbst eine größere Stärke giebt. Den Stahl hat man bis jetzt dazu noch nicht angewendet, und er würde auch wegen des Rostens nicht gut dazu brauchbar seyn, und da Messing diese Unvollkommenheit nicht hat, und doch noch härter ist, als Silber, so hat man solches in der Absicht gewählt. Es entspricht aber dem Zwecke doch noch nicht genug, und läßt sich von der Feder heraustreiben, sogar wenn man es auch dicker gemacht hat, als es gewöhnlich zu seyn pflegt. Man hat zwar diesem durch ein Stückchen Stahl, das man auf dem Berührungspunkte angebracht hat, abzuhelfen gesucht; allein nicht mit glücklichem Erfolge; denn was vorher die Feder bloß für sich that, das thut sie nun durch dieses Stahlstückchen, als durch ein Medium; denn diese trifft auf den Stahl, und dieses auf das Messing. Von dem Damme an bis dahin, wo die bauchige Wendung sich anfängt, ist sowohl der vordere Rand, als der hintere um so viel höher, als die bauchige Wendung, so daß sie einen kleinen Falz zulassen, in welchen ein Schieber bis an den Damme hinaufgeschoben wird, und dadurch das Instrument schließt. In der Grundplatte ist ein Schraubenloch, in welches eine Schraube paßt, und das Eisen vermittelst des darin befindlichen Oerts befestiget. Man thut wohl, wenn man solcher Schraubenlöcher zwei oder drei übereinander und von einerlei Weite hinein machen läßt, um Eisen von verschiedener Länge der Angel in einem und eben demselben Schnäpper gebrauchen zu können, und aus eben dem Grunde ist

Digitized by Google

die Schraube beſſer, als die Knöpfe oder Stifte, die in einigen Schnäppern auch noch jetzt zu dem Behufe feſtgenietet ſind, damit das Eiſen mit ſeinem Oerte gleichſam darüber geſchoben oder gefügt werden könne. Denn erſtlich behält die Angel des Eiſens an ſeinem Oerte einen zu großen und hier ſchädlichen Spielraum, welchem man auch durch das abgerundete und durchſtochene Stückchen Leder, welches man darüber und bis auf das Oert zu ſchieben pflegt, nicht genug abhelfen kann. Denn, wenn es ſo hoch iſt, daß es über den Stift hinwegragt, und von dem Schieber gedrückt werden kann, ſo iſt nicht nur dieſer Widerſtand ſchädlich, ſondern er kann auch dem Eiſen ſelbſt eine ſchiefe Richtung geben, beſonders wenn das Stückchen Leder nicht allenthalben von gleicher Dicke wäre. Und iſt es nicht ſo hoch, ſo wird es gar nicht gedrückt, und doch iſt die wankende Bewegung des Eiſens, die es nothwendig wegen des Stiftes, auf welchem es zu loſe ſitzt, bekommen muß, äußerſt ſchädlich. Zweitens kann man nur Eiſen von einerlei Länge in demſelben Kaſten gebrauchen, weil nicht mehr als ein einziges ſolches Knöpfchen darin Statt findet. Die Schlagfeder iſt in der Grundplatte feſtgenietet. Sie iſt entweder eine gewundene oder eine Schlangenfeder. Erſtere hat vor der letztern Vieles voraus; denn theils iſt ihre Wirkung ſtärker und geſchwinder, theils wird ſie auch nicht ſo leicht ſchlaff, und da die zitternde Bewegung, die ſie durch die Repercuſſion auf dem Punkte der Berührung empfängt, ſich durch alle Windungen verbreitet, und nach der größeren Entfernung von dem Punkte, wo ſie antraf, Gradweiſe abnimmt, ſo iſt ſie auch nicht ſo leicht der Gefahr unterworfen, zerſprengt zu werden. Dieſe Feder endiget ſich mit einem Zuge durch die Rinne, und iſt daſelbſt entweder mit dem kleinen Abſchnitte von

einem Zirkelbogen rückwärts hinter sich gekrümmt, so daß diese Biegung mit der Rinne des Kastens parallel ist, oder sie ist nach der rechten Seite in einen Winkel gebogen. Zum Aufziehen der Feder mit den Fingern können beide Biegungen derselben nicht bequem genug eingerichtet werden, weil solches die Beschaffenheit des Instrumentes selbst verhindert. Und da man ohnedies dadurch das feine Gefühl in den Fingern, die zur Operation am nöthigsten sind, verderben würde, so wäre zu rathen, daß man sich dazu ein eigenes Instrument anfertigen ließe, wie ein schmales stumpfes Messer gestaltet, und welches vorn einen Schraubenzieher hat, um damit zugleich die Schraube am Oere des Eisens fest oder losschrauben zu können. Bei dem Allen ist aber dennoch der hinter sich gekrümmte Angriff dem andern vorzuziehen, weil man freier mit dem Instrumente umgehen, und solches eher gebrauchen kann, wenn man eine Ader, die über einem Knochen liegt, von der Seite lassen will, welches mit der Biegung von der andern Art gar nicht möglich zu machen ist; der Unbequemlichkeit nicht einmal zu gedenken, die diese letzte in Absicht des Futterals, worein die Schnäpper zu liegen kommen, und dessen Deckels hat, als welcher aus der Ursache schon um ein Merkliches hohler seyn muß.

Das Eisen oder die Fliete ist eigentlich derjenige Theil des Instruments, der die Operation unmittelbar verrichtet. Es besteht aus drei Abtheilungen, dem Blatte, der Angel und dem Oertchen. Das Oertchen wird von dem Instrumentenmacher nicht gehärtet, damit es eher die Feile annimmt, wenn man etwas daran zu ändern hätte; das Blatt muß aber eine besondere Temperatur haben, die ihm nicht ein jeder Künstler zu geben weiß, und welches derjenige, der es versteht, unter seine Geheimmittel

Digitized by Google

rechnet, und darauf kommt doch Alles an. Iſt es zu hart, ſo ſpringt es durch den Schlag der Feder entweder ganz weg (denn dieſe giebt ihm eine ſchnelle Bewegung, die im Boden der Rinne einen ungemeinen Widerſtand findet, und alſo macht, daß es durch den erlangten Schwung gleichſam abreißt) oder es bricht auf einer etwas harten und narbigten Haut aus. Die ächte Härte, die es haben muß, ſcheint etwas über die Federhärte hinauszugehen, jedoch ohne ganz glashart zu ſeyn. Dieſes Blatt muß aber auch auſſerdem eine gehörige Dicke haben. Zwar geht ein dünnes Eiſen in einer weichen Haut und durch weichere Aderhäute leichter durch; wenn aber auch die Haut nur etwas widerſteht, ſo bricht es, wenn es zu hart iſt, aus, oder es legt ſich um, wenn es zu weich iſt. Iſt es dagegen auch zu dick, ſo finden alle die gegenſeitigen Unbequemlichkeiten ſtatt. Es geht nämlich an ſich nicht ſo leicht durch, nimmt nicht eine ſo gute Schneide an, verurſacht, wenn es ja auch durch eine ſtarke Feder durchgetrieben wird, empfindlichen Schmerz, und macht durch den Widerſtand, den es in der Haut bekommt, und dann ſelbſt wieder der Feder macht, die Operation etwas ungewiſſer. Wenn ſich das Blatt an der äußerſten Schneide, auf dem Nagel des Daumens bei einer mäßigen Gewalt, die man aber aus der Erfahrung muß beſtimmen lernen, nicht biegt, ſo iſt es zuverläßig zu dick, biegt es ſich aber zu viel, ſo iſt es gewiß zu dünn. Mit dieſem Blatte hängt die Angel durch einen verlorenen Abfall zuſammen; eine kleine Stelle dieſes Stücks, die aber vor allen viele Aufmerkſamkeit des Künſtlers verdient. Läßt dieſer das Blatt von der Angel zu ſchnell ablaufen, ſo bekommt der Anfang des Blatts, der unmittelbar vor dem Schlage der Feder ſitzt, dadurch eine ſchwache Stelle, die das Abſpringen deſſelben faſt unvermeidlich macht; läuft es dagegen zu

Digitized by Google

langsam ab, so kann solches nicht geschehen, ohne dem Blatte eine gewisse größere Stärke oder Dicke zu lassen, welche es durch seine ganze Fläche, wenigstens den obern Theil derselben, behält, und welche sich zu einer recht guten, und proportionirten Blattdicke verhält, wie ein kurzer und dicker Keil zu einem langen und schmalen. Die Länge der Angel kann nicht bestimmt werden, sie muß sich nach dem Schnäpperkasten richten, worein das Eisen kommen soll. Bei der Lage des Eisens im Schnäpper kommt Alles darauf an, daß es im Schlage nicht hin und her wanke, und so genau, als möglich, mit der Rinne, in welcher es hinunterfährt, parallel laufe. Die Grundplatte des Schnäppers hat eine Hervorragung, welche der Steg heißt, und entweder mit daran gegossen, welches das Beste ist, oder daran gelöthet oder hinein geniethet ist. Solche ist der Länge nach ausgefeilt, und in diese Ritze paßt der noch schmäler gefeilte Theil eines Stück Stahls, welches unter seinem vordern Ende ein Häkchen hat. Dieses geht durch die eine Oeffnung in der Grundplatte, und hält die Schlagfeder, wenn sie aufgespannt ist. Unter dem Hinterende dieses Stück Stahls, welches der Drücker heißt, ist eine schwache Feder festgenietet, welche sich auf die Grundplatte setzt, und durch den Widerhalt, den sie da macht, den in dem Charniere laufenden Drücker hinten in die Höhe, folglich dessen vordern Theil hinunter hält. Der Drücker muß sehr genau und passend in dem Gewinde gehen, um die Feder halten zu können, und gehörig schwach muß seine Feder seyn, damit man theils nicht lange zu drücken braucht, und dadurch ausser Fassung, und theils mit dem Schnäpper selbst nicht aus der Richtung komme; weshalb denn auch der Haken an diesem Drücker zwar hinlänglich lang seyn muß, um die Feder halten zu können, aber um nichts

Digitized by Google

zu lang, weil er ſie ſonſt nicht früh genug fahren läßt. Der Drücker lauft in dem Stege auf einem mäßigen Drahte, welcher durch drei Löcher geht, nämlich durch eins in jedem Blatte, daraus der Steg beſteht, und durch eins in dem Drücker ſelbſt. Zu den unentbehrlichen Stücken gehört: 1) Die Stellſchraube. Da man fand, daß der Haken an dem Drücker von dem Inſtrumentenmacher, der Sicherheit wegen, zu lang gemacht war, und daher die Feder nicht gleich auf die leiſeſte Berührung des Drückers fahren ließ, welches doch nöthig iſt, wenn ſich das Inſtrument nicht durch die anhaltende drückende Bewegung der Finger verſchieben ſoll, ſo ließ man hinter dieſem Haken, vor dem Stege, eine Schraubenmutter in dem Drücker machen, um vermittelſt der darein paſſenden Schraube den ganzen Vordertheil des Drückers nach Belieben von der Grundplatte entfernen, und dadurch den Haken an derſelben verkürzen, folglich das Losſchnellen der Feder erleichtern zu können. Der zweite unentbehrliche Theil iſt die Aufliegfeder, ſie iſt eine etwas gekrümmte flache Feder, hinten mit einem Oertchen und vorn mit zwei herabgebogenen Flügeln, womit ſie die Angel des Eiſens in ſeiner Breite beinahe umfaßt, indeß ſie mit ihrem Körper, da, wo die Flügel ſitzen, auf der Dicke deſſelben aufliegt. Man gewahrt ſchon, daß ſie bei einer Schraube in dem Oertchen der Angel nicht nur unentbehrlich iſt, weil man vermittelſt derſelben das Eiſen ſo feſt anſchrauben kann, daß es ſeinen Stand da behalten muß, wohin man es geſchoben hat, ſondern daß auch die Schraube ſelbſt dabei nicht angebracht werden kann, deren Vorzug aber aus obigem zu ſehr erhellt, als daß man wegen dieſer Aufliegefeder dieſelbe gegen den Stift vertauſchen ſollte. Der einzige Fall wäre noch, wenn man die Schraube von auſſen in die

Grundplatte schraubte, dann ist sie aber selbst nicht anders, als ein Stift zu betrachten. Ihre Wirkung äußert die Aufliegefeder durch einen gemäßigten Druck, welcher von dem Drucke des Schiebers auf sie selbst bestimmt wird, und den sie dann auf den Angel des Eisens fortpflanzt. Ganz unnütz ist ein blindes Eisen, welches man an den Schieber in der Absicht anschraubt, das er der Ader das Walzen verwehren soll; auch die Gabel, die man in eben der Absicht unter den Rand brachte, welcher die Basis des Schnäppers wird, wenn er zur Operation auf die Haut gesetzt ist; desgleichen die Hebefeder. Sie ist ein Stück von einer Stahlfeder, welches an eben dieser Basis inwendig im Kasten mit seinem untern Ende so fest genietet ist, daß ihr oberes freies Ende durch seine Federkraft das Eisen, das, wenn die Schlagfeder aufgezogen worden, von seinem Drucke befreit ist (in diesem Fall muß aber keine Aufliegefeder da seyn) gegen die Feder andrücken muß. Das Futteral, welches aus einem Bodenstücke und seinem Deckel besteht, läßt man gewöhnlich aus leicht zu bearbeitendem Holze machen, und fügt beide Theile, mittelst zweier Charniere, oder durch angeleimtes Pergament zusammen. Den Deckel läßt man entweder ganz aushöhlen und mit seidenen Watten oder Baumwolle ausstopfen, oder nur Höhlungen hineingraben, in welche der Drücker paßt; s. auch den Art. Lanzette, Th. 64, S. 710. Ein Mehreres über die Schnäpper, s. unter Wundarzneikunst, wo die in der Encyklopädie hin und wieder übergangenen neueren Instrumente dieser Kunst beschrieben und abgebildet werden sollen.

Schnäpper (Aderlaß-), s. den vorhergehenden Artikel.

—, eine Armbrust, s. oben, S. 145.

— (Fliegen-), s. Th. 14, S. 250.

Digitized by Google

Schnäpper, in der Wundarzneikunſt, Aderlaßſchnäpper, ſ. oben, S. 145.

Schnappfeder, eine jede Feder, welche an Inſtrumenten angebracht worden, um dieſe mit einem dem Worte nachahmenden Laute herauszuſchnellen.

Schnappgalgen, ſ. Schnellgalgen.

Schnapphahn, im gemeinen Leben ein Partheigänger im Kriege, der widerrechtlich auf Beute ausgeht. Auch die Bauern, wenn ſie ſich im Kriege in ein Verſteck, Hinterhalt ꝛc. legen, und den Soldaten auflauern, welche ſich von der Armee oder von ihren Detachements entfernt haben, oder auch wohl als Ermattete dem Korps nachziehen, um ſie zu plündern oder todt zu ſchlagen, werden Schnapphähne genannt. Ferner auch Straßenräuber, als eine gelindere Benennung. Von den drei hier Angeführten rührt die Benennung her, weil ſie fremdes Gut zu erſchnappen ſuchen. — Im Niederſächſiſchen bekommen dieſen Namen auch wohl die Gerichtsdiener und Bettelvögte; wahrſcheinlich nur im verächtlichen Verſtande.

Nach dem Adelung ſoll es nach der Meinung Vieler von dem Holländiſchen Snaphaan und dem Schwediſchen Snapphane, eine Flinte, abgeleitet worden ſeyn, wegen des ſchnappenden Hahnes. Er ſelbſt meint das Hahn vielleicht aus Hans in der allgemeinen Bedeutung eines jeden verächtlichen Menſchen verderbt worden, beſonders da ein ſolcher Schnapphahn im Engliſchen wirklich Snaphance heißt. Das Franzöſiſche Chenapan iſt aus dem Deutſchen geformt.

Schnapphähne, eine Münze in den Niederlanden, wovon die Jülicher 11 ſchwere Kreuzer, oder 3 Gr. 8 Pf., die Geldriſchen aber 13 Kreuzer, oder 4 Gr. 4 Pf. betragen.

Digitized by Google

Schnäppisch, Schnippisch, Bei- und Nebenwort, welches im gewöhnlichen Leben, besonders Niedersachsens, üblich ist, und naseweis, keck im Reden bedeutet. Schnäppisch seyn. Eine schnäppische Antwort. Niedersächsisch snappsk, snippsk, wo auch Snippke und Schnappsnute eine solche in Reden vorschnelle und naseweise Person bedeuten. Im Oesterreichischen bedeutet geschnäppig nur plauderhaft, vom Niedersächsischen snappen, plaudern.

Schnappmesser, ein Messer, welches eingeschlagen werden kann, das heißt, wo die Klinge mittelst einer Feder in die Schale gelegt werden kann, und welches einlegen durch ein Schnappen oder einen diesem Worte nachahmenden Laute geschieht.

Schnapps, eine nur im gemeinen Leben übliche scherzhafte Benennung eines Schlucks Branntwein, auch eines kleinen Glases Branntwein, wahrscheinlich daher, weil es in einem Schnappe ausgetrunken wird. Einen Schnapps machen oder nehmen, einen Schluck Branntwein trinken. Es bedeutet auch oft Branntwein überhaupt; daher ein Glas Schnapps, eine Flasche mit Schnapps, mit Branntwein.

Schnappsack, ein Sack oder Beutel, trockne Speisen darin auf Reisen bei sich zu führen. In einigen Gegenden lautet dieses Wort auch Knappsack, und nach Adelung soll Schnappsack vermittelst des Zischlautes davon gebildet worden seyn, obgleich es auch unmittelbar von Schnapp, ein Mundvoll, Engl. Snap gemacht seyn kann. Die Engländer sagen auch Knapsack, und die Schweden Kappsaeck und Kacksaeck, welches letztere von Kack abgeleitet wird, weil gemeine Leute einen solchen Sack auf der Reise gewöhnlich auf dem Rücken zu hangen haben.

Digitized by Google

Schnappſen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, im gemeinen Leben einen Schluck Branntwein zu ſich nehmen, ein Glas Branntwein trinken; ſ. Schnapps.

Schnappſtange, bei dem Jäger, die Stangen zu den Schnapptüchern, ſie ſind etwas ſtärker, als die Stellſtangen, von 10 1/2 Fuß Höhe, oben an der Stange wird ein Kloben oder eine Rolle, am beſten von Meſſing, angebracht, welche glatt und leicht herumlaufen muß, und wodurch eine, eines Fingers ſtarke Leine gezogen wird, welche drei Klaftern lang, und an dem einen Ende mit einem hölzernen Knebel verſehen iſt.

Schnapptuch, ſ. Schnappe.

Schnappwage, ſ. Schnellwage.

Schnappweife, eine Art Weifen, welche die Zahl der geweiften Fäden durch das Schnappen eines dünnen elaſtiſchen Brettchens anzeigt. S. unter Weife.

Schnarchen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches eine unmittelbare Nachahmung des Lautes iſt, und in doppelter Bedeutung gebraucht wird. 1. Ein durch die Naſe hervorgebrachter Laut, welcher oft einen feſten Schlaf bedeutet; daher im Schlafe ſchnarchen. Das Schnarchen findet in drei Fällen ſtatt: 1) Wenn der Schlafende bei geſchloſſenem Munde die Luft durch die Naſe einzieht, und das Fleiſchläppchen des Gaumenſegels nicht ganz offen iſt, ſondern der durchziehenden Luft nur eine enge Straße übrig läßt. Das Läppchen nimmt dann die Eigenſchaft der Stimmſpalte an ſich; es wird von der Gewalt der durchſtrömenden Luft zum Zittern, das iſt, zum geſchwinde wiederholten Anſchlage gegen die Schlundwand fortgeriſſen, davon ein Laut entſteht, welcher immer rauh und ſchnarrend iſt. — 2) Wenn der Schläfer die Luft durch den offenen Mund einzieht,

während die Nase durch das Läppchen verschlossen gehalten wird. Liegt dann der Hintertheil der Zunge zu hoch, indem sie fast den weichen Gaumen berührt, so wird wieder die Oeffnung zu klein, der weiche Gaumen wird zum Zittern gebracht, und dieser thut hier das, was vorher das Läppchen bei der Nase that. — 3) Wenn der Schläfer durch beide Wege zugleich athmet, und weder das Läppchen ganz an der Schlundwand, noch die Zunge ganz am weichen Gaumen anliegt, so entsteht ein Schnarchen; denn beide, der weiche Gaumen und das Läppchen, gerathen dann ins Zittern.

Das Räuspern, welches Th. 121, S. 262, nur angeführt worden, hat mit dem Schnarchen viel Aehnliches; es geschieht aber wachend und gewaltsam. Es wird nämlich bei geschlossener Nase der hintere Zungentheil so hoch getrieben, daß dieser Theil den nahen Gaumen etwas berührt. Wenn dann die Luft mit Gewalt anschlägt, so zittert der weiche Gaumen, und macht das bekannte Geräusch, um sich von dem Schleime der Schlundwände des Gaumensegels oder des Luftröhrenkopfes zu entledigen; denn die Gewalt, mit welcher man die Luft ausstößt, reißt zugleich alle fremde Köper mit sich fort. Wer daher lange schweigend zugehört hat, und nun wieder zu sprechen anfangen will, der räuspert sich vorher, aus Besorgniß, es möchte sich zu viel Schleimstoff während der Zeit angehäuft haben, um die Kehle zu seinem Vortrage offner und geschmeidiger zu machen. Fast immer folgt daher auf das Räuspern ein Schleimauswurf durch den Mund, das Auswerfen des Speichels. Ein andres Räuspern entsteht vermittelst des Kehldeckels, wenn dieser mit Schleim beladen ist, und die Stimmspalte deckt, die aber offen bleibt.

Digitized by Google

II. Ungeſtüm verweiſen, mit Pochen und Drohen reden. Im Hauſe herum ſchnarchen. Mit dem Schnarchen iſt es nicht ausgerichtet. Im Niederſächſiſchen iſt ſchnarren, murren, brummen. Als ein Diminutivum davon kann das im gemeinen Leben mancher Gegenden übliche nörgeln angeſehen werden, dem unter andern auch der intenſive Ziſchlaut mangelt. Im Finnländiſchen iſt Naerkae, der Zorn. Im Schwediſchen snorka, im Iſländiſchen snarka.

Schnarcher, eine Perſon welche ſchnarcht, beſonders in der zweiten Bedeutung des Zeitwortes ſchnarchen. Den Schnarcher fürcht ich nicht,

Haged.

Ein Schnarcher aller Schulgeſchwätze
Hält ſich für einen Kirchenheld. Ebend.

Schnarchhuhn, eine Benennung des Auerbirkhuhns, ſ. unter Auerhahn, Th. 2.

Schnarränte, ſ. Schnarrente.

Schnarrdroſſel, ein Name der Miſteldroſſel oder des Miſtlers, Turdus viscivorus Klein, ſ. Miſtler, Th. 2, S. 9.

Schnarre, ein ſchnarrendes Ding. So nennt man ein hölzernes Werkzeug, welches die Nachtwächter an einigen Orten führen, und womit man auch die Sperlinge aus den Gärten und Feldern zu verſcheuchen pflegt, die Schnarre, und wenn es größer iſt, die Schnurre; im Oberdeutſchen heißt es die Ratel, die Ratſchen. Im Niederſächſiſchen führt dieſen Namen eine Garnwinde. Verſchiedene Arten von Vögeln ſind wegen ihrer ſchnarrenden Stimme gleichfalls unter dieſem Namen bekannt. Z. B. die Schnarrdroſſel, ferner eine Art Wachteln mit langen Beinen, welche auch Schnarrwachtel heißt. Ingleichen der ſogenannte Wach-

telkönig, welcher letztere auch Schnerf, Heckschnarre und Thauschnarre genannt wird.

Schnarre, eine Garnwinde, s. den vorhergehenden Artikel.

— (Heck-), s. daselbst.

—, beim Nachtwächter, s. das.

— (Thau-), s. das.

Schnarreisen, bei den Goldschmieden, ein dünner langer, vorn winkelig gebogener Amboß, welcher an einem Ende eine weiche Bahn hat, auf welche man mit dem Hammer schlägt, damit das andere Ende in eine zitternde Bewegung geräth, Figuren dadurch auszuhöhlen und tiefe Stellen damit auszuarbeiten, von dem schnarrenden Laute, welcher mit dieser Behandlung verbunden ist.

Schnarren, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches den zitternden Laut nachahmt, den das Wort bezeichnet, diesen Laut von sich geben, hervorbringen. Der Schwarzspecht schnarrt, wenn er mit dem Schnabel so hart an die dürren Bäume schlägt, daß dadurch ein schnarrender zitternder Laut entsteht. Auf eine andere Art, nämlich bloß mit ihrer Stimme, schnarren der Mistler, die Schnarrente ꝛc. Eine Garnwinde schnarrt. Im Reden schnarren, das r nicht mit der Zunge, sondern mit der Kehle aussprechen, wodurch gleichsam ein rauher zitternder Laut entsteht, wie solches bei den Märkern der Fall ist, von denen Einige das r nicht recht rein aussprechen. Im Oberdeutschen nennt man solches schnorren, schnorrcheln, im Oesterreichischen ratschen, im Schwedischen skorra. Ein Blase-Instrument schnarrt, wenn es einen rauhen zitternden Ton von sich giebt.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen snarren, im Schwedischen skorra. Da der schnarrende Laut in vielen Fällen ein Begleiter einer schnellern

Digitized by Google

Bewegung ist, so ist schnar im Niedersächsischen, und snar im Schwedischen, schnell, hurtig. Auf eben diese Art ist schnell von schnallen und schnellen, hurtig, von dem noch nicht ganz veralteten hurren, das Schwedische snapp, schnell, von schnappen ꝛc. gebildet. Einen gröberen Laut dieser Art drückt man durch schnurren, einen feinern aber in Niedersachsen durch snirren aus, so wie man im gemeinen Leben von schnarren auch das Intensivum schnarzen hat.

Schnarrente, Knarrente, Schnatterente, Mittelente, Anas strepera, s. unter Ente, im Supplement.

Schnarrgans, s. unter Gans, im Supplement.

Schnarrheuschrecke, eine Benennung der Grille, s. diese, Th. 20.

Schnarrsprengsel, s. unter Sprengsel.

Schnarrwachtel, s. Schnarre.

Schnarrwerk, in den Orgeln, ein Pfeifenwerk, dessen Pfeifen mit einem messingenen Bleche versehen sind, welches an die Röhre schlägt, worauf es liegt, und einen schnarrenden Ton hervorbringt.

Schnat, Schnatte, ein provinzielles, nur in einigen Gegenden übliches Wort. 1. In Schlesien bedeutet es ein Reis. Aus Schnaten werden Bäume, Günth.

Dein Stammbaum schlage täglich aus,
Bis einst die Nachwelt Schnaten bricht,
Und um der Enkel Kronen flicht.
Ebend.

Die Nymphen sammelten die theuren Ambra-Tropfen.
Sie brachen hier und da die besten Schnaten ab.
Ebend.

2. Die Gränze, ein in Ober- und Niederdeutschland sehr gangbare Bedeutung, wo es im Oberdeutschen auch Schnait, Schneid, und im Niedersächsischen auch Snaat und Snede bedeutet. Die Schnait oder Schnat begehen, die Gränze. Die Heimschnat ist daher in Westphalen die Gränze einer Dorfflur, die Flurgränze. Nach Adelung's Vermuthung soll es möglich seyn, daß in der letzteren Bedeutung, vorzüglich auf die zur Bezeichnung der Gränze in die Gränzbäume, Pfähle oder Steine geschnittene Zeichen gesehen wird. Das in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche Schnatte, eine Narbe, Schmarre, stammt gleichfalls von schneiden ab; allein in der ersten scheint es den Begriff der Länge und schlanken Beschaffenheit zu haben. Im Schwedischen ist Snod, ein dünnes Seil, eine Schnur.

Schnatterente, Anas strepera, s. Schnarrente.

Schnatterer, werden von Einigen die zahmen Enten genannt.

Schnattern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches den Laut genau nachahmt, welchen es bezeichnet, daher diesen Laut von sich geben und hervorbringen. Die Gänse und Enten schnattern. Ingleichen schnell reden, plaudern, besonders wenn unerhebliche Dinge schnell und eilfertig durch die Rede vorgetragen werden. Im Oberdeutschen sagt man auch der Storch schnattert, wenn er klappert, und im Niedersächsischen nennt man das Klappern mit den Zähnen snatern und snätern.

Schnattfisch, s. Hähnling, Th. 20, S. 817.

Schnau, in der Schifffahrt, eine lange Barke, welche sonst von den Russen und Schweden häufig zum Kriege gebraucht wurde; sie führten bis 24 Kanonen, wovon ein Theil Schraubstöcke waren, und 58 Mann. Ihre Bauart ist lang und platt, und

Digitized by Google

von allen zweimastigen Schiffen sind sie die größten und zum Handel auch die bequemsten.

Schnauben, ein regelmäßiges Zeitwort, auch der Mittelgattung. Es ist eine Onomatopöie und ahmet das heftige Ausstoßen und Einziehen des Athmens durch die Nase genau nach, dessen noch stärkerer Grad durch schnauffen ausgedrückt wird. 1. Den Athem mit Heftigkeit durch die Nase einziehen und ausstoßen. Ihre Rosse schnauben zu Dan. Jer. 8, 16. Wie schnaubte die grimmige Nase Flammen umher. Zachar. Im Niedersächsischen bedeutet es auch noch theils schnautzen, die Nase schnauben, theils schnupfen oder Schnupftaback nehmen, welche beide Bedeutungen, besonders aber die letzte, im Hochdeutschen nur selten vorkommt. 2. In weiterem Verstande bedeutet es in der Deutschen Bibel nach einer morgenländischen Figur stark Athem holen, und athem überhaupt. Da schnaubete der Knabe siebenmal. 2. Kön. 4, 35. So lange das Schnauben von Gott in unserer Nase ist. Hiob, 27, 3. Das Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch. Weish. 2, 2. Im Hochdeutschen ist es hier ungewöhnlich. 3. Figürlich, wo es ein Ausdruck gewisser heftiger Gemüthsbewegungen ist, welche oft mit einem Schnauben verbunden sind. Gehet hin, die ihr nach Gold schnaubt, Uz, die ihr eine heftige ungesittete Begierde nach Gold habt. Saul schnaubete mit Dräuen und Morden. Apost. 9, 1.

Nach Adelung sind schnauben, schnauffen und dessen verkleinernde Iterativa schnauffeln und schnüffeln, schurpen, schnurpen, schnupfen und schnäutzen alle Wörter eines Stammes, nur daß sie verschiedene Abänderungen einer und eben derselben Sache bezeichnen.

Schnauber, s. Stinkthier.

Schnauffen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches einen etwas stärkeren Grad des Schnaubens bezeichnet, wo die Intension durch den stärkeren Blaselaut f bezeichnet wird. Man schnaufft, wenn man nach einer sehr starken Bewegung mit Heftigkeit Athem holt, besonders wenn solches durch die Nase geschieht. Im Oberdeutschen schnaufft man auch die Näse, wenn man sie im Hochdeutschen schnäutzt. Man braucht es auch daselbst in dem zusammengesetzten beschnauffen und anschnauffen, für mit starker Einziehung der Luft den Geruch in die Nase bringen, wofür man im Hochdeutschen das iterative beschnüffeln. Niedersächsisch beschnüffeln, in manchen Oberdeutschen Gegenden auch beschnappern und beschnuppern hat.

Schnaupe, ein Wort, welches in einigen Provinzen für Schnautze gebraucht wird, von welchem es nur im Suffixo verschieden ist. Es stammt von dem Niedersächsischen Schnau, die Schnautze ab, und ist gewissermaßen ein vergrößerndes Wort von Schnabel. Im Hochdeutschen ist es in dieser eigentlichen Bedeutung unbekannt, man braucht es zuweilen im figürlichen Verstande von ähnlichen hervorragenden Theilen mancher Körper. Zum Beispiel, die Schnaupe an einer Kanne, an einer Lampe, an einem Helme, wofür man auch Schnautze und Schnabel sagt. So heißt auch im Oberdeutschen die Schneppe, ein weibliches Kleidungsstück, die Schnaupe. Bei den Uhrmachern sind die Schnaupen eine Art Feilen, s. unter Uhrmacher. Auch der ausgebrannte Docht eines Lichtes, der im Hochdeutschen die Schnuppe heißt, ist in manchen Gegenden auch unter dem Nmen der Schnaupe bekannt. In einigen Gegenden hat man auch das Zeitwort schnaupen, wel-

Digitized by Google

ches ein Intensivum von schnauben ist, und nicht nur für schnäutzen, sondern auch für schnaufeln gebraucht wird.

Schnautze, ein langes hervorragendes fleischiges und mit der Nase verbundenes Maul mancher Thiere, z. B. der Hunde, Wölfe, Füchse ꝛc. ingleichen mancher Fische, wie die Karpfen. Man braucht es auch zuweilen von dem Munde, im verächtlichen Verstande. Die Schnautze hoch tragen. Die Schnautze halten. — Bei den Schlössern sind die Schnautzen eiserne Schienen, welche wie Rinnen gestaltet sind, die man unter die Enden der Federn legt, damit sie durch ihr Reiben nicht die Theile abscheuren, worauf sie liegen. — An einer Lampe ist die Schnautze die Röhre, welche herausgeht, worin der Docht mit dem brennenden Theile liegt. Es kommt von Nase, nasus, wofür man in der Slavonischen Sprache Noß sagt, daß ß ist im Niederdeutschen in t verändert, und sch vorgesetzt worden, woraus denn Schnute entstanden ist. Im Niedersächsischen nach dem Adelung Snut. Es ist von schnauen, schnauben gebildet, und deutet das Werkzeug des Schnaubens an, welches Mund und Nase sind, besonders aber die letzteren.

Schnautzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in dem in den niedrigen Sprecharten üblichen anschnautzen, Niedersächsisch afsnuten, ungestüm verfahren, gebraucht wird. Das jetzt veraltete einfachere snuden, von welchem schnautzen das Intensivum ist, kommt noch bei dem Notker vor, wo Nase snuden, verhöhnen, auch wohl zunächst die Nase rümpfen, und Snudu Verhöhnung ist.

Schnäutzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, die Nase mit schneller und heftiger Ausstoßung der Luft reinigen. 1. Eigentlich, wo es allem Ansehen nach,

eine unmittelbare Onomatopöie ist, ohne erst von Schnautzen abzustammen. Die Nase schnäutzen. Sich schnäutzen. Ein Kind schnäutzen; s. Schnauben. 2. Figürlich, (1) das Licht schnäutzen, den ausgebrannten Docht mit der Lichtscheere abschneiden und wegnehmen, eine nur in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche Redensart, wofür man im Hochdeutschen das Zeitwort putzen gebraucht. Man könnte es hier als ein Intensivum von schmücken ansehen, sagt Adelung, besonders da das Niedersächsische snitjen in dieser Bedeutung von schnütten in der vorigen hinlänglich verschieden ist. (2) Jemanden schnäutzen, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, ihn auf eine listige Art bevortheilen, um sein Geld bringen, welches man auch schnellen, prellen ꝛc. nennt. Jemanden um zehn Thaler schnäutzen, prellen.

Schnautzenband, Schnautzband, bei dem Böttcher, ein mit einer Schnautze versehenes Band, das ist, ein an beiden Enden zugespitztes und mit Kerben versehenes Band, um die Enden in einander zu fügen.

Schnautzenkrabbe, Cancer rostratus, eine unter Krebs, ein Thier, Th. 48, übergangene, wenig bekannte Krebsart.

Schnautzennadel, Murex vertagus, eine Art Stachelschnecken, s. unter Schnecke.

Schnebbe, Schneppe, eine spitze Verlängerung irgend eines Körpers, wahrscheinlich ein mit Schnabel verwandtes Wort. So ist die Schnebbe an einem Schnürleibe, der untere spitzherausstehende oder hervorstehende Theil desselben, worin das Blanchett herabgeht. So wird an Kaffee- oder Milchkannen, an manchen Töpfen ꝛc. der vorn hervorragende kleine Schnabel,

Digitized by Google

die Rinne, wodurch man die Flüſſigkeit ausgießt, die Schnebbe genannt. S. auch Schneppe.

Schnebbennadel, eine Art Conchylie.

Schnecke, in der Naturgeſchichte, ein Name, welcher einer doppelten Art Würmer beigelegt wird. I. Einem nackten Wurme, welcher auf der Erde ſich langſam fortbewegt, und welche Art Würmer Erdſchnecken, Wegeſchnecken, Limaces, Fr. Limaces, genannt werden. II. Ein gewundenes einſchäliges Schalthier, oder Thiere, deren Gehäuſe (Schalen) Windungen oder wenigſtens eine Anlage dazu haben, und welche eigentlich unter dem Namen der Schalengehäuſe, Conchylien, bekannt ſind.

Da der Name Schnecke ſowohl den mit Schalen bedeckten, als auch den nackten Bauchfüßlern zukommt, ſo ſind, beſonders von den Conchylien, ſchon ganze Familien, Gattungen, ja ſelbſt einzelne Arten unter ihrem Namen in der Encyklopädie vorgekommen. Es wird daher hier nöthig ſeyn, eine Ueberſicht des Ganzen zu geben, und dann auf die ſchon abgehandelten Gattungen ꝛc. zu verweiſen.

Die eigentlich ſogenannten Schnecken, nackte Bauchfüßler, haben unter dem Bauche eine muskulöſe Fläche, welche denſelben vermöge ihrer Zuſammenziehungen zum Fortkriechen dient, wie ſolches bei der gemeinen Wegeſchnecke deutlich zu ſehen. Sie haben nur ein Herz; ihre Kiemen liegen bald im Innern des Körpers, bald um den Körper her, bald am Rücken; ſie ſind bei einigen nackt, bei andern mit einem Deckel verſehen; der Geſtalt nach ſind ſie platten-, bald blätter-, federbuſch- oder bald netzförmig. Der gemeinſchaftliche Nervenſtamm zertheilt ſich wieder, um das Blut, welches vom Körper zurückkommt, den Kiemen zuzu-

Digitized by Google

führen, von welchen es dann zum Herzen und von da in den ganzen Körper gebracht wird. — Die meisten Bauchfüßler sind Zwitter, und bedürfen zur Befruchtung einer gegenseitigen Paarung. In der Nähe der Gebärmutter findet sich fast bei allen ein Sack, welcher einen Saft enthält, dessen Nutzen in dem Haushalte dieser Thiere noch unbekannt ist, welcher aber bei verschiedenen den färbenden Stoff des Purpurs liefert. Die Eingeweide des Unterleibes bestehen in einem mehr oder weniger geräumigen Magen, einem Darmkanale und einer großen Leber. Hirn und Nerven finden sich gleichfalls. Eine große Menge der Bauchfüßler ist mit Schalen bekleidet. Sowohl Cuvier als Illaire sind der Meinung, daß es sehr vortheilhaft seyn würde, wenn man jedes Geschlecht derselben den nackten Geschlechtern anreihen könnte, welche ihnen am ähnlichsten sind; da wir aber hierzu noch nicht alle die nöthigen Kenntnisse besitzen, so ist es nöthig, sie alle noch getrennt abzuhandeln. Die vorzüglichsten Geschlechter der nackten Bauchfüßler sind:

I. Die Erdschnecken, Limaces; Fr. les Limaces. Sie haben einen länglichen Körper, welcher auf die geringste Zusammenziehung vielen klebrigen Saft von sich giebt. Ihr Rücken ist mit einer Art von lederartigem, runzligem Schilde versehen. Der Kopf und die vier Fühlfäden, welche auf demselben sitzen, können in den Körper zurückgezogen werden, und gehen daraus hervor, wie die Finger eines Handschuhes. Die beiden obern Fühlfäden haben jeder einen kleinen schwarzen Punkt an ihrer Spitze, welchen man für ein Auge hält. Das Maul hat einen starken Kiefer; die Kiemen liegen inwendig, und erhalten die Luft durch eine an der rechten Seite des Körpers liegende Oeffnung. Am hinteren Rande dieser Oeffnung liegt der After, die Oeffnung der

Digitized by Google

Zeugungstheile iſt unter dem rechten Fühlfaden. Die Wegeſchnecken oder Erdſchnecken bewohnen unſere Länder, ſind zahlreich an Gattungen und Individuen, nähren ſich von Kräutern, und thun unſern Anpflanzungen vielen Schaden, beſonders wenn feuchte Witterung einfällt. Man unterſcheidet die Gattungen nach Größe und Farben.

1. Die Ackerſchnecke, Limax agrestis Linn.; Fr. la petite limace grise. Dieſe Schnecke iſt nur klein, aſchgrau von Farbe, und ohne Flecken. Ihr Aufenthalt ſind die Felder und Gärten, wo ſie von den jungen aufkeimenden weichen Gemüſearten lebt.

2. Die Bergſchnecke, rothe Wegſchnecke, Limax rufus Linn.; Fr. la Limace de montagne. Sie hält ſich auf Bergen und in den Gemüſegärten auf, und wird daher auch Gartenſchnecke genannt; ſie iſt drei Zoll lang und rothgelb von Farbe.

3. Die Wandſchnecke, ſchwarze Wegſchnecke, Limax ater Linn.; Fr. la Limace noire, hat einen ſchwarzen Leib, iſt am Bauche bläulich grau, und bis 4 Zoll lang. Sie hält ſich in den Wäldern, und zuweilen auf Wieſen auf. Ihr Futter ſind graue und dürre Blätter.

4. Die graue oder Buſchſchnecke, Limax maximus Linn., Limax cinereus; Fr. la grande Limace brune. Sie hält ſich in finſtern Gebüſchen auf und iſt die größte Gattung, aſchgrau von Farbe. Auf dem Rückenſchilde ſind große braune Flecken, an den Seiten wellenförmige Striche, am weißen Bauche zwei Reihen ſchwarzer Flecken. Sie lebt ebenfalls von Kräutern, paret ſich im Auguſt, und ihre Eyer kommuen im April aus.

5. Die gelbbrändige Schnecke, Limax albus Linn.; Fr. la Limace blanche, von weißer

Farbe mit einem gelben Rande. Man findet sie selten in Deutschland.

6. Die Moosschnecke, Limax hialinus Linn.; Fr. la Limace de mousse, welche im Moose lebt und sich auch in den Gärten an jungen Pflanzen findet. Der Körper ist klein, durchsichtig, mit einem braunen Striche über den Rücken herab.

7. Die Warzenschnecke, Limax papillosus Linn.; Fr. la Limace de verrue, welche sich bei Norwegen im Meere aufhält, und nicht größer, als ein Reiskorn ist. Besitzt überall spitzige Wärzchen.

8. Die Bernsteinschnecke, Limax flavus Linn.; Fr. la Limace jaune. Sie ist gelb, durchsichtig und gefleckt, von mittelmäßiger Größe. Ihr Aufenthalt sind die Gemüsegärten.

Die sich in den Gemüsegärten, überhaupt in den Gärten aufhaltende Schnecken sind sehr schädlich, besonders aber den Ersteren, weil sie das junge Gemüse abfressen; aber auch in den Blumengärten benagen sie die zarten Pflanzen, und sie thun nicht nur dieses, sondern sie beschmutzen dieselben auch so stark, daß man das Gemüse gar nicht genießen kann. Ein Gartenliebhaber hat die Bemerkung gemacht, daß diese Schnecken sich Morgens und Abends einfanden, wenn es nämlich stark gethauet und geregnet hatte. Sie hielten sich besonders längs einem Kanale auf, der auf der Seite des Grabens hin ging, und an dessen Rande man die Zugemüsebeete hatte verlegen müssen, weil die fruchtbaren Bäume das Uebrige einnahmen. Es war ihm daher unmöglich sie wider die Zerstörungen dieser schädlichen Thiere zu verwahren, bis endlich ihm der Zufall ihren Feind kennen lehrte, welcher allein im Stande ist, sie zu vertilgen. Von dieser Zeit fing er an seine Frösche zu verschonen, und verbot auch seinen Leuten, sie zu stören, um die beständige Jagd nicht zu unterbrechen, die

Digitized by Google

sie unter den Schnecken anstellten. Nach seiner Versicherung soll es ihm bei der Sorgfalt, womit er die erstern gehegt, ohne ein anderes Mittel gelungen seyn, seine Zugemüse vor allem beträchtlichen Schaden zu bewahren; auch hat ihm ein hinlängliche Beobachtung bewiesen, daß die Frösche keiner Nahrung so begierig nachgehen, als den Schnecken. Auch die Kröten sollen des Nachts auf die Schnekkenjagd ausgehen, was also die Frösche am Tage thun, daß thun jene bei der Nacht. In Blumengärten ist es besser solche frühmorgens nach einem Regen oder Thaue aufsuchen zu lassen, indem sie sich bei guten Tagen und Sonnenschein unter die Steine, Blätter und Erdklumpen verkriechen, so daß man sie nicht gewahr wird, weil sie mit der Erde fast einerlei Farbe haben. Man muß sehr zeitig hinter dieses Ungeziefer her seyn, und solches wegschaffen, weil sie sich in kurzer Zeit, sonderlich an schattigen Orten, so sehr vermehren, daß man fast in der Hälfte eines Gartens vor denselben nichts rechts aufbringen kann. Wenn solche aufgesucht und in einen alten Scherben gelesen werden, so sind sie eine angenehme Speise der Hühner und Forellen, oder man schüttet solche ins Wasser. Hier will ich nun noch die andern nackten Bauchfüßler, welche eigentlich unter die Benennung Schnecke nicht gehören, wohl aber von einigen Naturforschern den Schnecken angereiht werden, anführen, und dann verweisen, wo sie abgehandelt werden sollen.

I. Seehasen, Tethys; Fr. Téthys. Der Körper derselben ist beinahe, wie bei den Wegschnecken, aber der Mantel ist mit seinen Rändern versehen, und von dem Kopfe zu einem breiten, gerundeten, und an den Rändern gefranzten Segel ausgedehnt. Unter diesem Segel liegt das Maul, welches sich rüsselförmig verlängert. Die Oeffnun-

gen der Zeugungs- und Respirationswerkzeuge liegen an der rechten Seite des Halses. Diese Thiere bewohnen das mittelländische Meer. Es giebt auch eine größere Gattung derselben, bei welcher der Rand des Segels ausgeschnitten ist.

Das Lappenmaul, Tethys simbria, und eine andere kleinere Gattung, bei welcher derselbe gefranzt ist, das Haarmaul, Tethys leporina. S. den Art. Seehase.

II. Seelungen, Aplysiae, Fr. Aplysies, welche ungefähr die Gestalt, wie die Wegschnecken haben. Ihre Augen liegen auf dem Kopfe selbst an der Wurzel der obern Fühlfäden, die untern Fühlfäden sind nichts, als eine Verdoppelung der Lippe. Die Seiten des Körpers sind von einer Haut eingefaßt, welche sich auf den Rücken zurückschlägt. Die Kiemen bestehen aus vielen gefäßreichen Blättchen, welche mitten auf dem Rücken liegen und mit einem Deckel geschlossen sind, der zwischen zwei Häuten ein dem Knochen des Kalmars fast ähnliches Stück enthält. Der After liegt hinten auf dem Rücken. Die Oeffnung der männlichen Geschlechtstheile liegt unter dem rechten Fühlfaden, die der Weibchen an der rechten Seite des Körpers selbst. Die Purpurblase enthält, einigen Schriftstellern zu Folge, einen stinkenden und so scharfen Saft, daß die Haare darnach ausgehen, von andern wird dieses geläugnet. Diese Thiere finden sich häufig im Mittelländischen Meere. S. den Art. Seelungen.

II. Doris, Doris; Fr. Doris. Der Körper gleicht, der Gestalt nach, dem der Wegschnecken, aber er ist platt und ringsum mit einer bunten Haut eingefaßt, welche sich selbst über den Kopf erstreckt. Das Maul liegt nebst den untern Fühlfäden an der untern Fläche, die oberen Fühlfäden liegen aber an der oberen Fläche. Die Kiemen liegen um den

Digitized by Google

After, der auf dem Hintertheile des Rückens frei und ohne Deckel ist, sie sind franzen und zweigähnlich; s. unter Doris, im Supplement.

Von dem Geschlechte der Doris können getrennt werden:

IV. Die Tritonen, Tritoniae, les Tritonies. Diese haben, wie die Erdschnecken, einen kriechenden und auf der Rückseite convexen Körper. Die Zahl der Fäden, welche das Maul umgeben, wechselt von zwei bis acht. Die Respirationswerkzeuge bestehen in einer Art von Federbüschen, welche auf einem Stiele sitzen, oder aus Faserbündeln, welche der ganzen Länge des Rückens nach liegen; s. Tritonen, unter T.

V. Die Aeolswürmer, Aeolidiae; Fr. Eolides, haben einen Körper, wie die Tritonen, aber ihre Respirationswerkzeuge bestehen in einer Art von Blättchen oder häutigen Schuppe, welche an beiden Seiten des Rückens wie Dachziegel übereinander herliegen. S. unter Wurm.

VI. Die Blattwürmer, Phyllidiae; Fr. Phyllides, welche, wie die Wegschnecken, einen lederartigen Schild haben, welcher aber allenthalben über die Seitenwände hinausragt. Die Kiemen bestehen aus kleinen häutigen Blättchen, welche alle, wie die Blätter eines Buches, mit den breiten Flächen gegen einander liegen, und unter dem überstehenden Rande des Mantels oder Schildes rings um den Körper eine Schnur bilden. S. Blattwürmer, im Supplement.

VII. Die Seemosschnecken, Scyllaeae; Fr. les Scylées, haben einen zusammengedrückten Körper, von fast gallertartiger Substanz. Der Fuß hat das Ansehen einer Furche und ist nicht, wie bei den vorhergehenden Geschlechtern, scheibenförmig. Die Thiere bedienen sich auch desselben, um die Stängel

Digitized by Google

der Korallenmoose zu umfassen. Das Maul ist an einem Ende, auf demselben stehen zwei Fühlfäden, in Gestalt kleiner Blättchen. Ein oder zwei solcher Fühlfäden stehen auch am andern Ende. Die Kiemen werden von andern Blättchen gebildet, welche Paarweise auf dem Rücken stehen, und haben an der einander zugewandten Fläche kleine Gefäßbüschel.

VIII. Die Seeblasen, Thalides; Fr. les Thalides. Sie haben einen zusammengedrückten gallertartigen Körper. Der Fuß desselben ist schiffskielförmig oder sie haben vielmehr gar keinen eigentlichen Fuß und schwimmen beständig. Das Respirationswerkzeug besteht in einem häutigen, am Rücken gerade aufrecht stehenden Kamme. Eine Gattung derselben hat lange und zahlreiche Fühlfäden, die übrigen haben keine Fühlfäden.

IX. Die Kiemenwürmer, Lerneae; Fr. les Lernées. Es sind Schmarotzerweichthiere, welche sich an die Fische hängen, um solche auszusaugen; sie haben einen runden, gebogenen, vorn in einen dünnen Hals verlängerten Körper, an dessen Ende sich das mit wenigen, oft am Ende zerästelten Fühlfäden oder Hörnern umgebene Maul befindet. Dieses Maul kann zu einem Rüssel verlängert werden. Auf der obern Fläche sieht man kleine Häkchen, welche vielleicht Augen seyn können. Hinten am Körper hängen zwei sehr lange, quergestreifte, und vielfach gewundene Eingeweide, welche man für Eyerstöcke gehalten hat. S. auch den Art. Wurm.

X. Der Kabliaukiemenwurm, Lernaea branchialis, welcher 2 Zoll lang, gelblich, der Hals roth, braun, hart, in drei ästige Hörner ausgehend. Dieses Thier befestiget sich an den Branchien der Kabliaue und anderer Schellfischgattungen des Nordmeers. An den Kiemen verschiedener Fische finden sich Schmarotzerthierchen, welche von den Natur-

Digitized by Google

forschern für Kiemenwürmer gehalten werden, die sich aber mehr den Insekten zu nähern scheinen; s. unter Wurm.

Was nun die schaligen Bauchfüßler anbetrifft, so sind dies Thiere, welche die einschaligen Muscheln bewohnen. Sie zeigen in ihrem innern Bau weniger Verschiedenheit, als die nackten Bauchfüßler. Ihre Kiemen liegen entweder, wie bei den Blattwürmern, unter dem überstehenden Rande des Mantels, oder wie bei den Erdschnecken, in einer besonderen Höhlung, deren Oeffnung selbst entweder in einem bloßen Loche, oder in einer mehr oder weniger langen Röhre besteht. Alle diejenigen, deren Kiemen inwendig liegen, scheinen zum Athemholen der Luft selbst zu bedürfen, und kommen zu dieser Absicht oft an die Oberfläche des Wassers. Die Anzahl der Fühlfäden ist bei den Landgattungen vier, und bei fast allen Wassergattungen zwei. Die Augen liegen bald an der Spitze dieser Fäden, bald an deren Wurzel, und zuweilen am Kopfe selbst. Das Maul ist in die Länge oder in die Quere gespalten, oder bildet eine runde Oeffnung, oder ist rüsselförmig verlängert. Es ist mit harten Zähnen bewaffnet, welche aber auch bei mehreren Gattungen fehlen. Was die Schalen betrifft, so sind sie sowohl in Rücksicht der Gestalt, als der Farbe unendlich verschieden. Die Hauptverschiedenheiten derselben liegen in der Gestalt der Oeffnung, in der Erhebung der Spiralwindungen über der letzten dieser Windungen, in den Höckern, Warzen und Furchen, welche sich an der Oberfläche derselben finden. Mehrere Geschlechter sind mit einem schalenartigen oder hornartigen Deckel versehen, welcher an dem Fuße des Thieres befestiget ist, und die Schale ganz oder zum Theil verschließt, wenn der Fuß sich zurückzieht. Die Geschlechter dieser schaligen Bauchfüßler sind:

A. Schnecken mit Schalen, die aus mehreren Stücken bestehen. Die Käfermuscheln, Chiton, Fr. Oscabrions; s. Th. 32, S. 99.

B. Mit Schalen, welche aus einem einzigen nicht gewundenen Stücke bestehen; die Schüsselschnecken, Klippkleber, Patellae, Fr. Patelles, s. Klippkleber, Th. 40, S. 615.

C. Mit spiralgewundener, aus einem Stücke bestehender Schale, deren Mündung ganz, das heißt, ohne Ausschnitt oder Kanal ist. Die Seeohren, Halyotes; Fr. Ormiers ou Oreilles. Die Schale hat eine sehr große Oeffnung, gleicht einem eyrunden Becken, und ist nur mit sehr wenigen Spiralwindungen versehen, welche man fast alle auch von innen sieht; sie ist mit mehreren Löchern durchbohrt, welche mit der äußern Lefze, das heißt, mit dem Rande der Oeffnung, welcher der Spindel oder Are gegenüber liegt, um welche sich die Spiralwindungen drehen, in eine gleichlaufende Linie gebracht. Das Thier selbst hat vier Fühlfäden, zwei obere kurze, welche am Ende die Augen tragen, und zwei untere längere, spitzige. Der ganze Rand seines Mantels ist mit zahlreichen Fäden besetzt. Die Arten derselben, s. unter Seeohr. Die Schwimmschnecken, Neritae; Fr. Nérites. Die Spiralwindungen erheben sich nur wenig über die letzte Oeffnung; die Mündung ist halbkreisförmig, mit dünner Säule, und durch einen eben so gestalteten Deckel genau geschlossen, welcher sich, wenn das Thier aus der Schale hervorkommt, auf den platten Theil der Spindel, wie eine Klappe zurückschlägt. Das Thier selbst hat auf dem Kopfe zwei sehr feine Fühlfäden; die Augen liegen nach außen an der Wurzel derselben. Man hat die Schwimmschnecken wieder unterabgetheilt in Ma-

Digitized by Google

belschnecken, deren Schale mit einem Nabel versehen ist, das heißt, wo die Spiralwindungen sich auf der innern Seite nicht ganz berühren, und folglich eine Höhlung lassen, welche durch die Axe der Spindel geht.

Die Scheibenschnecken, Planorbes; Fr. les Planorbes. Sie haben eine scheidenförmige Schale, das heißt, alle Spiralwindungen liegen in einer Ebene, sie berühren sich, ohne einander zu umfassen, und man gewahrt sie alle von beiden Seiten. Die Mündung ist rund oder halbrund, mehr breit, als hoch. Das Thier hat zwei Fühlfäden; die Augen liegen an der Wurzel derselben nach vorn. Sie bewohnen die süßen Wasser.

Die Landschnecken, Helices; Fr. les Hélices. Die Spiralwindungen erheben sich so, daß sie bald eine kugelförmige, bald eine kreisförmige Schale bilden. Die Mündung derselben ist mehr breit, als hoch, und halbmondförmig, weil die vorletzte Windung in der letzten einen Ausschnitt verursacht. Es sind Landschalthiere. Das Thier selbst gleicht der Erdschnecke; die Kiemen liegen, wie bei dieser nach innen; das Athemholen geschieht durch eine Seitenöffnung. Es sind vier Fühlfäden vorhanden, deren beide obere die Augen an ihrer Spitze haben. Linné bringt unter dieses Geschlecht fast lauter Erd- und Flußschneken, und fast gar keine Seeschnecken. Die vorzüglichsten Arten sind:

Die Weinbergsschnecke, Helix pomatia. Sie ist groß, gräulich gelb, und die Windungen sind leicht in die Quere gestreift. Das Thier kann verspeiset werden. Die Alten zogen sie ehemals in dieser Absicht auf. Sie ist sehr gefräßig und thut den angebaueten Gegenden schaden.

Die Gartenschnecke, Helix nemoralis; Fr. la Livrée. Sie ist glatt, der Rand der Mündung ist

Digitized by Google

schwarz; die Schale gelb, bräunlich gelb oder weiß, mit mehr oder weniger breiten und zahlreichen braunen, der Länge der Windungen nach laufenden Streifen. Diese Schnecke ist sehr gemein in den Gärten und thut den Bäumen Schaden.

Die Lampenschnecke, Helix ringens; Fr. la Lampe antique, mit wenig convexer Schale. Die Mündung ist nach oben gewandt, das heißt, nach eben der Seite, als die Windungen, hingewandt. An jedem Rande derselben sind zwei Zähne. Sie kommen von St. Domingo.

Die Sturmschnecke, Regenschnecke, das alte Weib mit Zähnen, Helix scarabaeus. Sie hat einen eyförmigen Bau, ist auf beiden Seiten etwas scharf und ihre Mündungsseite ist gezahnt. Der Bau der ersten Windung ist gewölbt, jedoch so, daß sie im Mittelpunkte auf der Rück- und Mündungsseite aufgeblasen, nach den beiden Seiten zu aber zusammengedrückt ist. Sie erscheint hier also einigermaßen scharf. Die obern fünf bis sechs Windungen ragen etwas spitzig hervor, jedoch so, daß der ganze Bau der Schnecken kurz und gedrungen erscheint. Die Windungen stoßen so genau zusammen, daß man sie nur mit Mühe von einander unterscheiden kann. Die Schale ist braun und weiß marmorirt, und ihre Größe erreicht selten 1 1/2 Zoll. Sie gehört unter die Erdschnecken, die man in Asien, auf Amboina, und in Bengalen findet.

Die scharfgewundene braunbunte Nabelschnecke, die Lampe, Helix lapicida; Fr. la Lampe. Sie hat um ihre Windungen einen scharfen Rand, ist genabelt, auf beiden Seiten convex, und die Mundöffnung hat einen abstehenden Saum. Sie gehört unter diejenigen Schnecken, die um den Mittelpunkt gewunden sind; sie ist aber nicht

Digitized by Google

völlig platt, ſondern auf beiden Seiten etwas erhöht, jedoch auf der untern merklicher, als auf der obern.

Das St. Hubertshorn, das Bocksauge, Helix oculus capri Linn., iſt an der erſten Windung nur einigermaßen ſcharf, genabelt und conver, und die Mundöffnung iſt geſäumt.

Der Sechswinder, Helix algira Linn. Dieſer genabelte Mauritaniſche Helix hat eine etwas winklicht gebaute convere Schale, ſechs Windungen, und einen offenen Nabel, der durch alle Windungen hindurchgeht.

Der Purpurſtrich, Helix leucas Linn. Der Rand dieſer Schnecke iſt nur einigermaßen ſcharf oder kielförmig; ſie iſt genabelt, conver gebauet und platt, unten iſt ſie gewölbt, hat einen überaus kleinen Nabel und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Das Vaterland iſt Afrika.

Die kleine platte Schnecke, die Scheibenſchnecke, Helix planorbis Linn. Die Schale dieſer Schnecke hat einen abgeſchärften Rand und iſt platt, oben concav; ihre Mundöffnung iſt enförmig und allenthalben ſcharf. Sie hat vier bis fünf Windungen, von welchen die erſte ungleich größer iſt, als die folgende, die daher an ihrer Größe ſchnell und ſichtbar abnimmt. Die Farbe fällt ins Gelbe, Man findet ſie in Frankreich, Dännemark, Holland und Deutſchland, bald ganz durchſichtig, bald undurchſichtig. In Thüringen ſind ſie ſelten. Sie halten ſich in Moräſten, Teichen und Flüſſen auf.

Das platte Ammonshorn, das Poſthorn mit gleich abnehmenden Gewinden und ſcharfem Rande, Helix complanata Linn., hat eine Schale, die unten einen ſcharfen Rand hat; es iſt genabelt und conver, unten aber platt, und die Mundöffnung iſt einigermaßen herzförmig. Man

findet es in Dännemark, Frankreich, Liefland und in vielen Gegenden Deutschlands, und besonders in der Churmark, bei Hamburg, bei Zelle und Jena, und in vielen andern Gegenden und Orten wird es in Flüssen und Teichen häufig gefunden.

Das gezähnelte Mundstück, Helix ringens; Fr. le Limacon à clavicule retournée. Dieses Mundstück hat eine Schale, die nur einigermaßen einen scharfen Rand hat, ungenabelt und conver gebauet ist. Die Mundöffnung ist zurückgeschlagen, und die Mündungslefze hat unten vier Falten. Nach Linné ist sie braungelb, nach Bonanni grau mit goldgelben Flecken.

Die Lampe der Alten, die Bastartlampe, Helix caracolla; Fr. la Lampe antique. Diese Lampe hat einen scharfen Rand, keinen Nabel, und ist auf beiden Seiten conver. Die untere Hälfte zeigt keine Windung, und ist conver erhöht, aber gerade, nicht aufgeblasen. Die Mundöffnung ist einigermaßen eyförmig, welche Form aber durch den äußeren scharfen Rand unterbrochen wird, wodurch sie gewissermaßen dreieckig ist. Sie ist gesäumt, jedoch ist der Saum eben nicht stark. Die Farbe ist verschieden heller oder dunkelbraun, castanienbraun, gelbbraun, schwarzbraun, der Mündungssaum und der Schlund sind aber weiß. Sie soll in Ostindien zu Hause gehören.

Die bandirte Bastartlampe, die Meusch, die Karkalschnecke, Helix cornu militare L. Sie hat einen etwas scharfen Rand, keinen Nabel, und ist conver gebauet; die Mundöffnung ist erweitert und gesäumt. Es ist eine Ostindische Schnecke; Müller giebt Deutschland zu ihrem Wohnorte an.

Das Posthörnchen mit fünf bis sechs Gewinden und scharfem Rande, Helix vortex Linn. Dieses Posthörnchen hat einen scharfen

Rand, ist oben concav oder vertieft, und hat eine platte ovale Mundöffnung. Unter allen Posthörnern ist das gegenwärtige das niedrigste. Seine Höhe ist noch nicht eine halbe Linie, und bei fünf bis sechs Windungen, die es hat, hat es ungefähr den Durchmesser von vier Linien, und also ungefähr die Größe eines Silberdreyers. Es hat eine merklich vertiefte Ober- und eine ganz platte Grundfläche, der scharfe Rand ist nicht in dem Mittelpunkte der ersten Windung, sondern er macht mit der platten Seite eine Linie aus. Die Schale ist dünn und durchsichtig, wird aber in der Luft undurchsichtig. Sie sieht ferner schmutzig weiß aus. Man findet dasselbe in stehenden Wässern, Teichen, Graben und Flüssen, und es ist in und außer Deutschland in vielen Gegenden gemein, in andern selten.

Das Braunband, der rauhe Helix, Helix scabra Linn. Er hat nur einigermaßen einen scharfen Rand, keinen Nabel; er ist oval gebaut, läuft spitzig zu, und ist gestreift. Die Schale hat unterbrochene braune Bänder, und an der untern Windung eine erhöhete Linie.

Das Rostband, Helix gothica Linn. Diese Schnecke hat einen scharfen Rand, ist auf beiden Seiten conver und hornfarbig, mit bräunlichen Linien umwunden. Sie hält sich in den Schwedischen Waldungen auf.

Der Gualtierische Helix, der Flachwirbel, der Netzschnirkel, Helix Gualtierana Linn., hat einen scharfen Rand, keinen Nabel, ist niedergedrückt, netzförmig gestreift, und die Mundöffnung läuft spitzig zu. Die Schnecke hat eine schmutzig graue Farbe, und die Mundöffnung ist mit einem schwachen, etwas übergeschlagenen Saum eingefaßt, welcher weiß ist, da übrigens die ganze

Schnecke eine schmutzig graue Farbe hat. Ueber die ganze Schale, welche dünn und durchsichtig ist, laufen starke Querstreifen, welche von sehr feinen horizontalen Streifen durchschnitten werden. Dadurch wird die Schale zwar gegittert, allein der Durchschnitt der feinen Streifen macht die Schnecke rauh, wie eine Raspel. Es soll eine Ostindische Erdschnecke seyn.

Die Coccinellschnecke, die Purpurschnecke der Flüsse, das Waldhorn, Helix cornea Linn. Sie hat einen tiefen Nabel, ist platt und schwärzlich, und hat vier runde Windungen. Dieses in den süßen Wassern gemeine Posthorn ist unter den inländischen Posthörnern das größte; denn es enthält einen Durchschnitt von 1 1/2 Zoll. Man findet es von vier bis fünf Windungen, welche ganz rund, und um den Mittelpunkt gewunden sind. Die Höhe desselben beträgt fast 1 1/2 Zoll. Es ist auf beiden Seiten platt, und zugleich auf beiden Seiten vertieft. So platt indessen sein Bau ist, so sind doch die Windungen rund, und dadurch unterscheidet sich dieses vom Helix vortex, dem es sonst überaus ähnlich ist. Die Mundöffnung ist eyrund, der äußere Rand ist viereckig, weiß, und etwas stärker, als die übrige Schale. Man findet dieses Posthörnchen in Teichen und sumpfigen Gegenden in Schweden, in Dännemark, bei Paris, bei Neuruppin, Berlin, und in verschiedenen andern Gegenden.

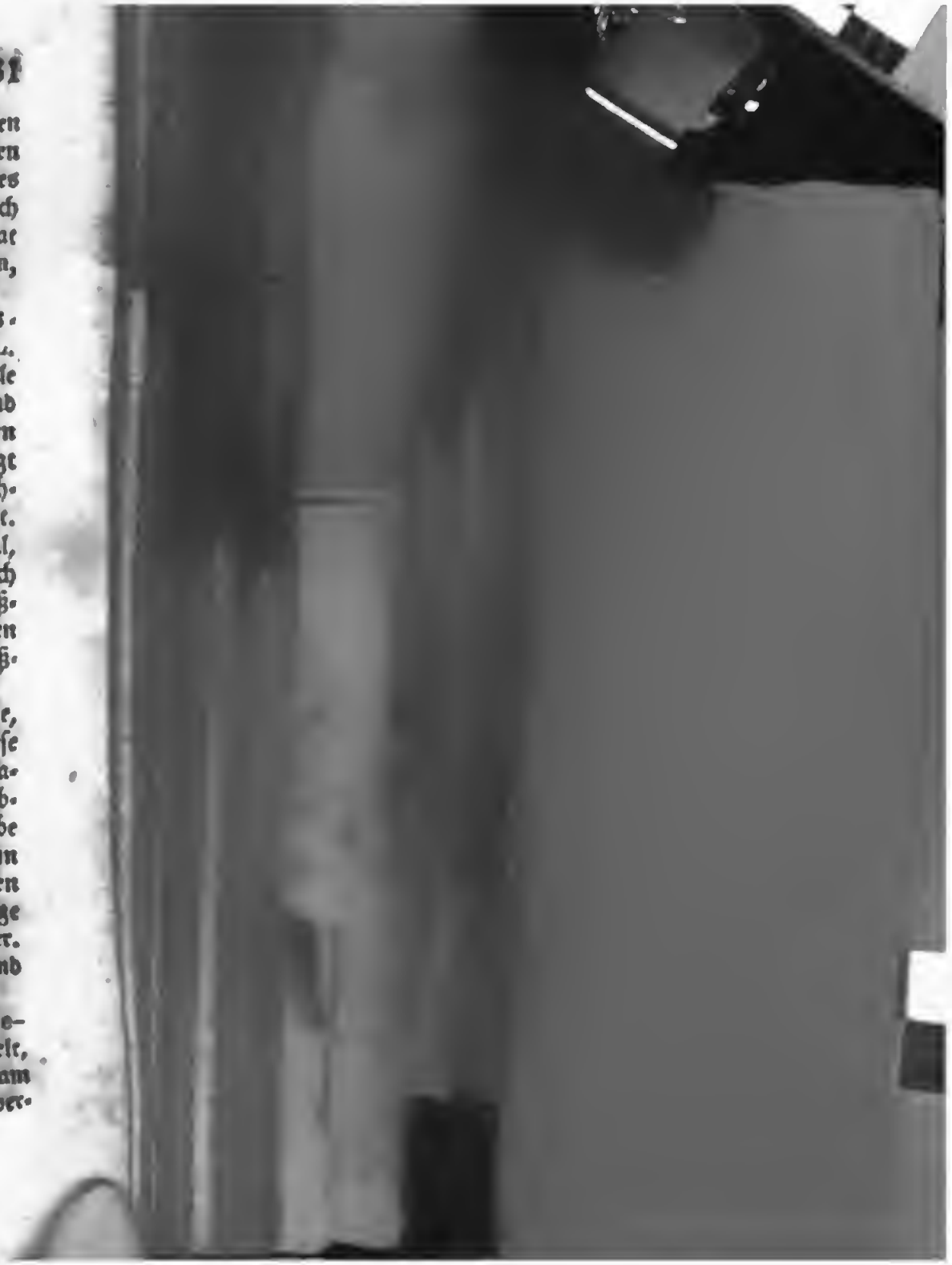
Das kleine viermal gewundene Posthörnchen, Helix contorta L. Es ist nur einigermaßen genabelt, platt, auf beiden Seiten sich ganz gleich, und hat eine bogenförmige gekrümmte Mundöffnung. Die vier Windungen schließen fest an einander. Beide Flächen sind sich ganz gleich, beide haben im Mittelpunkte eine kleine Vertiefung und da-

her iſt auch die Windungsart auf beiden Seiten dieſelbe. Die Windung gleicht einem Lateiniſchen C. Die Farbe iſt goldgelb, und es hat die Größe des Kohlſamens. Es iſt eine Flußconchylie, die ſich aber gern auf Waſſerpflanzen aufhält. Linné hat es in den Gräben an den Wurzeln der Hottonia, auch oft auf den Wieſen bei Upſal gefunden.

Das Widderhorn, das bandirte linksgewundene Poſthorn, Helix cornu arietis L. Es iſt genabelt, ziemlich platt, und hat eine ovale Mundöffnung. Nach Linné ſoll es weiß ſeyn, und zwei roſtfarbige Bänder haben. Dieſes Poſthorn beſteht aus fünf bis ſechs Windungen, und erlangt eine anſehnliche Größe, bis zu 2 Zoll im Durchſchnitt, ſo wie deſſen Höhe beinahe 3/4 Zoll erreicht. Die Windungen ſind nicht ganz rund, ſondern oval, jedoch gewölbt, und ein wenig gedrückt, daher auch die Mundöffnung oval iſt. Man ſoll dieſe Flußconchylien in Europa, in China, und in Braſilien gefunden haben. Sie gehören nicht unter die größten Seltenheiten.

Die rauhe Schnecke, Sammetſchnecke, Helix hispida Linn.; Fr. la Veloutée. Dieſe Schnecke iſt genabelt, conver gebaut, rauh oder haarig, durchſichtig, hat fünf Windungen, und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Die Farbe iſt achatfarbig oder bräunlich, die Schale iſt dünn und durchſichtig, und einige haben an ihrer erſten Windung eine ſchwache weiße und durchſichtige Linie. Die Größe iſt ungefähr wie ein Silberdreyer. Man findet ſie in Deutſchland, Frankreich und Schweden.

Die Schlammſchnecke, Kothſchnecke, Helix ampulacea Linn. Sie iſt einigermaßen genabelt, kugelrund und glatt, oben ſind die Windungen am mehrſten gewölbt, der Nabel iſt einigermaßen über-



deckt, und die Mundöffnung ist länglich eyförmig. Der Bau ist dem Bau der großen gemeinen Gartenschnecke sehr ähnlich. Die erste größte Windung ist stark aufgeblasen, manchmal mehr gestreckt, als bei andern, und in diesem Falle ragen auch die Windungen mehr hervor, oder der Winkel ist spitziger. Gemeiniglich ist der Winkel kurz und gedrungen, die vier Windungen setzen stark ab, sie sind ebenfalls wie die erste stark aufgeblasen, jedoch etwas flach. Die Mundöffnung ist oval, aber länglich, etwas gedrückt, und oben enger, als unten. Die Mundöffnung hat keinen Saum, aber an der Spindelseite eine übergeschlagene Lefze, die sich an den Bauch anlegt, aber den Nabel nicht ganz überdeckt. Die Schale ist dünn, gegen das Licht aber schwach durchscheinend und glatt; wenn sie noch ihr Epiderm hat, so ist dieselbe schwärzlich, dunkler oder hellgrüner. Zieht man diese Oberhaut ab, so wird sie weiß, und hat mehrentheils Bänder, die aber immer inwendig lebhafter sind, als von außen. Der Wirbel ist röthlich braun. Die Bänder sind dem Bau und der Zahl nach sehr verschieden. Der Deckel ist schalenartig, stark und von außen röthlich. Man findet sie nach Rumph in den Reißfeldern von Macassar bei Maros, nach Müller in den sumpfigen Gegenden in Asien. Sie wird von Einigen unter die Erd-, von Andern unter die Flußconchylien gesetzt.

Die Weinbergsschnecke, die Gartenschnecke, die Deckelschnecke, die eßbare Schnecke, Helix pomatia; Fr. le Vigneron. Sie ist genabelt, hat einigermaßen einen eyförmigen, stumpf zulaufenden Bau; sie ist unansehnlich, und hat eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Diese Erdschnecke ist in England, Frankreich, Deutschland ꝛc. gemein, so daß sie auch alle Kinder kennen. Sie hat eine graugelbe, mehrentheils

schmutzig braune, mit einigen dunkeln Binden besetzte Schale. Die obern Windungen fallen in das Graue oder Bläuliche, und die zwei letzteren sind gemeiniglich glatt.

Die Nabelschnecke, Citronenschnecke, Helix citrina L. Sie ist genabelt, conver gebauet, hat einen stumpfen Wirbel, eine gelbliche Farbe, und ein braunes Band. Sie gleicht in ihrem Bau unsern Waldschnecken, nur daß sie ungleich größer, weniger bauchig, und mehr platt gedrückt ist. Sie hat einen Durchmesser von 2 Zoll. Die Mundöffnung ist ovalförmig, die erste Windung rund, nach unten zu etwas gedrückt, und die folgenden vier Windungen sind unmerklich erhöhet. Unten zeigt sich ein Loch, daß aber eigentlich kein Nabelloch ist; denn wenn die Schnecke ausgewachsen ist, so bekommt sie, wie alle Erdschnecken, einen Saum, und das so genannte Nabelloch wird ganz unterdrückt. Sie wird unter die Erdschnecken gezählt, dahin sie auch gehört. Linné und Argenville geben Jamaika, Davila aber China zu ihrem Vaterlande an. Sie ist nicht selten.

Die gefleckte Gartenschnecke, Helix arbustorum Linn.; sie ist genabelt, conver gebauet, und läuft spitzig zu; die Mundöffnung ist abgerundet, doppelt gesäumt, und vorn verlängert.

Der gesäumte Mund, Meusch, die Gürtelschnecke, Helix zonaria Linn. Diese Conchylie ist genabelt, der Bau derselben ist conver, jedoch zugleich gedrückt, oder etwas platt, die Mundöffnung ist verlängert und gesäumt. Man findet diese Erdschnecke in den südlichen Ländern von Europa.

Das Schlängelchen, das Schlangenhorn, das Jagdhorn, Helix ungulina Linn. Es ist genabelt und conver gebauet, die Mundöff-

nung ist gesäumt, rundlich und oben verlängert. Diese Schnecke wohnt in Indien.

Die Italienische Landschnecke, Helix itala Linn. Diese Erdschnecke ist genabelt, conver, aber stumpf gebauet. Sie hat fünf runde Windungen, einen weiten offenen Nabel, und eine fast runde Mundöffnung. Sie wohnt im südlichen Europa, ist weiß, hat eine braune Binde, und die Größe einer Haselnuß.

Die Portugiesische Landschnecke, Helix lusitanica Linn. Diese Erdschnecke hat einen durchbohrten Nabel, das ist, der durch alle Windungen hindurchgeht; sie ist conver, jedoch stumpf gebaut, hat fünf runde Windungen, eine weißgelbe Farbe, und einen weiten Nabel. Sie wohnt im südlichen Europa auf dem trocknen Lande, hat die Größe eines kleines Apfels, ist weiß, ohne eine Binde zu haben, jedoch fällt der Rücken etwas in das Gelbe. Die Windungen sind rund, durch einen unkenntlichen Winkel von einander getrennt, nämlich oben, wo die Windungen an einander schließen.

Die Warze, Helix mammillaris Linn. Sie ist genabelt und eyförmig gebaut, die drei Windungen sind gestreift, die Mundöffnung ist eyförmig und reicht bis zur letzten Windung. Sie hält sich in den Afrikanischen Flüssen auf, und gleicht sehr der Neritae mammillae; allein sie hat feine, überaus enge, bei einander liegende Querstreifen, und weiter auseinander stehende horizontale Streifen, die Mündung ist groß, eyförmig, und ist mit der Spindellefze an die obern Windungen gewachsen.

Die Spanische Landschnecke, Helix hispana Linn. Sie ist genabelt und conver gebauet, hat fünf runde Windungen, einen kleinen durchbohrten Nabel, und eine etwas runde Mundöffnung. Sie ist im südlichen Europa zu Hause.

Die Moraſtſchnecke, die längliche Koth-Schnecke, Helix lutaria Linn. Sie iſt genabelt, eyförmig, jedoch länglich gebaut, und hat inwendig lebhaftere Farben, als von auſſen, und ihre Mundöffnung iſt einigermaßen eyförmig.

Die Topfſchnecke, die Linksſchnecke, Helix perversa Linn. Sie iſt genabelt, eyförmig, länglich gebauet, links gedreht, und ſchwefelgelb gefärbt. Der Bau iſt kegelförmig. Die Schale iſt aufgeblaſen rund, die erſte Windung iſt mehr als zweimal ſo groß, als die folgende, jedoch nehmen alle Windungen regelmäßig ab, und die ſechs bis acht Windungen verlängern ſich in eine ſtumpfe Spitze. Die Windungen ſind durch eine bloße Linie von einander getrennt, und das Endknöpfchen iſt in die vorhergehende Windung eingedrückt. Die Mundöffnung iſt weit und oval, und der Mündungsſaum iſt gewöhnlich weiß. Sie iſt gemeiniglich ſchwefelgelb, mit und ohne Binden, die bald die Länge herab, bald die Quere hindurch laufen, oder gelb und gefleckt, weiß mit und ohne Flecken und Bändern, weiß und geflammt, oder mit einzelnen horizontalen, etwas geſchlängelten Strichen, bläulich, röthlich, grünlich, braun, geflammt, bandirt oder geflammt.

Die Waldſchnecke, die Liebereyſchnecke, Helix nemoralis Linn. Sie hat keinen offenen Nabel, eine abgerundete, durchſichtige, glatte, mit Bändern umlegte Schale, und eine abgerundete mondförmige Oeffnung. Die fünf Windungen dieſer gemeinen Erdſchnecke ſind nur ganz unmerklich in die Höhe gewunden, daher iſt die Schnecke ſo hoch, als breit, die Windungen ſind zwar gewölbt, allein ſo unmerklich, daß die Windungen durch einen ſchwachen Einſchnitt von einander unterſchieden ſind. Daher iſt auch der Wirbel ſtumpf. Die Mündung iſt halbmondförmig, und der Mündungsſaum

ist bald mehrentheils braun, bald weiß. Wenn die Schnecke ausgewachsen ist, welches man an ihrem Saume erkennt, so hat sie nie einen Saum, wenn sie aber noch jung und ohne Saum ist, so steht der Nabel halb offen. Die Farbe ist bald einfärbig, weiß, citronengelb, fleischfarben, bald mit Bändern, wo auf weißem oder citronengelbem Grunde eins bis fünf braune Querbänder liegen. Eine Abänderung davon ist kleiner, glänzender und weiß gesäumt. Man findet beide Abänderungen in Deutschland, Frankreich, England, Holland und Dännemark in großer Anzahl. Sie halten sich auf Bäume auf.

Die graue Erdschnecke, Helix grisea Linn. Sie hat eine ungenabelte, etwas eyförmig oder stumpfgebauete, grau gefärbte Schale, zwei blaßgelbe Bänder, und eine etwas verlängerte Mundöffnung. Nach Linné wohnt sie im südlichen Europa, und ist in Schweden wohl dreimal kleiner, als in den übrigen südlichen Europäischen Ländern.

Der blutige Mund, Helix haemastoma Linn. Er hat keinen Nabel, einen abgerundeten Bau, eine braune, durch eine weiße Querbinde unterbrochene Farbe, und eine rothe Mundöffnung. Diese schöne Schnecke hat fünf etwas abgerundete, und nur durch eine schwache Linie unterschiedene Windungen, die zwar in die Höhe steigen, sich aber in eine stumpfe Spitze endigen, wodurch der Bau einigermaßen kräuselförmig wird. Die erste Windung ist mehr als einmal so groß, als die folgende. Die Mundöffnung ist länglich und verlängert. Der Saum ist von aussen übergeschlagen, und hat eine scharfe Kante, von innen ist er glatt und roth gefärbt. Auch die Spindellefze ist roth, und in der Gegend des Nabels gewahrt man einen tiefen, ebenfalls roth gefärbten Eindruck. Der Schlund und das ganze innere der Schnecke ist weiß; die äußere Farbe ist

Digitized by Google

braun, und unten nach der Spindel zu liegt ein breites weißes Querband. Die letzten Windungen sind röthlich. Man findet diese Schnecke auf der Insel Ceylon.

Der abgestumpfte Helix, die abgestumpfte Nabel, Helix decollata Linn. Er hat einen thurmförmigen Bau, seine letzten Windungen sind abgesprengt, und seine Mundöffnung ist etwas eyförmig. Die Farbe ist schmutzig weiß. Man findet sie nach Linné in Süd-Europa und im Orient.

Der cylindrische Helix mit abgestumpftem Wirbel, Helix subcylindrica Linn. Er hat keinen Nabel, einen thurmförmige, aber einigermaßen cylindrisch gebauete oder stumpfe Schale, vier Windungen, und eine ovale Mundöffnung. Er wohnt im nördlichen Europa in den süßen Wassern, hat die Größe eines Roggenkorns, ist hornfarbig, etwas blaßgelb, hat vier Windungen und einen überaus sichtbar abgestumpften Wirbel, der zugleich abgerundet ist. Es ist kein Nabel vorhanden. Die Mundöffnung ist oval, und der innere Saum ist zurückgeschlagen.

Das kleine Spitzhorn der süßen Wasser, Helix stagnalis (minor.) ist genabelt, thurmförmig gebaut, hat fünf Windungen, und eine eyförmige Mundöffnung. Es ist in Seeland zu Hause.

Die Flußnadel, der Senkel, die Nadel, Helix octona Linn., ist genabelt, thurmförmig gebaut, hat acht Windungen, und eine abgerundete Mundöffnung. Nach Linné soll sie auch in Schweden in Sümpfen gefunden werden, ferner zu Paris und an einigen andern Orten.

Das bandirte Brünettchen, Helix pella Linn., hat eine undurchbohrte Schale, welche eyförmig gebaut ist, und spitzig zugeht. Sie ist quergestreift, braun, mit gelben Bändern. Nach Linné wohnt sie

in Island. Die Schale ist länglich eyförmig, und hat die Größe der sogenannten Meerhirse, oder des Steinsamens. Die braune Farbe geht in das Rostfarbige über, und die Windungen haben Querstreifen. Auf der ersten Windung liegen zwei Bänder, auf den andern aber nur ein Einziges bis zur Endspitze. Die Mundöffnung ist halb eyförmig.

Das Püppchen, Helix pupa Linn. Es hat eine eyförmig längliche, nur einigermaßen durchbohrte unansehnliche Schale, sechs Windungen, und eine mondförmige längliche Mundöffnung. Es soll in Mauritanien gefunden werden.

Der Algierische Helix, Helix barbara Linn. Er hat eine ungenabelte, länglich gebaute unansehnliche Schale, acht Windungen, und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Er gehört in Algier zu Hause.

Die Papstkrone der süßen Wasser, die Flußpabstkrone, Helix amarula Linn. Sie hat eine ungenabelte, längliche Schale, und Windungen, die mit Dornen oder Zähnen besetzt sind. Sie besteht höchstens aus sechs Windungen und ihre höchste Größe ist ungefähr zwei Zoll.

Das große Spitzhorn der süßen Wasser, die spitzige Flußschnecke, Helix stagnalis Linn. Das große Spitzhorn hat eine ungenabelte, ey- und pfriemenförmig gebauete, etwas winklichte Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Sie ist die größte unter den inländischen Flußschnekken; denn sie erreicht zuweilen eine Größe von 2½ Zoll. Die erste von den sechs oder sieben Windungen ist groß und aufgeblasen, wenigstens so groß, als die folgenden. Einige sind ganz rund und gewölbt, andere auf dem Rücken ein wenig eingedrückt. Einige sind glatt, andere haben feine horizontale Streifen, und noch andere mehrentheils unordent-

Digitized by Google

lich laufende Querſtreifen. Die Farbe iſt ſchmutzig weiß oder gelblich, oder grau oder hornfarbig, oder ſehr weiß oder ſchwarz. Man findet ſie in Dännemark, Schweden und Frankreich, und in allen Gegenden Deutſchlands.

Die Kahnſchnecke, die Amphibienſchnecke, Helix putris Linn. Sie hat eine ungenabelte, ſtumpf gebauete, gelbe Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Ihre größte Länge iſt 3/4 Zoll. Sie hat nur vier Windungen, davon die erſte mehr als dreimal ſo lang iſt, als alle die folgenden. Man findet ſie in England, Frankreich, Dännemark, Deutſchland und in der Schweiz.

Der Thürhüter, die kleine bedeckte Waſſerſchnecke, Helix tentaculata Linn. Dieſe Conchylie hat eine ungenabelte, eyförmig gebaute, doch ſtumpf zulaufende, unreine oder ſchmutzige Schale, und eine etwas eyförmig gebauete Mundöffnung. Ihre Farbe iſt hornfarbig, gelblich, auch ſchmutzig weiß, zuweilen durchſichtig, wie ein Glas, größtentheils aber nur halbdurchſichtig. Man findet ſie in England, Frankreich, Dännemark, Schweden und Deutſchland in ſtehenden Waſſern, Seen, Sümpfen, Flüſſen und Gräben.

Die Ohrſchnecke, Helix auricularia Linn. Sie iſt ungenabelt, eyförmig und ſtumpf gebauet, die obern Windungen ſind ſehr kurz, endigen ſich aber in eine ſcharfe Spitze, und die Mundöffnung iſt weit. Die größten ſind 15 Linien. Sie hat drei bis fünf Windungen. Die erſte Windung iſt ſehr groß, mehrentheils wohl dreimal ſo groß, als alle die folgenden. Sie iſt bauchigt, aufgeblaſen, und die äußere Lippe ragt dergeſtalt hervor, daß ſie gleichſam einen Flügel bildet; ſie iſt dabei ungeſäumt, ſcharf und ſchneidend. Die Schale iſt dünn, zerbrechlich und durchſichtig, dabei glatt. Die Farbe

ist weiß, oft glänzend, oder hornfarbig, oder wachsfarbig, oder grau oder bräunlich, oder schmutzig weiß. Man findet sie in England, Schweden, Frankreich, Dännemark und in Deutschland in großer Menge.

Der glatte Helix, der Erbsenschnirkel, Helix laevigata Linn., hat eine ungenabelte, etwas eyförmige, aber sehr gedrängte stumpfe Schale, welche durchsichtig und spiegelglatt ist. Sie hat die Größe einer Erbse, ist durchsichtig, überaus glatt, glänzend, etwas eyförmig, und ist überaus stumpf gebauet, kaum daß man an ihr einen Nabel merkt. Die Mundöffnung ist weit, etwas mondförmig, und unten verlängert. Sie ist hornfarbig und hat unkenntliche dunkle, die Länge herablaufende Streifen. Die Spindellefze ist weiß.

Der Helix des Baltischen Meeres, Helix balthica Linn. Er ist ungenabelt, eyförmig gebauet, und hat eine spitzig zulaufende Schale, welche mit erhöheten Runzeln versehen ist. Die Mundöffnung ist weit. Es ist eine Seeschnecke. Man findet sie an den Ufern des Baltischen Meeres.

Der neritenähnliche Helix, Helix neritoidea Linn., hat eine ungenabelte, convex gebaute, und die Länge herab gestreifte Schale; in der Gegend des Nabels sieht man einen Spalt, und die Mundöffnung ist abgerundet, der Schlund gelbbraun, die Mündungslefze hervorragend oder abstehend, die Spindellefze ist aber in der Gegend der Basis zurückgeschlagen. Anstatt des Nabels gewahrt man hinter der Lefze einen Spalt, oder eine längliche Oeffnung. Man erkennt sie an dem Bau, den sie mit der ersten Klasse der Neriten gemein hat.

Der Glasschnirkel, Helix perspicua Linn. Er hat eine ungenabelte, convexe, eyförmige Schale, keinen Mündungssaum, und eine Mundöffnung,

Digitized by Google

durch welche man bis zur Endſpitze ſehen kann. Dieſe Schnecke iſt nach Linné milchweiß, durchſichtig, und wie ein Meerohr bis zur Endſpitze offen. Der Rand iſt nicht durchbohrt. Dieſe Schnecke gehört zu den ſeltenſten dieſes ganzen Geſchlechts.

Der Milchnapf, die Milchſchale, Helix haliotoidea Linn. Die Schale dieſer Conchylie iſt ungenabelt, niedergedrückt und platt, hat wellenförmige Streifen, und eine eyförmige Mundöffnung, die ſich bis zum Wirbel ausbreitet. Ueberhaupt gleicht der Bau des Milchnapfs dem Seeohr ungemein, nur daß er gewölbter, dabei kürzer gedrängt, und in ſeinen Windungen mehrentheils erhabener iſt. Seine Figur iſt flach und elliptiſch. Die Schale iſt dünn und durchſichtig; ihre Farbe iſt entweder weiß, oder blaßröthlich mit einem braunen Bande, oder hellorangenfarbig mit zwei noch helleren Bändern. Man hat ſie auf Tranquebar gefunden.

Der zweifelhafte Helix, Helix ambigua Linn. Er hat eine nur einigermaßen genabelte Schale, welche conver iſt. Sie hat auseinanderſtehende platte Ribben, und eine halbrunde Mundöffnung. Man findet ſie im Mittelländiſchen Meere.

Man findet nun, auſſer dieſen von Linné angeführten Gattungen Helix, noch mehrere andere Gattungen und Abänderungen, die bei dieſem Schriftſteller fehlen, die aber hier nicht angeführt werden können. Man findet ſie in Schröter's Einleitung in die Conchylien-Kenntniß nach Linné, 2r Bd. Halle, 1784, S. 178 u. f.

Die Blaſenſchnecken, Bullae; Fr. Bulles. Linné nimmt den Geſchlechtsnamen Bulla ſehr weitläuftig, und begreift darunter, auſſer den ſogenannten Blaſenſchnecken oder Kugelſchnecken, mehrere Gattungen. Es läßt ſich daher hier kein allgemeiner Geſchlechtsname angegeben. Die Windungen der Schale

sind sehr hoch gewölbt, und die letzte größer, als alle übrigen, so daß sie auch noch oben und unten über dieselben hervorragt; sie hat ferner keine Zähne, oder Knoten oder sonstige Unebenheiten. Nach diesen Kennzeichen folgen die Bullen eigentlich auf die Porzellanen, und vergleicht man die letzte Porzellane, Cypraea globulus, mit der ersten Bulle, die unten folgt, so wird man den natürlichsten Schritt der Natur von dem einen Geschlechte auf das andere einsehen. Der Unterschied der Porzellanen besteht darin, daß sie eine auf beiden Seiten gezahnte Mundöffnung haben, die den Bullen fehlt. Die vorzüglichsten Arten der Blasenschnecken sind:

Das Ey, Bulla ovum; Fr. la bulle oeuf. Es ist groß, eyförmig, glatt, weiß, von innen gelb; die Mündung ist enge, und der Rand derselben biegt sich an jedem Ende zu einem kleinen Kanale hin. Man findet sie auf Amboina.

Die Muskatennuß, Staatenfahne, Bulla physis; Fr. la bulle muscade. Sie ist glatt, eyförmig, weiß und braun gewölkt. Die Mündung ist an der Seite der Windungen enger, als an der entgegengesetzten.

Das gestreifte Ey, Bulla lignaria Linn.; Fr. la bulie oublie. Es ist länglich, gestreift, und, nach der Richtung der Windungen, mit gelben und weißen Linien bezeichnet. Die Mündung ist weit, und unten sehr breit.

Die Gürtelblase, der Wulst, Bulla gibbosa Linn.; Fr. la bulle à ceinture. Sie ist länglich, in der Mitte der Windungen läuft der Länge nach eine abgerundete Leiste; die Mündung ist enger und linienförmig; die Schale klein, glatt und weiß.

Das Taubeney, Bulla Naucum Linn.; Fr. la Gondole blanche. Die Schale ist abgerundet, durchsichtig, fein, in die Quere gestreift, und auf bei-

Digitized by Google

den Seiten genabelt. Sie wird etwas über einen Zoll lang. Man findet sie bei Batavia, auf der Insel Java, und auf dem Eilande Oma.

Das große bunte Kibitzey, Bulla ampulla Linn.; Fr. la Muscade, la Noix. Es hat eine mehr ovale, als runde Form. Die Schale ist dünn und durchscheinend, und der Wirbel genabelt. Der Grund ist weiß; allein die Farbenzeichnung sehr verschieden, z. B. grau gefleckt, mit dunklen Flecken und Wolken, dergleichen mit schwarzen Flecken und Wolken, roth gefleckt und gewölkt. Man findet diese Conchylie in Ostindien.

Die Feige, die Flasche, Bulla ficus Linn.; Fr. la Figue. Sie hat einen eyförmigen Bau, der sich nach unten zu der Feige ähnlich verlängert, eine netzförmige gestreifte Schale, einen hervorragenden verlängerten Schwanz, und einen gedrückten kurzen und etwas unkenntlichen Zopf. Auf schmutzig weißem Grunde gewahrt man Flecken, oder Striche, oder Punkte, die wie Faden, oder Bänder, oder Schnüre über die Schale hinweglaufen, und inwendig durch die zarte, weiße oder bläuliche Schale hindurch schimmern. Man findet sie bis zu 3 Zoll lang, sowohl in Ost- als auch in Westindien. Man hat von dieser Gattung auch eine größere Abänderung, die man auf den Antillen findet.

Die Rübe, das Radieschen, Bulla rapa Linn.; Fr. le Radis. Sie hat eine abgerundete, gewundene, zartgestreifte Schale, einen gekrümmten Schwanz, und feine oder verengert hervortretende Windungen. Der ganze Rücken ist eben, und die Farbe ist entweder weiß, oder fällt etwas in das Grüne, und so ist auch die innere Farbe der weiten Mündung. Man findet sie im Asiatischen Meere und bei Amboina. Sie hat nur eine mittlere Größe, etwa von 2 bis höchstens 3 Zoll.

Die Wasserblase, die Perlenblase, Bulla fontinalis Linn.; Fr. la Bulle aquatique. Sie hat einen eyförmigen Bau, eine durchsichtige linksgewundene Schale, einen unkenntlichen Zopf, und eine längliche eyförmige Mundöffnung. Die Farbe der Schale ist weiß in das Gelbe fallend, und ihre Größe und ihr linker Bau macht sie kenntlich genug. Sie hält sich in süßen Wassern, in Sümpfen, und an den Ufern der Flüsse auf. In den meisten Orten Deutschlands ist sie überaus selten, jedoch findet man sie in Schweden, besonders in Westgothland, in Dännemark, in Frankreich bei Paris, Straßburg, in England, und an den Ufern der Donau in Menge.

Die Moosblase, Bulla hypnorum Linn. Sie hat einen eyförmigen Bau, eine dünne durchsichtige Schale, und ist links gewunden, der Wirbel ragt hervor, und die Mündung ist eyrund, aber lanzettförmig. Nach Müller hat sie die Größe eines Haferkorns.

Die Porzellanblase, Bulla cypraea Linn. Diese Bulle hat einen eyförmigen Bau, unkenntliche, doch hervorragende Windungen, eine unten viel weitere Mundöffnung, als oben, und eine gedrehte Spindel. Diese Conchylie hat größtentheils braune Flammen und hellere Querbänder.

Die Prinzenfahne, die Staatenflagge, Bulla virginea Linn.; Fr. le Pavillon du Prince, le Rubau. Sie hat einen gestreckten Bau, und eine abgestumpfte rothe Spindel. Die Mündung ist halbmondförmig, aber weit, in der Gegend der rothgefarbten Spindel etwas ausgeschnitten. Auch ohne Beschreibung machen sie die vielfarbigen, rothen, grünen, gelben, schwarzen und braunen Bänder, die auf weißem Grunde den ganzen Rücken überziehen, kenntlich. Die Endspitze ist rosenroth

Digitized by Google

und weiß bandirt. Man findet sie in den Flüssen Asiens.

Der Rosenmund, die Französische Schellenschnecke, Bulla achatina Linn.; Fr. le Buccin à bouche couleur de rose. Er hat einen eyförmigen Bau, eine etwas eyförmige Mündung, welche, wie die Endspitze, roth gefärbt ist, und eine abgestumpfte Spindel. Man findet ihn bis zu 8 Zoll Länge in den Amerikanischen Meeren, in Westindien, und auf Jamaika.

Der bunte Bohrer, der Strohhalm, Bulla terebellum L.; Fr. la Tarrière Er hat einen cylindrischen Bau, einen spitzen Wirbel, und eine platte, wie abgeschnittene, Basis. Die Schale, die etwas über 2 Zoll lang werden kann, ist völlig cylinderisch, lang und schmal, und geht unvermerkt in eine ziemlich scharfe Spitze aus. Die Grundfarbe ist weiß und glänzend, einige sind ganz weiß, und haben nur einige braungelbe Flecken, andere sind reicher oder sparsamer punktirt, noch andere sind reich punktirt nnd gewölkt. Man findet sie in Asien.

Die Rollenblase, Bulla canaliculata Linn. Sie hat einen cylindrischen Bau und einen Zopf, dessen Windungen durch Einschnitte von einander getrennt sind. Ihre Farbe ist blaßgelb und gewölkt.

Die Kegelblase, Bulla conoidea Linn. Sie ist länglich in die Höhe gewunden und glatt, ihre Nase hat feine Streifen, und ihre Windungen sind eingekerbt oder gekörnt. Sie hat die Größe einer Eichel und eine weißgelbliche Farbe. Ihr Bau ist kegelförmig.

Die bauchige Oblate, Bulla hydatis Linn. Der Bau dieser Oblate ist abgerundet; sie ist durchsichtig, die Länge herab fein gestreift, und oben genabelt. Man findet sie im Mittelländischen Meere.

Sie ist fast so groß, aber auch so selten, als die Folgende.

Der Theelöffel, die eingerollte Oblate, Bulla aperta Linn.; Fr. l'Oublie. Er hat eine abgerundete Gestalt, ist durchsichtig, fein in die Quere gestreift, und ganz offen. Er ist dem Taubeney ganz ähnlich, auch oben genabelt; allein er ist ganz und dergestalt offen, daß von innen die ganze Schale frei daliegt, indem nur die innere Lefze ein wenig gegen die äußere zu eingebogen ist. Nach Linné soll der Theelöffel eine bloße Abänderung des Taubeneyes seyn. Allein nach andern Conchyologen sollen beide bloß die weiße Farbe und die Durchsichtigkeit gemein haben. Man findet diese seltenen Conchylien auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Das eingerollte Papier, das Zimmeröhrchen, Bulla lignaria Linn.; Fr. le Papier roulé. Es hat eine längliche eyförmig gebaute, quergestreifte, und einigermaßen genabelte Schale. Inwendig ist diese Conchylie weiß; sie hat einen gebogenen Spindel, so, daß man bis zum Wirbel hindurch sehen kann. Man findet sie bei Syrakusa und in dem Adriatischen Meere. Sie erreicht eine Länge von beinahe 3 Zoll, wird aber in einer solchen Größe nur selten, überhaupt nicht häufig gefunden.

Die Prinzen- oder Orangenflagge, die Staatenfahne, Bulla physis Linn.; Fr. le Pavillon du Prince. Die Schale ist abgerundet gebaut, sehr glatt, durchsichtig, und mit Faden umwunden, und ihre Windung ist stumpf oder platt. Auf dem Rucken haben sie bald bloße gefärbte, dicht aneinanderstehende Linien, von braunrother und schwärzlicher Farbe, bald einzelne mehr oder weniger Bänder, und dabei eingestreuete Punkte oder nicht, und dieses sind Abänderungen. Diejenigen, welche

Digitized by Google

breite Bänder haben, sind die seltensten. Sie kommen aus Ostindien.

Die Bastart-Prinzen oder Staatenflagge, Bulla amplustre Linn. Sie ist fast rund, hat erhöhete, doch stumpfe Windungen, und auf weißem Grunde rothe Bänder. Sie kömmt aus China zu uns.

Die Wendelschnecken, Mondschnecken, Turbines; Fr. les Sabots, s. Th. 93, S. 393 u. f.

Die Kräuselschnecken, Kräusel, Pyramiden, Bagynedrollen, Trochi; Fr. les Toupies. Das Gewinde dieser Schnecken bildet einen ziemlich stumpfen Kegel; die Oeffnung der Schale, ist fast viereckig, und durchschneidet schief die Richtung der letzten Windung. Der Bau der Schale und besonders die Beschaffenheit der Mundöffnung machen die Gattungen dieses Geschlechts kenntlich genug, so sehr sie auch unter sich sonst abzuweichen pflegen. Der Pastor Chemnitz theilt die Kräusel bloß in genabelte und ungenabelte, Linné hat sie dagegen in drei Abtheilungen gebracht, indessen ist die Eintheilung von Chemnitz die richtigere. Das Geschlecht der Kräusel ist sehr weitläuftig; denn es giebt davon beinahe zweihundert Gattungen und Abänderungen. Besonders zu bemerken sind:

a) Die Gattungen mit platter Grundfläche, deren Nabel einen weiten Trichter bildet.

Der größte gefleckte Kräusel, die glatte Pyramide, die Bagynedrolle, Trochus niloticus Linn.; Fr. le grand Sabot pyramidal. Sie hat einen konischen Bau, ist fast glatt und einigermaßen genabelt. Die große und schwere Schale ist mit etwas schräg oder perpendiculär laufenden rothen Flecken bemalt, welches auch unten der Fall ist. Die Mundöffnung ist silberfarben,

oder sie hat ein schönes Perlmutter, und der innere oder Spindelsaum hat gewissermaßen zwei Vertiefungen. Entblößt man diese Schnecke von dem Oberkleide, so erscheint sie in einem schönen Perlmutterkleide. Bei der einen Abänderung sind die Flammen purpurroth, eine andere hat grüne, rothe und weißbunte Wolken. Ihre Schale ist dünner und leichter, und sie ist so breit, als sie hoch ist. Ihre Windungen sind weniger gewölbt, auch ist ihr Rand weit schärfer. Eine dritte Abänderung hat merklicher abstehende Windungen, als die zweite, und ihre Oberfläche ist rauher und unebener, und eine Reihe Körner umwinden sie. Der weißliche Grund hat einige gelblich grüne und röthliche Wolken und Flecken; auch ist die flache Basis marmorirt und hat eine Menge concentrischer Streifen, die durch feine Querstreifen durchschnitten werden. Man findet sie in Ostindien.

Die übrigen dieser Gattung, s. unter Kräuselschnecke, Th. 48, S. 566 u. f.

b) Gattungen mit converer Grundfläche und einem Nabel. Hierzu zählt Cüvier die Pharaonskräuselschnecke, Trochus pharaonis; die sowohl Linné, Schröter und andere ältere Conchyliologen zu den Gattungen unter a zählen; s. den oben erwähnten Theil der Encyklopädie, S. 568.

c) Gattungen mit converer Grundfläche ohne Nabel, s. Th. 48, S. 575 u. f.

d) Gattungen mit converer Grundfläche; s. daselbst, S. 577 u. f.

D. Mit Schalen, welche aus einem einzigen spiralgewundenen Stücke bestehen, und wo die Mündung sich in einen Kanal endiget. Von den Seeohren und Schwimmschnecken an, findet man den festen Theil, welcher

Digitized by Google

dem Thiere zum Schutze dient, immer mehr und mehr spiralförmig gewunden; bei allen vorhergehenden Geschlechtern aber blieb die Mündung ganz, oder ohne Ausschnitt, obgleich sie bei den Vielfraßschnecken, s. unten, und noch mehr bei den Blasenschnecken ein wenig verlängert ist. Bei den folgenden Geschlechtern findet man sie noch mehr in einen mehr oder weniger langen Kanal verlängert, welcher zur Aufnahme einer fleischigen Röhre dient, die das Thier nach Willkühr verlängern kann, und welche die Kiemen mit der äußeren Luft in Verbindung setzt.

Die Stachelschnecken, Murices; Fr. Murex, s. Murex, Th. 98, S. 82 u. f. Cûvier hat bei dieser Schneckenfamilie folgende Eintheilung angenommen: a) Mit gethürmter Schale und kurzem Kanal, die Brúgières den Namen der Hornschnecken, Cérithes, gegeben. Unter diesen Hornschnecken finden sich solche: α) Mit geradem Kanal, als: die knotige Hornschnecke, Murex nodulosus Linn.; Fr. le Cérithe noduleux. β) Mit rückwärts gekrümmtem Kanale, als: die halbgestreifte Hornschnecke, Murex vertagus; Fr. le Cérithe demi-strié. γ) Mit nach außen gewundenem Kanale, als: die Teleskopenschnecke, Trochus telescopium Linn.

b) Mit gethürmter Schale und einem langen Kanale, welche Brúgières den Namen Spindelschnecke gegeben. Dahin gehören: die gemeine Spindelschnecke, Murex fusus; Fr. le Fuseau ordinaire; die Trichterspindelschnecke, Murex colus; Fr. l'Entonnoir.

c) Die dritte Familie der Stachelschnecken hat ein eyförmiges oder plattgedrücktes Gewinde, und einen mehr oder weniger langen Kanal. Sie hat

nach der Verschiedenheit der Schale, auch verschiedene Unterabtheilungen. Die Schale ist nun entweder: α) Mit Wulsten versehen, welche die Länge der Windungen kreuzen. Hierher gehört: Die Spinnenstachelschnecke, Murex tribulus; Fr. la Tête de becasse epineux; der Schnepfenschnabel, Murex haustellum; Fr. la Cuiller; der dornige Schnepfenkopf, Murex brandaris, Fr. la Massue. β) Ohne Wulste. Die Feigenschnecke, Murex ficus; Fr. la Figue; die Mohrenschnecke, Murex moris; Fr. le Nègre.

Die Flügelschnecken, Flügelhörner, Strombi; Fr. les Strombes. Diese Schneckenfamilie hat eine längliche, in einen mehr oder weniger langen Kanal geendigte Mündung, welche entweder gerade oder gekrümmt, und zwar rechts oder links gekrümmt ist. Außerdem hat ihre Lefze nach unten hin einen tiefen Ausschnitt. Diese Lefze, welche bei den jungen Thieren einfach ist, wird mit zunehmendem Alter breiter, und zertheilt sich bei einigen Gattungen in sehr verschieden gebildete, fingerähnliche Verlängerungen. Es giebt Flügelschnecken:

a) Mit gethürmter Schale, oder nach Linné und mehreren älteren Conchyliologen mit Fingern versehen, deren Lefze in lange, nicht allzubreite Finger oder Zacken ausgeht.

Die Sternspindel, die Sternnadel, die Spindelflügelschnecke, die Zahnspindel, Strombus fusus; Fr. le Strombe fuseau. Sie hat ein sehr spitziges Gewinde, einen langen Kanal, und ist an der Spitze oberhalb ihres Ausschnittes gezahnt. Sie sind oft 7 bis 8 Zoll lang. Nach Linné ist Amerika das Vaterland; andere Schriftsteller geben auch Asien an, wo man sie am Ufer der

Digitized by Google

Insel Ghoràb im rothen Meere, unweit der Stadt Loheia des glücklichen Arabiens häufig antreffen soll. Eine Abänderung davon ist die sogenannte feine Zahnspindel. Sie hat eine dünnere Schale, einen mehr gestreckten Bau, die oberen Windungen sind fein gegittert, der Schwanz ist länger; denn er erreicht oft eine Länge von 2 Zoll.

Der Pelikanfuß, der Gänsefuß, Strombus pes pelicani Linn.; Fr. Patte de Pelican, ou d'Oye. Er hat eine flache breite Mündungslefze, die sich in drei Finger abtheilt, an diesen Fingern winklicht ist, inwendig aber einen glatten Schild hat, oder inwendig glatt ist. Seine Farbe ist schmutzig weiß, aschgrau oder röthlich. Wenn diese Conchylien blau oder schwarz erscheinen, so ist ihnen die Farbe nicht natürlich. Ihre Länge erreicht kaum 2 Zoll. Man findet sie in mehreren Meeren.

Die Teufelsklaue, der Bootshaken, Strombus chiragra Linn.; Fr. la Griffe du Diable. Die Mündungslippe des Bootshakens hat sechs krumme Finger und einen gekrümmten Schwanz. Die Finger sind unten zusammengewachsen, so daß sie bloß durch eine Linie von einander abgesondert sind, der obere Theil der Mündungslippe ist durch eine tiefe, aber schmale Rinne von dem Körper abgesondert, daher sie bis zum Schwanze herab offen ist. Der Schlund oder das Innere ist röthlich und inwendig fein gestreift. Von den langen Fingern stehen unten zwei Gabelförmig, aber weit von einander, und an diesem einzigen Kennzeichen erkennt man die Teufelsklaue. Die Farbe ist mehrentheils braun und weiß gesprengt, auch marmorirt. Sie erlangt eine ansehnliche Größe. Nach Linné findet man sie an den Bandaischen

Digitized by Google

Inſeln, ſonſt aber auch auf Bonaa und Manippa.

Der Scorpion, die Scorpionſchnecke, die Podagraſchnecke, Strombus scorpius Linn.; Fr. le Scorpion. Er hat ſieben knotige Finger, unter denen der unterſte der längſte iſt. Dieſe Schnecke iſt nicht gewöhnlich, und durch ihre knotigen Finger und blaue, auf beiden Seiten mit weißen Zähnen bewaffnete Zähne kenntlich genug. Ohne die Finger erlangt dieſe Conchylie höchſtens eine Länge von 4 Zoll, und ſoll, nach Linné, in dem Aſiatiſchen Meere, nach andern Conchyliologen in Indien gefunden werden.

Die bucklichte Krabbe, Strombus lambis Linn.; Fr. l'Araignée male. Sie hat ſieben Finger oder Zacken, welche wenig gekrümmt ſind, und einen glatten Schlund. Die Schale iſt braun und weiß gefleckt, und der Schlund iſt etwas röthlich. Man findet dieſe Conchylie in den Aſiatiſchen Meeren, ferner bei Amboina, an den Ufern des rothen Meeres, bei Batavia, bei Banda und den Friedrichs-Inſeln. Die erſte Abänderung erlangt oft eine anſehnliche Größe.

Das Tauſendbein, die Sonnenſtrahlkrabbe, Strombus millepeda Linn.; Fr. le Millepied. Der Tauſendfuß hat zehn in ſich gebogene Finger, einen flach gezahnten Schlund, und einen bucklichten gedrückten Rücken. Man findet dieſe Conchylie in dem Aſiatiſchen Meere und in Oſtindien, aber eben nicht häufig.

Die Keule, das Steuerruder, Strombus clavus Linn., ſoll nach der meiſten Conchyliologen Meinung eine ausgewachſene dünnſchälige Sternſpindel ſeyn, ſ. oben, S. 200.

b) Mit kurzem Gewinde und ungefingerter Lefze; nach älteren Conchyliologen gewölbte,

oder nach dem Herrn von Born, labro lobato, das ist, die einen gewölbten Mündungssaum haben.

Die Sommersprosse, der Kickvorsch, Strombus lentiginosus Linn.; Fr. la Grenouille. Die Mündungslippe des Kickvorsches hat oben drei Falten, der Rücken ist warzigt, und oben mit einer Reihe großer Knoten umgeben, und gleichsam gekrönt, und der Schwanz ist abgestumpft. Nach Linné soll sie die Farbe des Frosches haben. Der Flügel hat einen starken, wie Perlmutter glänzenden Saum, der mit einigen bräunlich durchschimmernden breiten Flecken, oben aber mit drei starken Einkerbungen, die Linné lobas nennt, versehen ist. Die Mündung ist glatt, und hat, so wie die breite oder dünne Spindellefze, den schönsten Perlmutterglanz. Die Farbe ist marmorirt, mehrentheils braun oder röthlich, und die Schnecke übersteigt nicht leicht eine Länge von 3 1/2 Zoll, hat aber eine überaus schwere Schale. Man findet sie in Asien, in Ostindien, auf Senegal, in Afrika ꝛc., sie sind gewöhnlich, ausser wenn ihre Mündung schwärzlich violett ist. Verschiedene Conchyliologen halten dafür, daß die Westindische knotige Flügelschnecke mit rosenfarbigen Querbändern davon die vollständige Schnecke sei; Andere das Stümpfchen, welches in Afrika zu Hause gehört.

Der Hahn, der Kampfhahn, der Engelsflügel, Strombus gallus Linn.; Fr. l'Aile d'Ange. Er hat eine breite oder ausgedehnte Mündungslefze, welche oben in eine lange Spitze ausgeht, der Rücken ist gekrümmt, und der Schwanz gerade. Der Körper hat einen etwas breiten Bau, und einen ausgebreiteten, jedoch aber zugleich eingebogenen, nicht allzu dicken Flügel, der sich oben in einen langen Finger verliert, der nach und nach in seine Spitze ausgeht, und daher unten viel breiter, als

Digitized by Google

oben ist. Dieser Finger ist gleichwohl bald kürzer, bald länger. Er hat verschiedene Farben, womit er gefleckt, geflammt oder marmorirt ist; auch sind sie einfarbig, braun, gelb oder violett. Diese Conchylie kommt aus Asien und Amerika, auch liefern sie die Ufer des rothen Meeres. Das größte Beispiel soll mit den Fingern 6 Zoll haben; der Finger aber allein 2 Zoll lang seyn.

Das Dianenohr, der Dianenflügel, der dickschälige Fechter oder Weiser, Strombus auris dianae Linn.; Fr. l'Oreille d'Ane. Diese Conchylie hat einen Flügel, der sich oben in eine spitzige Hervorragung endigt. Der Rücken besteht aus scharfen Knoten, und der Schwanz ist in die Höhe gebogen und spitzig. Nach Linné ist der Schlund hochroth. Diese Conchylie ist von außen mit mancherlei Farben marmorirt, selten einfarbig; der Schlund ist schön roth, das übrige an der Mündung und Spindel ist weiß. Man findet sie häufig in dem Asiatischen Meere, und auf Amboina.

Der Fechter, das rothe geflügelte Zakkenhorn, das Fleischhorn, Strombus pugilis Linn.; Fr. l'Oreille dechirée, le Strombe pesant. Er hat eine Mundungslippe oder einen Flügel, der oben hervorragt, abgerundet und glatt ist, die oberen Windungen sind zackigt oder dornigt, so daß auf jeder Windung eine Reihe von Stacheln stehen, und der Schwanz hat drei Falten, ist aber stumpf. Die Schale ist bräunlich gelb und glatt; auch fleischfarbig oder röthlich. Man findet sie häufig in Jamaika und in Westindien.

Die Lappenschnecke, das Flügelhorn, Strombus marginatus Linn. Sie hat einen hervorragenden Flügel, einen gesäumten glatten Rücken, und einen ganzen oder unterbrochenen Schwanz. Der Flügel gleicht im Bau dem Flugel der vorher-

Digitized by Google

gehenden Schnecke, nur daß er in einer geraden Linie ununterbrochen bis zur Naſe fortgeht. Der ganze Rücken iſt glatt, nur die Naſe iſt quergeſtreift, und oben, faſt am Ende der erſten Windung, liegt ein ſcharfer Saum, der noch an der vierten Windung ſichtbar iſt. Hinter dieſem Saume und auf allen den folgenden Windungen, ſieht man die feinſten Querſtreifen, und die letztern vier Windungen haben feine Einkerbungen. Die Mündungslippe hat inwendig ſchwache Zähne, iſt ſehr weiß, ſo wie die ſchmale Spindellefze, welche unten an der Naſe vier kurze, kaum ſichtbare Zähne hat, die aber nicht in die Schnecke hineingehen. Die Grundfarbe iſt braungelb, mit einigen ſchmalen weißen, und einigen braunen Fäden unterbrochenen Bändern. Der Saum des Rückens iſt weiß, die obern Windungen ſind bräunlich und ſehr hell, und die drei letzteren ſind roſenroth.

Die Löhöniſche Flügelſchnecke, der ſchwarze Schlund, Strombus luhuanus Linn.; Fr. la Gueule noire. Sie hat eine hervorragende Mündungslefze, oder einen Flügel, einen glatten Rücken, und regelmäßige runde Windungen. Man hat, der Farbe nach, ganz weiße, geflammte und mit Querbändern verſehene. An der Spindellefze gewahrt man einen ſchwärzlichen oder kohlſchwarzen horizontalen Strich, der Schlund iſt roth, und die Mündungslefze röthlich. Ihre Länge iſt ungefähr 2 1/2 Zoll. Man findet ſie in dem Aſiatiſchen Meere.

Die bucklichte Kanarienſchnecke, der Buckel, Strombus gibberulus Linn.; Fr. l'Ailée bossue. Sie hat eine hervorragende Mündungslefze, oder einen Flügel, einen glatten Rücken und bucklichte, unregelmäßige Windungen. Der Flügel ragt nicht zu weit hervor, und hat an

ganz ausgewachsenen Schalen oben und unten einen Einschnitt. Inwendig hat der scharfe Flügel nach dem Schlunde zu feine Streifen. Nach der Farbe sind einige weiß, andere mit Bändern, oder Flecken oder Wolken versehen. Inwendig ist ein Theil des Flügels und der Spindellefze bald blau oder bläulich, bald röthlich oder roth. Man findet sie in Asien auf Amboina, und auf der Mauritius-Insel.

Der Kellerwurm, die Asselschnecke, die Maulbeere, Strombus oniscus Linn.; Fr. la Volute échannerée. Er hat einen eyförmigen Bau, knotige Querrippen, und einen aalförmigen glatten Wirbel. Der Bau der Schale hat die Größe einer Haselnuß, ist fast eyförmig, der Rücken hat drei etwas knotige Gürtel, und diese Knoten stehen so über einander, daß sie eine gerade horizontale Linie bilden. Die Conchylie hat auf weißem Grunde schwarze Flecken. Der Wirbel ist ganz glatt, und hat bloß einen knotigen Ringel um sich herum laufen; die fast unmerkliche Endspitze ist ganz weiß. Ihre höchste Größe ist etwas über einen Zoll. Das Vaterland ist Westindien.

c) Mit kurzem Gewinde und gefingerter Lefze. Hierher rechnet Cüvier die Asselflügelschnecke, Strombus millepeda, und die Scorpionsflügelschnecke, Strombus scorpius ꝛc., s. oben, S. 202.

d) Mit einem breiten Flügel, Ampliati.

Das Franschehorn, das Kamelhorn, Strombus luciser Linn.; Fr. le Chaumeau. Der Mündungssaum des Franchehorns ist oben abgerundet, und unterbrochen ganz, der Leib hat doppelte Streifen; die Windungen des Wirbels sind ausgekehlt, und die obern Knoten sind klein, aber spitzig. Wenn die Conchylie noch jung ist, so hat sie größtentheils die schönsten Marmorzeichnungen und Far-

Digitized by Google

ben, die nach und nach verſchwinden, je mehr es veraltert, und dann nimmt die Röthe der Mündung zu. Man findet ſie häufig in Amerika, Jamaika, und in Weſtindien.

Der Rieſe, das große rothmündige Lapphorn, die Lappenſchnecke, Strombus gigas Linn.; Fr. la grande Ailée. Er hat einen überaus großen abgerundeten Flügel, und Windungen, die mit einer Reihe regelmäßig ſtehender Knoten umgeben ſind, welche Knoten, ſo wie die Knoten des Rückens, offen ſind. Die Mündung hat das ſchönſte Roſenroth auf weißem glänzendem Grunde. Das größte Beiſpiel, welches Schröter beſaß, iſt 11 Zoll lang und 9 Zoll breit. Man findet dieſe Schnecke in Amerika, auf Jamaika, Barbados, bei Carthagena ꝛc.

Das große breitgeflügelte Lapphorn, die Breitlippe, Strombus latissimus Linn.; Fr. l'Aile large. Dieſe Conchylie hat einen überaus großen abgerundeten Flügel, auf dem Rücken keine Knoten, auf den Windungen aber ganz ſchwache Knoten. Die Schale iſt ſtark, der Flügel inwendig weiß, die Mündung ſelbſt, wie an der vorhergehenden, roth. Mehrentheils iſt der Rücken braun- und weißmarmorirt oder geflammt. Liſter hatte ein Beiſpiel von 14 Zoll Länge. Nach Linné findet man ſie im Aſiatiſchen Meere und auf Amboina.

Das ausgeſpannte Beſansſegel, das Täubchen, Strombus epidromis Linn.; Fr. la Tourterelle. Es hat einen kurzen abgerundeten Flügel, einen glatten Rücken, und etwas knotige Windungen. Man hat weiße und buntgefärbte Schnecken dieſer Art, die man in dem Aſiatiſchen und Oſtindiſchen Meere nicht ſehr häufig findet. Dieſe Conchylie erreicht eine Größe von 3 bis 3 1/2 Zoll.

Das kleine Täubchen oder Besanssegel, Strombus minimus Linn. Es hat einen bucklichten zurückgeschlagenen Flügel, auf dem Rücken und den Windungen knotige Falten, und eine glatte doppelt gesäumte Mündung. Es hat auf weißem Grunde gefleckte und geflammte Querbänder.

Das volle aufgespannte Segel, das bucklichte Besanssegel, Strombus canarium Linn.; Fr. la Bossue. Der Bau dieser Schnecke ist etwas herzförmig, der Flügel oder die Mündungslefze ist kurz und eingebogen, und die obere Windungen sind glatt. Der Flügelsaum ist vorzüglich stark und glänzend; der ganze Flügel und der Spindelsaum sind inwendig weiß und glänzend. Dieser Flügel ist zuweilen von aussen weiß eingefaßt, breiter oder schmäler, das Uebrige der Schnecke ist entweder einfarbig gelb oder braun, oder mit horizontalen braunen Zickzacklinien bezeichnet. Sie erhalten eine Länge von ungefähr 2½ Zoll, und werden in dem Asiatischen Meere, bei Batavia, Amboina ꝛc. häufig gefunden.

Das schmale Segel, das aufgerollte lange Besanssegel, Strombus vittatus Linn.; Fr. la Voile ou Misaine roulée. Es hat einen abgerundeten kurzen Flügel, einen platten Rücken, und die Windungen des lang gestreckten Zopfes sind durch eine erhöhete Schnur gleichsam von einander abgesondert. Diese Conchylien erscheinen selten einfarbig, sie haben vielmehr auf weißlichem Grunde braune, und auf braunem Grunde weißgefleckte Bänder. Sie werden an 4 Zoll lang, gehören in Asien auf Amboina zu Hause, und sind nicht sehr gemein.

Die breite Kanarienschnecke, Strombus succinctus Linn.; Fr. le Canaris large. Sie hat einen abgerundeten, ein- oder zurückgeschlagenen

Digitized by Google

Flügel und einen platten Körper, der mit vier gelblichen gefleckten Bändern umgeben ist. Der Rücken ist gewissermaßen ausgekehlt, und mit zwei doppelten weiß gefleckten Linien oder Bändern umgeben. Das Vaterland ist Indien.

Die gedornte Flügelschnecke, Strombus spinosus Linn., hat einen schwachen ununterbrochenen Flügel, ist etwas gefalten, und mit scharfen Dornen umgeben; auch die folgenden Windungen sind dornig. Ueber die Schale dieser Conchylie laufen auf weißem Grunde viele röthliche Linien regelmäßig hin; sie ist oben winklicht, und auch da mit überaus scharfen Dornen umgeben. Das Vaterland ist nicht angegeben.

Die Spalte, die gebackene Devise, Strombus fissurella Linn. Bei dieser Conchylie geht der Mündungs- und der Spindelsaum so erhöhet auf die folgenden Windungen fort, daß sie einen langen Kiel bilden. Sie hat die Größe und den Bau der unechten Wendeltreppe, und ist weiß; alle Windungen sind senkrecht gerippt und quer gestreift, die erste ausgenommen, welche unten glatt ist. Das Vaterland ist Ostindien.

Die knotige Kanarienschnecke, Strombus urceus Linn. Sie hat einen schwachen, eingebogenen, kurzen, gestreiften Flügel, etwas faltige und knotige Windungen, und einen ungezahnten Mündungs- und Spindelsaum. Die Farben erscheinen in unzählbaren Abwechselungen, und der Rücken ist bald bandirt, bald punktirt, bald marmorirt ꝛc. Man findet sie in verschiedener Größe bis zu 21/2 Zoll, gewöhnlich aber viel kleiner, etwa zur Größe eines Zolls. Nach Linné ist Asien das Vaterland. Am häufigsten werden sie auf Amboina und den Moritzinseln gefunden.

Die gefaltene Flügelschnecke, die gezahnte Flügelschnecke, Strombus dentatus Linn. Diese Flügelschnecke hat einen schwachen, eingebogenen, kurzen gezahnten Flügel, und ist auf der ersten und alle den folgenden Windungen gefalten. Die Meisten dieser Conchyliengattung haben eine sehr dünne Schale, die gegen das Licht durchsichtig ist; andere haben dagegen eine starke Schale. Sie haben alle nur eine mittlere Größe von 1 1/2 Zoll. Ihre Farbe ist verschieden, weiß, braun und braungelb.

e) Thurmförmige, mit einem überaus langen Zopfe.

Die knotige Nadel, Strombus tuberculatus Linn. Sie hat einen thurm-länglich eyförmigen und knotigen Bau, und eine starke Mündungslippe. Sie soll im Mittelländischen Meere zu Hause gehören.

Die Ceramische Sumpfnadel, die Westindische Bastarepabstkrone, Strombus palustris Linn.; Fr. la Vis de marais. Diese Conchylie hat einen thurmförmigen Bau, eine etwas glatte Schale, und der Mündungssaum ist unten wie abgelöset oder von dem übrigen Theile der Schale abgeschnitten. Unter den zwölf bis sechzehn Windungen ist die erste ungefähr noch einmal so groß, als die zweite, und die geflugelte Mundung endiget sich in einen kurzen, fast zirkelrund ausgekehlten Schnabel. Man findet sie auf der Küste Koromandel, und auf den Dänischen Nicobarischen Inseln in der See.

Die schwarze Nadel, die glatte Sumpfnadel, Strombus ater Linn. Sie hat einen thurmförmigen Bau, ist glatt, ihre Mündungslippe ist oben und unten von der übrigen Schale getrennt oder abgeschnitten. Die Farbe ist bald schwarzbraun

Digitized by Google

mit einzelnen dunkleren Flammen, bald kaſtanienbraun. Nach dem Linné iſt Aſien das Vaterland.

Die blaue Flügelnadel, Strombus lividus Linn. Sie hat einen thurmförmigen, etwas eckigten oder winklichten Bau, iſt mit ſpitzigen Knoten verſehen, und die Mündungslippe iſt oben durch einen Einſchnitt von den Windungen getrennt.

Die Gattungen und Abänderungen dieſer Schneckenfamilie, die im Linné fehlen, findet man in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß, 1r Bd. Halle, 1783, S. 450 u. f.

Die Helmſchnecken, Cassideae; Fr. les Casques, nach Cüvier und neueren Conchyliologen. Linné führt dieſe Schneckenfamilie unter dem gemeinſchaftlichen Namen Buccinum mit auf, und Schröter giebt ihr auch im Deutſchen den Namen Buccinum. Auch die alten Conchyliologen gebrauchen dieſes Wort ſo willkührlich, daß die ihnen folgenden gewiſſermaßen durch ſie kein beſtimmtes Geſchlecht feſtſetzen konnten. Beim Liſter werden alle Schnecken, ſie mögen einen Namen und eine Bauart haben wie ſie wollen, Buccina genannt. Die Alten verſtanden dadurch ein gekrümmtes Horn, deſſen ſich die Hirten bedienten, und nannten es Buccina, daraus Plinius Buccinum machte, und es in die Conchyliologie übertrug, uns aber in Ungewißheit läßt, welche Schnecken er damit gemeint. Und ſo haben ſeine Nachfolger den Namen Buccinum immer willkührlich gebraucht; ſ. auch den Art. Kink-Horn, Th. 37, S. 901 u. f. — Von dieſer Schneckenfamilie haben die neuern Conchyliologen die Helmſchnecke, als eine beſondere Gattung getrennt. Sie hat ein ſehr wenig vorſpringendes Gewinde, und die letzte Windung iſt ſehr hoch. Die Mündung iſt verlängert und gezahnt, endiget ſich in einen kurzen Kanal, welcher gegen den Rücken hin

Digitized by Google

gekrümmt ist; ihre Ränder schlagen sich zu breiten Lefzen um.

Cüvier theilt sie ein in a) Helmschnecken mit ein wenig spitzigem Gewinde.

Die Striemenhelmschnecke, das glatte Säumchen, Buccinum vibex, s. Th. 37, S. 903.

Der Reißbret, das warzenförmige Kinkhorn, Buccinum papillosum Linn., s. daselbst.

Die Eichel, das liniirte Kinkhorn, Buccinum glans Linn., s. daselbst, S. 904.

Das knotige oder gestreifte Säumchen, der Igel, Buccinum erinaceus Linn., s. daselbst, S. 903.

Das gemeine Bezoarhorn, die graue Bezoarschnecke, Buccinum glaucum Linn., s. daselbst, S. 902.

b) Mit zugerundetem Gewinde.

Die gestreifte Helmschnecke, die Polnische Mütze, das unächte Attalische Kleid, Buccinum testiculus Linn.; Fr. le Casque rayé. Die Furchen sind breit, krumm, vertieft und laufen nach der Richtung der Windungen; quer über diese gehen feine, dichtliegende Streifen. Die Mündung ist an beiden Lefzen gefurcht. Sie hat auf weißem Grunde Flecken, Flammen oder Federn; man hat aber auch Beispiele ohne alle Zeichnung, die also ganz weiß auf dem Rücken sind. Sie erreichen eine Länge von 4 Zoll und werden in Ostindien auf Jamaika und den Französischen Inseln gefunden.

Die flach gestrickte Sturmhaube, die gestrickte Bettdecke, der geschuppte Helm, Buccinum decussatum Linn.; Fr. le Casque pavé. Sie ist kreuzweis gestreift, hat keine Knoten, aber viereckige Schuppen, eine gezahnte Mündung, und einen zurückgebogenen Schwanz. Man erkennt diese Conchylie an dem Gitter, welches die

Digitized by Google

kreuzweis laufende Streifen bilden, und unterscheidet sie dadurch von der Bettdecke. Die Mündungslippe ist vorzüglich stark, breit und gerunzelt. Die Farbe ist entweder ganz weiß, oder man gewahrt auf weißem Grunde braune Würfel oder geschlängelte Flammen. Man findet sie in dem Afrikanischen und Mittelländischen Meere.

Das glatte oder gestreifte Gartenbettchen, Buccinum areola Linn.; Fr. le Casque truité. Sie hat eine einigermaßen gestreifte Schale, vier Reihen Würfel, eine gezahnte Mündung, und einen zurückgebogenen Schwanz. Der Bau ist bei allen gewölbt, und der Zopf ragt mehr oder weniger, oft überaus spitzig hervor. Die Spindellefze hat unten, in der Gegend der Nase, starke Falten und zuweilen auch Knötchen. Sie erlangt eine mittlere Größe, nicht leicht über 3 Zoll, und wird in Indien, auf Amboina, im Mittelländischen Meere, und in Java häufig gefunden.

c) Mit plattem Gewinde:

Die rothe Helmschnecke, die rothe knotige Sturmhaube, der glühende Ofen, Buccinum rufum Linn.; Fr. le Casque roux, le Turban rouge. Die Schale dieser Conchylie ist knotig, die Lippen sind breit, aufgetrieben, glatt, gegen die Mündung sind sie gefurcht, und von schöner, sehr lebhaft rother Farbe. Man findet sie auf Amboina, China, Tranquebar, und den Friedrichsinseln.

Die Knotenhelmschnecke, das vollständige Türkische Papier, Buccinum tuberosum Linn.; Fr. le Casque triangulaire. Die innere Lefze dieser Conchylie bildet in einem gewissen Zeitraume ein großes plattes Dreieck, dessen Spur noch übrig bleibt, wenn auch die Schale darüber hinauswächst. Diese auf einander folgenden Spuren ge-

Digitized by Google

ben dem Gewinde eine dreieckige Gestalt. An der Lefze ist ein großer brauner Fleck. Die Windungen sind nach oben zu knotig. Sie erlangt eine Größe von 10 Zoll und wird in Westindien und auf Jamaika häufig gefunden.

Die gehörnte Helmschnecke, die gestrickte Sturmhaube, die punktirte Sturmhaube, Buccinum cornutum Linn.; Fr. le Casque tricoté, hat eine bauchige Schale, aus deren Mittelpunkte die obern Windungen hervorsteigen. Die Schale ist mit einer Menge von vertieften Punkten bezeichnet, welche wie Maschen aussehen. Sie hat zwei glatte längslaufende Bänder, und oben auf jeder Windung eine Reihe von Höckern. Die Mündung ist weiß. Bei zunehmendem Alter wird die innere Lefze zu einer großen Scheibe vergrößert, und die Höcker verwandeln sich in starke Stacheln.

Die knotige Helmschnecke, die knotige Schellenschnecke, Buccinum echinophorum Linn.; Fr. le Casque à tubercules allignés. Sie hat eine mit vier knotigen Rippen umgebene Schale und einen hervorragenden Schwanz. Ueberhaupt ist der Bau eyförmig, die Windungen pyramidenförmig, der Schwanz verlangert, aber zurückgebogen und in die Höhe gekrümmt. Die Schale hat Querstreifen, und ausser diesen vier, auch zuweilen fünf Rippen, die ebenfalls gestreift, dabei aber zugleich knotig sind. Die Farbe ist bräunlich, und die Knoten sind weiß, wenigstens heller, als die Grundfarbe. Man findet sie häufig im Adriatischen und Mittelländischen Meere.

Die gefaltete Sturmhaube, Buccinum plicatum Linn. Sie ist oben schwach gefalten, kreuzweis unregelmäßig und unkenntlich gestreift, hat eine gezahnte Mündung, und einen zurückgebogenen

Digitized by Google

Schwanz. Die Farbe ist grau oder röthlich, und man findet sie auf Jamaika, jedoch nicht häufig.

Die geflammte Sturmhaube, das ächte Attalische Kleid, Buccinum flammeum Linn., Vestis attalica; Fr. le Drap d'argent. Sie ist einigermaßen gefalten und gekrönt, hat feine gezahnte Mündung und einen in die Höhe gerichteten oder gebogenen Kanal. Der Mündungssaum hat von außen sieben schwarze Flecken, inwendig aber starke stumpfe Zähne. Die Spindellefze hat aber lange weiße Querrippen. Die Nase ist so stark in die Höhe nach der Rechten zu gebogen, daß sie fast die Schale berührt. Die ganze Schale ist auf weißem Grunde hell- und dunkelbraun geflammt. Sie kommt aus Westindien. Schröter's größtes Exemplar war beinahe 5 Zoll lang. Sie sollen viel seltener kleiner, als von der angegebenen Größe gefunden werden.

E. Die Schale aus einem einzigen spiralgewundenen Stücke bestehend, mit unten ausgeschnittener Mündung. — Der Ausschnitt dient bei den Geschlechtern dieser Abtheilung, wie der Kanal bei dem der vorigen, die Röhre nach außen zu bringen, wodurch das Thier athmet.

Die Kinkhörner, Buccina; Fr. les Buccins. Bei diesen ist das Gewinde mehr oder weniger vorspringend, die Schale eyrund oder länglich, die Mündung weit, unten mit einem großen Ausschnitte geendiget. Es giebt Gattungen:

a) Mit bauchiger Schale, deren letzte Windung sehr convex und der Länge nach gestreift ist. Man nennt sie gewöhnlich Tonnen, Tonnenschnecken, Bauchschnecken.

Das Rebhuhnkinkhorn, das Rebhuhn, die Ballschnecke, Buccinum perdix Linn.; Fr. la Perdrix. Die Schale dieses Kinkhorns ist

eyförmig, aufgeblasen, und nur einigermaßen gewölbt; es hat weiße Wellenlinien und eine zahnlose Mundöffnung. Die Rippen, die über den Körper laufen, sind sehr flach, und so auch die dazwischen liegende Furchen, die fast so breit, als die Rippen sind. Die Farbe ist braungelb, mit weißen Federn, welche, wenn man die ganze Schale betrachtet, wellenförmig erscheinen. Man hat aber auch Beispiele mit großen weiten Flammen. Sie erlangen eine Größe von 6 Zoll, und werden in Westindien auf Guinea, und in Ostindien auf Amboina und Jamaika gefunden.

Das Einhornkinkhorn, Buccinum monodon Linn.; Fr. la Licorne. Die schuppigen Rippen laufen der Länge entlang, an der Mündung, nahe bei dem Ausschnitte, steht an deren äußerem Rande ein lang hervorspringender Stachel.

Das gewässerte oder marmorirte Kinkhorn, die Tonne, das Oelfaß, Buccinum olearium Linn., Cochlea pennata; Fr. la Pelure d'oignon. Die Schale dieser Conchylie ist abgerundet, und mit platten Querrippen, die eine erhöhete Linie trennt, umgeben. Die Mundöffnung hat keine Zähne. Die Schale ist dünn, die Mündungslefze scharf, schneidend und ohne Saum. Sie haben auf bräunlichem oder braunem Grunde mehr oder weniger hellere oder dunklere Flecken und Wolken, einige erscheinen bloß einfarbig. Sie kommen aus Ostindien, und werden nicht leicht vier Zoll lang.

Das Schellenkinkhorn, Schellenhorn, der Helm, Buccinum galea Linn.; Fr. la Tonne cannelée. Die Schale des Schellenkinkhorns ist etwas eyförmig, der Bau aufgeblasen, und mit Rippen versehen, die sich am Fuße der ersten Windung in zwei zerschneiden. Die Mundöffnung

Digitized by Google

hat keine Zähne. Ueberhaupt ist diese Schnecke bauchig und fast kugelrund. Man findet sie mehrentheils von weißgelblicher Farbe in dem Mittelländischen und in dem Adriatischen Meere.

Das dicklippige Belkinkhorn, das Belhorn, der Apfel, Buccinum pomum Linn.; Fr. la grosse Levre, la Perdrix à grosse levre. Die Schale dieser Conchylie ist eyförmig und mit platten Rippen umgeben; sie hat eine gezahnte Mundöffnung. Die Windungen sind weiß und die erste hat zwölf bis vierzehn erhabene Rippen, welche gelblich sind. Die letzte Windung ist vorzüglich glänzend. Die Grundfarbe ist weiß und glänzend, und mit matten oder lebhaften gelben oder röthlichen Flecken häufiger oder sparsamer besetzt. Sie werden ungefähr 2½ Zoll lang, und in Java, Neuspanien und auf Amboina gefunden.

Das gefleckte Weinfaßkinkhorn, das Faß, Buccinum dolinum Linn.; Fr. la Tonne dentelée. Der Bau ist eyförmig, und mit platten oder wenig erhabenen Rippen umgeben, die nicht zu nahe bei einander stehen, und hat einen hervorragenden Kanal oder Schwanz. Man gewahrt übrigens an vielen Beispielen, daß der Bau nicht gleich ist; denn die eyförmige Figur ist manchmal abgerundeter, die Rippen sind abgerundet, oder flach, die dazwischen liegenden Furchen sind zuweilen ganz glatt, zuweilen mit schmälern Rippen, die mit erhöheten Faden eingefaßt sind, versehen. Der Kanal ist an manchen Beispielen länger, an manchen kürzer; die Windungen ragen nicht zu weit hervor, und sind tiefer oder flächer ausgekehlt. Der Farbe nach sind einige ganz weiß, andere auf den Rippen vorzüglich braun gefleckt. Es giebt einige von ansehnlicher Größe. Man findet sie in dem Sicilianischen

und Afrikaniſchen Meere, auch an der Küſte von Tranquebar.

b) Mit bauchiger Schale und vorſpringenden Rippen quer über die Windungen (Harfen).

Das gemeine Harfenkinkhorn, die Harfe, Davidsharfe, Buccinum harpa Linn.; Fr. la Harpa ordinaire. Die Rippen dieſer Conchylie ſind roth und weiß, die Zwiſchenräume weiß mit braunen wellenförmigen Flecken, und in die Quere geſtreift. Martini giebt folgende Abänderungen der Harfe an. 1) Die große Davidsharfe, welche vorzüglich breite Rippen hat, die gefleckt und geſtreift ſind, und die Zwiſchenräume haben röthlich braune eingefaßte federförmige Zeichnungen auf weißem Grunde. Der Bauch iſt kaſtanienbraun. 2) Die große Spitzharfe. Sie hat ſchmälere Rippen und nur einzelne ſchwarze Querſtriche auf denſelben, die Furchen aber haben matte federförmige Zeichnungen. Der Bauch iſt braun. — 3) Die edle Harfe. Sie hat auf den Rippen keine Würfel, ſondern bloß Querſtriche, höchſtens drei nebeneinander; die Zwiſchenräume ſind häufig federförmig gezeichnet, und mit feuerrothen Würfeln unterbrochen. Der Bauch iſt ebenfalls braun. — 4) Die edle roſenfarbige Harfe. Die Rippen ſind ſchmal, und man gewahrt, außer den federförmigen Zeichnungen, eine Menge roſenrother Würfel. Der Bauch iſt zum Theil ſchwarzbraun. — 5) Die kleine edle Harfe. Sie iſt kleiner, als die vorhergehende, ihre Rippen haben häufige Querſtriche und unmerkliche Zacken. — 6) Das Amuretchen, der kleine Chryſant. Sie ſind klein, ſchmal, haben ſchmale Rippen, auf denſelben die feinſten Querſtreifen, zwiſchen den Rippen ſchöne federförmige Zeichnungen

und Flecken. Die Harfen erlangen eine Länge von 4 bis 5 Zoll, werden in Indien, Bengalen, auf der Insel Mauritius, auf Amboina, auf der Küste Koromandel ꝛc. gefunden, und sind gemein.

Die vielgerippte Harfe, das gerippte Buccinum, Buccinum costatum Linn.; Fr. la Harpe cannelée. Der Bau dieser Conchylie ist dem Bau der Harfe ganz gleich, daher sie auch Linné für eine bloße Abänderung der vorhergehenden Gattung hält; sie unterscheidet sich bloß durch die enge beisammenstehenden Rippen. Außerdem fehlen ihr die Striche, Flecken und Flammen, die sonst den Davidsharfen eigen sind. Man hat aber doch zwei Abänderungen, davon die eine gelbröthliche breite Striche hat, welche wie Bänder über die Schale laufen, die andere aber bunt und wie marmorirt ist.

c) Mit bauchiger Schale und einem kleinen hohlen Kanale über dem Ausschnitte in der Mündung. Es sind Brúgières Purpurschnecken.

Das Pontische Kinkhorn, der Rudolphus, die Rudolphusschnecke, die Persische Schnecke, Buccinum persicum Linn., Cochlea patula; Fr. le Buccin persique, la Conque persique. Es hat eine rauhe dicke Schale, eine gezähnelte Mündungslefze, und eine flache Spindel. Die Farbe ist braun mit der Länge der Windungen nach laufenden schwarzen und weißen Streifen und Schnürchen. Sie werden beinahe 4 Zoll lang, sind nicht sehr gemein, und werden in dem Asiatischen Meere, in Indien, in dem Persischen Meerbusen, und auf Amboina gefunden.

Das Maulbeerkinkhorn, Buccinum morus Linn.; Fr. la Mure. Die Schale ist rund,

dick und mit kurzen, starken Stacheln versehen. Die Mündung ist gezahnt und blaßvielett gefärbt.

Der Weißmund, Buccinum patulum Linn.; Fr. la grande Gueule. Diese Conchylie hat eine knotige Schale, die Mündungslefze ist von außen gekerbt, und die Spindellefze ist sichelförmig. Sie kommt im Bau dem Rudolphus sehr nahe, ist aber viel flächer, die Mündung weiter, und die Seite des Bauches oder die Spindelseite wie eine Sichel oder wie ein halber Mond ausgeschweift. Die Schale ist stark und hat, außer den angeführten Knotenreihen, auf dem Rücken schwarze platte Querstreifen, und zwischen ihnen weiße Linien. Die Knoten sind schwarz, werden aber abgerieben weiß. Manche Beispiele haben auch weißliche Querbänder, gewöhnlich zwei. Der Rand der Mündung ist eingekerbt und schwarz, das Uebrige spielt ins Weiße. Die Spindelseite ist scharf, und läßt eine tiefe Rinne hinter sich. Dieser Theil der Schale ist braungelb gefärbt. Sie werden bis zu 4 Zoll groß, sind auf Barbados in Afrika, Senegal und in Amerika auf Jamaika zu Hause, und eben nicht gemein.

Der Gelbmund, der Carneolmund, Buccinum haemastoma Linn. Er hat eine etwas knotige Schale, einen inwendig gestreiften Lippensaum, eine etwas breite Spindellefze und einen gelben Schlund. Die äußere Farbe ist unansehnlich braun oder grau, zuweilen mit dunkelbraunen einzelnen horizontalen Strichen belegt. Die Spindel ist etwas weit. Man findet diese Conchylie bis zwei Zoll lang im Mittelländischen Meere, bei Marseille, in der Barbarey, und auf Guinea.

Das Steinchen, Buccinum lapillus Linn. Es hat eine eyförmig gebauete Schale, keine Knoten, aber Streifen, und eine etwas flache Spindellefze. Einige haben eine dünne Schale, und da ist

Digitized by Google

die Mündung ungezahnt, andere haben eine ſtarke Schale und eine gezahnte Mündung. Die Farbe iſt an einigen weiß, an andern grau oder aſchfarbig, oder gelblich, und einige haben Querbänder. Das Thier führt einen weißen, gelben und ſchwarzbraunen klebrichten Saft bei ſich, der, wenn man Leinen- und Wollenzeug damit beſtreicht und in der Sonne trocknen läßt, eine purpurrothe überaus dauerhafte Farbe annimmt. Man findet dieſe Conchylie in den Europäiſchen Meeren, in Schweden, Dännemark, Frankreich, England, auf den Canariſchen Inſeln ꝛc.

Der kleine Smaragd, Buccinum smaragdulus Linn.; Fr. l'Emeraude. Die Schale iſt eyförmig zugeſpitzt, überaus glatt, und hat eine etwas platte und dunkel gefaltete Spindel. Sie hat nach Argenville eine Perlenmutter, die ins Grüne fällt. Ihr Gewinde und Auge hat eine ſehr ſchön grünſchillernde Farbe, und die Mündung iſt gezahnt.

d) Mit bauchiger Schale und ſpitzigem Gewinde.

Das Treppenkinkhorn, Buccinum spiratum Linn.; Fr. la double Spire. Es iſt glatt, mit ſpiralgewundenem Nabel und einem Kanale auf der Vereinigungslinie der Windungen. Die Farbe iſt weiß, mit bräunlich gelben Flecken. Linné zählt hierher zwei verſchiedene Abänderungen, nämlich: Den Chriſtianshafner Thurm, die weiße genabelte, braunroth gezeichnete und gefleckte Fiſchreuſſe, und die länglich genabelte Fiſchreuſſe mit braunrothen Flecken. Die erſte Konchylie wird etwa 2 Zoll lang, kommt aus Coromandel in Oſtindien, und iſt nicht ſelten; die letztere kommt aus China, und iſt ſeltner.

Das Achatkinkhorn, der gelbe Böt-

chersbohrer, Buccinum glabrum Linn.; ſ. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 904.

Die ſchwarze Bohne, Buccinum praerosum Linn.; ſ. daſelbſt, S. 904.

e) Eckigte:

Die wellenförmige Fiſchreuſſe, das Eckhorn, Buccinum undosum Linn.; ſ. Th. 37, S. 905.

Der Manchettenmurer, die Neptunusmanſchette, das Bezoar-Buccinum; Buccinum Bezoar Linn. Er hat einen etwas runden Bau, eine runzlichte Schale, blätterichte Windungen und eine durchbohrte Spindel. Ueber die Schale laufen ſtarke Querſtreifen, die Länge herab aber feine gerunzelte Streifen, und auf dem Rücken liegen drei hohle Zackenreihen. Inwendig ſpielt die Farbe ins Gelbe, die Mündungsſpitze aber hat braune Striche, von außen iſt die Schale auf ſchmutzig gelbweißem Grunde braun melirt, aber unanſehnlich gefärbt. Man findet ſie in China.

Das Spitzbergiſche Kinkhorn, Buccinum glaciale Linn.; ſ. Th. 37, S. 905.

Das Nordiſche Kinkhorn, das Wellenhorn, das Bartmännchen, Buccinum undatum Linn., ſ. daſelbſt, S. 905.

Das gegitterte Kinkhorn, Buccinum reticulatum Linn.; ſ. daſelbſt, S. 906.

Das Glanzhorn, Buccinum nitidulum Linn.; ſ. daſelbſt.

Das glatte Horn, Buccinum laevigatum Linn., ſ. daſelbſt.

f) Mit gethürmter Schale. Brügières Schrauben.

Das Doppelſchraubenkinkhorn, Buccinum dimidiatum Linn.; Fr. la double Vis lisse. Die Schale dieſer Conchylie iſt glatt, hat ein langes

Digitized by Google

ſpitzes Gewinde, und eine einzige, der Länge der Windungen nach laufende Furche. Schröter's Beiſpiel war gelb mit blaßweißen geraden Strichen.

Das geſtreifte Doppelſchraubenkinkhorn, die Stahlnadel mit verdoppeltem Gewinde, Buccinum duplicatum Linn.; Fr. la double Vis rayée. Der Bau iſt thurmförmig, und die verdoppelten Windungen ſind geſtreift. An guten Beiſpielen iſt die Farbe braun, die Farbe der Gürtel aber viel heller, und auf der erſten Windung ſieht man ein ſchmales weißes Band; an andern iſt die Farbe ſtahlgrau, und wenn ſie etwas gelitten haben röthlich. Sie werden über 4 Zoll lang und kommen aus Oſtindien.

Das große dicke Tiegerbein, die Pfriemе, Buccinum maculatum Linn.; Fr. le Cloud, la Vis grande, l'Alene. Es hat einen thurmförmigen Bau, der ſich dem ſpindelförmigen nähert; die Windungen ſind glatt, ungetheilt, und durch gar keine Furche von einander getrennt. Dieſe Conchylie hat zwar einen langen geſtreckten pfriemenförmigen Bau, welcher aber zugleich dick und aufgeblaſen iſt. Der weit ausgeſchnittene Kanal hat hinter ſich eine Furche, und vor dieſer einen Wulſt, der bis an die Spindel reicht. Man gewahrt auf gelblichem Grunde nicht nur einige weiße Bänder, ſondern auch auf jeder Windung einige Reihen braunrother Flecken, von welchen die obern größer ſind, als die untern. Sie erhalten wohl vierzehn, auch wohl mehr Windungen, eine Länge von 8 Zoll und werden in Aſien, Afrika, im Perſiſchen Meere und auf Amboina gefunden, und ſind nicht ſelten.

Das dünne Tiegerbein, Buccinum subulatum Linn.; Fr. la Vis tigrée. Es hat einen thurm- und pfriemförmigen Bau, eine glatte Schale, und Windungen, die ununterbrochen bis zur

Endspitze fortgehen. Die Farbe ist blaßgelb, worauf sich braune Flecken befinden, die in einer solchen Richtung stehen, daß der eine Fleck der folgenden Windung am Winkel des Flecks der vorigen Windung ruht. Vom Buccinum maculatum unterscheidet es sich durch seine weniger bauchige Form. Das Tiegerbein erreicht eine Größe von 5 Zoll, und wird in Indien, auf Amboina und auf den Molukken gefunden. Es ist nicht selten.

Die gekrönte oder gekörnte Pfrieme oder Nadel, Buccinum crenulatum Linn. Der Bau dieser Conchylie ist thurmförmig, und von den Windungen ist jede durch eine Linie gleichsam in zwei abgetheilt, und am Rande eingekerbt. Die Grundfarbe ist fleischfarbig, auch zugleich bräunlich; man findet aber die mehrsten ausgebleicht, und folglich weiß. Sie erreichen die Größe von 5 Zoll, und werden in den Afrikanischen Meeren, auch zu Madras und an den Ufern der Nicobarischen Eylande gefunden.

Die gedruckte Nadel, Buccinum hecticum Linn. Die Schale ist thurmförmig, die Windungen sind durch eine Linie in zwei Theile getheilt, der obere Rand ist gedrückt, und dadurch niedriger, als der untere. Diese Conchylie, welche durch das braungefleckte Band, welches sich am Fuße jeder Windung befindet, kenntlich ist, indem übrigens die ganze Schale weiß ist, ist selten, wird 4 Zoll, auch wohl etwas darüber, lang, und findet sich im Afrikanischen Meere.

Die gekerbte Nadel, die weitmündige Schraubenschnecke mit gekerbtem Gürtel, Buccinum vittatum Linn.; Fr. le Rasel. Diese Nadel hat einen thurmförmigen, jedoch mehr eyförmigen Bau, die Schale ist einigermaßen gestreift, und in jedem Winkel der Windungen gewahrt man

Digitized by Google

zwei gekerbte Einschnitte. Sie ist weiß und hat weit auseinander stehende Querstreifen. Die Farbe ist bei einigen bläulich, und fällt in das Aschgraue, und dann der Gürtel weiß, bei andern ist die Grundfarbe weiß, die obern Windungen aber sind röthlich, grau oder bläulich. Eine Abänderung hat statt des gekerbten Gürtels eine tief einschneidende Furche. Man findet sie an den Küsten Afrikas und auf Tranquebar eben nicht selten. Sie werden etwas über 2 Zoll lang.

Die geflochtene Nadel, die granulirte Nadel, Buccinum strigulatum; Fr. l'Aiguille tressée. Der Bau dieser Conchylie ist pfriemen- oder nadelförmig, folglich dünn und lang gestreckt. Ueber die Windungen laufen feine Querstreifen, und dann liegt am Fuße einer jeden Windung erst ein schmaler und dann ein breiter, mit schrägen Streifen versehener Gürtel. Der schmalere Gürtel ist an manchen Beispielen sehr unkenntlich. Die Farbe ist manchmal strohgelb, manchmal braun. Nach Linné sollen sie nur sechzehn Windungen haben; allein Schröter hatte Beispiele mit einigen zwanzig Windungen, bei einer Länge von 2 3/4 Zoll, welche Länge man aber selten überschritten findet. Man findet sie im Asiatischen Meere, auf Amboina, und auf Tranquebar.

Die Lanzette, der Pikenier, Buccinum lanceatum; Fr. l'Alene. Der Bau dieser Conchylie ist gestreckt, die Windungen laufen spitzig, thurmförmig zu, und sind bloß durch einen Einschnitt von einander getrennt. Die dunkelgelben Striche ruhen auf einem weißgraulichen Grunde. Die Schale ist zart und durchsichtig. Nach Linné ist Indien das Vaterland dieser Conchylie.

Die Dornnadel, Buccinum murinum Linn. Sie hat einen thurmförmigen Bau, etwas winkliche

Windungen, und auf jeder Windung drei knotige oder gedornte Querstreifen. Sie ist von Farbe schwarz, unten aufgeblasen und höckerig, und im Winkel jeder Windung liegt oft ein weißes Band. Afrika ist das Vaterland.

h) Schwielichte, die an ihrer Spindel einen breiten starken Saum haben.

Das große Kufferhorn, die Dosenschnecke, Buccinum arcularia Linn., Arcularia major; Fr. le Casque ventru, le Casquillon, l'Arculaire, s. auch Th. 54, S. 540. Diese Conchylie hat nach Linné eine mit Knoten gekrönte Schale, und einen breiten erhabenen oder starken Spindelsaum; nach andern Conchyliologen ist die Schale bauchig und mit feinen Querstreifen versehen. Manche sind weiß oder grau, andere bräunlich oder braun, mit und ohne einer weißen Binde. Schröter hatte eine röthliche Abänderung mit breitem weißem Bande. Man findet sie häufig auf Java und Amboina.

Das braune Kufferhörnchen, das Brünettchen, Menschen, Buccinum pullus Linn. Diese Conchylie ist kaum halb so groß, als die vorhergehende, hat eine aufgeblasene, schräg gestreifte Schale, und einen breiten ungleichen, aber ausgebreiteten starken Spindelsaum. Sie ist rostfarbig und hat eine weiße Querbinde; es giebt auch Beispiele von röthlicher Farbe, mit zwei Bändern, auch nur mit einem Bande. Man findet sie im Mittelländischen Meere.

Das bucklichte Kufferhörnchen, der Buckel, Buccinum gibbosulum Linn. Die Schale ist ganz glatt und nicht nur stark aufgeblasen, sondern hat auch nach der rechten Seite zu einen Höcker. Die obern Windungen ragen regelmäßig hervor. Der Lippensaum ist breit, und geht

Digitized by Google

bis zur Endspitze der Schnecke hinauf, und eben so läuft auch der breite bucklichte Spindelsaum zur Endspitze. Die Windungen liegen daher bis zur Hälfte in den Saum eingedrückt. Beide Säume sind glatt. An Farbe sind sie schneeweiß, aber auch gefärbt und marmorirt. Man findet sie in dem Mittelländischen Meere, in Ostindien, und in Indien.

Das veränderte Kufferhörnchen, die Afterſturmhaube, Buccinum mutabile Linn. Die Schale dieser Conchylie ist glatt, wird aber bei zunehmendem Alter runzlicht, die Windungen erscheinen sehr verengert, und der Spindelsaum ist nur gewissermaßen ausgebreitet. Die jungen Schalen sind glatt und blaßgelb, und die Windungen sind an dem obern Rande jeder Windung weiß und roth, jedoch sehr bleich. Der Zopf ist schmal oder vorragend, jedoch so, daß die Windungen auf das Deutlichste von einander unterschieden sind, und zwar durch die Länge der Schale; wird sie dagegen alt, so ist sie die Länge herab gerunzelt, grau und undurchsichtig. Der Spindelsaum ist unten ausgebreitet und ziemlich stark.

Das neritenartige Casquet, Buccinum neriteum Linn. Diese Conchylie hat die Größe einer Erbse, die Gestalt einer Nerite, ist fast rund, conver, glatt, abgestumpft und blaßgelb. Im Winkel jeder der Windungen liegt im Einschnitte derselben eine rothe Linie; unten ist sie etwas platt, weiß und bucklicht. Die Mündung ist unten ausgeschnitten, wodurch sie sich von den Neriten unterscheidet. Man findet sie im Mittelländischen Meere. S. auch Th. 54, S. 546.

Ausser diesen hier angeführten Gattungen und Abänderungen der Buccinen, giebt es nun noch mehrere, welche Linné nicht angeführt hat, die aber hier wegen Beschränkung des Raumes übergangen

werden müssen. Man findet sie in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß, 1r Bd., 1783, S. 356 u. f.

Die Walzenschnecke, Volutae; Fr. les Volutes. Ihre mehr oder weniger verlängerte Mündung endiget sich unten in einen breiten Ausschnitt. Die Spindel ist wie gefaltet, das heißt, von einigen starken Vertiefungen spiralumwunden. Das Thier selbst ist ein Bauchfüßler mit zwei Hörnern oder Fühlfäden. Sowohl das Maul, als die Respirationsröhre verlängern sich wie ein Rüssel. Es giebt Walzenschnecken a) mit kurzem und zugerundetem Gewinde, eingentlich bauchigt, die sogenannten Kahnschnecken, die Krünitz, Th. 32, hierher verwiesen hat.

Die Mohrenkrone, Voluta aethiopica; Fr. la Couronne ethiopique. Die Schale dieser Conchilie ist eingebogen oder ausgeschnitten, und bauchigt, der Wirbel ist gekrönt, und mit hohlen Stacheln besetzt, die Endspitze ist warzenförmig, und die Spindellefze hat vier Falten. Es giebt von dieser Gattung mehrere Abänderungen. Ueberhaupt kommen alle Gattungen dieser Schneckenfamilie darin überein, daß sie sehr bauchig sind, eine weite ausgeschweifte Mündung, keine eigentliche Windung, sondern statt derselben eine Warze, und an der Spindel Falten haben, woher sie auch den Namen der Kahnschnecken führen. Die Mohrenkrone ist an ihren Stacheln kenntlich genug. Die Abänderungen sind dem Bau nach viel kurzer und bauchigter, andere länger und schmäler. Bei einigen sind die Dornen vorzuglich lang, bei andern kürzer, auch wohl ganz kurz, manchmal schmäler, manchmal breiter. Der Farbe nach ist solche auf mancherlei Art auf gelblichem Grunde gefleckt und marmorirt, manche haben auch Bänder, die aber unterbrochen sind, und aus

Digitized by Google

einzelnen Würfeln bestehen. Sie werden zum Theil 7 auch wohl 8 Zoll lang, und sind nicht sehr gemein. Man findet sie im Persischen Meere, auf der Insel Key in Asien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc.

Die Neptunskreuzwalze, der Kahn, die Kahnschnecke, der Neptunslöffel, Voluta cymbium Linn; Fr. le Cuiller de Neptune, la Tasse de Neptune. Diese Conchylie ist sehr groß, glatt, bräunlich gelb, die Vereinigung der Windungen bildet einen tiefen Kanal oder eine Art von Graben, welcher sich um das ganze Gewinde dreht. Die Spindel hat zwei große Falten; die Mündung ist sehr weit. Man findet sie in Afrika, auf Senegal, in Guinea, in Curacao, und in dem Spanischen Meere. Sie sind, besonders die marmorirten, nicht selten.

Die Philippinische Kahnschnecke, Voluta olla Linn.; Fr. la Tonne à mammelon. Sie hat eine eingebogene oder ausgeschnittene bauchigte Schale, geglättete Windungen, die sich in eine Warze endigen, und eine mit vier Falten versehene Spindellefze. Schröter sagt, daß man sich bei dieser Conchylie mehr an die Natur, als an Linné halten müsse. Diese Gattung hat mit der vorhergehenden viel gemein, der Unterschied besteht nur: 1) in dem Bau der Schale, welcher ungleich breiter, als an der vorhergehenden ist. 2) In den Windungen, welche da, wo sie anfangen, zwar auch eine Hohlkehle haben, die aber sehr schmal und ungleich tiefer ist; ihr Rand ist auch nicht scharf, sondern mehr abgerundet. 3) In den Falten, indem sie gemeiniglich nur zwei, selten drei Falten haben. Uebrigens sind sie einfarbig, gelblich oder röthlich, oder braun marmorirt. Die Letzteren sind eine große Seltenheit, die Ersteren sind schon gemeiner. Sie

erlangen nur eine mittlere Größe, höchstens von 4 Zoll, und werden auf den Philippinischen Inseln, auf Curacao, auf Senegal, in dem Spanischen Meere, und sonst in Westindien gefunden.

b) Mit etwas spitzig erhabenem Gewinde, das nämlich in eine mehr oder weniger verlängerte Röhre oder Nase ausgeht, also spindelförmig ist.

Das Schnepfchen, Voluta tringa Linn. Die Schale der Schnepfe ist sehr wenig ausgeschnitten, länglich und glatt, die Spindel hat drei Falten, und die Mündungslefze hat inwendig schwache Zähne. Die Schale ist glänzend weiß und braun gewölbt. Man findet sie in dem Mittelländischen Meere.

Das Hörnchen, die Krähe, Voluta corniculata Linn. Die Schale des Hörnchens ist unmerklich eingebogen oder ausgeschnitten, länglich und hornartig, der Zopf ist verlängert, die Spindellefze hat vier Falten, und die Mündungslefze hat weder Saum noch Zähne. Ihre Farbe gleicht durchgängig der Farbe des Horns, jedoch ist auch eine schwarze Abänderung vorhanden, die ganz schwarz ist; die Mündungslefze ist weder aufgeworfen oder verdickt, noch gezahnt. Die Mehrsten dieser Conchyliengattung sind glatt, wenige haben feine Querstreifen; denn hier ist das eine gelbbraun, fast röthlich, das andere gelblich in das Braune spielend geflammt, und das dritte hornfarbig, mit zwei weißen bleichen Querbändern. Man soll sie im Mittelländischen Meere finden; auch in Guinea.

Die Jungfrau, die Mennonitenvolute, Voluta virgo Linn. Die Schale dieser Volute ist nicht eingebogen, oder ausgeschnitten thurmförmig gefalten und quergestreift, die Spindel ist offen und hat drei Falten. Nach Linné ist sie einen Zoll

Digitized by Google

lang, hat ſchwache Falten, ungefähr zwölf Vertiefungen, iſt quergeſtreift, und unten gegittert. Die zehn Windungen haben zwei Bänder, davon das untere weiß, das obere aber roth iſt. Eine rothe Linie trennt die Windungen und auch die Bänder. Der Kunſtverwalter Spengler in Kopenhagen hat dieſes Thierchen entdeckt.

Die rauhe Nadelwalze, die rauhe Bandpenne, Voluta scabricula Linn. Sie iſt eingebogen oder unten ausgeſchnitten, ſpindelförmig, geſtreift und quergerunzelt. Die Spindelſäule hat vier Falten und iſt durchbohrt. Die Mündungslefze aber iſt gekerbt. Die Querreifen ſind braun gefärbt, oft mit der weißen Grundfarbe unterbrochen. Auch hat man Beiſpiele, wo die Rippen auf aſchfarbigem Grunde weiß ſind. Man findet ſie in Oſtindien und auf der Küſte von Tranquebar. Sie wird ungefähr 2 Zoll lang.

Die gerippte Nadelwalze, Voluta rullina Linn. Dieſes Thierchen iſt ſehr unmerklich eingebogen und beinahe gar nicht ausgeſchnitten, ſpindelförmig, mit Querrunzeln verſehen, die Spindelſäule hat vier Falten, und die Mündungslefze Einkerbungen. Sie iſt hin und wieder roth gefleckt. Sie kommt aus Oſtindien.

Der Blutſauger, die Korallenſchnur, das Paternoſter, Voluta sanguisuga Linn.; Fr. le Rosaire; ſ. Th. 108, S. 127. Dieſe Conchylie hat eine ausgeſchnittene ſpindelförmige Schale, die Länge herablaufende zarte Rippen, welche durch Querſtreifen durchſchnitten werden, eine mit vier Falten bewaffnete Spindel, und eine glatte Mündungslefze. Ueber die Mündung hinweg laufen gemeiniglich rothpunktirte Bänder. Die Furchen ſind zuweilen roth gemalt, und andere haben feine braune und weiß abwechſelnde Querbänder; gemei-

niglich haben sie blutrothe Punkte Bandweise über die Windungen laufen, wo gewöhnlich immer zwei Reihen bei einander stehen, jedoch fehlen auch diese Punkte an manchen Beispielen gänzlich. Das Mittelländische Meer, vorzüglich aber Ostindien ist ihr Vaterland.

Die braune Bandnadel, der Neger von der Kaffernküste, Voluta caffra Linn.; Fr. la fausse ou petite Mitre. Diese Nadel hat eine eingebogene oder ausgeschnittene spindelförmige, runde, platte Schale, die Windungen sind gefaltet und gestreift, und die Spindel hat vier Zähne, unter welchen der eine unkenntlich ist. Die Abänderungen dieser Conchylie betreffen theils die Farbe, welche schwarz, violett oder gelb mit weißlichen Bändern gefärbt ist, theils den Bau, der entweder einigermaßen gefalten ist, oder ganz unkenntliche Falten hat. Die Anzahl und Breite der weißen Bänder ist sich nicht gleich, auch setzen die Windungen bald weniger, bald merklicher ab. Die Grundfarbe ist dunkel. Die erste Windung ist zuweilen ganz glatt, zuweilen hat sie einige unmerkliche Falten. Dasselbe muß man auch von den obern Windungen sagen. Sie werden 21/2 Zoll lang und gehen in eine scharfe Spitze aus. Je dunkler ihre Grundfarbe ist, um so schöner nehmen sie sich aus. Man findet sie im Asiatischen Meere. Sie sind nicht gemein.

Die schwarze Bandnadel, der gezahnte Moor, Voluta moria Linn. Die Schale dieser Conchylie ist nur ein wenig gebogen oder ausgeschnitten, spindelförmig, rund und glatt, und ihre Spindel hat drei Falten. Uebrigens ist sie der vorhergehenden ganz ähnlich.

Der Fuchs, Voluta vulpecula Linn. Die Schale dieser Conchylie ist eingebogen oder ausgeschnitten, etwas winklicht, aber ohne Knoten und

Digitized by Google

quergeſtreift, die Spindel hat vier Falten, und die Mündung iſt inwendig geſtreift. Ueberhaupt iſt der Bau dieſes Thürmchens lang und ſchmal, der Rükken und alle Windungen ſind gerippt, welche Rippen aber ganz rund ſind. Die Querſtreifen ſind an der Naſe am ſichtbarſten. Die Farbe iſt fuchsroth oder gelb, heller oder dunkler, einige haben aber dunkle Bänder. Sie wird an 2 Zoll lang und kommt aus Oſtindien.

Die Faltenwalze, das gerippte Thürmchen, Voluta plicaria Linn.; Fr. le Minaret à cotes de vive arrete. Sie hat eine eingebogene, ſpindelförmige gerippte Schale, die Rippen laufen durch alle Windungen hindurch, ſind nach der Naſe zu etwas ſchräg gebogen, oben aber auf allen Windungen etwas knotig. Die Spindel hat vier Falten, die Mündungslefze iſt aber glatt. Der Grund dieſer Conchylie iſt weiß, und die Bänder und Faden, die bald roth, bald violett, bald aſchgrau, bald grün ſind, laufen über die Schale und machen dieſe nicht ſeltene Schnecke zu einer der ſchönſten. Sie werden über 2 Zoll lang, kommen aus Oſtindien, und werden auf den Molukken und auf den Nicobriſchen Eylanden gefunden.

Der braungefleckte Mönch, die brandige Pabſtkrone, die Baſtartmütze, Voluta pertusa Linn.; Fr. la Thiare batarde. Dieſe Volute hat eine ausgeſchnittene, ſpindelförmige, geſtreifte, und mit ſtumpfen Punkten oder Körnchen beſetzte Schale, eine gezahnte Mündungslefze und eine mit fünf Falten beſetzte Spindel. Auf braunem Gewinde laufen dunkle gelbbraune Streifen die Länge herab. Sie wird 3 Zoll lang, kommt aus Oſtindien und wird unter die ſeltenen Conchylien gezählt. Einige Schriftſteller belegen eine ganz andere Conchylie mit dem Namen Voluta pertusa

welches aber der sogenannte Cardinalshut, Fr. la Cardinale ist. Die Schale ist bei dieser Conchylie ungleich breiter, bauchigter und abgestumpfter, als die vorhergehende. Sie ist durchgängig mit feinen Querstreifen versehen, auf welchem man kleine punktirte Löcherchen gewahrt; also nicht Voluta pertusa, und diese drei Stücken unterscheiden sie von der Bischofsmütze. Auf weißem Grunde gewahrt man braunrothe Flecken, die mehrentheils viereckig sind, in ordentlichen Reihen liegen, sie haben aber keine Flammen.

Die Bischofsmütze, Voluta mitra episcopalis Linn.; Fr. la Thiare episcopale. Sie ist lang und schmal, hat eine eingebogene, spindelförmige, glatte Schale, eine fein gezähnte Mündungslefze und vier Zähne auf der Spindelsäule. Die zwei ersten Mündungen sind glatt, die folgende zart in die Quere gestreift. Unter einer schmutzig gelben Oberhaut liegen auf weißem Grunde in regelmäßigen Reihen rothe, seltener gelbe, mehrentheils viereckigte Flecken von verschiedener Größe, die nicht selten zusammengeflossen sind. Sie wird an 5 Zoll lang, ist gemein, und wird in Ostindien gefunden.

Die Pabstkrone, Voluta mitra papalis Linn.; Fr. la Couronne Papale. Nach Linné soll diese Conchylie nur eine Abänderung der vorigen seyn; allein andere Conchyliologen halten sie für eine besondere Gattung. Sie hat mit der Bischofsmütze einerlei länglichen Bau, einerlei Umriß der Mundung, auch vier Falten, und eine gefleckte Schale; allein die Schale ist 1) gestreift, und von der zweiten Windung an gar mit kleinen Löchern getippelt; 2) hat sie stark absetzende Windungen und diese Windungen sind 3) gekront, oder am Fuße derselben mit Stacheln versehen, und 4) haben die rothen oder rothgelben Flecken nicht einerlei Form, liegen auch nicht in der strengsten Ordnung, und

Digitized by Google

viel häufiger, als bei der Bischoffsmütze bei einander. Sie wird 5 Zoll lang, und wird auf der Molukkischen Insel Cerum an den Ufern gefangen. — Eine Abänderung der Pabstkrone ist weit kleiner und hat einen längeren und schmäleren Bau, nur vier Falten, wovon die erste so unmerklich ist, daß man sagen könnte, sie hätte deren nur drei, häufigere Zacken auf den Windungen und größere, mehr zusammengeflossene Flecken. Sie wird in Batavia in Ostindien gefunden. Cüvier bringt die Bischofsmütze und die Pabstkrone unter eine besondere Abtheilung: mit ganz gethürmtem Gewinde.

Die Musikschnecke, die Notenwalzenschnecke, die Notenschnecke, Voluta musica Linn.; Fr. la Musique; s. Th. 98, S. 642. Sie hat eine gesäumte spindelförmige Schale, mit stumpfen Zacken versehenen Windungen, eine mit acht Falten versehene Spindel, und eine glatte, etwas dicke Mündungslefze. Ihre Flecken sind mit längslaufenden gelben Linien und von eckigen schwarzen Flecken bezeichnet, welche der Schnecke einige Aehnlichkeit mit einem Notenblatte geben. Die Spindel hat acht Falten. Man hat von dieser Conchylie mehrere Abänderungen. So hat man eine kleinere Art, welche einen kurzen gedrungenen Bau, und starke Zacken oder Knoten fast am Ende jeder Windung hat, und bauchigt, aber gar nicht spindelförmig ist; auch ist der Saum sehr klein, und sie hat nicht durchgängig acht Falten oder Zähne, sondern einige haben neun, andere zehn, noch andere eilf und sogar zwölf Falten. Man hat ferner eine Abänderung die länger und winklich spindelförmig ist, und kürzere und stumpfe Zacken hat. Beide unterscheiden sich auch durch die Anzahl der Linien und durch die größeren und kleineren Punkte. Die grüne Musikschnecke, welche selten ist, hat den Bau der

langen Notenschnecke, aber eine andere Zeichnung; denn man gewahrt auf olivenfarbigem Grunde fünf bis acht weiße Querbänder, und auf dem ganzen Rücken und allen Windungen braunrothe Punkte. Man fängt die Notenwalzen- oder Musikschnecken häufig in Jamaika, auf Barbados und den Antillen.

Der Fledermausflügel, die Fledermaus, Voluta vespertilio Linn.; Fr. la Chauve-Souris. Diese Conchylien erscheinen bald kürzer und bauchigter, bald gestreckter. Die Ersteren haben viel längere und schärfere Zacken, als die Letzteren; bei allen gewahrt man aber eine Reihe von Zacken, die sich von der dritten Windung an in Knötchens verwandeln, die bis zur Endspitze fortgehen. Die Spindel hat vier Falten und die Mündungslefze ist glatt. Auf einem weißen, schmutzig gelben oder gelblich röthlichen Grunde sieht man dunkelbraune oder braunrothe Winkelzüge mit untermischten häufigeren oder sparsameren Flecken, die den Flügeln der Fledermäuse gleichen sollen. Man hat sie bis zu 6 Zoll, am häufigsten aber kleiner, etwa zu 3 Zoll. Man findet sie in beiden Indien, besonders auf Amboina in Ostindien.

Die wilde Musik- oder Notenschnecke, die Hebräische Notenschnecke, Voluta hebraea Linn.; Fr. la Musique sauvage ou batarde, l'Hebraique. Diese Conchylie hat mit den vorigen Fledermäusen eine große Aehnlichkeit, nur ist ihr Bau länger, als an den scharfgezackten Fledermäusen, und spitziger und größer, als an den kurzgezackten, sonst stehen diese Zacken ebenfalls nur auf den großen beiden Windungen, und verwandeln sich auf den folgenden in bloße Knoten. Die Windungen ragen spitziger hervor. Die Zeichnungen bestehen in braunrothen helleren oder dunkleren Querlinien, die eine gerade Richtung haben, aber oft unterbro-

Digitized by Google

chen sind, und bisweilen wie Bänder erscheinen. Sie werden durch einzelne senkrechte Linien und Flammen unterbrochen. Sie erreichen eine Größe von 6 Zoll, und werden in Ostindien und in Amerika auf Jamaika gefunden.

Der zweite Morgenstern, die gezackten Schweitzerhosen, Voluta turbinellus Linn.; Fr. la grosse Culotte de Suisse. Der Bau dieser Conchylie ist kurz, die erste Windung ist vorzüglich breit, und unten läuft sie schnell schmal zu. Ueber diese Windungen hinweg laufen einige vier oder fünf Reihen Dornen, und zwischen ihnen im Mittelpunkte drei Reihen Knoten, die aber sehr schwach und kaum kenntlich sind. Die oberste Reihe hat die längsten Dornen, die über 1/4 Zoll lang, dagegen etwas gebogen, oben aber stumpf sind. Die obern fünf Windungen bilden eine stumpfe Pyramide, die aus unmerklichen Zacken besteht. Auf weißem Grunde gewahrt man hell oder dunkelbraune, breite und schmale Bänder. Die Zacken sind oben braun. Sie erreichen eine Größe von 3 Zoll und werden auf Amboina, oder im Asiatischen Meere bei Nussanna gefunden, und sind nicht sehr gemein.

Die weiße Schweitzerhose, die Vase, Voluta capitellum Linn.; Fr. l'Aigrette, l'Urne epineuse, ou la Culotte de Suisse blanche. Die Vase ist oval, sie hat Runzeln und Knoten, und ihre Spindel hat vier Falten. Ueber den Leib und über die fünf Windungen des Wirbels laufen dicke und starke Rippen horizontal herunter, die durch viele schwächere Querrippen, die aber noch immer stark genug sind, durchschnitten werden, woraus ganz natürliche Runzeln und Knoten entstehen. An jungen Beispielen kann man auch Zacken wahrnehmen, die bei älteren Beispielen nach und nach verwachsen, und sich in Knoten verwandeln. Die Schale dieser Con-

chylie ist dick und schwer, entweder ganz weiß, oder mit braunen Bändern umgeben. Schröter's größtes Beispeil war 23/4 Zoll lang. Man findet sie im Indischen Meere, auch auf Jamaika.

Der Lucifer, der erste Morgenstern, Voluta ceramica Linn.; Fr. la Chausse-Trappe, l'Etoile de matin. Die eyförmige Schale geht in eine scharfe Spitze aus, hat gebogene Dornen, und an der Spindellefze fünf eben nicht zu deutliche Falten oder Zähne. Die schwere Schale ist durchgängig mit Zacken oder Knoten besetzt, auf der ersten Windung sind vier Zackenreihen, davon die oberste die längsten Zacken hat, die, wie die übrigen, nicht ganz verschlossen sind. An der zweiten Windung sieht man noch eine Zackenreihe, an den obern Windungen gewahrt man nur bloße Knoten. Diese Conchylie hat auf weißem Grunde braune Striche und Flecken, besonders an den Zacken und Knoten. Sie ist nicht gemein, und wird auf der Insel Ceram und auf der Küste Koromandel gefunden.

Die Birne, das Opferhorn, der Sjanko, Voluta pyrum Linn.; Fr. le Sjanco blanc. Der Bau dieser Conchylie ist etwas eyförmig und einigermaßen geschwänzt. Die Windungen des Wirbels sind gestreift, die Endspitze ragt hervor, und ist ganz glatt, und die Spindelsäule hat drei Falten. Ueberhaupt hat die Schale einen birnförmigen Bau, ist wellenförmig gestreift, und mit blassen braunen Punkten bezeichnet. Sie werden über 7 Zoll lang und fallen auf Ceylon und Tranquebar. Man hat davon eine Abänderung, welche die gefleckte Birne genannt wird; Fr. la Poire pointillée. Sie hat ganz den Bau des Opferhorns; allein sie ist ungleich kleiner, hat keinen so scharfen Rand auf der ersten Windung; ihr Zopf ist lang, ragt weit hervor, ist aber auch stumpf, jedoch weniger gekrönt.

Digitized by Google

Die Naſe iſt etwas gebogen, die Streifen ſind ſtärker, und der ganze Leib iſt braun gefleckt, und hat auch einige ſenkrechte Flammen. Man findet ſie auch auf Tranquebar.

Das Lappländiſche Lapphorn, Voluta lapponica Linn.; Fr. l'Ailée Lapponne. Der Bau der Schale iſt länglich eyförmig, und daher nicht zu bauchigt, unten iſt ſie ausgeſchnitten, oben ragt ſie aber ſpitzig hervor. Die ganze Schale iſt glatt, die Spindellefze aber, die ein dunkleres übergeſchlagenes Blatt hat, iſt mit fünf Zähnen bewaffnet. Der Grund der Schale iſt gelblich, mehr oder weniger weiß, und man gewahrt auf einigen häufigere braune dunklere oder hellere Punkte, auf andern zarte längere oder kürzere Striche, die bei einigen gerade Linien, bei andern aber geſchlängelte Flammen bilden; die letzteren ſind die ſeltenſten. Sie kommen aus Oſt- und Weſtindien, werden aber auch auf Tranquebar und auf den Holländiſchen Inſeln gefunden.

c) Mit keinem Einſchnitt in der Mundöffnung, ſondern mit einem ganzen Umriß.

Das Midasohr, Voluta Auris Midae Linn.; Fr. l'Oreille de Midas. Nach Linné ſind dieſe und die folgende Conchylie Mittelgattungen unter Bulla und Helix. Sie hat einen länglich ovalen verengerten Bau, einen gerunzelten Zopf, und eine mit zwei Zähnen bewaffnete Spindellefze. Die Schale iſt ſtark, gerunzelt oder geſtreift, beſonders an den obern Windungen, die man aber der Querſtreifen wegen lieber gegittert nennen ſollte. Die Farbe unverletzter Beiſpiele iſt bis zur Endſpitze braun. Sie werden über 4 Zoll lang. Man findet ſie in den moraſtigen Wäldern von Ceram, oder auch in den moraſtigen Flüſſen. Sie gehört daher nicht unter die Seeſchnecken.

Das Judasohr, das dreizähnigte Midasohr, Voluta auris Judae Linn.; Fr. Oreille de Judas. Diese Conchylie hat einen länglichen gedrengten oder verengten Bau, keine gerunzelte Windungen, und eine mit drei Zähnen bewaffnete Spindellefze. Nach Linné ist es mit dem vorhergehenden sehr nahe verwandt; der Bau ist auch dem vorigen ganz gleich, nur ist er schmäler, länglicher und wird nicht so groß. Die Farbe ist braun, weiß oder braun geflammt. Der Fundort ist derselbe, wie bei der vorigen.

Die Drechselwalze, Voluta tornatilis Linn. Diese Conchylie hat einen verengerten ovalen Bau, feine Streifen, hervorragende, etwas spitzig zulaufende Windungen, und nur einen Zahn an der Spindellefze. Die Schale ist röthlich mit weißen Bändern. Diese eben angeführte Conchylie des Linné ist den andern Conchyliologen gänzlich unbekannt.

Die Dickschale, Voluta solidiuscula Linn. Diese Conchylie ist verengert, länglichrund, undurchsichtig und gestreift; die Windungen ragen etwas spitzig hervor, und die Spindellefze ist stumpf oder dunkel gezahnt. Auch diese Conchylie wird unbestimmt beschrieben. Nach Müller soll sie zwei stumpfe Zähne haben.

Die Bleywalze, Voluta lividia Linn. Diese Conchylie hat einen verengerten oder gedrängten eyförmig cylindrischen Bau, etwas hervorragende stumpfe Windungen, und eine mit fünf Falten versehene Spindellefze. Die Farbe ist schwärzlich oder bleyfarbig, und besitze blasse unkenntliche Querbinden, welche über die Schale hinweglaufen. Der Bau nähert sich sehr den eigentlichen Cylindern, nur daß der Körper bauchigter und der Wirbel stumpfer ist. Dieser Bau, die Wirbel, die fünf Zähne und

Digitized by Google

die dunklen Querbinden unterscheiden sie hinlänglich von Voluta persicula. Das Vaterland ist Afrika. Ihre Größe ist nicht viel über 1 Zoll.

Die Caffeebohne, Voluta Coffea Linn. Sie hat einen gedrängten Bau, ist glatt, die Windungen ragen stumpf hervor, und die Mundöffnung ist auf beiden Seiten gezahnt. Die Farbe fällt aus dem Schwarzen ins Bläuliche oder Bleyfarbige. Dem Bau nach kommt sie den Kegeln nahe, nur die oben verengerte Mundöffnung unterscheidet sie hinlänglich von den Kegeln.

d) Mit einem cylindrischen oder cylinderähnlichen Bau, und unten ausgeschnitten. Cüvier hat diese Gattung unter dem Namen Olivenschnecken, Olivae; Fr. les Olives, davon getrennt.

Die Porphyrwalze, das Türkische Lager, Voluta porphyria Linn.; Fr. la Porphyre marbrée, l'Olive de Porto. Diese Conchylie hat eine ausgeschnittene cylindrische glatte Schale, die Zeichnungen der Windungen sind unten nicht sichtbar, sondern wie ausgelöscht, die Mündungslefze ist im Mittelpunkte eingebogen, und die Spindellefze ist mit schrägen Querstreifen versehen. Die Schale ist wohl viermal so groß, als die der unten folgenden Olivenwalze, und hat auf röthlichem oder blaßbräunlichgelbem Grunde Zickzackfiguren, welche den Zelten eines Lagers gleichen. Sie erreicht eine Länge von fünf Zoll, auch darüber. — Eine Abänderung davon ist die bandirte Porphyrwalze, Fr. la Moirée fasciée, l'Olive satinée à bandes. Sie hat fast ganz den Bau der vorhergehenden. Der Zopf ist kürzer, die Windung des Zopfes ist stark übergeschlagen und hat einen scharfen Rand; die Windungen sind auf weißlichem Grunde geflammt. Die Zickzackfiguren sind auf weißem und bläulichem

Grunde dunkelbraun, unregelmäßiger, dunkler, häufiger oder sparsamer vorhanden, und bilden nur hin und wieder Triangel. Die Schwüle der Nase ist auf weißem Grunde braun geflammt, die Zähne sind nur auf weißem Grunde weiß, und die Mündungslefze ist viel stärker eingebogen. Ueber den Rücken laufen zwei auch drei dunkle Querbänder. Diese Abänderung erlangt zwar auch eine ziemliche Größe, jedoch kommt sie der vorigen an Größe nicht gleich. Das Vaterland ist nicht angegeben.

Die Olive, die Olivenwalze, die Dattel, Voluta Oliva Linn.; Fr. l'Olive, la Datte. Diese Conchylie hat eine ausgeschnittene cylindrische glatte Schale, der Anfang des Wirbels ist zurückgeschlagen oder er ragt merklich in die Höhe, und die Spindellippe hat schräge Querstreifen. Diese Gattung, die man an ihrem übergeschlagenen Rande oben am Wirbel sehr leicht kennt, hat in Rücksicht auf die Farbenmischung unzählige Abänderungen; die Buchstabendattel zieht man aber allen übrigen vor. Martini hat diese Abänderungen am besten aus einander gesetzt, obgleich es unmöglich ist alle Abänderungen dieser Gattung anzugeben. Unter die Oliven gehört:

1) Die Mohrin, die schwarze Dattel, Fr. l'Olive noire. Sie hat das Kennzeichen der Olive, aber eine schwarzbraune dunklere oder hellere Farbe, welche der ganzen Schale eigen ist; nur ein kleiner Theil der Nasenschwüle, die Spindellefze und die Mündung sind weiß, der übergeschlagene Saum des Wirbels ist aber von Aussen und von Innen grau.

2) Die braune Dattel mit Banden. Fr. l'Olive brune fasciée. Ihre Farbe ist viel heller als an den vorhergehenden, und ist Bandweise mit schwarzen viereckigen Flecken und senkrecht laufenden Adern oder Strichen geziert. Sie fällt auf Honimoa und ist selten. Man muß von dieser Gattung

Digitized by Google

diejenigen unterscheiden, welche dunklere Querlinien über den Rücken haben. Nach Schröter sollen diese unter die seltenen Eichenholzdatteln gehören.

3) Die braune Dattel, Fr. l'Olive brune. Sie haben ganz den Bau wie Nr. a und b, und sind gemeinere Abänderungen von der vorhergehenden. Ihre Farbe ist hellbraun oder vielmehr braungelb, und sie haben größtentheils senkrechte Streifen, auch wohl auf braunem Grunde grüne und gelbe Schattirungen.

4) Die dicke milchfarbige Dattel mit olivenfarbigen Punkten und braunen Buchstaben. Sie wird höchstens 2 Zoll lang, ist vorzüglich kurz und gedrungen gebaut, auf weißem oder gelblichem Grunde gewahrt man dunkle Flecken und braune Winkelzüge, die oft Buchstaben gleichen. Hin und wieder sind auch schwarzbläuliche Flecken zu sehen, die gerade nicht in der besten Ordnung daliegen. Inwendig ist die Schale weiß.

5) Die bandirte Netznadel. Sie wird nicht leicht 2 Zoll lang, der Wirbel hat stark ausgekehlte Windungen, auf weißem Grunde sieht man nicht nur dunkle Wolken, sondern auch braune Winkelzüge, die einem Netze gleichen. Dunklere Bänder laufen über die Schale hinweg, die sehr oft, besonders ihre Bänder, stark in das Grüne spielt. Sie ist gemein.

6) Das Prinzenbegräbniß, Fr. les Funérailles de Prince, l'Olive à funérailles. Das Eigene dieser Abänderung besteht in einigen mehr oder weniger Querbändern, zwischen welchen einige dunklere irregulaire Flecken und Züge gesehen werden, welche eine Trauerprozession vorstellen sollen. Sie haben ausserdem vorzüglich flache Windungen, sonst aber verschiedene Farben. Gemeiniglich haben

sie einen gelblichen olivenfarbigen Grund; seltener sind sie mit rothbraunen Winkelzügen, und noch seltener die olivenfarbigen braunen mit breiten schwarzen Wellen besetzt. Die Prinzenbegräbnisse gehören nicht unter die gemeinsten Cylinder und werden seltener groß, als klein gefunden.

7) Die kleine Buchstabendattel, das Glimmerchen mit rothbraunen Buchstaben. Sie hat auf weißem Grunde oben ein gesleckes Band, woraus die Einbildung Buchstaben macht. Dieses wären nun die vorzüglichsten oder vielmehr die schon von älteren Schriftstellern als vorzüglich herausgehobenen Abänderungen. Die übrige große Zahl kann hier nicht angeführt werden.

Das Glimmerchen, die glühende Kohle, Voluta ispidula Linn, Mica; Fr. le Mica. Die Glimmerchen haben eine ausgeschnittene cylindrische glatte Schale, hervorragende Windungen, einen einfachen Rand, und eine schräg gestreifte Spindellefze. Die mehrsten dieser Gattung sind inwendig braun, heller oder dunkler. Manche haben auf einem weißen Grunde bloße Tüpfelchen, andere ein oder zwei Bänder von verschiedenen Farben, andere sind gewölkt oder marmorirt, reicher oder sparsamer, manche bloß gefleckt. Sie gehören unter die schönsten, aber auch unter die gemeinsten Cylinder, deren gewöhnliche Länge einen guten Zoll beträgt. — Eine Abänderung davon sind die sogenannten blauen Tropfen, welche vorzüglich stark ausgekehlte Windungen haben, und auf weißlichem Grunde entweder ochergelb besprengt und mit einzelnen schwärzlichen Flecken von mancherlei Figuren betüpfelt sind, oder sie haben auf solchem Grunde unregelmäßige weiße pyramidenförmige Flecken, welche bläulich hindurch schimmern. Die Mündung ist röthlich oder roth,

Digitized by Google

zuweilen überaus feurig. Sie werden nicht leicht über 2 Zoll, und fallen in Oſtindien.

e) Eyförmig oder länglich oval, mit einem Einſchnitte an beiden Enden der Mündung, und ausgeſchnitten.

Das Schweinchen, Voluta dactylus Linn. Dieſe Volute iſt länglichrund, hat auf glattem Grunde kreuzweis Querſtreifen liegen, eine ſtumpfe Endſpitze, und eine mit ſechs Falten bewaffnete Spindelleſze. Die Schale iſt weiß und roth gemiſcht, die Mündung hat flache, faſt unmerkliche Kerben, und die Falten der Spindel ſind überaus platt. Auf dem Rücken ſieht man ſtarke, mehrentheils rothpunktirte Querſtreifen, welche von unmerklichen einzelnen, die Länge herablaufenden Streifen durchſchnitten werden. Dieſe Volute wird nach Linné in Indien, nach Liſter aber in Bengalen in Oſtindien gefunden.

Das Hirſenkorn, Voluta miliaria Linn. Es iſt ſchwach, oder unmerklich gebogen, oder ausgeſchnitten, länglich rund, die Windungen ſind kaum merklich und gelb eingefaßt, und die Spindelleſze iſt mit ſchrägen Querſtreifen verſehen. Man findet ſie ſehr häufig im Mittelländiſchen Meere. Eine Abänderung, die Schröter beſitzt, iſt honiggelb gefärbt und ihre Schale iſt ſehr dünn und durchſichtig.

Der kleine Kornelkirſchkern, das Waadat der Araber, Voluta monilis Linn. Die Indianer bedienen ſich dieſer kleinen Conchylie um mancherlei Zierrathen davon zu bereiten. Die Mündungslippe iſt etwas hervorſtehend, die Mündung für eine Schale, die nicht 1/2 Zoll lang iſt, ziemlich weit; kaum daß man an der Mündung eine Lippe, und an der Naſe eine Schwiele, unten und oben aber einen Ausſchnitt bemerkt. Die Spindel hat vier bis fünf ſchräge Falten, die zwar ſcharf, aber ſo

fein sind, daß man sie Streifen nennen kann. Sie gehört in China zu Hause. Siehe auch Th. 46, S. 210.

Die Kornelkirsche, Voluta persicula Linn. S. Th. 46, S. 208. Sie hat eine eingebogene oder ausgeschnittene eyförmige oder glatte Schale, eingedrückte nabelförmige Windungen, sieben Falten auf der Spindellefze, und einen gekerbten Mündungssaum. Nach Schröter wird die Schale nicht leicht über 1 Zoll lang, ist aber völlig eyförmig, ganz glatt und verschieden gezeichnet. Der Rand der Mündung ist von aussen schmal, nicht zu sehr aufgeworfen, aber durch einen Einschnitt von den Rücken getrennt; inwendig ist er breiter, etwas übergeschlagen, und gezähnelt oder gekerbt. Es giebt davon eigentlich vier Abänderungen.

1) Die rothpunktirte Kornelkirsche, s. Th. 46, S. 210, Nr. 4.

2) Die einfarbige weiße oder bläuliche Kornelkirsche, s. daselbst, S. 209, Nr. 1.

3) Die Kornelkirsche mit rothen Querbändern, s. daselbst.

4) Die röthliche Kornelkirsche, mit weißen Tropfen und gelb gefleckten Saume, s. daselbst.

Die bleiche Gurke, Voluta pallida Linn. Diese Conchylie übersteigt nicht leicht die Größe eines halben Zolles; sie ist oval, aber länglich und schmal, schmutzig weiß oder bleich. Die Windungen ragen hervor, hängen aber so dichte zusammen, daß man sie kaum unterscheiden kann. Die vier Zähne sind scharf. Eine Abänderung hat eine feine durchsichtige, bald weiße, bald wachsfarbige Schale, und die schiefe Mündungslefze ist ein wenig ausgeschnitten.

Die gefaltene Gurke, die Bohne, Voluta faba Linn.; Fr. le Concombre plié. Der Bau

Digitized by Google

der Schale ist lang und schmal, länger und schmäler, als an der folgenden, und oben am Rande der ersten und an der zweiten Windung gewahrt man schwache Falten, welche auf der ersten Windung fast selbst nicht zu bemerken sind. Der Wirbel ragt spitzig hervor, und auf dem weißgrauen, aber glänzenden Rücken, sieht man schwarze Punkte in regelmäßigen Reihen häufiger oder sparsamer bis zum Wirbel hinauf laufen. Sie erlangen höchstens die Länge eines Zolls, und werden in dem Afrikanischen Meere eben nicht häufig gefunden.

Die Gurke, die glatte Gurke, Voluta glabella Linn.; Fr. la Prune, le Concombre. Die Schale dieser Gurke ist durch nichts, weder durch Falten, oder durch Streifen, oder durch Linnen, oder durch sonst etwas unterbrochen; sie ist glatt, und auch ihre Windungen sind geglättet. Die Spindel hat vier Falten, die Mündungslippe ist aufgeblasen, gesaumt und gezähnelt. Unten ist sie kaum merklich ausgeschnitten, sonderu mit einem dicken Saume versehen. Es giebt aber auch Beispiele, deren Mündungslefze keine Zähne hat. Die eyförmige Schale ist gegen das Ende der ersten Windung bald mehr, bald weniger gewölbt, und hat bis zur zweiten Windung eine merkliche Vertiefung. Einige sind mehr, andere weniger oval, die fünf bis sechs Windungen ragen mehr oder weniger hervor, und gehen zuweilen in eine scharfe, zuweilen in eine stumpfe Spitze aus; alle Windungen stoßen aber so dicht an einander, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann, obgleich sie im Mittelpunkte ein wenig gewölbt sind. Diese Gurken erscheinen in vielen Abänderungen. Einige haben an der Mündungslefze keine Zähne, andere nur schwache, andere weit stärkere Einkerbungen. Einige erreichen kaum die Größe eines Zolles, andere werden wohl 2 Zoll lang,

und diese unterscheiden sich auch durch die Farbe. Einige sind einfärbig, weiß, grau, bräunlich, röthlich, andere sind gestreift, geflammt, mit Zickzacklinien versehen, gewässert, mit weißen Augen versehen ꝛc. Man findet sie in den Afrikanischen Meeren, in Brasilien, auf Barbados und Gorea häufig.

Der Batavische Bauerjunge, der Rost, Voluta reticulata Linn.; Fr. le Paysan Batave, s. Th. 127, S. 382.

Das brütende Täubchen, Voluta mercatoria Linn.; Fr. le Pigeonneau couvan. Nach Linné ist diese Conchylie dem punktirten Olivenkern sehr ähnlich, von dem sie sich nur dadurch unterscheidet, daß sie eine stärkere Schale, einen kürzeren Bau, und eine feinere weiß und braun gewölkte Farbe, öfters auch ein braunes unterbrochenes Band hat, vorzüglich unterscheiden es die Querstreifen, welche erhaben und gewissermaßen knotig sind. Die ovale Schale ist etwas breit, und die Mündungslefze, welche in ihrem Mittelpunkte erhaben ist, ragt etwas hervor. Die Windungen setzen deutlich ab und bilden eine etwas stumpfe Spitze. Hinter den feinen Zähnen der Spindel, wird man noch zwei Zähne gewahr, die aber inwendig an der Spindel nur eine einzige Falte bilden. Sie sind einfarbig, weiß oder gelb, oder auf mancherlei Art gefleckt, gewölkt, gestreift, braunröthlich, gelb auf weißem Grunde. Sie werden ungefähr 3/4 Zoll lang, und im Mittelländischen Meere, auf Gorea, Jamaika und Guinea häufig gefunden.

Der gesprengte, marmorirte oder punktirte Olivenkern, Voluta rustica Linn.; Fr. le Noyau d'Olive. Diese Conchylie unterscheidet sich von der vorhergehenden nur dadurch, daß sie nicht gestreift ist, sie kommt aber darin mit jener überein, daß ihre Spindel etwas platt, daß sie auf

Digitized by Google

beiden Seiten gezahnt, und daß die Mündungslefze im Mittelpunkte erhöht ist. Sie zeigt sich in vielen Farben-Veränderungen, die aber nicht so lebhaft sind. Sie sind einfarbig roth oder gelb, oder mehrfarbig, mehrentheils aber auf weißem Grunde braun, braunroth, braungelb, gefleckt, gestreift, gewölkt, marmorirt ꝛc. Ihr Bau ist schwächer, ihre Spitze hervorragender, sonst sind sie in der Größe, so wie in allem Uebrigen der vorigen ähnlich. Man findet sie in dem Mittelländischen und Afrikanischen Meeren, auf Gorea, Barbados und Guinea.

Das Bettelweib, der Thurm des Armenhauses, Voluta paupercula Linn. Der Bau dieser Conchylie ist den beiden vorhergehenden gleich, nur ist die Farbe schwarzbraun, mit weißen, die Länge herab etwas gebogenen Strahlen oder Linien. Diese Conchylien sind selten, und werden im Mittelländischen Meere, auch auf den Nikobarischen Eylanden gefunden.

Der Bettler, das trauernde Täubchen, Voluta mendicaria Linn. Die Schale dieser Conchylie hat die Größe einer Bohne, ist schwarz und etwas rauh oder uneben; der Bauch hat drei gelbe Binden, über die etwas knotige Windungen aber läuft nur eine einzige gelbe Linie fort; weder die Spindel, noch die Mündungslefze sind gezahnt. Man findet sie in Asien und in dem Indischen und Mittelländischen Meere. Sie sind nicht gemein.

Die gegitterte Volute, die netzförmige Faltenschnecke, Voluta cancellata Linn. Die Schale hat keine Einkerbungen oder Ausschnitte, ist eyförmig, gefalten und gegittert. Sie hat die Größe einer Haselnuß, hat Runzeln, welche die Länge herablaufen, und Querstreifen, welche erhöhet und scharf sind. Auf weißem Grunde laufen über

den Rücken zwei braune Bänder. Man findet sie in dem Afrikanischen Meere und auf Senegal.

Porzellanschnecken, Cypraeae; Fr. les Porcelaines; s. Porzellane, Th. 115, S. 568 u. f.

Tutenschnecken, Kegel, Voluten, Coni Linn., Cochleae concideae; Fr. les Cornets, les Volutes. Das Gewinde dieser Conchylien ist flach, die Mündung ganz Linienartig, enge und ohne Zähne. Die Windungen ziehen sich nach unten zusammen, so daß die ganze Schale einem Kegel gleicht, dessen Grundfläche das Gewinde bildet. Das Thier hat zwei Fühlfäden, an welchen nahe am Ende die Augen sitzen. Seine Luftröhre ist röhrenartig und der Mantel sehr schmal. An dem hintern Theile des Fußes ist unten ein kleiner runder Deckel. Die Tutenschnecken werden wegen ihres Glanzes und ihrer bunten Farben geschätzt, und sind sehr zahlreich. Man theilt sie in:

a) Tutenschnecken mit kegelförmigem gekrümmtem Gewinde, das heißt, an welchem die Windungen gegen die Spitze hin mit Höckern besetzt sind.

Die Harztutenschnecke, das Harzhorn, das Ringhorn, das Marmorhorn, Conus marmoratus oder marmoreus Linn.; Fr. le Damier, le Tigre, le Leopard. Sie ist groß, glatt, mit braunem Grunde, und großen, dicht stehenden, dreieckigen weißen Flecken. Das Vaterland die Molukken. Die Abänderungen dieser gar nicht seltenen Tute betreffen die Farben. Als eine besondere Abänderung sieht man den sogenannten Schout bei Nacht an, der auch der Contreadmiral, Fr. le Contre Admiral genannt wird. Er unterscheidet sich nur dadurch, daß er wenig weiße Flecken hat, die zum Theil wie Bänder über die Schale hin-

Digitized by Google

weglaufen. Die Grundfarbe, die gemeiniglich braun ist, macht den größten Theil dieser seltenen Conchylie aus.

Die Reichskrone, das Kronenhorn, Conus imperialis Linn.; Fr. la Couronne imperiale. Diese Conchylie erlangt eine ansehnliche Größe. Die Bänder und die einzelnen ordentlich laufenden, aber allenthalben unterbrochenen stärkeren und schwächeren Linien, welche auf weißem Grunde braun sind, erhöhen die Schönheit dieser Schnecke. Der Wirbel ist fast ganz flach, stärker oder schwächer ausgezackt, und mit braunen Flammen auf weißem Grunde geschmückt. Wenn der Wirbel schwächer gezackt, die Bänder mehr unterbrochen, und die unterbrochenen Linien unregelmäßig sind, so heißt die Schnecke die Reichskrone vom zweiten Range.

Die Buchstabentute, der weiße oder hellrothe Tiger, das ABC Buch, Conus litteratus Linn., Tigris alba, Pardus; Fr. la Tigrée, le Tigre, le Damier. Sie hat einen conischen Bau und auf weißem Grunde braune Punkte. Schröter sagt, daß man diese Tute nicht sehr vom Conus betulinus und vom Conus glaucus unterscheiden kann, und hält daher alle drei für bloße Spielarten. Die Abänderungen betreffen 1) den Wirbel, welcher geflammt, an manchen Beispielen ganz flach und ausgekehlt, an andern mehr erhaben ist, und gewölbte Windungen hat. Die letzteren haben gemeiniglich sparsamere Flecken, als die erstern. 2) Die Beschaffenheit der Flecken. 3) Haben auch einige mehr oder weniger, breitere oder schmälere gelbe Bänder, die zuweilen blaß gelb, zuweilen mit braunen oder braungelben Flecken, die ebenfalls regelmäßig laufen, geschmückt sind.

Der General, das ächte Spitzen- oder Klöppelkissen, die geflammte Bandtute, Conus generalis Linn., Voluta flammis insignita; Fr. la Flamboyante. Dieser Kegel ist conisch aber schmal, der Wirbel ist glatt und uneben, und die Windungen sind durch einen Einschnitt von einander getrennt. Der Grund ist auf mancherlei Art gefärbt, und darüber gehen mehr oder weniger breitere oder schmälere weiße Bänder, die durch anders gefärbte Flammen häufiger oder sparsamer unterbrochen werden. Die Abänderungen betreffen: 1) den Bau, der an manchen Beispielen vorzüglich schmal ist. 2) Die Anzahl der Bänder, die von zwei bis auf vier gehen. 3) Die Farbe, die entweder Kaffeebraun, oder orangenfarbig, oder braungelb oder gelb ist. 4) Wenn man die Veränderungen der Flammen, Striche, Wolken, Punkte ꝛc. in Anschlag bringen wollte, so würden die Abänderungen dieser nicht gemeinen Conchylie ins Unendliche fallen.

Die Mennonitentute, die Jungfrau, und wenn ihre Nase blau, die Grundfarbe aber weiß ist, das Wachslicht, das Kerzchen, Conus virgo Linn., Cereola, Conus cereola, Onix; Fr. le Bout de Chandelle, le Cierge, l'Onix, le Mennonide. Die Mennonitentute hat einen conischen Bau, und einen blaugefärbten Ausgang an ihrer Mundöffnung. Die Schale ist ganz glatt, der Wirbel platt und zuweilen etwas erhöht. Die glatten Windungen sind durch feine Einschnitte von einander abgesondert. Wenn ihre Oberhaut abgerieben ist, so erscheinen einige gelblich, die mehrsten aber weiß, mit einer blauen Basis, welche Wachslichter genannt werden. Andere haben Farben und auf mancherlei Art gefärbte Bänder, mit einem flammigten oder weißen Wirbel. Eine der merkwürdigsten Abän-

Digitized by Google

derungen ist das sogenannte Italienische Estrich, die Mosaische Flur; Fr. le Pave-Italien; le Mosaique, la Natte d'Italie. Die Nase oder Basis ist amethystfarbig und quergestreift, auf der ganzen schneeweißen und glänzenden Schale liegen lange ziegel- oder carminrothe Vierecke von verschiedener Größe, die zuweilen ununterbrochene Linien bilden, allemal aber in der regelmäßigsten Ordnung liegen. Der rothgefleckte Wirbel ist ein wenig erhaben.

Der Kapitain, der grüne Käse, der Hermelin, Conus capitaneus Linn.; Fr. la Hermine. Die glatte Schale hat einen conischen Bau, einen etwas erhabenen Wirbel, und eine braune Nase, welche allemal dunkler ist, als die Schale sonst zu seyn pflegt, und ist quer gestreift. Das Uebrige ist glatt und olivenfarbig, gelb oder braun gefärbt. Man gewahrt hier eins oder zwei breite weiße Bänder, die zuweilen mit Flammen, zuweilen mit viereckigten Punkten geschmückt sind; außerdem laufen über die Schale eine Menge schmaler punktirter oder gefleckter Schnüre regelmäßig hinweg. Der Wirbel ist mehr oder weniger erhaben, selten ganz flach und heller oder dunkler geflammt.

Der Soldat, das Arakansgarn, die Arakanische Zwirntute, Conus miles Linn., Voluta filosa Rumph; Fr. le Navet, le faux Admiral ou Navet. Diese Conchylie ist unansehnlich, die Basis braun, und der Wirbel conver erhaben. Die Nase ist braun und mit Querstreifen versehen. Der übrige Theil der Schale ist zwar glatt, aber sehr unansehnlich, und gegen den Wirbel zu gewahrt man noch ein braunes Band, welches bald schmäler, bald breiter, nie aber so breit, als das untere Band der Basis ist. Das Uebrige der Schale ist schmutzig weiß oder gelblich, und mit dünnen ge-

schlängelten, die Länge herablaufenden Faden versehen. Wenn man die Schale abschleift wird der Grund schön weiß, die Faden verschwinden, und bloß die braunen Bänder bleiben übrig.

b) Tutenschnecken mit kegelförmiger, umgekrümmter Schale, oder Birnförmige, mit abgerundeter Basis, die mehr, als noch einmal so lang, als breit sind.

Der Fürst, Conus princeps Linn. Er hat eine gelbe Grundfarbe mit braunrothen die Länge herablaufenden astförmigen Linien, welche eben nicht enge bei einanderstehen, und etwas Astförmiges haben.

Der Admiral, Conus Admiralis Linn.; Fr. l'Admiral. Nach Linné waltet hier einige Dunkelheit, welche nach Schröter daher entstehen soll, weil man nach dieser Zeit mehrere Admirâle entdeckte. Schröter beschreibt sie auf folgende Weise. Die Admirâle haben: 1) unordentliche Bänder, die nämlich durch Wolken, Schnüre und Flecken unterbrochen werden. Das ist der Westindische Admiral, Conus Admiralis Linn.; Fr. l'Admiral Americain. Die Grundfarbe ist braun, und mit mehr oder weniger weißen Wolken und Flecken gemalt, mit und ohne Bänder, deren man eins, zwei auch drei zählen kann, die aber alle durch Flecken und Wolken unterbrochen werden. Ueber den Rücken laufen körnigte Streifen, die bald braun, bald braun und weißgefleckt, bald weiß sind; der Wirbel ragt spitzig hervor, und ist knotig. Dieser Admiral ist nicht selten.

2) Ordentliche Bänder, die so regelmäßig laufen, als wenn sie mit dem Lineal abgemessen wären. Diese Bänder, deren Anzahl und Breite verschieden ist, haben eine Orangefarbe, ein etwas dunkles sehr feines Netz, was das bloße Auge kaum erkennen

Digitized by Google

kann. Die Grundfarbe iſt braungelb, mit weißen und hellgelben Herz- und andern Figuren auf das prächtigſte bemalt. Die Schale iſt glatt, und nur an der Naſe mit feinen ſchrägen Querſtreifen verſehen. Der Wirbel iſt auch glatt, ſchwach ausgekehlt, ſpitzig, und mit hell- oder dunkelbraun gelben Flammen geſchmückt. Manchmal iſt ein Band mit einer dunklern gefleckten Schnur unterbrochen, und wird dann für zwei Bänder gezählt. Man nennt ſie durchgängig, Oberadmirale, Fr. Grands Admirals. Sie haben: a) drei Bänder, Conus Admiralis ordinarius Linn.; b) vier Bänder, Conus Admiralis summus et Admiralis occidentalis Linn.; c) fünf und mehrere Bänder, die durch gefleckte Schnüre unterbrochen werden.

3) Keine Bänder, ſondern bloße Perlenſchnüre. Admiralis cedo nulli; Fr. le Nonpareille. Der Bau dieſes ſeltenen Admirals iſt bauchigt, kurz und gedrungen, die hintern Windungen des Wirbels gehen ſpitzig hervor, und ſind wie Körper gezeichnet, doch ohne Perlenſchnüre. Der Grund des Körpers iſt gelb, ſpielt aber zugleich in das Röthliche oder Bläuliche. Auf dem Grunde ruhen amaranthförmige Zeichnungen mancherlei Art, und es iſt oben mit ſieben, in der Mitte mit einer, und unten mit drei glänzend weißen Perlenſchnüren umwunden. Hiernach erklärt Schröter den Linné wie folgt:

α) Bei dem Admiral, Conus Admiralis, iſt die Baſis rauh und gekörnt; das Uebrige der Schale glatt und ohne Körner.

β) Der Oberadmiral, Conus Admiralis summus, hat eine braungelbe, mit weißen Flecken bemalte Grundfarbe, vier gelbe mit dem feinſten Netze bemalte Bänder. Das dritte Band iſt durch einen weißgefleckten Gürtel unterbrochen.

γ) Der eigentliche Admiral, Conus Admiralis ordinarius Linn. Er hat eine sehr feine Schale, weiße zugespitzte Flecken, und drei weiße Bänder mit einer netzähnlichen Zeichnung. Das dritte Band ist durch einen gegliederten Gürtel unterbrochen.

δ) Der Abendländische Admiral, Conus Admiralis occidentalis. Er hat eine feine weißgefleckte Schale, vier gelbe netzförmige mit einem gegliederten Gürtel unterbrochene Bänder.

ε) Der Cedo-Nulli, die Oberadmirals-Tutenschnecke, Conus Admiralis cedo nulli. Er hat eine weißgefleckte Schale, drei Perlenschnüren gleichende Gürtel, deren oberer gleichsam in zwei abgetheilt ist. Cuvier zählt diesen Admiral zu der Abtheilung a.

Der Viceadmiral, Conus vicarius Linn., Archithalassus secundus; Fr. le Vice-Admiral. Er hat eine feine, weißgefleckte Schale, vier gelbe ungefleckte Bänder, unter welchen das zweite durch einen ungleichen Gürtel unterbrochen ist. Man darf diesen Viceadmiral, welcher sehr selten ist, nicht mit dem Viceadmiral der Holländer verwechseln. Der zuerst genannte hat vier gelbe Bänder, welche ganz einfarbig sind; auf braungelbem Grunde gewahrt man weiße Flecken von mancherlei Bildung. Der Wirbel ist spitzig und ebenfalls braungelb und weiß gefleckt.

Der Rathsherr, Conus senator Linn. Diese Conchylie hat eine glatte ebene Schale, und stumpfe mit schriftähnlichen Zeichnungen bemahlte Windungen. Die Schale ist ferner gelb und weißgefleckt, und hat sehr viele weiß und braun gegliederte Querstreifen.

Der Edelmann, die gelbe Herzmuke, Conus nobilis Linn.; Fr. le Leopard jaune.

Digitized by Google

Der Edelmann hat nach Linné eine etwas cylindrische glatte und ebene Schale, welche sehr fein ist. Die Grundfarbe ist gelb, mit fein punktirten, aber unkenntlichen Querstreifen, und einzelnen weißen Flecken. Das Vaterland ist nicht angegeben.

Die Guineische Tute, der Guineische Admiral, Conus genuanus Linn.; Fr. la Volute de Guinée, l'Admiral de Guinée. Die Guineische Tute ist, nach Linné, an ihren dünnen braun und weiß gefärbten und gegliederten Gürteln kenntlich. Der Grunde der Farbe ist hellroth mit durchschimmerndem Weiß. Auf diesem Grunde gewahrt man gewürfelte regelmäßige Bänder, die mit braun und roth abwechseln, und unter sich von verschiedener Breite sind; auch ihre Zahl ist sich nicht gleich. Der Wirbel ist sanft erhaben, ziemlich spitzig, und bald mit Würfeln, bald mit Flecken und Flammen bemalt. Für eine Abänderung hält Linné den Papillonsflügel, Fr. l'Aile de papilion. Auf einem rosenrothen Grunde wechseln breite und schmal gefleckte Bänder regelmäßig ab. Die braunrothen Flecken sind schuppig gekrümmt, und mitten auf jedem weißen Fleck ruht ein braunrother Punkt.

Das Butterweckchen, das Damenbrett, Conus glaucus Linn. Die Basis oder die Nase dieses Butterweckchens ist ausgeschnitten und mit schrägen Querstreifen versehen; die Windungen des Wirbels sind so an einander geschlossen, daß man sie schwer unterscheiden kann. Braune oder rothbraune, rothgelbe Flecken liegen häufiger oder sparsamer auf der Schale, jedoch allemal in regelmäßigen Reihen. Bei den eigentlichen Butterwecken ist der Wirbel fast platt, und mit einzelnen Querstreifen versehen, daher kann man die Windungen schwer unterscheiden. Bei andern ist der Wirbel mehr erhöht, aber fast allemal mit würfelartigen, seltener mit flammichten

Flecken geschmückt. Das Vaterland ist Ostindien und Afrika.

Der Mönch, der graue Mönch, Conus monachus Linn.; Fr. le Capucin, le Cornet chagriné. Nach Linné hat der Mönch eine gewölbte Schale, eine aus dem Braunen in das Bläuliche spielende, und mit Wolken bestreute Grundfarbe; er geht spitzig zu und hat eine gestreifte Basis. Die Farbe ist sich aber nicht allemal gleich, und wenn die andern Kennzeichen passen, so ist dies nur zufällig. Man findet auch nicht allemal Wolken, sondern oft auch regelmäßige Reihen von Punkten, mit mehr oder weniger eingestreuten Wolken. Das Vaterland ist Ostindien.

Der braune Kegel, Conus minimus Linn.; Fr. la Minime. Der Kegel hat eine graue Schale, und ist mit länglich punktirten Punkten umgeben.

Der Bauer, der Aschenstöper, Conus rusticus Linn., Voluta cinerea. Diese Conchylie hat nach Linné einen eyförmigen Bau, eine geruzelte, mit Dornen oder erhöheten Punkten versehene Basis, und einen conisch converen Wirbel. Die Farbe ist schwärzlich mit einer schmutzigweißen Binde umgeben.

Der Kaufmann, die netzförmig bandirte Tute, der Fischer, Conus mercator Linn., Conus reticulatus; Fr. le Cornet à réseau, le Drap à réseau. Diese Conchylie hat eine eyförmige weißgefärbte und mit gelbgefärbten und netzförmig gezeichneten Binden umgebene Schale. Die Grundfarbe ist weiß, spielt aber zuweilen in das Gelbliche. Die Bänder, welche sich an der Zahl und Breite gar nicht gleich sind, gleichen einem Netze, und sind bald gelb, bald gelb- bald rothbraun gefärbt. Die Schale hat nur eine mittlere Größe,

Digitized by Google

und ist nicht gemein, obgleich sie Adanson auf Senegal häufig fand.

Der gelbe Tiger, die gelbe Butterwecke, Conus betulinus Linn., Meta butyri flava; Fr. la Pelote ou Tinne de Beurre. Die Grundfarbe dieser Conchylie ist gelb, sie ist aber, besonders wenn sie einen Schaden erlitten hat, so blaß, daß sie fast weiß zu seyn scheint. Auf diesem Grunde liegen würflicht gefleckte Bänder, und zwischen diesen schmale Schnüre von brauner oder gelblicher Farbe. Der Wirbel ist hingegen geflammt. Das Vaterland dieser Conchylie ist Ostindien. Sie erlangt eine ansehnliche Größe.

Die Eichenholztute, die Eichenholztutenschnecke, Conus figulinus Linn.; Fr. la Minime, la Fileuse. Diese Conchylie hat eine eingebogene, oder mit einem Einschnitte versehene gerunzelte Basis, und einen zugespitzten Wirbel mit etwas flachen Windungen. Sie ist kenntlich genug; denn auf einem hellen oder dunkelbraunen, gelben oder hellen olivenfarbigen Grunde laufen viele dunkler gefärbte Linien in regelmäßiger Ordnung über den Rücken hin. Der Wirbel hat die dunklere Farbe der Querlinien, zwischen welchen nur einzelne hellere Farben durchschimmern. Die Mundöffnung und das Innere sind weiß, an den olivenfarbigen ebenfalls olivenfarbig. Einige haben hellere weiße oder gelbe Bänder. Sie sind in Indien und besonders auf Amboina zu Hause, und erlangen eine Größe von höchstens drei Zoll, und sind eben nicht gemein.

Die Hebräische Buchstabentute, die Bauernmusiktute, Conus ebraeus Linn., Musica rusticorum; Fr. l'Hebraique, la Musique. Diese Conchylie hat einen eyförmigen Bau, und auf weißem Grunde schwarze Bänder, die aus

länglichten viereckigten Flecken bestehen. Die Grundfarbe ist manchmal auch röthlich. Ueber den ganzen Leib laufen feine Streifen. Die Flecken, obgleich ihre Figur ganz verschieden ist, stehen allemal in einer regelmäßigen Ordnung. Eine seltene Abänderung, die Valentin abbildet, hat oben Flecken und unten Flammen. Der Wirbel ragt hervor, und ist nur selten zugespitzt; die oberen Windungen sind mit einer schwarzen Linie umwunden, die übrigen, manchmal nur die erste, sind gefleckt. Die Farbe der Flecken ist schwarz oder braunroth. Sie sind in verschiedenen Gegenden Indiens zu Hause, und eben nicht selten, erlangen aber nie eine ansehnliche Größe.

Eine Buchstaben-Tutenschnecke, Conus litteratus Linn., welche Cüvier hier anführt, ist schon oben unten der Abtheilung a) angeführt worden, wohin oder worunter sie Linné und Schröter verwiesen.

Das Sandhorn, der Fliegendreck, Conus stercus muscarum Linn., Voluta arenata; Fr. la Piqûre de Mouche, la Moirée. Die Basis dieser Conchylie ist eingebogen und gestreift, und die Windungen des Wirbels sind durch eine Rinne von einander getrennt. Der Bau der Schale ist lang und schmal; auf einem glänzenden weißen Grunde liegen schwarze oder rothe Körner unordentlich, oft in Klumpen beisammen, die Windungen ragen stumpf hervor, und sind ebenfalls mit Punkten bestreut. Manchmal bilden die zusammengeflossenen Punkte dunklere Bänder. Eine besondere Abänderung dieser Conchylie ist der gekrönte Fliegendreck, das gekrönte Sandhorn, Stercus culicum; Fr. la Moirée chagrinée. Die kürzere gedrungene, bauchige Figur, die vielen feineren Körner, und besonders die gekrönten oder stumpf aus-

Digitized by Google

gezackten Windungen machen dieſes Sandhorn kenntlich genug, welches vielleicht mehr als eine bloße Abänderung iſt. Man findet es ſelten über 2 Zoll lang, gemeiniglich kleiner; daher es auch Rumph Voluta arenata minor nennt.

Die gekörnte oder glattgewundene Landkartentute, der Baſtard Cedo-Nulli, Conus varius Linn.; Fr. la Peau de chagrin, le Cornet geographique, le Faux Cedo nulli. Die Schale iſt verlängert und rauh, der Wirbel iſt ſpitzig und ausgezackt, oder gekörnt. Die Schale hat auf weißem Grunde nicht nur gelbbraune, braunrothe oder gelbe Wolken, die reicher oder ſparſamer, größer oder kleiner aufgetragen ſind, ſondern auch körnigte Streifen, die häufig, aber in regelmäßiger Ordnung über den Körper hinweglaufen, und nur an abgeriebenen Beiſpielen fehlen. Der Wirbel läuft ſpitzig zu, iſt gekrümmt, das heißt, iſt ausgezackt oder ausgeſchnitten, und hat ebenfalls Körner, Wolken oder Flecken. Man hat eine Abänderung, die dieſes Alles an ſich hat; nur iſt der Wirbel verſchieden, Er iſt nicht gekrönt, ſondern mit feinen Querſtreifen verſehen, und mit braunen Flecken bezeichnet. Die Endſpitze iſt roſenroth. Indien und Mauritanien ſind das Vaterland der gekrönten, Amboina aber das der ungekrönten Landchartentute.

c) Walzenförmige Tuten, mit faſt gleicher und bauchiger Schale, oder verlängerte, deren Baſis abgerundet, der Körper aber zweimal länger, als der Wirbel iſt.

Das goldene Netz, Conus clavus Linn.; Fr. le Drap d'Orange. Die Schale dieſes Netzes hat gebogene, glatte Streifen, und iſt unten bläulicht. Der Grund der Schale iſt gelb mit netzartigen

Flecken bezeichnet; zwei breitere Bänder, die über die Schale laufen, sind dunkler, und haben größere weiße Flecken, und die Streifen sind kaum zu bemerken. Der Bau der Schale ist lang und schmal, die netzartigen Zeichnungen sind verschieden. Einige der größern Flecke sind rothbraun eingefaßt, der Wirbel steigt allmählig in eine stumpfe Spitze, und ist gefleckt; die dunklen Bänder haben bald mehrere, bald wenigere, bald größere, bald kleinere weiße Flecken. Diese Schnecke ist selten.

Der rauhe Böttchersbohrer, der punktirte Bohrer, Conus nussalauta Linn., Terebellum granulatum; Fr. la Tarrière chagrinée. Die Schale ist fast cylindrisch, auf einer glatten rothgefärbten Fläche befinden sich knotige Streifen, wodurch sie ganz rauh wird. Die Grundfarbe ist blaß, der Bau länger, als bei den übrigen, und die Punkte oder Körner der Streifen sind braun. Nach Schröter hat dieser Kegel rothe Wolken und Flecken, womit diese Schale auf weißem Grunde bemalt ist. Die Farben sollen aber sehr abwechseln, bald blaß oder höher roth, bald gelbbraun ꝛc. bewölkt seyn. Man findet sie auf der Insel Nussa-Laut in Asien.

Die granulirte Tute, das granulirte Kätzchen, Conus granulatus Linn., Anus Rumph.; Fr. la Volute fasciée à cordonnets de Corail. Die Schale dieser Conchylie ist rauh, aber ohne Knoten oder sonstige Unebenheiten, und hat glatte gefurchte Streifen. Die Schale hat nach Linné ein lebendigeres Roth, und ist mehr gebogen, als die übrigen. Sie hat weiße Bänder und einige Knötchen oder Körnchen von einer purpurrothen Farbe auf den Streifen. Das Vaterland ist nicht bemerkt.

Der Orangeadmiral, der Admiral von Oranien, Conus aurisiacus Linn., Architalassus aurisiacus; Fr. l'Admiral d'Orange. Diese

Conchylie hat eine glatte inkarnatroth gezeichnete, und mit weißlichen Querbändern bezeichnete Schale. Die Windungen sind oben eingekerbt. Die Grundfarbe des Admirals ist eigentlich weiß, und mit zwei oder drei orangenfarbenen Bändern, die höher und bläſſer von Farbe, breiter und schmäler, deutlicher und undeutlicher seyn können, geschmückt. Ausserdem gewahrt man eine Menge weißer, mit schwarzbraunen Würfelflecken bezeichnete Schnüre, die nicht sehr breit, unter sich aber von verschiedener Breite sind, regelmäßig über die Schale hinweglaufen, und deren Anzahl sehr zufällig ist. Sie ist in Ostindien zu Hause.

Die gefleckte Katze, der Zauberer, Conus magus Linn., Voluta maculosa Rumph.; Fr. le Cornet chagriné et pointillé. Die Schale ist ganz cylindrisch, und mit Bändern, welche die Länge herablaufen, und mit Punkten auf weißem Grunde versehen. Das Entscheidende dieses Kegels sind die braunrothen, gelben oder gelbbraunen, auch wohl dunkelbraunen langen Flecken, von verschiedener Bildung, welche Linné wahrscheinlich mit den Charakteren der Zauberer verglich. Zwischen diesen gewahrt man eine Menge eben so gezeichneter Punkte, welches Alles auf einem weißen Grunde ruht; zuweilen findet man auch ein Querband von der Farbe der Zeichnung. Der Wirbel ist spitzig und gefleckt. Diese Conchylie ist in Amboina zu Hause.

Der gestreifte Tiger, das Wolkhorn, Conus striatus Linn., Voluta tigrina Rumph.; Fr. l'Ecorchée. Die Schale ist länglich eyrund gewölbt, und ohne besonderen Glanz; auch ist sie ausserdem mit sehr feinen parallellaufenden braunen Streifen bezeichnet. Diese Conchylie wächst oft bis über 4 Zoll, und hat eine weiße Grundfarbe, die an gut polirten Exemplaren Glanz hat. Ueber den Rücken

hinweg laufen feine Querſtreifen, die zum Theil braun, hell oder dunkel, ſchwarzbraun, röthlich, gelblich ꝛc. gezeichnet ſind. Das Vaterland iſt Afrika.

Das goldene Zeug, das goldene Netz, das Haſelhuhn, Conus textile Linn., Voluta pennata; Fr. le Drap d'or. Die Schale hat gelbe netzförmige Adern, und gelbe und braune Flecken. Schröter ſagt: „Man ſieht hier ein wahres goldenes Netz vor ſich, welchem die Schriftſteller nach der Verſchiedenheit ſeiner Zeichnung, verſchiedene Namen, z. B. den Namen der Spitzberge ertheilt haben, wenn es wenig Goldfarbe, und deſto mehr weiße Flecken und Schuppen hat.“ Da dieſe Conchylie gemein und bekannt iſt, ſo muß hier noch angemerkt werden, daß einige hellere oder dunklere Querbänder haben, die bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger ſind, und daß bei andern das Netz vorzüglich ſauber geſtrickt iſt. Eine beſondere Abänderung iſt der ſogenannte Admiral vom goldenen Zeuge. Der Grund dieſer Conchylie iſt mehrentheils Orangen-, ſeltener Pfirſichblütfarben, und dunkler, als die Grundfarbe. Die eingefaßten Flecken liegen ſparſamer oder regelmäßiger da, die an einigen Beiſpielen wie Querbänder zu ſehen ſind. Ueber den ganzen Leib weg laufen die regelmäßigſten weiß gefleckten Schnüre, die dicht an einander liegen, aber ein aufmerkſames Auge fordern, wenn ſie nicht überſehen werden ſollen.

Die Brünette, die Hühnerfeder, Conus Aulicus Linn.; Fr. la Brunette, le Drap d'Orange. Das Gewinde iſt kegelförmig und conver, und auf braunem Grunde gewahrt man dreieckige, weiße, unregelmäßig vertheilte Flecken. Martini giebt folgende drei Abänderungen an:

1) Die Oſtindiſche und Mauritaniſche Gloria maris mit weißen Flecken. Sie iſt flach

gewunden, und kürzer und gedrungener gebaut, als die folgende. Auf einem hellen oder dunkelbraunen Grunde sind große weiße Flecken ohne Ordnung hingestreut.

2) Die eigentliche Brünette, welche viel länger gewunden ist. Sie hat einen langen hervorstehenden Wirbel, und auf Zimmetfarbenem oder Caffeebraunem Grunde viele weiße, fast herzförmige größere oder kleinere Flecken, zwischen ihnen aber unzählige kleine weiße Punkte.

3) Das gelbe Netzhorn, welches der vorigen ganz gleich ist, und nur durch die gelbe oder orangenfarbige Grundfarbe, und durch die Seltenheit unterschieden. Hierzu setze man noch:

4) Das Türkische Lager. Die Herzfiguren laufen senkrecht, aber auf mancherlei Art gebogen auf der Schale herunter. Die Grundfarbe ist hellbraun.

d) Mit weit abstehender Mündung und bauchigt, die, auf den Rücken geworfen, einen Klang von sich geben.

Das Gespenst, die Gespenstertute, Conus spectrum Linn., Voluta spectrorum; Fr. la Volute des spectres. Die Schale dieser Tute hat einen bläulichen Grund, der zugleich in ein trübes Gelb spielt, und ist ausserdem mit braunroth und weißen Punkten und Flammen bemalt. Viele Conchyliologen schränken sich aber nicht bloß mit diesem Namen auf die genannte Tute ein, sondern haben dieses Wort in einen weiteren Sinn genommen, und nennen auch Gespenstertuten, was auf weißem oder gelblichem Grunde allerlei unregelmäßige Flammen hat, welche die Länge herablaufen. Einige haben auch Querbänder. Die eigentlichen Gespenstertuten gehen in einen ziemlich spitzen Winkel aus. Sie sind

eigentlich nicht gemein. Man findet sie in dem Asiatischen Meere.

Die Achatbacken, Wolkenbacken, Conus bullatus Linn.; Fr. les Tonnes d'Achate. Sie haben eine gelb und weiß gewölkte Schale. Ueberhaupt haben diese Conchylien fast den Bau der Kahnschnecken, eine weite, mehrentheils bläuliche Mündung, und sind bald bauchiger, bald flächer, haben bald einen eingedrückten, bald einen spitzen Wirbel mit den sichtbarsten Windungen. Ihr Schale ist sehr dünn, und ist bald einfarbig, bald, und zwar in den mehrsten Fällen, auf mancherlei Art gefleckt, gefärbt und gewölkt. Sie erscheinen mit und ohne Bänder, verändern sich aber sehr oft, weil sie durch das geringste Reiben eine andere Farbe und Gestalt annehmen.

Die Tulpe, die Achattute, Conus tulipa Linn., Voluta achatina; Fr. la Tulipe. Diese Conchylie hat eine gestreckte bauchigte glatte Schale, und eine weite Mundöffnung. Sie hat braune oder braungelbe, rothe ꝛc. Wolken und Flecken; der weiße Grund spielt hin und wieder in das Bläuliche, und braunrothe unterbrochene Linien gehen über den ganzen Körper hinweg. Der spitzig hervorragende Wirbel ist glatt, die Windungen sind etwas ausgekehlt, mit den allerfeinsten Querlinien umzogen, und gefleckt. Die Mundöffnung ist bläulich, matt gefärbt, und weit, und an der Nase gewahrt man einige schwache, schwach gekörnte, schräglaufende Querstreifen. Das Vaterland ist Ostindien, Afrika und das Spanische Amerika.

Die achatne Kronbacke, der Geograph, Conus geographus Linn., Voluta nubecula, textile sericum; Fr. le Brocard de Soie. Diese Conchylie hat eine länglich aufgeblasene Schale, einen gekrönten Wirbel, und eine weite Mundöffnung. Die Schale ist cylindrisch und unten nicht viel schmä-

Digitized by Google

ler, als oben. Die Nase ist ziemlich stark gerunzelt, etwas gebogen und ausgeschnitten, aber weit. Der Wirbel ist fast platt, und nur im Mittelpunkte erhöht, die Windungen sind etwas ausgekehlt, und mit einem scharfen knotigen Rande eingefaßt, und also gekrönt. Auf weißem mit schwachem Roth vermischten Grunde, gewahrt man braune Flecken, Wolken, Schattirungen, Faden, von heller oder dunklerer Farbe, aber keine punktirte Linien. Schröter hatte zwei Beispiele, deren Wirbel rosenroth einfarbig geschmückt war. Man findet sie auf Amboina, in Afrika auf Isle de France ꝛc.

Von dieser Schneckenfamilie giebt es auch eine große Anzahl Gattungen und Abänderungen, die aber hier nicht angeführt werden können, man findet sie in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß. 1r Bd., Halle, 1783, S. 59 u. f.

Linné zählt nun noch zu den Schnecken: Die Dentalen, Röhren, Meerröhren, die erröhrenförmige Schnecken, Dentalis; Fr. les Dentales, nennt, s. unter Röhre, Th. 126.

Die Seewurmgehäuse, Wurmgehäuse, Serpulae; Fr. les Serpules, s. Seewurmgehäuse.

Die Sabellen, die sandigen Röhren, sandigen Wurmröhren, oder Wurmgehäuse, Sabellae Linn., s. Sabelle, Th. 129.

Ueber den Bau, Wachsthum ꝛc. der Conchylien ist schon Manches unter Muschel, Th. 98, S. 217 u. f., vorgekommen, hier nun noch Einiges darüber. Wie bei den verschiedenen oben angeführten Schneckenfamilien, Gattungen und Abänderungen angeführt worden, haben die meisten Gattungen von aussen entschiedene Schönheiten und Vorzüge in Ansehung ihres Baues und ihrer Farben; allein nicht minder schön ist auch ihr innerer Bau. Sehr we-

nige Schalen sind zwar so fein und dünn, daß man ihren inneren Bau von aussen sehen kann; man hat aber dem zuvor zu kommen gewußt, indem man die Schnecken entweder aufsägt und zerschneidet, oder so viel davon hinwegschleift, daß man alle verschlossene Windungen von aussen sehen kann. Das Erste, was man erblickt, ist die Spindel, die sich bei der zweiten Windung anfängt und bis zur Endspitze fortgeht. In einer Sammlung befanden sich über zweihundert aufgeschnittene Conchylien, und man fand die Spindel bei den meisten sehr verschieden. Da nun diese Spindel eigentlich die Stütze des ganzen Gebäudes ist, so kann man leicht begreifen, daß sie sich genau nach der Beschaffenheit der Windungen, als der einzelnen Stockwerke in diesem Gebäude, richten müsse. Sie ist allemal unten, wo sich die neue Windung anfängt, und oben, wo sie aufhört, am stärksten; in dem Mittelpunkte ist sie bald gerade, bald leicht gebogen, bald gedreht. Bei vielen Schnecken, z. B. bei den Schrauben, ist sie durch die Schale hindurch gestreckt, bei andern ist sie gebogen. Oft, z. B. bei der Seetonne, bei der Bischoffsmütze, liegen um sie herum Rippen, die aber von den Zähnen an der innern Lefze der Schnecke herrühren, daher sie auch an allen ungezahnten Conchylien fehlen. Sind die Windungen kurz und gedrückt, so ist die Spindel eben so beschaffen. Ausser daß diese Spindel der Schneckenschale zur Stütze dient, so hat sie auch für das Schneckenthier den Nutzen, daß sich der Sipho desselben durch alle Windungen, so weit sie offen sind, herumdreht, und an der letzteren offenen Windung mehrentheils an der Endspitze befestiget ist, wodurch das Thier sein Gehäuse völlig regieren und zu seinen Bedürfnissen anwenden kann. Am merkwürdigsten ist diese Spindel bei den plattgedrückten und wenig erhöhten Schnecken, dergleichen z. B. die

Digitized by Google

Posthörner und die Neriten sind. Kaum daß man an den geöffneten Posthörnern die Spindel gewahr wird, welche kleine Flaschen mit Hälsen gleicht, wo immer die eine in dem Mittelpunkt der andern sitzt, und so viel das Posthorn Windungen hat, so viel solcher flaschenförmiger Körper sitzen aufeinander. Bei den Neriten gleicht die Spindel kleinen Stufen oder Körnern, wo immer eine tiefer, als die andere liegt, und diese Stufen haben sich dergestalt in die Schale gelegt, daß die Windungen, die bei den gewöhnlichen Neriten schräg liegen, hinlängliche Festigkeit haben.

Von der äußeren Farbe der Conchylien darf man gar nicht auf die innere schließen. Gemeiniglich sind alle Schnecken inwendig weiß, und haben oft den schönsten Perlmutterglanz. Schnecken, die von außen schöne Farben haben, haben sie darum nicht inwendig, jedoch giebt es hier verschiedene Ausnahmen. Wenn die Schale zart und dünn ist, so schimmern die äußeren Farben durch. Man hat aber hier manche Beispiele, die merkwürdig sind, und die von innen ihre eigenen Schönheiten haben. Manche Neriten und manche Kothschnecken haben ihre anders farbigen Bänder inwendig. Der Goldmund ist bis auf wenige seiner letzten Windungen sanft vergoldet. Unter dem gegitterten Isländischen Kinkhorn, das von aussen so unansehnlich ist, und daher den Namen Murex despectus, den ihm Linné gegeben, verdient, findet man Beispiele, die inwendig auf das schönste vergoldet sind. So spielt die Sternspindel auf weißem Grunde in das angenehmste Blau, und man findet überall Schönheiten, die auch von innen betrachtet, diese Gehäuse zu wahren Meisterstücken der Schöpfung machen. Wenn man nun noch hinzufügt, daß einige Schnecken so klein sind, daß sie das bloße Auge kaum faßt,

Digitized by Google

und dagegen andere in einer wahren Riesengröße erscheinen, daß einige eine so dünne Schale haben, wie das feinste Papier, und andere dagegen eine Stärke von 1/2 Zoll bekommen, so belohnt gewiß Alles die Mühe reichlich, die man auf die Betrachtung der Schnecken verwendet, und die Unkosten, die uns unsere Sammlungen abforderten, werden dadurch vergütet.

Die Conchylien haben von jeher viele Liebhaber gefunden, und in der gegenwärtigen Zeit erstreckt sich diese Liebhaberei bis auf die Knaben, die jetzt eben so nach schönen Schnecken haschen, als nach einem farbigen Schmetterling. Aber auch große Naturforscher betreiben dieses Fach mit besonderer Liebe, wodurch es immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Große und reiche Sammlungen findet man in Holland, England, Frankreich, Dännemark und Deutschland. S. auch den Artikel Schnecken-Sammlung.

Mit den Gartenschnecken wird in dem Ulmschen Gebiete ein ordentlicher Handel getrieben. Sie werden im Juni aufgesucht, in besondere Schneckengärten zusammen gebracht, und da mit Kohl oder auch Schneckenblättern fett gefüttert. Um Martini haben sie sich gedeckelt, und dann werden sie in Tonnen von etwa 10,000 Stück um 25 bis 40 Gulden verkauft. Jährlich werden an vier Millionen solcher Schnecken außerhalb Landes geführt, wofür 10 bis 15,000 Gulden ins Land kommen.

Wie man die Schnecken von den Gartenbeeten ꝛc. entfernt, oder sie am besten vertilgt, ist schon oben, S. 168, angeführt worden. Auch bei mäßigem Feuer gebrannter Gyps, welcher gestoßen auf die Stellen, wo man Schnecken bemerkt, Handvoll gestreut wird, soll sie leicht vertilgen. Auch frisch gebrannter, ungelöschter, zerstoßener Kalk thut gleiche

Digitized by Google

Wirkung. Um die Pflanzen gegen die Gartenschnecken zu sichern, soll man auch rings um das Beet ein Haarseil auf die Erde legen, und solches mit kleinen hölzernen Gabeln befestigen, die Schnecken können nicht darüber hinwegkriechen, und werden auf diese Weise von dem Beete abgehalten. Von dem Schaden, welchen die kleinen nackten Schnecken am verpflanzten Salat anrichten, s. Th. 65, S. 579 u. f. — Von der fortschreitenden Bewegung der Schnecken, s. Th. 71, S. 532 u. f. — Vom Gebrauch der Seeschnecken bei den Griechen zu schallenden oder musikalischen Feld- oder Kriegszeichen, s. Th. 53, S. 270 u. f. — Die übrigen Bedeutungen des Wortes Schnecke, s. in nachstehendem Register.

Schnecke, (Acker-), s. oben, unter Schnecke, S. 167.

— (Admirals-Luten-), s. daselbst, S. 256.

— (Amphibien-), Kahnschnecke, s. das., S. 189.

—, in der Anatomie, eine Benennung der äußeren Höhle des Ohres, Concha; auch die innere, hinter der Trommelhöhle, Cochlea, erhält diesen Namen; s. auch unter Ohr, Th. 104, S. 766, 769.

— (Architektur-), Perspectivschnecke, s. unter Kreisel-Schnecke, Th. 48, S. 567.

— (Assel-), s. oben, unter Schnecke, S. 206.

— (Asselflügel-), s. das.

— (Bad-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 422.

— (Ball-), s. oben, unter Schnecke, S. 215.

— (Bauch-), Tonnenschnecke, s. das.

—, in der Baukunst, Fr. Volute, die nach einer Schneckenlinie gebildete Verzierung, welche bei allerhand Grotesken gebraucht wird. Ihre vornehmste Stelle erhält sie bei der Jonischen, Römischen und Korinthischen Bauordnung. Diese Verzierung wird aus

lauter Viertelkreisen zusammengesetzt, und auch ein Schnörkel genannt; s. diesen Artikel, und unter Säule, Th. 136. Auch eine Wendeltreppe, Schneckentreppe, wird oft nur die Schnecke schlechthin genannt, in welchem Verstande dieses Wort schon im Theuerdank vorkommt.

— (Berg-), s. oben, unter Schnecke, S. 167.
— (Bernstein-), s. das., S. 168.
— (Bezoar-), s. unten, unter Schnecken.
— (Blasen-), Kugelschnecke, s. oben, S. 191.
— (Bock-), s. Th. 93, S. 401.
— beim Brunnenmacher, eine Art Bohrer, s. Schneckenbohrer.
— (Buchstabentuten-), s. Buchstabentute, oben, S. 251, 259, 260.
— (Busch-), s. das., S. 167.
— (Canarien-), s. Schnecke (Kanarien-).
— (Cap-), Kapschnecke, s. unter Porzellane, Th. 115, S. 570.
— (Chagrin-), die Corduanschnecke, Fr. la Pourpre chagrinée, eine im Linné fehlende Gattung der Stachelschnecken, Murex.
— (Citronen-), s. Schnecke (Nabel-).
— (Cochenillen-), s. Schnecke (Purpur-).
— (Corduan-), s. Schnecke (Chagrin-).
— (Deckel-), s. oben, unter Schnecke, S. 182.
— (Distel-), s. unter Murex, Th. 98, S. 112.
— (Dosen-), s. oben, unter Schnecke, S. 226.
— (Draht-), s. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 904.
— (Eichenholztuten-), s. oben, unter Schnecke, S. 259.
— (Elster-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 414.
— (Erd-) Wegeschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 165, 168; graue Erdschnecke, s. das., S. 186.

Digitized by Google

Schnecke (Erdteller-), Sammtschnecke, mit dreieckigem Munde, Cochlea hispida, apertura triangulari; Fr. la Veloute à bouche triangulaire. Eine Gattung Helix von brauner Farbe, welche im Linné fehlt.

— (eßbare), s. Schnecke (Weinbergs-).

— (Eyer-), eine Gattung Voluta, welche im Linné fehlt. Sie ist apfelblütfarbig.

— (Falten-), die netzförmige Faltenschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 249.

— (Feigen-), s. oben, unter Schnecke, S. 200.

— (Felsen-), die lange, schmale, spindelförmige Felsenschnecke, eine Gattung Voluta, welche im Linné fehlt. Sie hat über die ganze Schale auf blaßgelbem Grunde gelbbräunliche geschlängelte Strahlen.

— (Flügel-), die gedornte, s. oben, unter Schnecke, S. 209; die gefaltene, die gezahnte, s. das., S. 210; die gesäumte, eine Benennung der Lappenschnecke, s. das., S. 204; die Löhönische, s. das., S. 205; die Westindische knotige, s. das., S. 203.

— (Fluß-), die gelbe bauchige, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die Mündung ist halbmondförmig, und die Schale dünn und durchsichtig. Die gelbe Französische, auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie hat eine gelbe Farbe, ist sehr groß und ohne Nabel. Die halbmondförmige Mundöffnung ist gesäumt. Die kleine genabelte, mit vier Gewinden, gleichfalls ein im Linné fehlender Helix, mit halbmondförmiger Mundöffnung und weitem und offenem Nabel. Die lebendig gebährende ohne Bänder. Diese im Linné fehlende Gattung Helix, hat fast ganz den Bau von Helix vivipara, nur ist sie runder, weniger bauchig, und etwas mehr

Digitized by Google

gestreckt. Die Windungen sind weiß, braun und bräunlich. — Die röthliche, mit einem Bande, welche auf röthlichem Grunde ein braunrothes Band hat, und im Linné fehlt. — Die spitzige, s. oben, unter Schnecke, S. 188.

Schnecke (Französische Schellen-), s. oben unter Schnecke, S. 195.

— (Frosch-), die rothe Froschschnecke, eine Gattung Flügelschnecken, Strombus Linn., welche beim Linné fehlt. Sie hat eine Pomeranzenfarbe, eine dünne Lippe, und stark hervorragende Zacken an der größten Windung. Inwendig ist die Mündung weiß und glänzend.

— (Garten-), s. oben, unter Schnecke, S. 175; gefleckte Gartenschnecke, s. das., S 183.

— (gefleckte Garten-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (gelbrändige), s. oben, unter Schnecke, S. 167.

— (Gnemon-), eine Gattung Walzenschnecken, Voluta Linn., welche im Linné fehlt. Sie hat eine Citronenfarbe, auf welcher fuchsrothe Binden schimmern, und wird 2 1/2 Zoll lang.

— (graue), Buschschnecke, siehe oben, unter Schnecke, S. 167.

— (graue Erd-), s. Schnecke (Erd-).

— (Gürtel-), s. oben, S. 183.

— (Harztuten-), s. das., S. 250.

— (Haut-), s. unter Murex, Th. 98, S. 102.

— (Helm-), s. oben, unter Schnecke, S. 211; die rothe Helmschnecke, s. das., S. 213; die Knotenhelmschnecke, s. daselbst, S. 213; die Striemenhelmschnecke, s. das., S. 212; die gehörnte Helmschnecke, s. das., S. 214.

— (Hermannische Mond-), eine Abänderung von der Spenglerischen Mondschnecke, wel-

Digitized by Google

che im Linné fehlt. Sie hat funfzehn glatte Rippen, und ist schmutzig weiß und braungelb marmorirt.

Schnecke (Horn-), s. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Imperialmond-), eine Schneckengattung, welche im Linné fehlt, und die zu den Mondschnecken, Turbo Linn. gehört. Sie hat eine seltene Größe, sechs hochgewölbte Windungen, und ist hellgrün und glänzend.

— (Italienische Land-), s. oben, unter Schnecke, S. 184.

— (Käfer-), Helix scarabaeus, eine Benennung der Sturmschnecke, s. oben, S. 176.

— (Kahn-), s. Schnecke (Amphibien-).

— (Kanarien-), die breite, siehe oben, unter Schnecke, S. 208.; die bucklichte, s. das., S. 205; die geblümte, eine Abänderung der knotigen Kanarien-Schnecke, Strombus urceus Linn.; die gefleckte, eine Abänderung von der Löhönischen Flügelschnecke, Strombus luhuanus, welche das Mittel zwischen dieser und den Kanarienschnecken halten soll. Sie hat eine schön gefleckte Zeichnung; die gestickte dünnschälige Kanarienschnecke, der Samoor, Fr. le Sama, eine Gattung Flügelschnecken, Strombus Linn., welche im Linné fehlt. Sie hat auf weißem Grunde orangefarbige Flecken und Wolken, wie gestickt. Die knotige Kanarienschnecke, s. oben, S. 209.

— (Karkal-), s. oben, unter Schnecke, S. 178.

— (Käse-); sie wird von Schröter unter den Gattungen und Abänderungen von Helix angeführt. Er sagt: „diese merkwürdige Linksschnecke gehört unter die genabelten, flachgewundenen Mondschnecken. Sie hat eine plattrunde Form; ihr Nabel ist ganz offen und rund, geht bis an das Innerste der Spitze,

hält genau das Mittel der Schale, und hat sechs Windungen. Die Farbe ist in den Windungen milchweiß, mit einem bräunlichen durchschimmernden Schatten. Bei der dritten und vierten Windung wird sie dunkelbraun und an der Spitze röthlich. Man findet sie auf der Küste von Guinea. Martini nennt sie die Dämmerung.

Schnecke (Kegel-), von Oma, eine Gattung Tutenschnecken, Conus Linn., welche einen schmalen und kurzen Bau hat, und oben gegen den spitzen Winkel etwas bauchigt ist; auf weißem Grunde liegen mehrere Bänder, die aus orangenfarbigen Strichen bestehn. Sie heißt auch der lange Westindische Admiral, die St. Omastute.

— (Kerben-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 422.

— (Klappen-), die dornigte Klappenschnecke, s. unter Nerite, Th. 102, S. 298.

— (kleine Mond-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 401.

— (kleine platte), s. Scheibenschnecke, oben, unter Schnecke, S. 177.

— (Klipp-), s. Th. 115, S. 578.

— (Knotenhelm-), s. Schnecke (Helm-)

— (knotige Schellen-), s. Schnecke (Schellen-).

— (Koth-), Schlammschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 181; die große Kothschnecke, s. daselbst; die längliche Kothschnecke, s. Schnecke (Morast-).

— (Krabben-), s. ob., S. 202; bucklichte Krabbe.

— (Kraus-), s. unter Murex, Th. 98, S. 92.

— (Kräusel-), Kreisel-, Küselschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 197; die Kräuselschnecke mit einem umgelegten Reif; eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Der Bau dieser kleinen Conchylie ist pyramidalisch. Die Endspitze ist

Digitized by Google

ſtumpf, die Mundöffnung halbmondförmig, oben ſchmal, unten ausgeſchweift, und der Nabel iſt rund und ganz offen.

Schnecke (Kreiden-), Helix cretacea, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die durchbohrte, einigermaßen kugelförmige Schale iſt von weißlicher Farbe mit braunen Querbändern.

— (Kreiſel-), ſ. Schnecke (Kräuſel-).

— (Kröten-), Murex rana, und Murex gyrinus, ſ. Th. 54, S. 110.

— (Kuffer-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 226.

— (Kugel-), ſ. Schnecken (Kugel-).

— (Küſel-), ſ. Schnecke (Kräuſel-).

— (Labyrinth-), ſ. unter Kreiſelſchnecke, Th. 48, S. 568.

— (Lampen), ſ. oben, unter Schnecke, S. 176.

— (Land-), ſ. daſelbſt, S. 175.

— (Lappen-), ſ. daſelbſt, S. 204, 207.

— (Larven-), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 401.

— (Lieberey-), ſ. Schnecke (Wald-).

— (Links-), Topfſchnecke, ſiehe oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Livree-), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 104.

— (Löhöniſche Flügel-), ſ. Schnecke (Flügel-).

— (Mohren-) ſ. oben, unter Schnecke, S. 200.

— (Mond-), ſ. Th. 93.

— (Moos-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 168.

— (Moraſt-), die längliche Kothſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Muſik-), Notenwalzenſchnecke, Notenſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 235; grüne Muſikſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 235; wilde Muſikſchnecke, wilde Notenſchnecke, Hebräiſche Notenſchnecke, ſ. daſ., S. 236.

Schnecke (Nabel-), Citronenschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 183; die dünnschalige, hornfarbige, oder röthliche Nabelschnecke, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie hat einen etwas rundern Bau, als die Waldschnecke, Helix nemoralis, und ihre fünf bis sechs Windungen ragen nicht stark hervor, und die Mundöffnung ist halbmondförmig, aber kurz, der Nabel steht mehr oder weniger offen. Man hat sie fahl, röthlich, achatfarbig und weiß, und der Saum ist schmal weiß oder braun. Man findet sie in England, in der Schweiz, in Thüringen, in der Mark Brandenburg ꝛc. Sie hält sich in Waldungen auf, und soll, nach Lister, den Turteltauben eine Leckerspeise seyn. — Die perlenfarbige Nabelschnecke, die hornfarbige, erdfarbige oder weiße tellerförmige Nabelschnecke; auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie hat die Größe eines Silbersechsers und eine zarte, sehr glänzende Schale. — Die scharf gewundene braunbunte Nabelschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 176.

— (Nabel-), die geflügelte Nabelschnecke. Die Grundfarbe ist dunkelbraun, und um die Gewinde gehen einige Reihen Knötchen, deren mittelste die größten Körner hat, die aber alle nach der Mündung zu kleiner und flacher werden, ungeachtet die Lippe auch noch einigermaßen gerippt ist. Diese Gattung fehlt im Linné, sie gehört zu der Familie Strombus.

— (Napf), s. unter Klippkleber, Th. 40, S. 616. Hier die Benennung der Gattungen, die Schröter in seiner Einleitung in die Conchylienkenntniß, 2. Bd., Halle, 1784, unter dieser Benennung anführt. Die auf den Seiten gestrahlte, rothpunktirte; die blaue, die

Digitized by Google

braungeflammte eyförmige, mit weißem Auge; die braungestrahlte dickschalige; die fein gestreifte und gestrahlte, mit eingekerbtem Rande; die flach gerippte, mit rothbraunem Wirbel; die flache ganz braun gestreifte; die gelbe flachgestreifte, mit glänzend weißem Wirbel; die gelblich gestreifte, mit schwarzbraunen Strahlen; die gerippte schwarzgestrahlte; die geschliffene Carthaginensische; die gestreifte kreiselförmige, mit Kammern und einem gelben Auge; die gewundene, körnigt gefaltete; die gewundene stachlichte, mit Kammern; die gewundene stark gefaltene; die große stark gerippte rosenfarbige, mit weißem Bande; die große weiß und grünliche Magellanische, mit offenem Wirbel und geflammten violetten Strahlen; die in- und auswendig gelbe gefurchte; die kammmuschelförmige; die kegelförmige gestreifte, mit rothbraunen und weißen gekörnten Strahlen; die kleine hornartige, mit verkehrtem krummen Wirbel; die kleine kugelförmige, mit scharfem eingebogenem Rande: die kleine schwarz und weiß gestreifte, mit weißem Wirbel; die kleine schuppicht gefleckte, mit krummen spitzem Wirbel; die kleine weiße gestreifte, mit purpurfarbigen Ringen; die kleine weiße gestreifte, mit zehn bis zwölf rosenrothen Strahlen; die länglichte, mit einfachen Streifen; die längliche rothbraune oder rothfahl und weiß gestrahlte, mit körnigten oder schuppichten Streifen; die Magellanische fahlrothe pyramidenförmige; die muschelförmige; die platte faltig gestreifte, mit braunen Körnchen; die rothpunktirte Carthaginensische; die schuppichte kammmuschelförmige; die

ſchwarze dickſchalige, mit ſchwarzem gefurchtem Rücken; die ſchwarze geſtrahlte; die ſtachlicht gerippte; die einfach röthlich geſtrahlte; die weiße Cypriſche; die weiße grau geſtrahlte und ſchwarz punktirte; die weiße knotig gerippte, mit gefaltenem Rande; die weiße, mit vielfarbigen Punkten; die weiße zartgeſtreifte, mit hellrothen Flecken.

Schnecke (neritenartige Mond=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 396.

— (neritenartige Strandmond=), ſ. daſelbſt.

— (Netz=), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 105.

— (Noten=), ſ. Schnecke, (Muſik=)

— (Notenwalzen=), ſ. daſelbſt.

— (Ohr=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 189.

— (Papiermond=), die papierne Mondſchnecke, eine Gattung Turbo Linn., welche im Linné fehlt. Sie iſt ſelten, ſo dünn, wie Papier, durchſichtig und zerbrechlich. Ihre erſte Windung iſt im Verhältniß mit den folgenden ſehr groß, ihre letztern aber, die ſehr ſpitz zulaufen, ſind um ſo kleiner und enger. Sie wird von vielen feinen, auf's artigſte geſtrichelten Linien umwunden. Nahe an der zweiten Windung liegt ein weiß und roth geflecktes Band. An den innern geriffelten Windungen glänzt das feinſte, mit blauen Farben ſpielende Perlenmutter. Die äußere Farbe wird von Chemnitz die Achatfarbe genannt. — Eine der eben erwähnten nahe verwandte Papiermondſchnecke hat eine etwas röthliche Farbe. Die Windungen haben erhabene Streifen, auf welchen weiße und ſchwarze Punkte abwechſeln. Sie iſt kleiner, als die vorhergehende, und kommt aus Oſtindien.

— (Perſpectiv=), ſ. Schnecke (Architektur=).

— (Perlenmutter=), ſ. Th. 108, S. 575.

— (Perſiſche), ſ. oben, unter Schnecke, S. 219.

Digitized by Google

Schnecke (Pethola-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 401.
— (Pharao-), s. unter Kreiselschnecke, Th. 48, S. 568.
— (Pharaokreisel-), s. oben, unter Schnecke, S. 198.
— (Philippinische Kahn-), s. das., S. 229.
— (Podagra-), s. Schnecke (Scorpion-).
— (Portugiesische Land-), siehe oben, unter Schnecke, S. 184.
— (Porzellan-), s. daselbst, S. 250.
— (Posaunen-), s. Kinkhorn, Th. 37, S. 901.
— (Purpur-), Coccionel- oder Cochenille-Schnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 180.
— (rauhe), s. Schnecke, (Sammt-).
— (Regen-), s. Schnecke, (Sturm-).
— (Reißbrei-Mond-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 399.
— (rothe Wege-), s. Schnecke (Wege-).
— (Rüben-). Sie soll, nach Schröter, wahrscheinlich eine Abänderung vom Franchehorn, Strombus lucifer Linn., seyn. Sie ist selten, an den Gewinden spitzig und mit tiefen Furchen umgeben.
— (Rudolphus-), siehe oben, unter Schnecke, S. 219.
— (Sammt-), rauhe Schnecke, s. das., S. 181.
— (Schlamm-), s. Schnecke, (Koth-).
— (Scheiben-), s. Schnecke (kleine platte), und, oben, unter Schnecke, S. 175.
— (Schellen-), die Französische, s. diesen Artikel im Register; die kleine, eine Gattung Buccinum, welche im Linné fehlt. Sie kommt vom St. Malo, hat aber nicht den Bau einer Schellenschnecke; denn sie ist gefleckt, die Nase ist verengert, und ragt etwas hervor. Die erste Windung ist sehr bauchig, die folgenden drei sind gewölbt und

Digitized by Google

bilden keinen langen Wirbel. Der Leib besteht aus horizontalen Flammen und Wolken, die zwischen sich einen deutlichen Zwischenraum haben. — Die knotige, s. oben, unter Schnecke, S. 214.

Schnecke (Schlamm-), s. Schnecke (Koth-).

— (Schlauch-), die gesäumte, eine Conchylie, welche eine kurze, gedrungene, fast kugelförmige Gestalt hat, die aber mehr platt, als rund zu nennen ist. Die ganze Schale ist glatt, und nur um die Nase herum gewahrt man einige schräge Streifen. Die Farbe fällt in das Braune. Man findet sie im Piemontesischen. — Die labyrinthische Schlauchschnecke, ist gleichfalls eine im Linné fehlende Gattung Buccinum. Die Schale ist schwer, glatt, gelbbräunlich, stark gewölbt, mit einer weiten eyförmigen Mündung, und einer schräg und stark gefaltenen Mittelfeze versehen.

— (Schmaragd-), von Neuseeland, eine im Linné fehlende Gattung Turbo. Sie ist über 2 Zoll breit und hoch, und hat nur vier Windungen, davon die erste sehr rund gewölbt, weit und groß ist. Die Schale ist stark und schwer, und wird von einer grünen, ziemlich glatten und durch einige schieflaufende Querrunzeln etwas schülfricht gemachten dicken Farbenrinde umgeben. Wo diese fehlt, da gewahrt man das schönste Perlenmutter.

— (Schnirkel-), die bunte, Helix versicolor Linn., eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die undurchbrochene rundliche glatte Schale hat eine rosenrothe Spindel, dünne Querlinien, mit dazwischen liegenden Bändern von verschiedenen Farben. Die sechs Gewinde sind erhaben rund, das unterste bauchig, die den Schnirkel bilden stumpf, die Mündung eyförmig. Die Spindel ist schnirkelförmig undurchbohrt. Die Farbe ist schneeweiß, mit braunen gleich weit stehenden Querlinien, mit safrangelben und ro-

Digitized by Google

senrothen Zwischenbinden. Sie hat fast die Größe der Weinbergsschnecke; — die gemahlte Schnirkelschnecke, der gemahlte Helix, auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die undurchbrochene rundliche glatte Schale ist an der Spindel und an dem Rande der Gewinde gefärbt. Die Schale ist einigermaßen kugelförmig und glatt. Man hat davon α) lichtgraue mit brauner Spindel und einer braunen Querlinie nächst der Naht, und um die Mitte des Rückens; β) rosenrothe, mit brauner Spindel und einer braunen Querlinie nächst der Naht, und um die Mitte des Rükkens; γ) schwefelgelbe, mit brauner Spindel und rothen Linien an den Rändern der Gewinde. Das Vaterland ist Italien. — Die offene Schnirkelschnecke, der offene Helix, Helix aperta. Die undurchbohrte rundliche Schale hat einen stumpfen kleinen Schnirkel und eine schnirkelförmige oder gedrehete offene Spindel. Die Schale besteht aus drei Gewinden, davon das unterste bauchig ist. Die Farbe ist braun.

Schnecke (Schnirkelmond=), eine Gattung Mondschnecken, Turbo Linn., welche im Linné fehlt. Die glatte Schale ist rundlicht und dicht; die sechs Gewinde sind erhaben, glatt und berühren einander. Die Spindel ist verdickt, übergeschlagen, mit einem verdeckten unvollkommenen Nabelloche. Die Oberhaut ist purpurfarbig und grünlich; der Schlund hat einen silbernen Perlenmutterglanz.

— (Schrauben=), die glatte, unten abgebrochene, eine Gattung Turbo, welche im Linné fehlt. Sie hat eine abgerundete Mundöffnung, runde, genau an einander passende Windungen, von welchen die obern aber abgebrochen sind. Sie soll, nach Argenville, in der Seine gefunden werden. — Die seltene linke Schraubenschnecke aus

Guinea, eine im Linné fehlende Gattung Helix. Sie ist nicht sehr zugespitzt, sondern ziemlich walzenförmig. Die Schale ist größtentheils durchsichtig weiß, ganz braun an den letzten Windungen, übrigens hin und wieder mit rothbraunen Flecken oder Strichen der Länge nach bestreut. — Die marmorirte Schraubenschnecke, Turbo imbricatus Linn., s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 429. — Die weitmundige Schraubenschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 224. — Die weitmündige grünliche Schraubenschnecke, Buccinum subviride, eine im Linné fehlende Gattung Helix, welche thurmförmig gebaut ist. Die erste Mündung ist zweimal so groß, als die zweite, die Endspitze ist abgebrochen, die Mündung ist gesäumt und oval. Auf grünlichem Grunde liegen abgebrochene Striche wie Bänder. Jamaika soll das Vaterland seyn. — Die schwärzliche Schraubenschnecke, mit weißen Reifen. Diese Schnecke ist unter allen Flußconchylien am schwersten zu finden. Man trifft dergleichen jedoch in der Seine und in der Marne, auch in dem kleinen Flusse Lievre an. Die Schale ist wie eine Treppe, die eine Pyramide vorstellt, gebaut. Auf den Windungen ist sie einfarbig, und nur mit einer weißen Linie gestreift. Ihr platter Mund unterscheidet sie von der Trompetenschnecke. Diese Conchyliengattung gehört zu Helix, und fehlt im Linné. — — Die weiße gewolkte Schraubenschnecke. Diese Schneckengattung gehört gleichfalls zu Helix und ist milchfarbig, und über alle sieben Gewinde die Länge herab zart gestreift. Die Mündung ist eyförmig und inwendig weiß; die Gewinde stoßen dicht an einander, und endigen sich in eine stumpfe Spitze. Nach Schröter sollen wir zwei Abänderungen davon haben, weiße und fahlbraun gestreifte.

Digitized by Google

Sie ſind ſelten über 1/2 Zoll lang, und werden häufig auf den Bergen bei Arnſtadt, Weimar, Rudolſtadt, Sachſenburg, Sondershauſen und Bleicherode unter den Dornhecken gefunden.

Schnecke, (Schüſſel=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 174.

— (ſchwarze Wege=), Wandſchnecke, ſiehe Schnecke (Wege=).

— (Schwimm=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 174.

— (Scorpion=), Podagraſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 202.

— (Seemoos=), ſ. daſelbſt, S. 171.

— (Spaniſche Land=), ſ. daſ., S. 184.

— (Spindelflügel=), ſ. daſ., S. 200.

— (Spinnenſtachel=), ſ. daſ.

— (Spitz=), die glänzende Spitzſchnecke, Turbo nitidus, Fr. la Brillante. Die ſechs Windungen dieſer Schnecke haben kaum die Länge eines Viertelzolls und ihr Bau iſt ſchraubenförmig. Die Farbe iſt hellbraun. Dieſe Gattung fehlt im Linné und gehört zu Helix.

— (Sporn=), der Sporn, eine Gattung Mondſchnecken, ſ. Th. 93, S. 407.

— (Stachel=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Stern=), eine Art Schwimmkoralle, Madrepora Limax, ſ. Th. 44, S. 282.

— (Strandmond=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 397.

— Strauben=), die mit weißen und rothgelben Banden umwundene Straubenſchnecke, eine Gattung Voluta Linn., welche beim Linné fehlt. Sie hat einen breiteren Bau, als die übrigen Thürmchens, und ihre Spindel hat fünf Falten. Ihre hintern Mündungen ſind mit erhabenen Reifen umgeben, welche wechſelsweiſe mit weißen und rothen Bändern umlegt ſind. Sie kommt aus Oſtindien.

Digitized by Google

Schnecke (Striemenhelm=), ſ. Schnecke (Helm=).

— (Sturm=), Regenſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 176.

— Sumpf=), Moraſtſchnecke, Helix limosa Linn. Sie gehört zu den oben, S. 175 u. f., angeführten Helix-Gattungen und hat eine etwas verlängerte, ungenabelte, durchſichtige und ſpitzig zulaufende Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Sie gehört in Europa zu Hauſe, und hält ſich in den Sümpfen auf.

— (Teleskop=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Teller=), die ſechsfach gewundene, eine Benennung des Poſthörnchens, ſ. oben, unter Schnecke, S. 178. Die ziegelförmige, ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 440.

— (Tonnen=), ſ. Schnecke (Bauch=).

— (Topf=), ſ. Schnecke (Links=)

— (Trichterſpindel=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Trompeten=), die linke marmorirte, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie iſt höchſtens 3/4 Zoll lang, hat fünf runde, wenig aufgeblaſene, geſtreckte und ſchraubenförmig gebaute Windungen. Die erſte Windung hat einzelne horizontale Streifen, und die ganze Schale iſt weiß, grau und blau marmorirt.

— (Tuten=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 250.

—, beim Uhrmacher, eine in kegelartiger Geſtalt mit Reifen verſehene Walze, worauf ſich bei dem Gange einer Taſchenuhr die Kette befindet, und von derſelben auf das Federhaus gewickelt wird. Sie wird auch wegen ihrer kegelartigen Geſtalt koniſche Schnecke genannt. Mit dieſer Schnecke wird das Schneckenrad durch ein Geſperr vereiniget. An der Grundfläche der Schnecke iſt nämlich ein Sperrrad, und auf dem Schneckenrade unten ein Sperrkegel mit

einer Feder, wie bei den Stubenuhren. Die Schnecke sitzt auf einer senkrechten Kette, die den Unterboden der Uhr durchbohrt, und bildet gewöhnlich über demselben einen Zapfen. Auf diesen steckt man beim Aufziehen den Uhrschlüssel. Wenn nun die Uhr abgelaufen ist, oder besser, die Kette sich von der Schnecke ab, und um das Federhaus gewickelt, und die Feder sich wieder so weit ausgedehnt hat, als es die Weite des Federhauses erlaubt, und man dreht mit dem Uhrschlüssel auf dem Zapfen die Schnecke, und zugleich das Federhaus vermittelst der Kette links um, so wird sich die Kette um die schraubenartigen Umgänge der Schnecke wickeln, und die Feder in dem Federhause spannen. Ein Federstift ist nämlich mit dem vereinigten Ende der Feder unbeweglich, aber das Federhaus mit dem andern Ende der Feder, dreht sich ungehindert auf dem Federstifte um. So oft daher das Federhaus von der Kette einmal umgedreht wird, eben so oft nähert sich ein Umgang der Feder dem Federstifte, und hierdurch wird die Feder bei jeder neuen Umwälzung des Federhauses um einen Umgang gespannt. Gewöhnlich muß die Schnecke beim Aufziehen siebenmal umgedrehet werden, weil sie sieben Schraubenzüge hat. Sie ist aber oben dünn und unten stark, das Federhaus hingegen durchgängig gleich dick. Daher kommt es, daß sich das Federhaus nur viermal umwälzt, während man die Schnecke siebenmal umwälzen oder umdrehen muß, wenn man sie aufzieht, Dieses ist jedoch nicht für allgemein anzunehmen; denn wenn die Schnecke schwach, das Federhaus aber groß ist, so dreht sich das Federhaus auch wohl weniger, als viermal um. Hieraus fließt, daß sich die Feder bei jeder Umwälzung des Federhauses um einen Umgang dem Federstifte merklich nähert. Drei bis vier Umgänge der Feder bewegen die Uhr acht und zwanzig bis dreißig Stunden, der

Digitized by Google

fünfte bleibt aber jederzeit gespannt. Hat aber die Schnecke nur sechs Umgänge, so wird die Feder gleichfalls weniger gespannt, als bei sieben Umgängen. Wenn man die Schnecke beim Aufziehen umdreht, so schleift sich der Sperrkegel auf dem Schneckenrade über die Sperrzähne unter der Schnecke weg. Daher wird dieses Rad beim Aufziehen nicht bewegt, weil hierdurch der gewöhnliche Lauf des Räderwerks gestört werden würde. Nach dem Aufziehen greift aber der Sperrkegel wieder in das Sperrad, und die Schnecke wird mit dem Schneckenrade vereiniget. Die Feder sucht sich von der Rechten zur Linken wieder auszudehnen, und zieht durch die Kette die Schnecke, und zugleich das Schneckenrad nach eben der Richtung. Das Federrad ist aber nach der kegelartigen Schnecke darum vereiniget, weil hierdurch der Uhrmacher den ungleichen Zug der Feder hebt. Man verwandle in Gedanken die hohen Umgänge der Schnecke in eben so viele Scheiben oder Räder, und achte darauf, daß ein gröseres Rad auch eine gröseere Kraft äussere, als ein kleines. Dies letzte läßt sich leicht auf den gegenwärtigen Fall anwenden; denn man weiß aus der Erfahrung, daß die Feder gleich nach dem Aufziehen die Schnecke in ihrem obersten und kleinsten Umgang zieht; nach vier Stunden aber in dem zweiten ꝛc. Die Feder äußert also ihre ganze Kraft, wenn die Schnecke in dem kleinsten Umgange von der Kette gezogen wird. Wird die Schnecke aber von der Kette in dem zweiten Umgange bewegt, so läßt die Kraft der Feder schon etwas nach, und so auch bei den übrigen Umgängen. Um so viel aber die Feder bei dem zweiten Umgange schwächer ziehe, als bei dem ersten, um so viel stärker ist der zweite Umgang der Schnecke; folglich wird durch die zunehmende Stärke der Schnecke die abnehmende Kraft der Feder beständig ersetzt. (Jacobsons

Digitized by Google

technologisches Wörterbuch, 4r Bd., S. 16 u. folgend.)

Schnecke (Venus-), eine Benennung der Porzellanschnecken, s. Porzellane, Th. 115, S. 568.

— (Wald-), Liebereyschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Walzen-), s. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Wand-), s. Schnecke (Wege-).

— (Wanzen-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 400.

— (Warzen-), s. oben, unter Schnecke, S. 168.

— (Wasser-), kleine trockene Wasserschnecke, s. das., S. 189.

— im Wasserbau, die Archimedische Wasserschraube, deren Röhre in einem Schraubengange um eine Achse geführt ist.

— (Wege-), s. Schnecke (Erd-); rothe Wegeschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 167; schwarze Wegeschnecke, Wandschnecke, s. daselbst.

— (Weinbergs), Gartenschnecke, eßbare Schnecke, Deckelschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 182.

— (weitmündige Schrauben-), s. Schnecke (Schrauben-).

— (Wellen-), eine Benennung der Tutenschnecke.

— (Wendel-), Mondschnecke, s. Th. 93, S. 393 u. f.

— (wilde Musik-), s. Schnecke (Musik-).

— (wilde Noten-), s. Schnecke (Musik-).

— (Wolken-), Admiral derselben. Sie hat einen verlängerten Bau und ist nur ein wenig bauchig. Der Wirbel ragt spitz hervor, und ist gelb gefleckt. Auf dem Körper sieht man große braune Flecken, und zwischen diesen einzelne bläuliche und

Digitized by Google

weiße Flecken und Wolken, und über dieselben laufen braune unterbrochene Querlinien.

Schnecke (Zauber-), Trochus Magus L., eine Art Kreisel-Schnecken, s. Kreiselschnecke, Th. 48, Nr. 7.

Schnecken (Bauch-), Tonnenschnecken, Buccinum Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 215.

— (Bezoar-), s. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 902.

— (Blasen-), Kugelschnecken, Bulla Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 191.

— (eßbare), s. oben, unter Schnecke.

— (Flügel-), Strombus Linn., s. das., S. 200.

— (Fluß-), Schnecken, welche in den Flüssen gefunden werden, worunter besonders die Scheibenschnecken, Planorbis Linn., und mehrere Gattungen Helix gehören; s. oben, unter Schnecke, S. 175.

— (halbe Mond-), s. Schnecken (Schwimm-).

— (Helm-), Cassidea Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 211.

— (Horn-), s. Schnecken (Stachel-).

— (Kahn-), s. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Klapper-), s. Schnecken (Schwimm-).

— (Kränsel-), Kreiselschnecken, Küselschnekken, Trochus Linn., s. das., S. 197 u. f.

— (Kreisel-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Küsel-), s. daselbst.

— (Land-), Helix Linn., s. das., S. 175. Man nennt eigentlich Land- oder Erdschnecken, alle Arten Schnecken, welche vier Hörner haben, und sich auf dem trockenen Lande aufhalten.

— (Meer-), Seeschnecken, Schnecken, welche sich nur in den Meeren aufhalten, und wozu die meisten Schneckenfamilien oder Schneckengeschlechter gehören.

Digitized by Google

Schnecken (Mond-), Wendelschnecken, Schraubenschnecken, Turbo Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 197.

— (nackte), s. daselbst, S. 165. u. f.

— (Napf-), Schüsselschnecken, Patella Linn., s. das., S. 174.

— (Oliven-), Oliva Cuv., s. das., S. 241.

— (Porzellan-), Cypraea Linn., s. das., S. 250.

— (Purpur-), s. Schnecken (Stachel-), und oben, unter Schnecke, S. 219.

— (Röhren-), Dentalium Linn., s. das., S. 267.

— (Schalen-), s. das., S. 173 und f.

— (Schellen-), s. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 902.

— (Scheiben), Planorbis Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 175. Linné rechnet diese Schnecken zu der Familie Helix; neuere Conchyliologen haben sie aber davon getrennt, und unter dem Namen Scheibenschnecken, Planorbis, ein eigenes Geschlecht daraus gebildet. Man rechnet hieher die Gattungen: Helix planorbis, Helix vortex, Helix cornu arietis etc., s. oben, unter Schnecke, S. 177, 178, 180, 181 ꝛc.

— (Schnirkel-), eine Benennung des Geschlechtes Helix.

— (Schrauben-), s. Schnecken (Mond-).

— (Schüssel-), Patella Linn., s. Schnecken (Napf-).

— (Schwimm-), Klapperschnecken, halbe Mondschnecken, Nerita Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 174, und Nerite, Th. 102, S. 292 u. f.

— (See-), s. Schnecken (Meer-).

— (Seemoos-) Scyllaea, s. oben, unter Schnecke, S. 171.

— (Stachel-), Hornschnecken, Straubschnecken, Trompetenschnecken, Purpur-

Digitized by Google

schnecken, Murex, s. oben, unter Schnecke, S. 199.

Schnecken (Straub-), s. Schnecken (Stachel-).

— (Topf-), s. unter Kreiselschnecke, Th. 48, S. 564.

— (Tuten-), Conus Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 250.

— (Venus-), eine Benennung der Porzellanschnecken.

— (versteinerte), versteinerte Conchylien, die Conchylienschalen; denn da die Versteinerung nicht ihre Bewohner betrifft, weil diese im Steinreiche gewiß nicht mehr vorhanden sind, so sind es also bloß die Schalen, auf welche man Alles anwenden kann, was von den Gehäusen oder Schalen schon unter Muschel, Th. 98, S. 218 u. f., und oben, unter Schnecke vorgekommen. Was ihnen sonst als Versteinerung noch eigen ist, wird unter Versteinerung, in V., vorkommen. Hier ist nur noch zu bemerken, daß die Conchylien für die Versteinerungen Originale genannt werden, daß wir viele Originale zu Versteinerungen haben, daß wir aber noch sehr viele versteinerte Conchylien finden, zu denen wir entweder gar kein, oder kein passendes Original kennen, und daß wir daher die versteinerten Conchylien mit den natürlichen verbinden müssen, wenn wir diesen großen Zweig des Thierreiches gehörig übersehen wollen. S. auch Schneckensammlung.

— (Vielfraß-), Bullimus, eine Schneckenfamilie, welche neuere Conchyliologen aus den Geschlechtern Helix, Voluta und Bulla Linn. gebildet haben. Von Linné werden sie zu den Landschnecken gezählt, sie sind aber darin von denselben unterschieden, daß ihre Mündung mehr hoch, als breit ist; die vorletzte Mündung macht, wie bei den Landschnecken, in der letzten

Digitized by Google

einen Ausschnitt. Das Gewinde erhebt sich auf verschiedene Weise. Es werden zu dieser neuen Familie gezählt: Helix stagnalis Linn., Helix amarula Linn. etc.; s. oben, unter Schnecke, S. 188; ferner Voluta Auris Midae Linn., s. das., S. 239, und Bulla Zebra, eine Gattung Bulla Linn., welche im Linnè fehlt. Sie ist bauchigt, groß, glatt, hat eine abgestumpfte weiße Spindel, der Gürtel in den Mündungen fehlt, und auf weißem Grunde laufen schmälere Linien dicht neben einander wellenförmig herab. Diese Gattung lebt auf dem Lande in Senegal von Blättern und jungen Baumschößlingen. Das Thier selbst hat vier Fühlfäden, deren zwei obere an ihren Enden die Augen haben.

Schnecken (Walzen-), Voluta Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Wendel-), s. Schnecke (Mond-).

Schneckenabdrücke, Abdrücke von Conchylien. Dahin gehören die Buccinotypolithi, Strombotypolithi etc., s. unter Abdrücke, im Supplem.

Schneckenarten, die verschiedenen Arten und Abarten der Schnecken; s. oben, unter Schnecke.

Schneckenauge, Fr. Oeil de Volute, der Mittelpunkt einer jeden Schneckenlinie oder eines Schnörkels, von welchem eine solche Linie ausgeht. Sie hat den achten Theil der Höhe der Schnecke oder der Schneckenhöhe zum Durchmesser.

Schneckenbeinchen, s. Schneckensteinchen.

Schneckenberg, Schneckengehäge, in der Oekonomie, ein kleiner Berg oder Hügel in einem Garten, auf welchen man eßbare Schnecken bringt, um sie zu mästen. Man wählt gewöhnlich dazu einen mürben Boden und schüttet so viel Erde auf denselben, daß das Ganze einen Hügel bildet. Auf diesen Hügel bringt man nun im Sommer so viele Schnecken, als man will, und füttert sie mit Salatblättern

Digitized by Google

oder mit Weitzenkleyen, die man ihnen nach einem Regen vorschüttet, wovon sie sehr feist zu werden pflegen. Im Herbste, wenn sie sich geschlossen haben, sucht man sie wieder auf, und liefert sie in die Küche. — Man kann auch in einem Küchengarten Schneckengruben anlegen. Eine solche Grube muß nicht zu tief und mit einem Haufen großer Felssteine ausgelegt werden. Man umgiebt sie mit einem Wassergraben, oder mit einem Drahtgitter etwas von weitem, damit die Schnecken nicht außer ihrem Bezirke davon laufen. — Man nannte auch einen in den Gärten ehemals üblichen Lustberg, um dessen Fläche sich ein Weg, wie eine Schraube herumwand, einen Schneckenberg.

Schneckenbohne, Phaseole, Phaseolus caracalla Linn., eine Art steigender Bohnen mit einem gewundenen Stamme, und einer schneckenförmig zusammengerollten Fahne und Schiffchen. Das Vaterland ist Ostindien. S. auch unter Bohne, Th. 6, S. 111.

Schneckenbohrer, beim Zeugschmid, ein Bohrer, mit gewundenen Schärfen und mit einer schraubenartigen Spitze versehen. Sie werden nicht nur von den Stellmachern, sondern auch von allen übrigen Holzarbeitern gebraucht, und sind auch im gemeinen Leben am gewöhnlichsten. Sie werden wie die geraden Bohrer geschmiedet, und nur auf einer Seite verstählt. In dem Biegeisen erhalten sie die ausgehöhlte Gestalt eines halben Kegels; hernach werden sie auf dem Richteisen gewunden. Man legt sie erhitzt auf den Kopf des Richteisens, schlägt mit dem Hammer auf den Bohrer, und dreht ihn auf dem genannten Werkzeuge langsam um. Das Augenmaaß muß aber auch wissen die Proportion zu erhalten. Die Windung auf der vordersten oder ersten Spitze, wozu beim Schmieden ein zuge-

spitzter Zapfen stehen bleibt, wird beinahe wie die Schraubengänge einer Holzschraube ausgefeilt. Er erhält auf dem Stiele einen Ring, worin ein hölzerner Griff befestiget wird. Man schmiedet ihn auf dem Sperrhorn rund, und schweißt ihn auf dem Stiele des Bohrers an.

Schneckenbrut, die junge Brut der Schnecken, die entweder aus dem Ey entspringen, oder gleich lebendig aus der Schale erzeugt werden; s. auch unter Muschel, Th. 98, S. 226.

Schneckenbund, in der Feuerwerkskunst, s. Schwärmer.

Schneckendeckel, s. Operculiten, Th. 105, S. 104; auch Affensterz, im Supplement.

Schneckenerde, s. Schneckensand.

Schneckeneyer, die Eyer, welche einige Conchylien legen; s. unter Muschel, Th. 98, S. 218.

Schneckenfamilie, Schneckengeschlecht, die ganzen Familien oder Geschlechter der Schnecken, welche sich durch den Bau ihrer Schale ꝛc. von einander unterscheiden; s. oben, den Art. Schnecke.

Schneckenfäßchen, Schneckenhäuslein, beim Zinngießer, kleine von Zinn in Form eines stehenden Eyes hohl gegossene, und mit einem kleinen Deckel versehene Gefäße, worin die gekochten und in der gehörigen Brühe zubereiteten Schnecken aufgetragen, und daraus gegessen werden.

Schneckenförmig, gleich einer Schnecke oder in Gestalt einer Schnecke gewunden.

Schneckengang, in der Gartenkunst, ein Gang in einem Garten, welcher in einer Schneckenlinie zu einem Mittelpunkte oder offenen Platze führt.

Schneckengebackenes. Man nehme 1/4 Pfund Butter und 1 Loth frisches Schmalz, rühre es eine gute Viertelstunde ab, und schütte hierauf einen Löffel voll Sahne und 1/2 Loth Salz hinzu. Während dieser

Zeit werden drei ganze Eyer, von Vieren das Gelbe in einem Topfe gut zerklopft, 1/8 Quart Berme oder Hefen unter die Eyer gethan, und dann dieſes Gemiſch unter das abgerührte Schmalz gerührt. Man rühre nun ein Maas feines Mehl darein, klopfe den Teig wohl ab, lege ihn auf ein Brett, ſchneide Stükken 2 oder 1 1/2 Loth ſchwer daraus, rolle ſie zu länglichen Würſeln, beſtreiche ſie auf der einen Seite mit Eyweiß, rolle ſie dann wie eine Schnecke zuſammen, ſchneide beim Kopfe mit einem Meſſer zwei Schnitte darein, und richte ſie in die Höhe, welches die Ohren bedeuten. Wenn ſie nun ſo bereitet ſind, werden ſie vor den Ofen geſetzt, daß ſie ein wenig gehen; hierauf in ziemlich heißes und wieder abgekühltes Schmalz gelegt, und langſam ausgebacken.

Die Zuckerbäcker oder Conditor machen Schnecken von einem Viertel geröſteten Mandelzeugs und laſſen es trockuen. Man mache dann eine Farbe von zwei Löffeln voll Waſſer, vierzehn Tropfen Gummi Traganth, einem Tropfen ſchwarzer Farbe (ſchwarzer Tuſche, oder Frankfurter Schwarz, welches mit Waſſer abgerieben worden) und etwas Armeniſchen Bolus, rühre ſie gut durcheinander, und beſtreiche oder bemale damit die Schnecken, überſtreiche ſie hierauf mit aufgelößtem Tragarth und Zucker, und zuletzt, nach den Wiener Zuckerbäckern, mit Muskatenblüthe.

Schneckengehäge, ſ. Schneckenberg.

Schneckengehäuſe, Schneckenſchale, ſ. Schnekkenhaus.

Schneckengeſchlecht, ſ. Schneckenfamilie.

Schneckengewölbe, Fr. Voute en limaçon, in der Baukunſt, das um eine Spindel herumlaufende und ſchräge aufſteigende Gewölbe bei einer gemauerten Wendeltreppe, Schneckentreppe; ſ. Wendeltreppe.

Digitized by Google

Schneckengrube, ſ. Schneckenberg.

Schneckenhandel, der Handel mit eßbaren Schnecken, und mit den Schneckengehäuſen oder den Schalen der Meerſchnecken. In Oſtindien, beſonders auf den Inſeln Borneo, Celebes und Tidore, auf der Küſte von Neu-Guinea ꝛc., fangen die Indianer eine große Menge Seeſchnecken, und führen dieſe nach China, wo ſie zur Speiſe ſehr beliebt ſind. Sie holen dieſe Schnecken tief aus dem Waſſer mit eiſernen Gabeln, oder tauchen bis auf den Grund, und fiſchen ſie heraus. Die ſchwarzen werden für die beſten gehalten, doch werden die weißlichen, welche man tief in der See findet, und die oft ſo groß ſind, daß ſie ein halbes Pfund wiegen, in China noch höher geſchätzt. Der Pekul von dieſer Waare wird für 40 Taels verkauft. Die ganz weißen, welche häufig in niedrigem Waſſer und auf dem Sande zwiſchen Korallenfelſen bei der Ebbe gefunden werden, ſind die ſchlechteſten; denn dieſe gelten nur den achten oder zehnten Theil ſo viel, als jene. Die Chineſen trocknen ſie an der Sonne, packen ſie hernach in von Bambusrohr geflochtene Körbe, die mit Mandang oder mit Thekblättern ausgefüttert ſind, und verſenden ſie weit und breit. Eine andere Art Seeſchnecken ohne Haus (Doris), ſ. oben, unter Schnecke, S. 170, kochen ſie ab, und ſalzen ſie nachher ein. Dieſe Speiſe iſt ſehr beliebt bei den Chineſen. Die Mohamedaner und Papuer oder Papuaner eſſen dieſe Schnecken auch noch in kleine Stücken geſchnitten, mit Salz und Citronenſaft angemacht. Die Stachelſchnecken, Murex Linn., von denen es auch zwei verſchiedene Arten giebt, nämlich weiße und ſchwarze, findet man häufig in Amerika. Die Erſteren werden am ſtärkſten geſucht; ſie ſind an 4 bis 5 Zoll dick. Man findet in den Schalen zungenförmige Stücke Fleiſch, die

Digitized by Google

gegeſſen werden. — Bei uns werden die Land- und Gartenſchnecken gleichfalls zum Verſpeiſen gebraucht und Schock- auch Hundertweiſe verkauft. Sie werden weit verfahren, und beſonders ſind die Ulmer ſehr beliebt; ſ. oben, unter Schnecke, S. 270.

Die Gehäuſe der Meerſchnecken, die von ſo mannigfaltiger Größe, Bildung und Farbe ſind, daß man den Reichthum der Natur in dieſen Werken nicht genugſam bewundern kann, werden größtentheils in Oſt- und Weſtindien; aber auch mehrere Gattungen in Europa gefunden. In dem Indiſchen Meere findet man ſie ſo groß, daß ſie faſt ein Maaß Waſſer halten, und wenn die auswendige rauhe Kruſte davon abgeſchliffen, ſo bekommen ſie einen ſchönen perlfarbenen Glanz, ſo daß ſie zu Trinkgeſchirren und andern Prunkgefäßen dienen. Mit dieſen Gehäuſen wird nun ein ſehr wichtiger Handel von den Holländern, Dänen ꝛc. getrieben, weil ſolche zu Conchylien- oder Schneckenſammlungen ſehr geſucht werden. Man bezahlt manche Stücke mit 20, 30, 50 bis 100 Gulden und darüber, wenn es ſeltene und unverletzte Exemplare ſind. S. auch den Artikel Schneckenſammlung.

Schneckenhanf, eine Königsberger Hanfgattung, davon der beſte Hanf dem Rigaiſchen Reinband gleich kommt. Dieſe Sorte iſt ſchön lang und ſtark, und wird häufig nach Frankreich verſandt.

Schneckenhaus, Schneckengehäuſe, Schneckenſchale, die gewundene Schale einer Schnecke, die derſelben zur Wohnung dient, und daher dieſen Namen erhalten hat. Die Schneckenſchalen können auch abgeſchliffen und polirt werden, um die Farben bei einigen ſchöner hervortreten zu laſſen; ſ. auch oben, unter Schnecke, wo die verſchiedenen Schneckenhäuſer oder Schalen von jeder Gattung beſchrie-

Digitized by Google

ben worden. Der Handel damit, ſ. oben, unter Schneckenhandel; auch ſehe man den Artikel Schneckenſammlung nach.

Schneckenhaut, die Haut, womit das Schneckenthier überzogen iſt.

Schneckenhorn, eine große nach einer Schraubenlinie zugeſpitzte Schnecke in Geſtalt eines Fruchthorns, dergleichen man den Tritonen an den Mund zu geben pflegt. Auch das Füllhorn hat oft die Geſtalt eines ſolchen Schneckenhorns.

Schneckenindig, Schneckenindigo, ſ. unter Indig, Th. 29.

Schneckenkegel, in den Taſchenuhren, ein Kegel ohne Spitze, mit ſchiefen parallelen Einſchnitten, worauf die Uhrkette gewunden wird; ſ. oben, Schnecke, beim Uhrmacher.

Schneckenklee, Medicago Linn., eine Art des Klees, deſſen zuſammengedrückte Schale eine ſchneckenförmige Geſtalt hat, und wohin ſowohl die Lucerne, als auch der Sichelklee und andere Arten gehören; ſ. unter Klee, Th. 39, S. 578 u. f.

Schneckenknoten, der ſchneckenförmige Knoten des Faſchinenbundes, oder deſſen Schloß, welches durch zweimaliges Umlegen und Unterſtecken des ſtarken Endes der Winde entſtanden iſt.

Schneckenkönig, eine Benennung der links gewundenen Weinbergsſchnecke, oder Gartenſchnecke, Helix pomatia Linn. Man ſchickt nämlich in der Faſtenzeit ganze Schiffsladungen aus dem Würtembergiſchen oder aus Schwaben nach Wien, und da finden ſich den unter ihnen nicht ſelten linksgewundene, die daſelbſt Schneckenkönig genannt werden.

Schneckenkoralline, Sertularia rugosa, eine Art Blaſenkoralline, Sertularia, ſ. dieſen Artikel, im Supplement.

Schneckenkrabben, Schneckenkrebse, Einsiedler, Parasitici, s. unter Krebs, ein Thier, Th. 48, S. 169 und 217 u. f.

Schneckenkraut, s. Kraut, im Supplement.

Schneckenkrebse, s. Schneckenkrabben.

Schneckenlauf, eine Uebung im Laufen nach einer Schneckenlinie; s. unter Turnen und Turnkunst.

Schneckenlinie, s. unter Linie, Th. 79, S. 305. Die Schneckenlinie ist eine krumme Linie, die aus einem Punkte, als aus ihrem Auge, sich mit dem andern Ende von demselben immer weiter und weiter entfernt, und wie eine Schnecke ein- oder etlichemal um sich selbst läuft, bis sie in einem Punkte endet. Sie wird auf folgende Weise gezeichnet oder aufgerissen. Auf der Linie H I, Fig. 8483, setze man in die Mitte zwei Punkte A und B. Aus A beschreibe man den Kreis C D, aus B, D E, und wechsele mit der Erweiterung des Zirkels von einem Punkte zu dem andern. Soll die Schneckenlinie stark zunehmen, so nimmt man allezeit noch halb so viel von dem ersten Punkte, wie die blinden Linien anzeigen. Eine oblonge Schneckenlinie, Eyerlinie, aufzureissen, ziehe man eine Linie A N, Fig. 8484, und auf dieselbe zwei einander durchschneidende Winkel, M F L und I D K; bei E macht man ein Strichlein gegen O, der Linie A N gleichlaufend. Aus O reißt man den Bogen B B, dann mit erweitertem Zirkel aus D den Bogen B C, und so nach und nach weiter, wie man in der Figur gewahrt.

Schneckenmarmor, ein mit versteinerten Schnecken durchsetzter Marmor, wie der Muschelmarmor, s. diesen, Th. 98, S. 403 u. f. Man hat auch eine Art alten orientalischen Marmors mit Schneckenzügen, der auch diesen Namen führt.

Schneckenmus. Die eßbaren Schnecken werden ge-

sotten oder gekocht, dann geputzt und klein gehackt. Hierauf nehme man geriebenes Eyerbrod, röste solches in Schmalz, mische es mit Muskatenblüthe und Kardamom unter die gehackten Schnecken; dann gute Fleischbrühe darauf gethan, daß es die Consistenz eines Mus erhält, und laße es zusammen kochen. Beim Anrichten rühre man das Gelbe von Eyern und ein Stückchen Butter darein.

Schneckenordnung, die Ordnung, in welcher sich die Schneckenfamilien in dem Systeme der Conchylien folgen. Die Schneckenordnung bei den Jägern, s. Schneckenrundung.

Schneckenpastete. Die eßbaren Schnecken werden in halb Wein und halb Fleischbrühe gekocht, dann Butter, Muskatennuß und Majoran dazu gethan, sie erkalten lassen, eine Pastete von Butterteig verfertiget, die Schnecken mit geriebener und in Butter gerösteter Semmel backen lassen, und wenn die Pastete aufgetragen werden soll, mache man die Brühe, worin sie gesotten worden, warm, und schütte sie darüber.

Schneckenphaseole, s. Schneckenbohne.

Schneckenpost, ein Scherzausdruck, eine im höchsten Grade langsame Gelegenheit fortzukommen, welche man im gemeinen Leben auch die Ochsenpost nennt; daher auf der Schneckenpost fahren.

Schneckenrad, beim Uhrmacher, das horizontalliegende Rad einer Taschenuhr, auf welchem die Schnecke liegt, und vermittelst eines Sperrkegels mit dem unter der Schnecke befindlichen Sperrade vereiniget ist. Es hat eine senkrechte Welle, auf welcher die Schnecke steht. Dieses Rad hat 48 Zähne, und setzt das ganze Räderwerk in Bewegung; denn indem die Kette von der Schnecke durch das Federhaus gezogen wird, und sich die Schnecke herumdreht, so dreht sich auch ganz natürlich das mit der Schnecke verbundene Schneckenrad herum, und

Digitized by Google

die Zähne greifen in die Stöcke des Getriebes des Minutenrades und treiben dasselbe herum.

Schneckenrotzfisch, eine Art von Seewürmern, welche man im Baffinsmeere in der Gegend von Spitzbergen oder Ostgrönland findet. Dieses Thierchen ist platt gewunden, braun von Farbe, und so durchsichtig, daß man die Eingeweide in demselben liegen sehen kann. Es hält sich bloß in fließendem Wasser auf, im Eise erblickt man dasselbe nicht.

Schneckenrundung, bei dem Jäger, ein gehauener Weg, welcher nach Art einer Schneckenlinie immer enger zusammenläuft.

Schneckensalat. Man nehme von den eßbaren Schnecken so viel man will, wasche sie schnell rein, damit der Sand abgehe, setze sie dann mit heißem Wasser zum Feuer, laße sie aber nicht lange kochen, weil man sie sonst nicht aus den Häusern ziehen kann. Wenn sie zu kochen anfangen, nehme man sie vom Feuer, die Schnecken heraus, lege sie in frisches Wasser, säubere und putze sie ordentlich; dann lege man sie wieder in frisches Wasser. Nach dieser Vorrichtung wird ein wenig Wasser und Salz in einem Topfe zum Feuer gesetzt, eine Weile gekocht, und dann wieder in frisches Wasser gethan. Wenn sie nun zugerichtet werden sollen, nimmt man sie aus dem Wasser heraus, trocknet sie ab und richtet sie mit ein wenig Salz und Pfeffer an, schüttet Essig und Baumöl darüber, und giebt sie so auf den Tisch. Die Italiener pflegen sie ungeputzt aus den Häusern zu ziehen, in Baumöl zu tauchen, und mit Salz und Pfeffer zu spicken.

Schneckensammlung, s. Sammlung (Conchylien-), Th. 135.

Schneckensand, Muschelsand, Schneckenerde, Calx cochleata Linn., ein Kalksand, der weiß, zuweilen aber gelblich oder violett ist. Er hat gar

keinen Zusammenhang, und besteht größtentheils aus lauter kleinen Schalthieren, deren Gestalt noch unzerstört ist, und wenigstens durch das Vergrößerungsglas deutlich unterschieden werden kann, die aber so mürbe geworden sind, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. So besteht der Schwedische Schneckensand größtentheils aus den Schalen der gemeinen Miesmuschel, der Würtembergische aus den Schalen einschaliger Schalenthiere, zum Theil solcher, die man auf dem trocknen Lande und in süßen Wassern findet, und der Italienische von Rimini enthält die Urbilder der Ammonshörner und Orthoceratiten. Er brauset stark in Säuren auf, und verwandelt sich im Feuer in wahren Kalk. S. auch Muschelsand, Th. 98, S. 415.

Schneckenschale, s. Schneckenhaus.

Schneckenschild, Cassida reticularis, eine Art Schildkäfer.

Schneckenschlange, eine Art Schlangen.

Schneckenschmetterling, Sphinx tipuliformis, eine Art Dämmerungsfalter, Schwärmer, Sphinx, s. Schwärmer.

Schneckenschneidezeug, beim Uhrmacher, ein Werkzeug, womit die Umgänge der Schnecke ausgedreht werden. Es besteht aus einem kleinen Gehäuse von Messing, in dessen einer Wand sich ein Zapfen umdrehen läßt, der gerade über einer Schraube in der entgegengesetzten Wand steckt. Außerhalb dem Gehäuse trägt oft der gedrehte Zapfen einen kleinen Wechsel oder eine gezahnte Scheibe, die in einen andern unter dem ersten befindlich greift; der letzte Wechsel sitzt auf einer stählernen Schraube, welche einen messingenen Arm im Gehäuse durchbohrt. Die Schraube geht durch beide Wände des Gehäuses. Da der gedachte Arm durch eine Schraubenmutter auf der Schraube befestiget ist, so läßt

Digitized by Google

er sich durch das Umdrehen der Schraube hin und her bewegen. Auf der äußersten Spitze des gedachten Armes steht ein Geißfuß oder ein Stück von einem Grabstichel. Der Uhrmacher befestiget zwischen den beiden obersten Zapfen des Gehäuses die neue Schnecke in ihrer Achse. Auf der Seite, wo ihre größte Grundfläche angebracht ist, da wird auch der gedachte messingene Arm angeschraubt. Wenn man mit einem Schlüssel den obersten Zapfen umdreht, so bewegt sich die Schnecke mit diesem in einem Kreise, und nach eben dem Verhältnisse wird auch der messingene Arm im Gehäuse von der untern Schraube, von der linken nach der rechten Seite, verschoben, welches die Wechsel verrichten, da einer in den andern greift. Hält nun der Uhrmacher bei der Bewegung den gedachten Geißfuß gegen die neue Schnecke, so wird dieser, nach Beschaffenheit der untern stählernen Schraube, Schraubengänge in die Schnecke schneiden. Bei einer langen Schnecke müssen aber die Schraubengänge weit auseinander, bei einer kurzen dagegen umgekehrt dicht neben einander stehen. Sind die Umgänge dicht neben einander, so haben beide Wechsel einerlei Anzahl Zähne; sollen aber die Schraubengänge noch einmal so weit von einander abstehen, so hat der oberste Wechsel zehn, der unterste aber zwanzig Zähne. Die Umwälzung des letzten Wechsels verhält sich also, wie 1 : 2. Eben so verhält sich auch der Abstand der Windungen zweier Schnecken. Sind diese Umgänge weit auseinander, so bringt der Uhrmacher die Schnecke auch wohl auf den Drehstuhl, und läßt dann die Schraubengänge von einer kleinen Feile weiter auslaufen. Um aber auch zu versuchen, ob die geschnittenen Umgänge der Schnecke gerade zur eingesetzten Uhrfeder passen, so muß dieses durch ein neues Werkzeug erforscht werden, und dies geschieht durch

Digitized by Google

das Abgleichen mit der Abgleichstange. S. auch den Art. Uhr, in U.

Schneckenstein, ein kleiner, weißer, dünner, länglich runder Stein, welcher in dem Kopfe der Wegeschnecke gefunden wird, und am Halse getragen, das Fieber vertreiben soll; ja man legte diesem Steine ehemals noch viele andere Kräfte bei, so z. B. unter der Zunge gehalten soll er den Mund anfeuchten, und den Durst in der Fieberhitze lindern; gepülvert, in Wein eingenommen, soll er den Harn treiben; den Kindern an den Hals gehängt, den Durchbruch der Zähne befördern. — Man nennt auch einen Marmor, in welchem sich versteinerte Seeschnecken befinden, und der aus verschiedenen Schnecken besteht, Schneckenstein. Finden sich dergleichen versteinerte Schalen oder Abdrücke von Schnecken im Sandstein, Kalkstein ꝛc., so erhalten sie auch diesen Namen.

Schneckensteintopas, Schneckentopas, ein Topas, welcher auf dem im Vogtlande gelegenen, mit Topasen angefüllten Fels, der Schneckenstein genannt, gebrochen wird.

Schneckenstich, s. Schlimmstich, Th. 146, S. 50.

Schneckensuppe. Man lasse die Schnecken nebst ihren Schalen so lange im Wasser kochen wie harte Eyer, thue sie hernach heraus, ziehe die schwarze Haut davon ab, schneide das hintere Theil davon, und wasche sie mit heißem Wasser gut ab. Wenn man will, kann man sie auch vorher mit Salz abreiben; allein sie bleiben kräftiger, wenn man nur mit warmen Wasser das Schlüpfrige davon abwäscht. Hierauf lasse man sie in Fleischbrühe kochen, damit sie weich werden; dann klein gehackt, bis auf einige, die man ganz läßt. Die gehackten thue man in einen Topf, gieße Fleischbrühe daran, würze sie mit

Muskatenblüthe, Pfeffer und Kardamom, lasse sie aufwallen, thue dann Butter daran; wenn sie ein wenig aufgesotten richte man sie über gebähetes Weißbrod an, nehme nacher die ganzen Schnecken, welche noch übrig geblieben sind, und nicht mit gehackt worden, und lege sie auf eine gebähete Semmelscheibe in die Mitte der Suppe.

Schneckentopas, s. Schneckensteintopas.

Schneckentreppe, s. oben, Schnecke, in der Baukunst, S. 271. Man hat runde und ovale Schneckentreppen. Ein Mehreres über diese Treppen, s. unter Treppe, in T.

Schneckenwindung, Windungen, welche gleich einer Schnecke gekrümmt sind, oder sich gleich einem Schneckenhause hinaufschlängeln.

Schneckenzubereitung, Schneckenzurichtung. Die Zurichtung oder Zubereitung der Schnecken geschieht auf verschiedene Art. Erstlich werden sie in Wasser gekocht, bis sie sich aus der Schale ziehen lassen, welches bald geschieht; dann nimmt man sie aus dem Gehäuse, putzt sie sauber und reibt sie mit Salz tüchtig ab; nimmt dann Fleischbrühe, thut gehackte Petersilie, Pfeffer und Muskatenblüthe darein, läßt die Schnecken ein wenig darin sieden; dann werden die Gehäuse geputzt, mit Salz ausgerieben, in jedes Haus ein Stückchen Butter, das mit Pfeffer und gestoßener Muskatennuß gut bestreut worden, gethan, darauf die Schnecken, und oben wieder ein Stückchen Butter mit geriebener Semmel. Das Ganze in einen Topf gelegt, Brühe darauf gegossen und ein wenig sieden lassen. — Man bratet sie ferner auf dem Roste, wie die Austern, mit Butter und Citronen. Man nimmt hierzu fette gute Schnecken, putzt die Häuser sauber ab, thut dann die Häuser mit den Schnecken in einen Topf oder Kessel, gießt heißes Wasser darauf, setzt sie zum

Digitized by Google

Feuer, und läßt sie zu kochen anfangen; dann nimmt man sie vom Feuer, zieht sie aus den Häusern, putzt die Schnecken sauber, schlägt sie mit Salz ab, wäscht sie aus, und läßt sie im Wasser und Salz eine Stunde lang kochen. Hierauf nimmt man die Häuser, putzt sie sauber aus, setzt sie auf den Rost, läßt frische Butter warm werden, gießt etwas davon in ein jedes Häuschen, steckt ein oder zwei Schnecken darein, thut etwas gestoßenen Pfeffer darauf, auch Macisblumen, setzt sie mit dem Rost auf Kohlen und läßt sie braten. Wenn sie alle gebraten sind, werden sie geschwind in eine warme Schüssel gesetzt, Butter braun gemacht, in ein jedes Häuschen ein wenig gegossen, Citronensaft darauf gedrückt, und warm auf den Tisch gegeben. Man kann die Schnekken auch auf diese Weise mit frischem Oele, als Olivenöl oder Mohnöl, statt der Butter, braten. — Man ißt sie schließlich auch kalt mit Essig, Oel, Pfeffer und zerschnittenen Zwiebeln.

Schneckenzurichtung, s. den vorhergehenden Artikel.

Schneckenzug, mit Rosen und mit Blättern, in der Baukunst, s. Glieder, im Supplement.

Schneckerln, heißen in Oesterreich gedrehete Nudeln.

Schneckerlnreinel, heißen in dem ebengenannten Reiche eine Art von blechernen Gefäßen zum kochen der Maccaroni.

Schnede, Schnäde, wird beim Eisgange der Saum des Eises genannt, welcher sich bis zu einer gewissen Breite längs den Ufern, hinter den Wasserwerken, und überhaupt da, wo das Wasser zu einiger Ruhe gekommen, zu oft nicht geringem Schutze und Vortheile der Ufer, Deiche und Wasserwerke, gemeiniglich sehr bald und fest ansetzt. Sonst heißt noch Schnede so viel als ein Abzugs- oder Scheidegraben; und nach Richey's Idioticon wird in der

Gegend von Hamburg auch ein Stück Landes, das durch Graben abgeschnitten ist, oder dadurch seine Gränze hat, eine Schnede genannt.

Schneder, in der Porzellanfabrik, s. unter Porzellan, Th. 115.

Schnee, Nix, Griech. νιφας; Fr. la Neige; Ital. Nive, Neve, in der Luft gefrorene Wassertheile, welche in Gestalt weißer Flocken herunter fallen; sich also noch nicht in Körner oder Kugeln gesammelt haben, wie der Hagel. Wenn die Atmosphäre so kalt ist, daß die Dünste im ersten Augenblicke, in welchem sie sich niederschlagen, oder in welchem sie die Gestalt der Bläschen ablegen, sogleich gefrieren, so krystallisirt sich das Wasser, wenn die Verdichtung im Freien geschieht, zu kleinen Eisnadeln, die sich aneinander hängen und Flocken bilden. In einer solchen Gestalt fallen sie aus dem Luftkreise langsam herab und bedecken den Erdboden, als eine sehr lokkere weiße Masse. Die Gestalt des Schnees ist verschieden und richtet sich nach dem Grade der Kälte; denn bei strenger Kälte sind die Flocken feiner, welches vielleicht daher rührt, weil die Theile zu schnell erhärten, um sich in großer Anzahl an einander hängen zu können. In den Nordländern fällt unter diesen Umständen bisweilen der feine und trockne Staubschnee, wie ihn Maupertius in Lappland und Middleton in Nordamerika beobachteten. Dieser Staubschnee dringt nach Maupertius durch die Ritzen der Fenster, macht die nächsten Gegenstände unsichtbar, greift die Augen sehr an, und scheint gleich über der Erdfläche zu entstehen, weil die Sonne dabei oft hell scheint; er bedeckt bisweilen den Boden 4 bis 5 Fuß hoch, und ist so fein und trocken, daß man nicht darauf gehen kann. Gewöhnlich bestehen die Schneeflocken aus länglichten, dünnen Nadeln, die sich bisweilen ohne Ordnung und

Digitized by Google

unter verschiedenen Lagen und Richtungen über einander häufen, sehr oft aber auch zu drei und dreien an einander hängen und dadurch sechsspitzige Sterne bilden. Bisweilen sind die Nadeln dieser Sterne glatt, bisweilen aber auch mit kleinern Nadeln oder Aesten besetzt. Die Figuren, welche hieraus entstehen, sind unendlich mannigfaltig. Muschenbröck giebt die merkwürdigsten derselben an. Alle haben die sechsspitzige Sterngestalt unter sich gemein, in der sich die Neigung der Theile unter Winkeln von 60 und 120 Grad zusammen zu gehen nicht verkennen läßt. Auch sitzen die kleinern Nadeln oder Zweige an den größern unter Winkeln von dieser Größe; nur selten hat man Sterne von zwölf Spitzen oder Verbindungen unter Winkeln von 30 Graden bemerkt. So verschieden nun übrigens die Figuren der Schneeflocken sind, so bestehen doch gewöhnlich bei jedem Fallen des Schnees alle Flocken aus Sternen von einerlei Gestalt. Kepler war der Erste, der diesen regelmäßigen Bau der Schneeflocken wahrnahm. Da man nun eben dieses Bestreben nach Vereinigung unter Winkeln von 60 und 120 Graden auch bei der Entstehung des Eises wahrnimmt, so ist kein Zweifel, daß es dem Gefrieren des Wassers eigen ist. Dieses Gefrieren ist nämlich eine wahre Krystallisation, wobei die Theile, wenn der Uebergang in den festen Zustand nicht zu schnell geschieht, allemal eine regelmäßige Gestalt annehmen. Die Masse des herabgefallenen Schnees ist sehr locker, besonders wenn große Flocken gefallen sind. Sedileau fand, daß eine fünf bis sechs Zoll hohe Schneelage, von der Sonne geschmolzen, nur einen Zoll hoch Wasser gab; de la Hire erhielt aus zwölf Zoll hoch Schnee nur einen Zoll hoch Wasser. Musschebröck führt einen zu Utrecht gefallenen, sternförmigen Schnee an, der vier und zwanzigmal weniger Dichte, als das

Digitized by Google

Wasser hatte. Wenn viel Schnee gefallen ist, und die Kälte anhält, so verdichtet sich seine Masse, indem er zusammensinkt, stark ausdünstet, und sich dadurch allmählig immer mehr verzehrt, wozu auch die Wirkungen der Sonnenstrahlen beiträgt. In den höheren Gegenden des Luftkreises ist die Temperatur so kalt, daß die große Masse des daselbst erzeugten und auf die Gipfel der Berge gefallenen Schnees nie völlig zerschmilzt; es giebt daher eine beständige Schneegränze, über welche hinaus auch im Sommer allezeit Schnee liegen bleibt, obgleich ein großer Theil desselben in den Sommermonaten abschmilzt und Wasser zur Unterhaltung der Flüsse hergiebt. Man bemerkt auf den Alpen, daß der Schnee durch warme Luft bei bedecktem Himmel weit häufiger geschmolzen wird, als durch die unmittelbare Wirkung der Sonnenstrahlen, vielleicht darum, weil der Schnee die Sonnenstrahlen so stark zurückwirft, welches auch die Ursache seiner blendenden Weiße ist. Heftige Kälte dringt zwar in den liegenden Schnee ein wenig ein, aber niemals tief, daher erklärt sich auch die Wirkung des Schnees als Decke zum Nutzen der Vegetation, indem der Frost die Saat in der mit Schnee bedeckten Erde nicht treffen kann. Darum wünscht auch der Landmann, daß seine Felder, ehe strenger trockner Frost eintritt, erst mit Schnee bedeckt seyen. Nach Guettard's Beobachtungen hält sich der Schnee vier Fuß tief unter der Oberfläche immer auf der Temperatur des Eispunktes. Hieraus wird begreiflich, warum in den Nordländern Personen, welche die Nacht im Freien bleiben, sich unter den Schnee legen, um sich vor der Kälte zu schützen. Sehr oft nimmt die Kälte ab, wenn es schneiet, und dieses nach Gren's Erklärung darum, weil beim Gefrieren der Dünste die Wärme, die vorher in ihnen gebunden war, frei wird, und sich als fühlbare Wärme durch

den Luftkreis vertheilt. Also ist die Wärme eine Folge, nicht Ursache des Schneiens, und der gemeine Mann, welcher sagt, es kann vor Kälte nicht schneien, verwechselt Ursache und Wirkung. — Von den Gipfeln hoher Berge fängt zuweilen ein kleiner Schneeball an herabzurollen, der während des Falls zu einer ungeheuren Größe heranwächst, und in den Thälern, in die er herabstürzt, die schrecklichsten Verwüstungen anrichtet. Solche Fälle, welche die Alpenbewohner Lauwinen, Schneelauwinen nennen, verursachen ein dem Donner ähnliches Krachen, verschütten Häuser und Felder, verstopfen den Lauf der Flusse, und verheeren ganze Gegenden durch die darauf folgende Ueberschwemmungen. — Die Alten glaubten, es schneie nicht auf dem Meere, dies ist aber ungegründet; denn in der Nordsee schneit es oft, obgleich nicht so häufig, als auf dem festen Lande, und überhaupt in niedrigen Gegenden nicht so oft, als in hohen; daher regnet es oft in den Plänen, während auf den Bergen Schnee fällt.

Nach den Bemerkungen unserer Vorfahren ist der Schnee die Säugamme der Saat im Winter, wird aber zur Stiefmutter, wenn er über sechs Wochen darauf liegt. Weniger schädlich ist der sogenannte trockene Schnee, das ist, ein solcher, der mit einem Ost- und Nordwinde in feinen, kleinen Flocken gefallen ist, weil dieser, nach der Erfahrung, beim Aufthauen weniger Wasser, als der mit dem Westwinde gefallene großflockigte giebt. — Nach den Beobachtungen des Sedileau und de la Hire giebt 6 Zoll hoher Schnee 1 Zoll hoch Wasser; hierbei ist aber nicht bestimmt worden, ob solches von dem feinflockigten oder großflockigten erhalten wird. Dem Getreide ist der Schnee besonders nützlich, indem er es vor dem Eindrucke des Frostes beschützt, und wenn er ja zuweilen schadet, so ist es bloß beim falschen

falſchen Aufthauen, und dann ſchadet er nicht als Schnee, ſondern als gefrornes Waſſer. Ueberhaupt ſchadet das falſche Aufthauen des Schnees dem Getreide weit mehr, als abwechſelndes Thauwetter mit einigem Regen; denn der Regen ſchmilzt nie, ohne zugleich die Luft an der Oberfläche der Erde merklich zu erkälten, wovon man ſich durch den Wärmemeſſer überzeugen kann. Kommt der Froſt ſchnell, ſo müſſen die Pflanzen, die nicht tief in die Erde treiben, weit mehr leiden, als durch einen Froſt nach dem Regen, welcher letztere nichts weiter iſt, als Eis, welches durch eine gewiſſe Menge Wärmeſtoff, den es der Erde zuführt, flüſſig erhalten wird. Auch hat die Erfahrung bewieſen, daß das wiederholte Gefrieren des Schneewaſſers weit ſchädlicher iſt. Von der andern Seite betrachtet, iſt der Schnee dem Getreide, das er bedeckt, vortheilhaft, indem er den in der Erde enthaltenen Wärmeſtoff zuſammenhält, und noch mehr Nutzen bringt derſelbe, wenn er mit Regenwaſſer ſchmilzt, welches viel Wärmeſtoff in die Erde bringt, und die erſtarrten Pflanzen wieder belebt. Der Schnee muß aber auf keinen naſſen, ſondern völlig trocknen Boden, beſonders nach vorhergegangenem Froſte, fallen, wenn er den Saaten auf alle Weiſe zuträglich ſeyn ſoll; iſt dagegen der Boden von vorhergegangenem Regen naß geworden, und es fällt hinterher ein lange liegen bleibender Schnee auf die Saaten, ſo nehmen ſie bald Schaden, und faulen aus, welches man gemeiniglich ein Auswintern zu nennen pflegt. Verſchiedene Landwirthe haben verſucht, den friſch gefallenen Schnee auf ihren Aeckern mit einer Walze feſtzudrücken, und haben gefunden, daß dieſe Aecker eine weit reichere Erndte geliefert haben, als andere, worüber die Walze nicht gezogen worden; dieſe Methode verdient daher ſchon nachgeahmt zu werden, oder wenigſtens könn-

Digitized by Google

ten doch noch mehrere Versuche dieser Art gemacht werden, um zu sehen, ob sich die angegebene Wirkung derselben auch überall bestätige.

Einige Naturforscher wollen die Beobachtung gemacht haben, daß der Schnee eine feine Erde von fetter öligter Eigenschaft nach seiner Auflösung zurücklasse, die nach Homes Behauptung sogar fähig seyn soll Feuer zu fangen; allein hier waltet wohl ein Irrthum ob; denn diese öligte, sogar entzündbare Erde ist nur ein feiner Staub, der durch den Wind von Felsen, Feldern ꝛc. fortgeführt wird, wohl eine gewisse Fettigkeit bei sich haben, ja sich sogar entzünden kann, allein dessen ungeachtet dem Schnee ganz fremd ist. Eben so haben sich manche Naturforscher geirrt, wenn sie behaupteten, daß sie auf der Oberfläche gewisser Wasser Schwefel entstehen gesehen, da doch bei genauer Untersuchung diese vertrocknete Materie nichts weiter ist, als der befruchtende Staub mancher Baumgeschlechter, die in der Nähe oder entfernt standen. Dieser Staub soll sehr entzündbar seyn. Aus dem eben Gesagten gewahrt man also, daß der Schnee nur als Decke der Saat von Nutzen ist, innerlich aber keine wohlthätigere Wirkung auf die Pflanzen äußert, als das Wasser; er wirkt daher aufgelöset nur als bloßes Wasser. Daß der Schnee nicht so sehr den Pflanzen zu einer Bedeckung, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Frost, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer von Frost erstarrten Blätter und Zweige zu schnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen würde, dienen, ist unter Frost, dessen Wirkung auf Gewächse, Th. 15, S. 206 u. f., gehörig gezeigt worden. — Wenn ein großer oder sogenannter fetter Schnee fällt, so muß derselbe sogleich von den zu Alleen bestimmten jungen und schlanken Bäumen abgeschüttelt wer-

Digitized by Google

den, damit sie die Schwere desselben nicht umbreche. Diese Vorsicht ist in allen Winter- und Schneemonaten nothwendig.

Da der Herr Professor Röhig in Leipzig die Bemerkung gemacht hat, daß der Schnee nach getrennter Oberfläche, und wenn sie Erhöhungen und Vertiefungen hat, selbst bei anhaltender Kälte, in sofern nur die Sonne scheint, weit leichter schmilzt, als wenn sie eben und ungetrennt ist, indem theils die Sonne in den Vertiefungen durch den Rückprall ihrer Strahlen und die dadurch vermehrte Wärme, theils die mehr eindringende erwärmte Luft zum Schmelzen des Schnees nachdrücklich wirkt, so hat derselbe, um dieses zu Polizeyanstalten im Großen zu benutzen, im Jahre 1785 ein sehr einfaches Instrument vorgeschlagen, welches er einen Schneepflug nennt. Dieser Pflug besteht bloß aus zwei Brettern, die wie zwei mit einander verbundene Schrauben zusammengefügt und an einer Stange befestigt werden. Hierdurch kann eine einzige Person, welche dieses Werkzeug vor sich hinschiebt, in kurzer Zeit große Schneeflächen in die Länge und in die Quere durchfurchen, und dadurch jene vortheilhafte Vertiefungen bewirken. Daß indessen nur dieses Mittel an Orten, wo sich keine Gewächse befinden, und wo man überhaupt vom schnellen Aufgange eines sehr häufig gefallenen Schnees Wasserfluthen zu befürchten hat, anzuwenden sey, darf wohl nicht erinnert werden. Wo Gewächse stehen, z. B. Saaten auf dem Felde, da muß zum Schutz derselben der Schnee wenigstens eine Viertelelle hoch ungestört gelassen werden.

Auch der Herr Commissionsrath Riem erwähnt in seiner monatlich-praktischen ökonomischen Encyklopädie, 3. Bd., Leipzig, 1789, S. 97, eines Schneepfluges, der dazu dient, den

Schnee theils aus den Hohlwegen zu bringen, theils auch auf ebenen Stellen, wo sehr große Windweben sind, denselben zur Seite zu schaffen; denn wenn der herabfallende Schnee die Wege unbrauchbar macht, so wird alles Fuhrwesen lieber über die Saatfelder gehen. Dieser Pflug soll in Schweden erfunden worden seyn, und ein Herr Prusch a hat in seinen Prager interessanten Nachrichten, 1789, S. 6, einen von ihm verbesserten für Böhmen angezeigt. Diese Maschine besteht aus Spundbrettern, die nach der Breite des nöthigen Gleises zusammengesetzt und an der Schärfe mit Eisen beschlagen werden. Wenn man nun zwei bis vier Pferde oder Ochsen vorspannt und einmal damit über den Weg fährt, der gebahnt werden soll, so wird hernach alles folgende Fuhrwesen viel lieber nachfahren, und dadurch aller Schaden von den Aeckern abgewendet werden, welcher besonders darin besteht, daß an solchen gebahnten Wegen der aufgefahrene feste Schnee weit später schmilzt. Riem räth schon dieserhalb durch einfache Schlitten die verschneieten Wege zu bahnen, damit unsere Saat und Wiesen verschont bleiben. S. auch Pflug (Schnee-), Th. 112, S. 326.

Ein zweites Instrument, welches zum Fortschaffen des Schnees dient, ist die Schnee-Egge; sie wird angewendet, um den zu lange liegenden Schnee aufzueggen, besonders, wenn sich auf ihn eine dicke Eiskruste gebildet hat. Auch die kleinen Landleute bedienen sich der Rechen auf ihren nur geringen Saatfeldern, um die oberen Schneekrusten aufzurechen, und Riem sagt am angeführten Ort, S. 49: „So mühsam und anscheinlich unthunlich es im Großen ist, so sehr bezahlt sich die angewandte Mühe durch reichere Erndten.“ Es giebt Bauern, die sogar die hohen Schneestellen durch Vertheilung mit

Schaufeln auf die niedrigen Plätze bringen, und daselbst ausbreiten, und dadurch gegen ihre Nachbaren, welche es versäumen oder die Arbeit scheuen, weit reichere Erndten und einen seltenen Mißwachs haben. Man befolge daher diese angerathenen Vorsichtsmaaßregeln im December und Januar, auch bei anhaltendem Winter später hinaus. Da in manchen Wintern der schnell aufthauende Schnee die Fruchtfelder unter Wasser setzt und den Saaten Schaden zufügt, so müssen die Polizeybehörden, Landräthe ꝛc. ihre Ackergemeinen erinnern und anhalten, daß sie in Zeiten den Schnee aus den Laufgräben herausbringen, und dem Thauwasser die Vorfluth verschaffen.

Da schon von den ältesten und überhaupt von allen Völkern, welche Erdgegenden bewohnen, wo Schnee fällt, dieses Meteor einstimmig als ein Mittel betrachtet worden ist, deren sich die Natur bedient, um den Pflanzen mehr Stärke, und ihrer Entwikkelung mehr Elasticität zu geben, so haben sich die Französischen Physiker ganz besonders bemüht, die Wirkungen des Schnees auf die Vegetation in ein helleres Licht zu stellen oder zu erklären. Besonders hat sich Hassenfratz*) bemühet, den Einfluß des Schnees auf die Vegetation zu beobachten, und es wird daher hier zweckmäßig seyn, seine Resultate mitzutheilen.

Mehrere Völker glauben, daß wenn im Winter kein Schnee fällt, es eine schwache Vegetation und eine schlechte Erndte andeute. Die Wirkungen desselben schreiben sie gewissen Salzen zu, welche, ihrer Meinung nach, in diesem gefrornen Wasser enthalten sind. Man

*) Journal polytechnique, 4. Band, daraus von Bourguet übersetzt und eingerückt in die neuesten Beschäftigungen der Neufränkischen Naturforscher, 1. Heft. Berlin, 1797.

hat Schnee in großer Menge gesammelt, ihn schmelzen, und in irdenen Gefäßen abrauchen lassen, und da man keinen Rückstand fand, so erklärte man die obige Behauptung für eine Chimäre. Man ging nachher noch weiter, und behauptete, der Schnee habe gar keinen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen.

Bei Phänomenen, welche von einer Generation auf die andere übertragen werden, muß man stets die von Betrachtungen herrührende Resultate sorgfältig von den Erklärungen unterscheiden, welche man ihnen zu geben suchte. Es giebt Phänomene, die im Ganzen, wie im Einzelnen genommen, sich unsern Sinnen in ihrem ganzen Glanze darstellen, und auch dem weniger aufmerksamen Beobachter keinen Zweifel übrig lassen. Andere lassen dagegen kaum einige Spuren zurück, welche man nur durch besondere Instrumente, durch eine Nebeneinanderstellung der Thatsachen, welche gerade dahin leiten, oder nach einer Reihe oft wiederholter Beobachtungen wahrnehmen kann. Wenn diese Spuren mehrere Generationen hindurch von einer Menge Personen beobachtet werden, und wenn sie auch noch so unvollständig, noch so dunkel übertragen worden, so muß sich der Physiker hüten, zu voreilig zu urtheilen; denn je größer die Anzahl der Beobachter ist, und je einstimmiger sie in der Meinung von den Phänomenen sind, desto sorgfältiger muß der Gelehrte es untersuchen, bevor er es für falsch erklärt.

Der Einfluß des Schnees auf die Pflanzen ist der Untersuchung einer zu großen Menge Beobachter unterworfen, als daß eine solche Gleichheit der Meinungen möglich wäre, wenn nicht Wirkungen vorhanden wären, die mit denen, welche man vorgiebt, übereinstimmten. Ich will hier versuchen, ihre Wirkungen und deren Ursachen zu erklären, und die Aehnlichkeit zu entdecken, welche zwischen der von dem Landwirthe längst gegebenen Erklärung und einer genauen Untersuchung des Schnees Statt findet. Es ist eine bekannte und durch lange Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß nach einem strengen und sehr kalten Winter das Wachsthum der Pflanzen desto stärker und kräftiger ist, je höher die Pflanzen mit Schnee belegt waren. Die Ursache davon ist sehr einfach und natürlich.

Digitized by Google

Alle Pflanzen sind fähig, einen größeren oder geringeren Wärmegrad zu ertragen; manche können die Temperatur des Eisschmelzgrades nicht aushalten; andere dagegen widerstehen der allerheftigsten Kälte, ohne die geringste Veränderung zu erleiden. Jede Pflanze hat also ein gewisses Maaß von Widerstand gegen die Kälte, eine gewisse Temperatur, über welche hinaus sie erfriert und abstirbt. Mehrere Pflanzen, welche man einer Kälte aussetzt, die nahe an die Temperatur gränzt, worin sie erfrieren würden, kommen nicht auf; allein sie bekommen von der grimmigen Kälte, die sie ausgehalten haben, eine Art von Siechkrankheit, welche ihnen die ganze übrige Zeit ihrer Dauer anhängt. Setzt man einer großen Kälte eine Reihe Pflanzen aus, welche verschiedene Grade von Kälte vertragen können, so wird von dieser Reihe eine um so größere Menge zu Grunde gehen, je heftiger die Kälte war; wenn man aber mittelst einer Decke die Kälte abhalten kann, und die Pflanzen keiner so großen Verminderung der Wärme aussetzt, als diejenige ist, welche äußerlich herrscht, so werden mehrere von denen, welche krank waren, sich wieder erholen und gesund werden, und zwar desto mehrere, je besser die Decke die Kälte abgehalten hat. Der Erdball hat in seinem Innern eine angehäufte Wärme, die man in allen unterirdischen Gemächern und Höhlen bemerkt, wenn sie tief genug liegen, daß weder die obere Kälte, noch Wärme hineindringen kann. Diese Wärme beträgt 13 Grad nach der Decimalskale des Queckſilberthermometers. Der Schnee ist ein sehr schwacher Leiter der Wärme, eben so schwer durchdringt ihn die Kälte, und seine Temperatur, wenn er zergeht, ist der Nullgrad nach dem Queckſilberthermometer. Wenn die Oberfläche der Erde mit einer beträchtlichen Schneeschicht bedeckt ist, so strebt die kalte Luft, die den Schnee berührt, seine Masse zu durchdringen und zu erkalten, die innere Wärme der Erde strebt dagegen ihn zu erwärmen. Es entsteht dadurch in der Schneemasse ein Streit der Wärme, dessen gewöhnliche Folge ist, daß ein Theil des Schnees geschmolzen, und daß die Temperatur der mittlern Schicht, in welcher die Pflanzen sind, auf Null gebracht wird. Der Schnee hat also die Eigenschaft,

Digitized by Google

die Pflanzen, welche er bedeckt, bei der Temperatur des schmelzenden Eises zu erhalten, sie vor dem Einfluß einer strengen Kälte zu schützen; sie beständig feucht zu erhalten, und zu verhindern, daß ein großer Theil derselben nicht zu Grunde gehe, daß eine noch größere Menge nicht krank werde, und folglich überhaupt genommen, den Pflanzen mehr Kraft und Stärke zu geben, als sie haben würden, wenn sie nicht mit Schnee bedeckt wären.

Man gewahrt hieraus schon, daß sich ein Theil des Einflusses des Schnees auf die Vegetation erklären läßt, ohne die Salze und den Salpeter zu Hülfe zu nehmen, welche er vorgeblich enthalten soll, und die man durch Untersuchung und Zerlegung nicht in ihm finden kann. Erklärt man den Einfluß des Schnees durch die beständige Feuchtigkeit, welche er den Pflanzen mittheilt, so ist diese Erklärung ein Resultat der Beobachtungen, welche den aufmerksamen Landwirthen zu keiner Zeit entwischt ist; allein die Kenntniß des Einflusses, den er durch seine Nichtfortleitung der Wärme hat, ist eine Folge der Erfahrungen, welche neuerdings über die Wärmematerie gemacht worden. Die Alten hatten weder die Reihe von Thatsachen, noch die Instrumente, welche zu diesen Untersuchungen erfordert werden, sondern mußte sich mit den Angaben, Resultaten, Beobachtungen und den Instrumenten begnügen, welche sie hatten. Sie beobachteten z. B., daß die Luft die Metalle rosten mache, eben so wie die Säuren, und schlossen daraus, daß in der Luft eine Säure enthalten seyn müsse. Sie bemerkten ferner, daß auf kalkartigen Massen von freien Stücken Salpeter entsteht, und schlossen daraus, daß die Luftsäure (Kohlensäure) Salpeter seyn müsse. Diese Folgerung war nicht sehr entfernt von der Wahrheit, indem die neuesten Erfahrungen und die merkwürdigsten Entdeckungen, wodurch die Physik die schnellsten Fortschritte gemacht, bewiesen haben, daß die Luft aus den zwei Elementen bestehe, welche zur Zusammensetzung der Salpetersäure erfordert werden, nämlich aus Sauerstoff und Stickstoff. Wir müssen also gestehen, daß eine große Einsicht und ein großer Scharfsinn des Geistes von Seiten der vorigen Physiker dazu erfordert wurde, um seit langer Zeit

durch Annäherung mehrerer indirekter Erscheinungen dasjenige zu finden, was uns jetzt die genaueste Untersuchung bewiesen hat. Hätte der Schnee bloß die Eigenschaft, die Vegetation zu erhalten, und sie als Madratze vor dem Erfrieren zu schützen, so wären die alten Philosophen schwerlich auf den Gedanken gekommen, daß er salpetrige Salze in die Erde bringe, da sie sich durch eine sehr leichte Erfahrung überzeugen konnten, daß derselbe gar kein Salz enthält; denn sie haben diese Eigenschaft nicht einmal dem Regenwasser zugeschrieben. Sie bemerkten aber, daß der Schnee, so wie die Säuren das Leder und mehrere andere Körper, welche man hineintaucht, verbrennt, da sie nun schon Salpeter in der Luft annahmen, so war es sehr natürlich, daß sie diesem Luftsalpeter die brennenden Eigenschaften des Schnees, und folglich dessen Einfluß auf die Vegetation zuschrieben. Da mich nun der Bürger Guyton ersuchte, die Ursachen der verschiedenen Wirkungen des Schnees und des Regenwassers auf mehrere Substanzen zu untersuchen, so fand ich, daß sie von der Fähigkeit des Schnees, sich mit dem Sauerstoffe zu verbinden (Oxigenation des Schnees) herrühren, und daß diese Wirkungen von einer besondern Verbindung des Sauerstoffs mit diesem gefrornen Wasser abhängen. Ich that 1000 Grammen (eine Gramme hat 18 Gran $\frac{841}{1000}$) Schnee in eine, und eben so viel destillirtes Wasser in eine andere Flasche, und goß in jede eine gleiche Menge von einerlei Lackmusauflösung, setzte die Flasche an einen warmen Ort, und nachdem der Schnee zergangen, sah ich, daß die Tinktur in dem Schneewasser röther war, als in dem destillirten. Ich habe diesen Versuch wiederholt und dasselbe Resultat erhalten. Ich that 1000 Grammen destillirten Wassers in eine, und eben so viel Schneewasser in eine andere Flasche, und goß in jede dieser Flaschen 6,5 Grammen sehr reine und feine Eisenauflösung, worauf sich in der ersten Flasche 0,150 Grammen Eisenkalk, und in der zweiten 0,010 niederschlugen. Da nun der Eisenkalk durch den Sauerstoff aus der Eisenauflösung niedergeschlagen wird, so folgt daraus, daß das Schneewasser mehr Sauerstoff enthält, als das destillirte; und aus dem ersten Versuche erhellt, daß diese Menge Sauer-

Digitized by Google

ſtoff beträchtlich genug war, um die Lackmus-Tinktur zu röthen. Aus beiden Verſuchen erhellt, daß der Schnee ein mit Sauerſtoff geſättigtes Waſſer iſt, und alſo auf das Wachsthum der Pflanzen eine ganz andere Wirkung haben muß, als das gewöhnliche Eiswaſſer. Die Verſuche, die Ingenhous über das Keimen der Samenkörner angeſtellt hat, lehren, daß durchaus die Gegenwart und die Berührung des Sauerſtoffs erfordert wird, wenn ſich der Same entwickeln ſoll. Dieſelben Verſuche beweiſen ferner, daß, je häufiger der Sauerſtoff vorhanden iſt, deſto ſchneller entwickeln ſich die Keime. Die meiſten Pflanzen, welche man ganz reif werden läßt, laſſen einen Theil ihres Samens auf die Erde fallen; dieſe herumliegenden und der Kälte ausgeſetzten Samenkörner werden von dem Schnee bedeckt und gegen den Froſt geſchützt, und finden zugleich in ſeinem Schmelzwaſſer einen Theil des Sauerſtoffs, welcher auf das Grundweſen (Elaſticität der Organenfaſern) der Keimung mächtig wirkt, und die Samenkörner, die auſſerdem zu Grunde gegangen wären, zum Keimen, Wachſen und Entwickeln reizt, wodurch nachher die Menge der Pflanzen, welche den Erdboden bedeckt, vermehret wird.

Eine beträchtliche Menge Pflanzen, welche wir zu unſerer Nahrung und Bedürfniſſen beſtimmen, werden in den Monaten October, November und ſogar im December geſäet; mehrere dieſer Samenkörner keimen, ehe die Kälte ihre Wirkung auf ſie äußern, und ihr Lebensprinzip ſtören kann. Der Schnee, der die übrigen bedeckt, wirkt durch ſeinen Sauerſtoff auf den Keim, nöthiget ihn, ſich zu entwickeln, und die Menge nützlicher Pflanzen zu vermehren, welche der Ackersmann der Erde anvertraut, wodurch dann eine Vermehrung des Ertrages entſteht. Wir haben alſo hier drei ſehr beſtimmte Wirkungen des Schnees auf die Vegetation, davon jede ins Beſondere das Ihrige beiträgt, jedes Jahr die Anzahl der Pflanzen zu vermehren, ihnen mehrere Kraft mitzutheilen, und folglich den Ertrag mehrerer Erndten zu vervielfältigen. Dieſe Wirkungen ſind: Erſtlich zu verhindern, daß die Pflanzen von dem Froſte nicht unmittelbar angegeiffen, dadurch beſchädiget, und durch deſſen zuſammenziehen-

der Gewalt ganz unelastisch gemacht und zerstört werden. Zweitens den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit zu geben, welche ihnen die zu ihrer Erhaltung erforderliche Substanzen mittheilt, und sie in einem unveränderlichen Zustande der Kraft und des Wohlbefindens erhält. Drittens eine weit größere Menge Samen aufkeimen zu machen, und folglich die Anzahl der Pflanzen, die auf der Erde wachsen, zu vermehren.

Der Schnee schmilzt bei 32 Grad Fahrenheit oder 0 Reaumür. Wenn man Schnee mit concentrirter Salzsäure übergießt, so löset sich derselbe schnell auf, und es wird dadurch ein hoher Grad von Kälte hervorgebracht. Wenn man ein Gefäß mit Wasser in eine Vermischung von Schnee, Salmiak und Salpeter stellt, welche man durch ein Kohlenfeuer zum schnellen Schmelzen bringt, so wird die Kälte so groß, daß das Wasser im Gefäße in der über dem Kohlenfeuer stehenden Vermischung des Schnees mit den Salzen zu Eis wird. Das Schneewasser ist übrigens, wie das Regenwasser, sehr rein, und zu den meisten chemischen Operationen eben so wohl, als das destillirte Wasser zu gebrauchen, wenn es nämlich mit der gehörigen Vorsicht aufgefangen worden. Zu diesem Zwecke muß es bei einem stillen Schneien, ohne Sturm, und wenn es bereits eine Zeit lang geschneiet hat, unter freiem Himmel, entfernt von den Wohnungen der Menschen, in irdnen, oder, noch besser, in weiten gläsernen Gefäßen aufgefangen werden, und dennoch soll es, nach Margraf und Bergmann, noch immer etwas Salzsäure haltige Kohlensäure, und einen geringen Antheil Salpetersäure enthalten. Den Glashauspflanzen soll es schädlich seyn, sie mit diesem Wasser zu begießen; dagegen schadet es den Pflanzen im Freien nichts.

Digitized by Google

Schon die Alten waren aufmerksam auf den Schnee und bedienten sich desselben in der Haushaltung. Athenäos führt im dritten Buche viele Stellen von Schriftstellern an, welche davon reden. Ein alter Dichter Alexis *) sagt: „Auch sorgen wir für Schnee zu unserm Trank"; und ein anderer Dichter, Euthykles **): „Ob feil der Schnee, erforschet er zuerst." Athenäos führt eine Stelle aus Chares an, der eine Geschichte Alexanders des Großen geschrieben hat, aus welcher wir sehen, daß Alexander den Schnee ungefähr so verwahren ließ, wie er noch jetzt in Italien und Sicilien verwahrt wird. Er ließ bei Belagerung einer Indischen Stadt dreißig Graben dicht an einander machen, sie mit Schnee füllen, und diesen mit Eichenzweigen bedecken, weil auf dieser Weise, sagt Chares, der Schnee sich lange hält. Stratis ***) sagt: „Keiner würde gern warmen Wein trinken, sondern vielmehr solchen, der im Brunnen abgekühlt, und mit Schnee vermischt ward." Auch ein Epigramm des Simonides †)

---

*) Και χιονα μεν πινειν παρασκευαζομεν.

**) Πρωτον μεν ειδεν ει χιων ἐς ὠνια

***) Ὀινὸν γαρ πιειν οὐκ ἀν ἐις
Δεξαιτοθερμον, ἀλλα πολυ τουναντιον,
Υυχομενον ἐν τω φρεατι, χιονι μεμιγμενον.

†) Την ῥα ποτ' Ὀυλυμκοιο πιρὶ πλευρας ἐκαλυψεν
Ὠκος ἀπο Θρηκης ὀρνυμενος Βορεης,
Ανδρων δάχλαινων ἐνάκε φρενας, αυταρ ἐκαμφθη
Ξωη-πιερειν γην ἐπιεσσαμενη,
Ἐν τις ἐμοι γαέτης χεετω μερος, ὀυγαρέοικε
Θερμην Βασταρειν ἀνδρε φιλω, τροποσιν.

Die oben angeführten Uebersetzungen sind von F. L. Grafen zu Stollberg. S. dessen Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien ꝛc. 4. Bd. Königsberg, 1799, S. 169.

K.

führt Athenäos an, in welchem der Dichter vom Schnee sagt: „Eilend daherrauschend von Thrazien, streuete der Boreas diesen Schnee auf die Seiten des Olympos. Mantellose Männer durchdrang er mit kältendem Schmerz, aber milde ward er, als man ihn lebendig mit Pierischer Erde bestattete. Es reiche mir Jemand davon, denn es geziemet sich nicht, einem Freunde warmes Wasser zum ersten Trunk beim Gastmahle zu bieten.“ Simonides war ein Zeitgenosse des Xerxes.

Da der Gebrauch des Gefrornen in Italien und Sicilien als unentbehrlich zur Erfrischung angesehen, und als ein kräftiges Mittel in vielen Krankheiten gebraucht wird, so bedient man sich dazu nicht wie bei uns des Eises, sondern des Schnees. Der Schnee ist nicht nur leichter aufzubewahren, als das Eis, sondern sie halten auch den Gebrauch des Schnees für gesünder. Daß der Schnee leichter aufzubewahren ist, als das Eis, wird dadurch augenscheinlich, daß wir in warmen Sommern oft Mangel an diesem in unsern Eiskellern haben, wo es den Südländern in ihren heißen Sommern nie an Schnee gebricht. Sie verwahren ihn theils in Bergklüften, theils in Löchern, welche sie auf hohen Gegenden in die Berge gegen Norden eingraben. In diesen wird der Schnee fest zusammengestampft, um die ihm dauernde Festigkeit zu geben, mit Stroh, Sand, oder in Vulkanischen Gegenden mit Asche vermischt. Die Magistrate der Städte sorgen für den hinlänglichen Vorrath des Schnees, und würden Gefahr laufen, den Zorn des Volkes zu empfinden, wenn es einmal an diesem Bedürfniß Mangel haben sollte. Für die Stadt Neapel hat die Regierung zu Ende des verwichenen Jahrhunderts selber diese Sorge auf sich genommen, und einem Mann das Privilegium, ihre 400,000 Einwohner mit Schnee zu versehen, ver-

Digitized by Google

pachtet. Er wird hier verwahrt in Klüften und Gruben des Berges San Angelo, zwiſchen Caſtell-a Mare und Sorenta. Alle Nächte bringen Eſel den Schnee aus Ufer, und man beladet Böte damit, welche Vorrath für den folgenden Tag nach der Hauptſtadt bringen. Sollte der Schnee einen Tag ausbleiben, ſo würden die Neapolitaner lauter murren, als unſere Soldaten, wenn es im Lager an Branntwein fehlt, oder an Rauchtabak. Im Pachtkontracte hatte ſich daher der Pachter einer Geldbuße von zweihundert Dukaten unterwerfen müſſen für jeden Tag, an welchem nicht Schnee genug nach der Hauptſtadt gebracht werden ſollte. Das Gefrorne von Milch, von Früchten, von Chocolade findet man faſt in allen Städten Italiens und Siciliens; rechnet man nun noch dazu, was die Aerzte in dieſen Ländern an Schnee verbrauchen, ſo kann man auf das ungeheure Quantum deſſelben ſchließen, was erfordert wird. Die Aerzte in dieſen Ländern geben nicht viel Arznei, verordnen aber dafür eine ſtrenge Diät, wodurch ſie mancher Krankheit im Entſtehen gleich ihre Kraft benehmen; ſie geben dem Kranken verſchiedene Tage nur Waſſer, welches im Schnee gekühlt worden, mit ſüßen Pomeranzen und mit Gefrornem von Früchten. Auch auf Sicilien wird wegen des vielen Verbrauchs an Schnee ein förmlicher Handel damit am Etna getrieben.

Bei uns wird auch hier und da der Schnee in Eisgruben ꝛc. aufbewahrt, und zur Abkühlung der Getränke benutzt, das heißt, man ſchüttet den Schnee in zinnerne oder von Eiſenbleich verfertigte Abkühlungsgefäße, und ſetzt darein den auf Bouteillen gefüllten Wein, auch andere Getränke, die recht kühl genoſſen werden ſollen; jedoch bedient man ſich hierzu auch des Eiſes, indem man die genannten Gefäße zur Hälfte, auch darüber, mit Brunnenwaſſer an-

Digitized by Google

füllt und ein Stück Eis hineinlegt, und dann die Bouteillen hineinsetzt. Durch das Eis wird dem Wasser der hinlängliche Kältegrad mitgetheilt, um das Getränk zu erfrischen.

In den Gewerben wird der Schnee und das Schneewasser zum Leinwandbleichen angewendet. In Frankreich hat Pajot mehrere Beobachtungen und Versuche darüber angestellt. Er sagt:

„Die Landleute in den hohen und gebirgigen Gegenden der ehemaligen Pikardie, und selbst diejenigen, welche in Ebenen wohnen, wo das Wasser selten ist, rösten ihren Flachs auf den Wiesen oder Brachfeldern im Winter, während der Monate December, Januar und Februar im Regen, Nebel und Schnee. Ungeachtet diese Jahreszeit und Witterung sehr ungünstig dazu scheint, so erhält dennoch der auf diese Art geröstete Flachs dieselbe Farbe, als wenn er im Wasser geröstet worden, und wird sogar dem Letztern auf dem Markte nach Ostern vorgezogen. Weit entfernt, dem Flachse zu schaden, beschleuniget und begünstiget der Schnee dessen Weiße, welche Erfahrung von allen Landwirthen, die diese Methode befolgen, bestätiget werden kann. Sie haben noch besonders bemerkt, daß je stärker der Boden mit Schnee bedeckt ist, um so schneller wird der Flachs geröstet. Im Jahre 1788 hab' ich diese Erfahrung in einer Abhandlung vorgetragen, welche von der Gesellschaft der Arzneiwissenschaft zu Paris den Preis erhielt. Im Jahre 1791 übergab ich der Gesellschaft des Ackerbaues zu Paris eine andere Abhandlung, worin ich von den wiederholten Versuchen Rechenschaft gab, die ich mit dem zum Bleichen schon gebrauchten, mit dephlogistisirter Salzsäure geschwängerten Wasser auf verschiedene Pflanzen angestellt hatte. Ich zeigte darin, daß Blumenkohl, gemeiner Kohl, Körbelkraut, Erbsen, Lauch ꝛc., mit diesem Wasser begossen, nicht nur schneller emporschossen, als andere, welche mit gemeinem Flußwasser begossen worden, sondern daß sie auch beinahe noch einmal so stark geworden, als gewöhnlich. Die zu diesen Versuchen bestimmte Pflanzen wurden aus einerlei Gattung Erde

genommen. Ein in der Nähe des Laboratoriums wohnender Gärtner, wo ich gewöhnlich die zum Bleichen bestimmte Salzsäure bereitete, und dem ich die Anwendung dieses gebrauchten Wassers empfahl, wurde durch eigene Erfahrung so sehr von der Güte desselben überzeugt, daß er sich die Aufbewahrung dieses Wassers, als die größte Gefälligkeit von mir erbat."

Der Schnee blendet sehr die Augen, und um diesem Uebel zu begegnen, haben diejenigen Völker, welche in den Polarländern, überhaupt in der kalten Zone wohnen, wo der Erdboden den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist, verschiedene Schutzmittel dagegen erfunden. So tragen die Eskimos an der Hudsonsbay Schneeaugen, welches Stücke Holz oder Elfenbein sind, die das Gesicht bedecken. In diesen sind zwei Löcher, die so lang, als die Augen, aber schmal sind. Diese Instrumente verhindern die Schneeblindheit, und die zu stark einfallenden Lichtstrahlen; s. Th. 58, S. 95. Nach Georgi*) brauchen die Tunguſen wegen des blendenden Schnees hölzerne Brillen, mit einem Paar schmale Ritzen, die nur wenig Licht durchlassen. Besonders tragen sie diejenigen, welche schon an Augenentzündungen leiden. — Von den durch den Schnee herrührenden Schmerzen und Entzündungen der Augen in Kamtschatka, befreien sich die Russen durch Eyweiß, Kampher und Zucker; s. Th. 34, S. 75 u. f. — Das Schneewasser ist auch die Ursache der Kröpfe, s. Th. 54, S. 34 u. f.; dagegen braucht man dasselbe, besonders von dem Schnee, welcher im März gefallen, wider den Brand; s. unter Brand, Brandschaden, Th. 6. — Von dem Schnee unter dem Getreide auf Böden, s. Th. 44, S. 919.

*) Russische Reisebeschreibung im Jahr 1772; 1. Bd., S. 264.

Digitized by Google

In Rücksicht der Sprache schon bei dem Ulphilas, nach Adelung, Snaiws, bei dem Ottfried Sneu, im Tetian Snio, in dem Fragmente auf Karl dem Große Sne; im Angelsächsischen Snaw; im Englischen Snow; im Schwedischen Snö; im Isländischen Snio; bei den Krainerischen Wenden Sneh; im Böhmischen Snih; im Polnischen Snieg. Bei den Jägern durch ganz Deutschland heißt der Schnee noch das Neue, welche alte, bloß des zufälligen Zischlautes beraubte Form uns die Verwandtschaft mit dem Lateinischen nix, nivis, und dem Griechischen νιφας, zeiget, wohin auch das Italienische neve, nive; die alte Französische noif, nois, das heutige Französische neige, das Lotharingische nadge, noge ꝛc. gehören, bei welchen zugleich die Abwechselung der Suffixorum zu bemerken ist. Schnee ist dem zu Folge mit neu näher verwandt, als man dem ersten Anschein nach denken sollte; es mag nun das Unerwartete, welches die Erfinder der Sprachen bei dem ersten Schnee nothwendig empfinden mußten, oder auch dessen blendende Weiße, indem neu und dessen Verwandter nett, oft auch für glänzend gebraucht werden, zu dessen Benennung Anlaß gegeben haben. Die in der anständigen Sprechart ungewöhnliche Mehrheit, kommt zuweilen im gemeinen Leben vor: Es sind diesen Winter 78 Schnee gefallen; der Schweitzer Bluntschli.

Schnee (rother Alpen-), ein mit einer lebhaften Röthe gefärbter Schnee, welchen Herr von Sauſſüre,*) als er zum ersten Male den Berg Breven im Jahre 1760 bereiſete, auf den abhängigen Flächen deſſelben, an verſchiedenen Orten antraf. Dieſe Farbe hatte

*) Voyage dans les Alpes. T. III, 1786.

ihre größte Lebhaftigkeit, besonders in der Mitte derjenigen Plätze, deren Centrum tiefer gesenkt war, als die Ränder, oder da, wo die verschiedenen geneigten oder mit Schnee bedeckten Ebenen zusammenliefen. Da er diesen Schnee in der Nähe untersuchte, so bemerkte er, daß seine Röthe von einem sehr feinen Pulver herrührte, welches sich mit ihm vermischt hatte, und welches bis auf 2 oder 3 Zoll, aber nicht tiefer, in ihn eingedrungen war. Dieses Pulver schien nicht von den höhern Gegenden des Berges herabgekommen zu seyn, weil man es auch an den von Felsen abgesonderten und selbst weit davon entlegenen Oertern fand, eben so schien es auch nicht von den Winden herbeigewehet zu seyn, weil es sich nicht Strich- oder Strahlweise zeigte; und die wahrscheinlichste Vermuthung war, es als ein Produkt des Schnees selbst, oder als ein Rückbleibsel seiner Schmelzung anzusehen, das an seiner Oberfläche, wie an einem Siebe bei der Durchseigerung des Wassers hängen geblieben wäre. Was diese Vermuthung noch begünstigte, war der Umstand, daß sich diese Farbe an den Rändern der kesselförmigen Plätze, wo wenig geschmolzenes Wasser eingedrungen war, äußerst schwach, hingegen immer in dem Maaße stärker zeigte, in welchem das geschmolzene Schneewasser in den Ueberrest des Schnees gedrungen war. Herr v. Sauſſüre nahm ein Trinkglas von diesem Schnee mit sich, und behielt es so lange in der Hand, bis der Schnee geschmolzen war, da sich denn der rothe Staub bald auf den Boden desselben setzte, und hier schien seine Farbe nicht mehr so blendend, wie vorher, und er verlor sie fast gänzlich, als er trocken wurde; eben so verminderte sich auch seine Menge bis fast auf Nichts. Im folgenden Jahre bestieg Herr v. Sauſſüre abermals den Breven, und fand wieder dieselbe Menge von rothem

Digitized by Google

Schnee auf demselben; er packte ein großes Schnupftuch voll davon fest zusammen; allein ehe er nach Hause kam, hatte die Sonne Alles zu Wasser gemacht. Der Breven war es aber nicht allein, wo er diesen Schnee gewahrte; er fand ihn auf allen hohen Bergen, wenigstens um dieselbe Jahreszeit und in ähnlichen Lagen, so daß er sich wunderte, daß die Schriftsteller, welche über die Alpen geschrieben, wie z. B. Scheuchzer, seiner nicht erwähnt hatten. Man findet ihn jedoch nur an niedrigen Orten oder Plätzen, wo der Schnee tief liegt; und zu einer Jahreszeit, wo die Schmelzung schon bis auf einen gewissen Grad gegangen ist; denn wenn Schnee noch gar nicht, oder nur sehr wenig davon geschmolzen ist, so ist die zu geringe Menge des Pulvers nicht im Stande die Augen zu rühren, und ist dagegen die Schmelzung schon zu weit gediehen, so ist alles Pulver mit dem Wasser durchgegangen, und ebenfalls nichts mehr davon zu sehen. Ueberdies vermischen sich auch gegen das Ende des Schmelzung viele fremde Erdtheile und von den Winden herbeigeführte Unreinigkeiten so mit demselben, daß man seine Farbe nicht mehr bemerken kann.

Als Herr v. Sauſſüre im Jahre 1788 auf dem St. Bernhard war, so gab es auf demselben viel dergleichen Schnee, von dem er auch so viel sammelte, als er nur konnte, und der Herr Kanonikus Murrith, ein geschickter Naturforscher, sammelte noch so viel dazu, daß man einige Versuche damit anstellen konnte. Wegen der beträchtlichen eigenthümlichen Schwere behandelte Herr v. Sauſſüre das rothe Pulver wie eine Erde, zuerst mit destillirtem Weineſſig, wovon er aber so wenig genommen hatte, daß es kein Resultat gab. Mit Salzgeist gekocht, hatte das Dekoct, nachdem es sorgfältig destillirt und filtrirt worden war, eine so braune

Farbe, daß er über die Natur dieser Substanz stuzzig wurde; er brachte sie deshalb vor das Löthrohr, und sah, daß sie sich mit einem Geruch, wie von verbrannten Kräutern, entflammte. Dieser Versuch veranlaßte Herrn v. Sauſſüre 40 Gran von dem Pulver in Weingeist digeriren zu lassen; die Auflösung wurde filtrirt, und man fand das Rückbleibsel um 7 Gran vermindert. Der Weingeist war schön goldgelb geworden; er wurde im Marienbade destillirt und er ging ganz rein über; auf dem Boden des Kolben blieb eine öligte, durchsichtige und gelbbraune Materie zurück, die sich durch die Wärme des Marienbades nicht trocknen ließ. Diese öligte Materie hatte einen Wachsgeruch, den sie auch beim Verbrennen noch von sich gab. Der Bodensatz, welchen der Weingeist nicht hatte auflösen können, war in Absicht seines extraktiven Theils ebenfalls verbrennlich, und die Asche, welche nach dem Verbrennen übrig blieb, schien nicht merklich alkalisch, und floß vor dem Löthrohre zu einem porösen grünlichen Glase.

Diese Versuche schienen zu beweisen, daß dieses Pulver eine vegetabilische Substanz, und wahrscheinlich ein Blumenstaub sey. Dem Herrn v. Sauſſüre ist zwar keine Pflanze in der Schweiz bekannt, die einen rothen Blumenstaub giebt, und die dabei so häufig vorhanden wäre, daß sie so vielen Alpenschnee roth färben könnte, zumal wenn man bedenkt, daß erst sehr viel davon verloren gehen müßte, ehe er bis dahin gelangte; vielleicht giebt ihm aber erst Sonne diese Farbe; und was seine große eigenthümliche Schwere anbetrifft, so ist diese nicht wunderbar, da er sich bei seinem langen Verweilen auf dem Schnee von der Feuchtigkeit stark ansaugt, und dadurch dicht und schwer wird.

Als Herr v. Sauſſüre seine Untersuchungen dem Herrn Bonnet mittheilte, so rieth ihm dieser, das

Pulver auch mit dem Vergrößerungsglaſe zu unterſuchen, um zu ſehen, ob ſich da eine, dem Blumenſtaube ähnliche Geſtalt zeige; er machte dieſe Beobachtung mit der größten Sorgfalt und mit den beſten Linſen; allein er konnte nicht die geringſte Regelmäßigkeit in der Bildung entdecken. Man war und iſt darüber noch nicht ganz einig, ob es ein vom Blumenſtaube gefärbter Schnee iſt, oder ob es eine vom Schnee ſelbſt abgeſonderte, und durch einen unmittelbaren Zutritt des Lichts mit entzündbaren Materien geſchwängerte Erde iſt, welche in der reinen Luft dieſer erhabenen Gegenden mit einer ſo beträchtlichen Lebhaftigkeit ſchimmert.

Schnee (Eyer-), in der Kochkunſt, ein aus Eyern bereiteter Schnee. Man quirle zu dieſem Ende zehn Eydotter, etwas Roſenwaſſer und fein geſtoßenenen Zucker in 1 Nößel Milch ab, ſetze es aufs Feuer, und laſſe es unter ſtetem Rühren nur ſcharf heiß und dicklich werden; dann ſetze man es in einer paſſenden großen Schüſſel warm. Hierauf quirle man das Eyweiß mit Zucker und Roſenwaſſer ab, laſſe ein Nößel Milch aufkochen, thue die Eyweißmaſſe darein, und ſchlage ſie mit einer Ruthe zu Schaum, bis ſie aufkocht; dann nimmt man den Schnee mit einem Löffel heraus, und legt ihn um jene Eydottermaſſe rund herum, überſtreut das Gericht mit gereinigten Corinthen (kleine Roſinen), laßt es im Keller erkalten, und beim Auftragen überſtreut man es noch mit Zucker und Zimmt. Soll die Schüſſel kleiner ſeyn, ſo nehme man ſechs Eyer, und nur 1/2 Quart Milch dazu.

— (geſchmolzener), ſ. Schneewaſſer.

— (März-). Der Märzſchnee ſoll viele gute, aber auch böſe Eigenſchaften an ſich haben. So ſoll man das Waſſer des Märzſchnees wider den Brand und die Brandſchäden, wie auch ſchon oben un-

ter Schnee, S. 327, angeführt worden, gebrauchen können. Ferner ſoll dieſes Waſſer einen ſehr weißen Teint machen, wenn man ſich damit des Morgens wäſcht; daher wurde der im März gefallene Schnee noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts von den Schönen aufgeſammelt, geſchmolzen und das Waſſer in Krügen an kühlen Orten zu dem genannten Gebrauche aufbewahrt; auch nimmt dieſes Waſſer keinen üblen Geruch beim Aufbewahren an. Von böſen Eigenſchaften deſſelben führt man das Sprichwort an: „Märzſchnee thut der Saat weh;“ allein dieſes Sprichwort trifft nur dann ein, wenn vorher durch gelindes Wetter die Saat zum Wachſen gekommen iſt, ſonſt hat er keinen böſen Einfluß darauf.

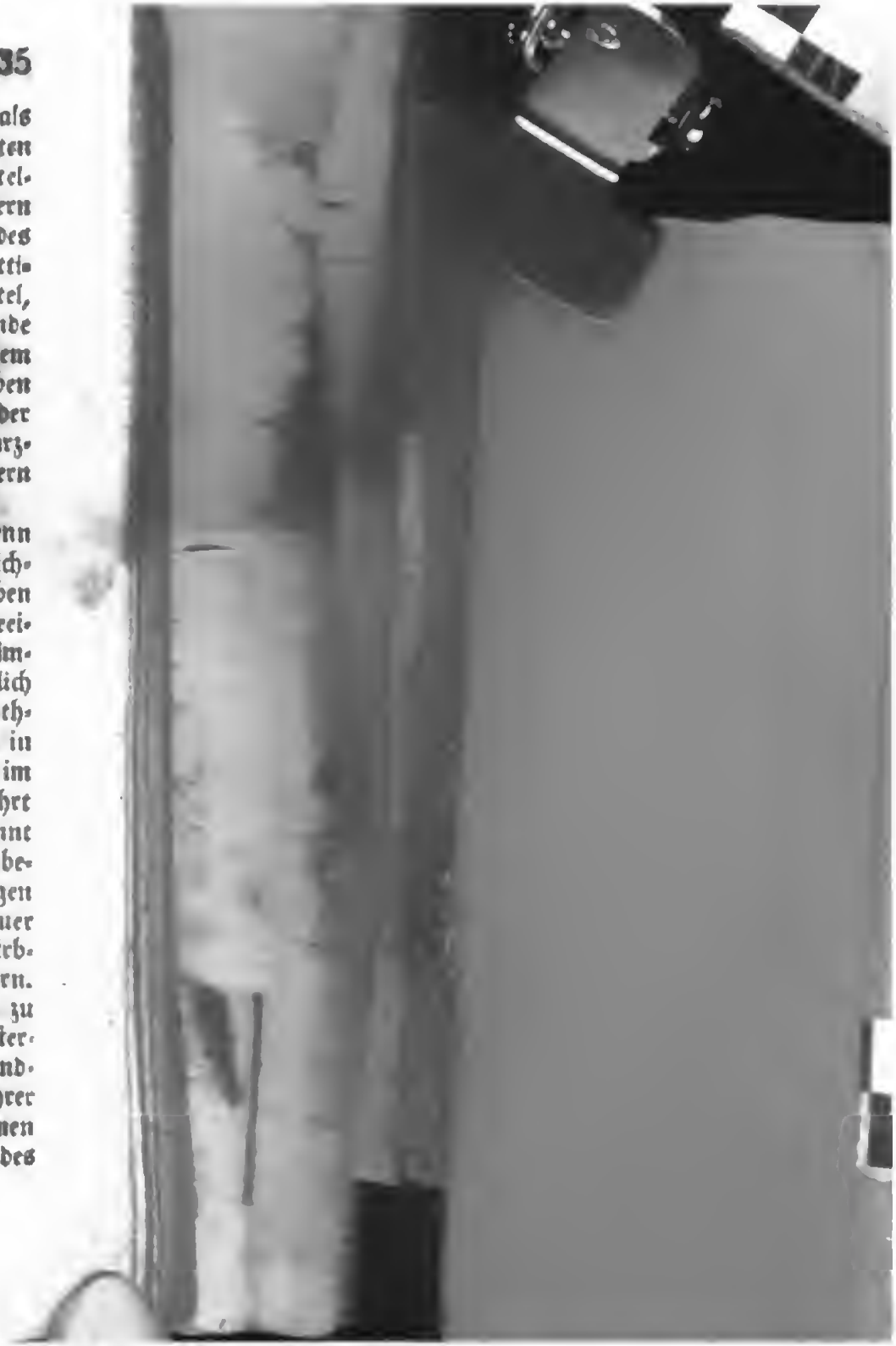
Schneeammer, geſcheckter Emmerling, Schneeortolan, Schneelerche, Schneevogel, Winterſperling, Winterling, Neuvogel, Emberiza varia Klein; Passer hybernus, Avis peregrina, Gesn. Schwenkf.; Miliaria avis Friſch; Engl. The lesser pied mountain Finch; Fr. l'Ortolan de neige; eine Art Ammern oder Emmerlinge, welche in Lappland, auf Spitzbergen, der Hudſonsbay, und in andern nördlichen Ländern angetroffen wird; während der ſchönen Jahreszeit unter dieſen Himmelsſtrichen wohnt er in den Lappländiſchen Schneegebirgen ꝛc., im Winter aber zieht er in die ſüdlichen Gegenden Schwedens und zuweilen nach Deutſchland. Wie bekannt, hat die Kälte auf die Farbe des Haars der vierfüßigen Thiere Einfluß, und eben ſo auch auf das Gefieder der Vögel, und man darf ſich nicht wundern, daß dieſer Vogel, von welchem hier die Rede iſt, im Winter, nach Linné, weiß iſt, noch weniger über die zahlreichen Abänderungen, welche man zu dieſer Art rechnet, und wovon aller Unterſchied in

dem mehr oder wenigerem Weiß, Schwarz oder Rothgelblichen besteht, und man gewahrt, daß die Verbindung dieser drei Hauptfarben beständig abwechseln muß. Zuweilen hängt sie auch von dem Grade der Kälte ab, den diese Vögel ausstehen; denn man kann ihnen das ganze Jahr hindurch ihre Sommertracht erhalten, wenn man sie des Winters in der Stube oder jedem andern gut geheizten Zimmer hält.

Das Männchen ist im Winter am Kopfe, den Flügeldecken, und dem ganzen Unterleibe weiß wie Schnee, nur am Kopfe ist eine schwache, gleichsam durchscheinende rothgelbliche Farbe; der Rücken ist schwarz; die Schwungfedern und Ruderfedern sind halb getheilt von schwarz und weißer Farbe. Im Sommer verbreiten sich über den Kopf, den Hals und den Unterleib, auch auf den Rücken gelbröthliche Querwellen, die mehr oder weniger ins Dunkle fallen, aber nie in einem solchen Grade, als bei dem Weibchen, bei welchem diese Farbe vorherrscht, und auf denselben Streifen in die Länge bildet. Einige Vögel dieser Art sind am Halse aschfarbig, und auf dem Rücken aschfarbig und braunbunt; um die Augen geht ferner eine Purpurfarbe, und auf dem Kopfe ist eine röthliche. Die Farbe des Schnabels ist auch veränderlich, bisweilen gelb, bisweilen an der Wurzel aschgrau, und ziemlich beständig schwarz an der Spitze. Die Nasenlöcher sind rund, ein wenig erhoben, und mit kleinen Federn bedeckt. Die Zunge ist ein wenig gespalten, die Augen sind klein und schwarz, und die Füße schwarz oder schwärzlich. Nach Otto's Beschreibung ist der Schnabel gelblich, an der Spitze schwärzlich, kurz, beinahe so hoch, als lang; die untere Kinnlade faßt mit ihren eingebogenen Rändern in die obere. Die Füße sind schwarz und die Dünnbeine kurz, als der mittlere Zehe. Der hintere Zehe ist ziemlich lang, und dessen Nagel dreimal so lang,

als die vorderen, jedoch etwas mehr gekrümmt, als an der Lerche. Die Bruſt, der Bauch, die Seiten und der Steiß ſind ganz weiß; auch ſind die mittelſten Schwungfedern und die äußeren Ruderfedern mehrentheils weiß. Die Kehle und die Seiten des Kopfes ſind weißlich und mit hellbraunen Schattirungen. Die Stirn iſt ſchwarzbraun, der Scheitel, Hinterkopf und Nacken, wie auch eine Querbinde über die Bruſt ſind weiß und hellbraunbunt, indem die weißen Federn braungelbe Enden haben; oben ſind der untere Theil des Halſes, die Schultern, der Rücken und die obern Flügeldecken gemiſcht ſchwarzbraungelb und weißgelb, indem die ſchwarzen Federn hellbraune Ränder und Enden haben.

Die Schneeammer verlaſſen ihre Gebirge, wenn der Froſt und Schnee ihre Nahrungsmittel vernichtet, welche auch für die weißen Birkhühner dieſelben ſind, im Frühjahr kehren ſie aber wieder in ihre beeiſeten Gebirge zurück. Sie nehmen zwar nicht immer denſelben Weg, doch ſieht man ſie gewöhnlich in Schweden, Sachſen, Niederſchleſien, Polen, Rothreuſſen, Podolien und England, hier beſonders in der Provinz York, in welcher Provinz man ſie im Winter in Menge fangen ſoll. Im Südlichen gewahrt man ſie ſehr ſelten, und ſie ſind faſt ganz unbekannt in der Schweiz und in Italien. Ihre Nahrung beſteht aus Samen einer Art von Birken und einigen andern ähnlichen Samen. Wenn man ſie im Bauer hält, kann man ſie ſehr gut mit Hafer, grünen Erbſen, Hanf, Hirſe, Flachskrautſamen ꝛc., füttern. Hanf muß man nur ſparſam geben, weil er ſie zu fett macht, und verurſacht, daß ſie für Fettigkeit ſterben. In der Streichzeit halten ſie ſich auf den Landſtraßen auf, wo ſie kleinen Samen, und was zu ihrer Nahrung gehört, aufſammeln, und wo man ihnen dann Schlingen legt. Man ſucht ſie nur wegen des

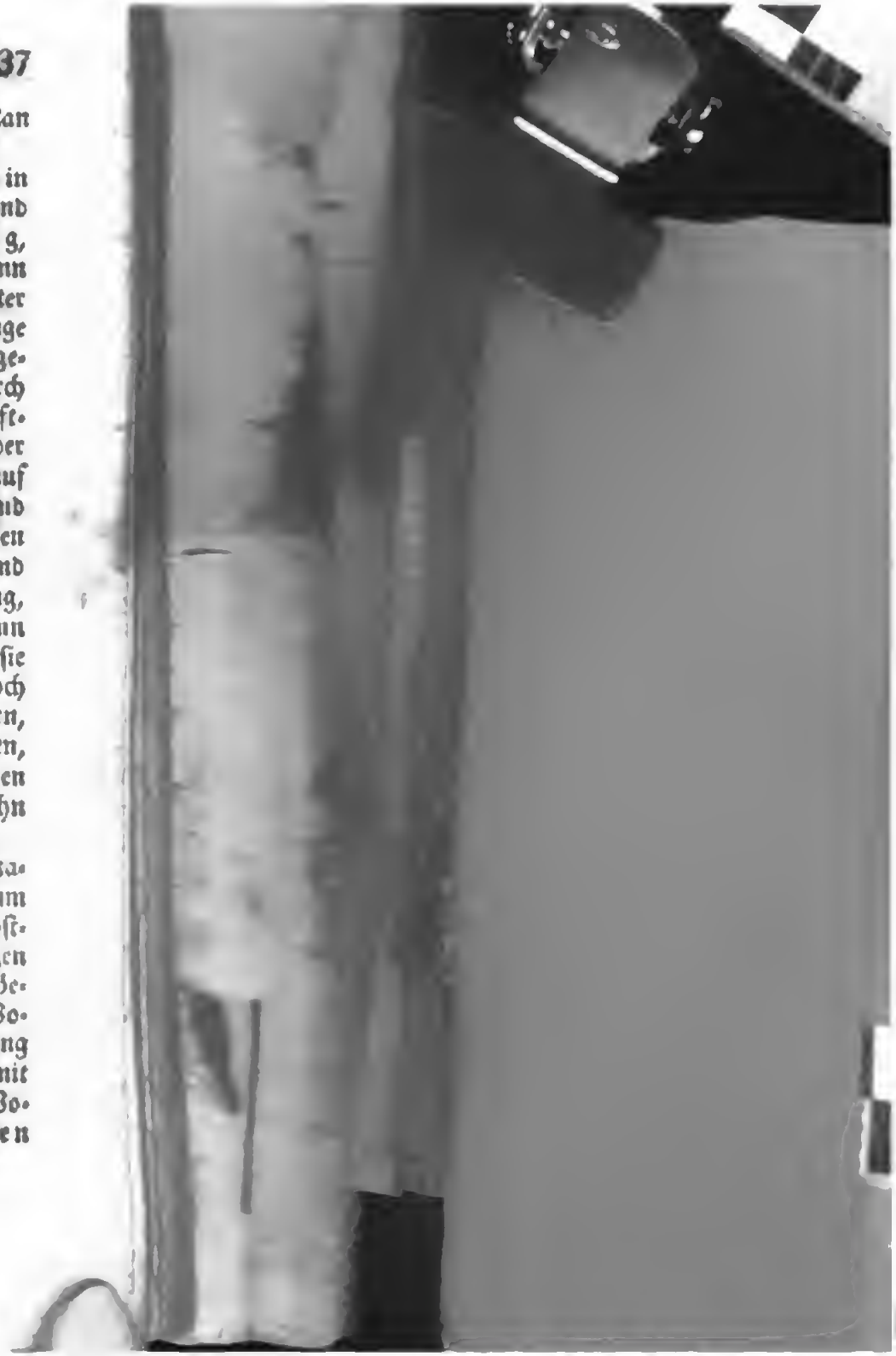


wohlschmeckenden Fleisches und der Seltenheit ihrer Federn, aber nicht um ihrer Stimme willen; denn man hat sie noch niemals in den Vogelhäusern, Käfigen ꝛc., so eingesperrt, singen hören. Ihr bekanntes verwirrtes Geschrei läuft auf ein Geschwitzer, welches so viel als nichts bedeutet, hinaus, oder auf einen scharfen Laut, der dem Geschrei des Hahnes nahe kommt, welches sie von sich geben, wenn man ihnen nahe kommt. Wenn man aber über ihre Stimme urtheilen will, so muß man sie zur Zeit der Liebe hören, in welcher, nach Büffon, die Stimme der Vögel eine neue Pracht und Biegsamkeit bekommt. Nach Fabricius soll das Männchen in der Nachbarschaft des Nestes ganz vortrefflich singen, und dabei beständig seine Stelle verändern. Wenn die Jungen auskommen, hört es auf. Man kennt nach einigen Ornithologen nicht die Gegend ihres Brütens, es soll aber in den Ländern geschehen, wo sie den Sommer über zubringen. Nach Fabricius nistet er auf den kahlen Gebirgen von Grönland. Sein Nest baut er in den Ritzen der Felsen im Mai. Es besteht aus drei Schichten, von welchen die äußerste von Gras, die mittlere von Federn, und die Innere von Haaren des Schneefuchses gemacht ist. Das Weibchen legt fünf nicht sehr spitz zulaufende Eyer, welche von weißer Farbe sind, mit braunen und schwarzen Flecken, die besonders am dickern Ende dicht stehen. Das Männchen wechselt mit dem Weibchen im Brüten. Er fliegt übrigens wie die andern Ammern, und läuft gleich ihnen an der Erde. Diese Vögel setzen sich nicht gern auf Gesträuche und Bäume, sondern halten sich an der Erde, wo sie wie die Lerchen laufen, mit welchen sie auch in Ansehung ihrer Bewegung, Größe, und fast eben so langen Spornen ꝛc. übereinkommen; jedoch nicht

mit den Uebrigen, wie oben angeführt worden. Man hat sie daher auch Schneelerche genannt.

Nach Otto kommt der Schneeammer auch in Pommern in einigen Wintern sehr häufig vor, und wird daselbst Schneelerche, Schneesperling, Schneevogel genannt. Man hat ihn hier, wenn er ankommt, für einen Vorboten vieles den Winter über einfallenden Schnees gehalten. Zu Anfange des Winters kommen sie sparsam an, ziehen aber gegen das Frühjahr in größeren Schaaren hindurch nach Norden zurück. Der eben genannte Schriftsteller sah sie niemals in Pommern auf Bäumen oder Büschen sitzen, sondern immer in Scharen auf den von Schnee befreiten Aeckern laufen, und Samenkörner suchen. Sie laufen darauf gleich den Lerchen, und zwar ziemlich ohne Geräusch, und sind in steter Bewegung, meist nach einer Richtung, so daß die ganze Schar vorwärts läuft, als wenn eine Herde Vieh getrieben wird. So schnell sie übrigens laufen, so scheint ihnen solches wohl noch zu langsam zu gehen, indem sie oft dabei fortflattern, oder alle ein wenig nahe an der Erde weiter fliegen, und dann wieder fallen und laufen; sie sind in den Haufen dann so dicht an einander, daß man oft zehn auf einen Schuß erlegen kann.

In den nördlichen Gegenden fangen sie die Knaben mit kleinen Bogen oder mit Schlingen, die um sein Futter angebracht werden, besonders zur Herbstzeit, in welcher er Scharenweise von den Gebirgen nach den Ufern herabkommt, und die südlicheren Gegenden besucht. An der Hudsonsbay ist dieser Vogel einer der ersten kleinen, die daselbst im Frühling zum Vorschein kommen, wenn die Erde noch mit Schnee bedeckt ist. — Fabricius hält diesen Vogel für einerlei mit dem Schneefinken. — Abarten des Schneeammers sind folgende:



1) Der schwarze Schneeammer, der Jakobiner Ortolan, Passer nivalis cervice alba oder vielmehr nigra Klein ordo av. p. 89. n. VIII.; Hortulanus nivalis niger Brisson. tom. III. p. 289. Emberiza hyemalis nigra, ventre albo; Linn. Syst. nat. ed. XII. p. 308; Fringilla hyemalis, Linn. Syst. X. p. 183, Fr. le Moineau de neige, l'Ortolan de neige; Engl. Snow-bird, The piedchatfinch. Dieser Vogel ist eine Abart durch das Klima erzeugt, mit weißem Schnabel, Brust und Bauch; seine Füße sind grau, und alles übrige schwarz. Er erscheint alle Winter in Carolina und Virginien, verschwindet aber auch daselbst in der genannten Jahreszeit wieder. Es ist wahrscheinlich, daß er von da weggeht, um im Norden zu nisten.

2) Der Schneeortolan mit dem Halsbande, der weißköpfigte Ortolan, l'Ortolan de neige à collier. Kopf, Kehle und Hals dieses Vogels sind weiß; von den zwei Arten der Halsbinden oder Halskragen ist der oberste bleifarbig, der unterste blau, beide durch die Grundfarbe getrennt, welche eine Art von weißer Halsbinde dazwischen bildet; die Schwungfedern sind weiß, mit einem grünlich gelben Anstrich, und mit einigen schwarzen Federn vermischt. Die acht mittelsten und beiden äußersten Schwanzfedern sind weiß, die andern beiden schwarz; alles übrige Gefieder ist röthlich braun, mit grünlich gelben Flecken; der Schnabel roth mit aschgrauem Rande, die Iris weiß und die Füße fleischfarbig. Dieser Vogel ward in Esser gefangen, und man konnte ihn nur nach langer Zeit, und nach vielen vergeblichen Versuchen in die Schlingen bekommen.

Büffon's Naturgeschichte der Vögel, 12r Band, S. 173 u. f.

Klein's Vorbereitung zu einer vollständigen Vögelhistorie ꝛc Leipzig und Lübek, 1760, S. 170.

Schneebahn, eine mit Wagen und Schlitten durch den Schnee gemachte Bahn.

Schneeball, ein aus Schnee mit den Händen geformter Ball, ein Klumpen Schnee, den man mit den Händen von allen Seiten so zusammendrückt, daß er die Gestalt eines Spielballs erhält. Man nennt auch einen großen Klumpen durch das Herabwälzen von einem Berge sich rundlich geformten Schnees einen Schneeball, und einen noch größeren Klumpen, wie sie in der Schweiz von den Alpen herabrollen, eine Schneelauwine.

—, Schwelken, Viburnum Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die auf dem Fruchtknoten sitzende Blume hat einen sehr kleinen fünfzähnigen Kelch, eine glockenförmige oder radförmige fünfspaltige Blumenkrone mit fünf Staubfäden, und keinen Griffel, statt desselben aber eine kleine Drüse auf dem Fruchtknoten mit drei Narben. Die Beere ist einsamig. Die bekanntesten und beliebtesten Arten sind:

1) Der Lorbeerschneeball, der Bastardlorbeer, der wilde Lorbeer, der Laurus Tinus oder Lorbeer Tinus, Viburnum Tinus, foliis integerrimis ovatis, ramificationibus venarum subtus villoso-glandulosis. Linn. Spec. plant. Tom. I., S. 383. Viburnum foliis ovatis integerrimis. Hort. ups. 69. Laurus Tinus s. sylvestris: trium generum. Bauh. hist. 3. p. 418. β .Laurus sylvestris, foliis venosis. Bauh. p. 461. γ Laurus sylvestris, folio minore. Bauh. pin. 461. Viburnum Tinus et Viburnum lucidum. Mill. Dict. Nr. 4, 5. Fr. le Laurier Tin.; Portugiesisch Uva de Perro oder Follado; Spanisch Durillo.

Digitized by Google

Dieser Strauch oder kleine Baum wächst in Portugal, Spanien, Italien und den südlichen Theilen von Frankreich wild, erreicht eine ungleiche Höhe, und wächst bald strauchartig, bald baumartig, je nach der Beschaffenheit der Lage oder der Kultur desselben. Seine Blätter stehen auf kurzen Stielen gerade gegen einander über, und sind eyrund, spitzig, am Rande ungezähnt, glatt, 2½ bis 3 Zoll lang, ungefähr 5/4 Zoll breit, von ziemlich dicker und steifer Consistenz, und bei einigen glänzend dunkelgrün, bei andern aber ein wenig haarig. Die Blumen wachsen in unächten Dolden, meistens an den Enden der Zweige, und sind schneeweiß, zuweilen auch röthlich, und wohlriechend, und die darauf folgende Beere ist mit dem aufrechten fünfzähnigen Kelch gekrönt, ungefähr so groß wie die Myrthenbeere, rund oder länglicht, schwarz oder schön blau. Diejenige Art oder Abart, welche größere, glänzendere und steifere Blätter hat, trägt auch größere Blumendolden mit größeren, weißeren und wohlriechenderen Blumen, und größere und mehr länglichte blaue Früchte, und hat eine glättere und purpurrothe Rinde. In warmen Ländern blüht dieser lorbeerartige, immergrüne, schön aussehende Strauch fast das ganze Jahr hindurch, weshalb man ihn auch zur Zierde in Holland, England und Deutschland cultivirt, wo seine Blumen gemeiniglich im Spätherbste zum Vorschein kommen und den ganzen Winter hindurch bei einer mäßigen Wärme von 8 bis 14 Grad im Glashause blühen, und ihren süßlichen angenehmen Duft aushauchen; in den beiden letztern Reichen dauern sie auch so ziemlich den Winter über in freier Luft aus, und werden nicht leicht, besonders wenn sie bedeckt stehen, ausgenommen von der strengsten Kälte, beschädiget. Er verlangt eine nahrhafte, mit Lehm vermischte Erde, und viel Feuchtigkeit. Die Vermehrung geschieht

Digitized by Google

durch das Ablegen der an dem Stamme aufſchlagenden jungen, ſtarken Zweige. Die Beeren dieſes Strauches purgiren mit großer Heftigkeit, und ſind ſo ſcharf, daß ſie leichtlich eine Entzündung im Halſe verurſachen; daher mißräth Börhaave ihren Gebrauch, obgleich ſie zuweilen mit gutem Erfolge in der Waſſerſucht gegeben worden.

2) Der Südamerikaniſche Schneeball, Viburnum Tinoides. Dieſe Art hat mit der vorigen große Aehnlichkeit und wird auch wie dieſe in der Kultur behandelt; ſie blüht aber reichlicher, und läßt ſich zu artigen Bäumchen erziehen, welches auch bei Nr. 1 der Fall iſt.

3) Der gemeine oder wilde Schneeball, der gemeine Schwelkenbaum oder Schwalkenbaum, der Waſſerholder, Waſſerholunder, Waldholder, Sumpfholunder, Hirſchholunder, das Schwelkenholz, Kallinichen, die Kallinkenbeere; Viburnum opulus, foliis lobatis, petiolis glandulosis. Hort. cliff. p. 109. Fl. suec. 249, 264. Sambucus aquatica, flore simplici. Bauh. pin. 450. Sambucus palustris. Dod. pempt. 846. Sambucus aquatica, flore globoso pleno. Bauh. pin. 456. Fr. l'Obier oder Sureau aquatique; Engl. Water-Elder oder Marsh-Elder; Holländ. Watervlier; Schwediſch Olwoon oder Ularoon, Vogelbaer.

Dieſer Strauch oder Baum wächſt in allen Ländern Europas, ſelbſt in den nördlichen, als in Holland und Schweden, wild, und liebt beſonders einen etwas naſſen Boden. Man findet ihn daher hauptſächlich in den Weidenbüſchen und unter andern Geſträuchen, an den Ufern der Bäche, ingleichen auf ſumpfigen, nahe bei Wäldern liegenden Wieſen. Gewöhnlich wird er nur ſechs, zuweilen aber auch ſechzehn bis zwanzig Fuß hoch. Sein Stamm hat eine aſch-

graue, aufgerissene, glatte Rinde, und wenn er jung ist, eine große Markröhre, und ein weislichtes, ziemlich weiches Holz; mit dem Alter aber wird die Markröhre kleiner, und das Holz fester und härter. Seine Zweige sind gestreift und stehen einander gerade gegenüber, so auch die Blätter, deren Stiele fast einen Zoll lang, und oben und unten mit einem oder zwei Paar nierenförmigen Drüsen besetzt sind. Die Blätter selbst sind drei bis vier Zoll lang, und vorn fast eben so breit, an der Basis schmäler, nach vorn zu aber breiter, und in dreispitzige sägenartig-gezähnte Lappen zertheilt; ihre Oberfläche ist glatt und hellgrün die untere blaß und ein wenig haarig. Die Blumen sind weiß und wachsen an den Enden der Zweige, in schönen, ziemlich flachen, unächten Dolden, welche ungefähr aus sechsästigen mit Deckelblättchen versehenen Stielen zusammengesetzt sind. Die in der Mitte befindlichen Blumen sind klein, gelblich, vollkommen und fruchtbar; die im Kreise herumstehenden sind ganz weiß, fast sechsmal größer, haben eine ungleiche Blumenkrone, und weder Staubfäden, noch Fruchtknoten, und sind also unfruchtbar. In den Gärten zieht man eine Varietät, welche lauter unfruchtbare Blumen trägt, die ihrer Größe und Farbe wegen mehr Schönheit geben, und welche Art gemeiniglich gefüllter Schneeball, und von den Engländern und Holländern Geldrische Rose genannt wird. Ihre Blumenbüschel haben eine fast kugelrunde Figur. Auf die fruchtbaren Blumen folgen eyrunde Beeren, welche bei vollkommener Reife schön hellroth sind, und in einem schleimichten Marke einen eyrunden, plattgedrückten Samen enthalten. Die Blumen erscheinen im Mai oder Junius, und die Beeren werden im September reif; von den erstern sammeln die Bienen Wachs und

Digitized by Google

Honig, die Beeren dienen aber den Vögeln, beſonders den Haſelhühnern zur Speiſe.

4) Der nacketblumige Schneeball, der nacketblumige Schwelken, Viburnum nudum, foliis integerrimis lanceolato-ovatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 383. Tinus foliis ovatis in petiolos terminatis integerrimis. Gron. virg. 33, 46. Dieſer Strauch iſt in Nordamerika, beſonders in Virginien und Karolina zu Hauſe, wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und hat mit dem Schneeball Nr. 1 viel Aehnlichkeit, von welchem er ſich aber, auſſer der Figur der Blätter, auch dadurch unterſcheidet, daß ſeine Blumendolden nakt und ohne Hülle ſind. Seine Zweige haben eine glatte purpurrothe Rinde, die ungezähnten lanzettförmig-eyrunden Blätter ſind fünf Zoll lang, drittehalb Zoll breit, ſteif, glänzend grün, und bleiben meiſtens das ganze Jahr hindurch. Seine Blumen wachſen im Julius an den Enden der Zweige und ſind ſchneeweiß; die darauf folgenden Beeren ſind dunkelpurpurroth und enthalten einen plattgedrückten Samen.

5) Der pflaumenblättrige Schneeball, der pflaumenblättrige Schwelken, Viburnum Prunifolium, foliis subrotundis crenato-serratis glabris. Gron. virg. 33. Viburnum canadense glabrum. Vaill. act. 1722, pag. 200. Mespilus prunifolia virginiana non spinosa, fructu nigricante. Pluk. alm. 249, t. 46, f. 2. Dieſer kleine in Nordamerika einheimiſche Baum oder Strauch wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und hat an dem Stamm und den älteren Zweigen eine braune, an den jungen Zweigen aber eine glatte purpurrothe Rinde. Die rundlichen, am Rande gekerbten oder ſägeartig gezähnten, glatten Blätter ſind zwei bis drei Zoll lang und faſt eben ſo breit, und ſtehen auf dünnen kurzen Stielen theils gegeneinander über,

theils ohne besondere Ordnung. Die Blumen sind klein und weiß, und kommen im Junius in kleinen Dolden an den Seiten und den Enden der Zweige zum Vorschein; die darauf folgenden dunkelrothen oder schwärzlichen Beeren sind länglicht, enthalten einen plattgedrückten Samen, und werden von den Einwohnern in Virginien und Canada gegessen.

6) Der wollige Schneeball, der Mehlbeerbaum, Mehlbaum oder Schlingbaum, Viburnum Lantana, foliis cordatis serratis venosis, subtus tomentosis. Vir. cliff. 25; Hort. ups. 68. Roy lugdb. 242. Sauv. monsp. 136. Viburnum vulgo. Bauh. pin. 249. Lantana. Dod. pempt. 701. Fr. Virone, Blanche Putain ou Maussaine, Riorte, Hardeau; Engl. Wayfaring-tree.

Dieser Strauch oder Baum wird sechs bis zwölf, und manchmal gegen zwanzig Fuß hoch, hat eine glatte aschgraue Rinde, und zertheilt sich in Aeste oder Zweige, die gerade gegen einander über, und sehr weit auseinander gesperrt stehen. Seine Blätter stehen auf beinahe einen Zoll langen Stielen gerade einander gegenüber, und sind eyrund, manchmal an der Basis etwas herzförmig, stumpf oder spitzig, ungleich sägenartig gezähnt, adericht, runzlicht, auf der Oberfläche haarig und ein wenig hellgrün, auf der untern aber blaßgrün und filzig, und sowohl, als die jungen Zweige, mit einem weißen Staube oder mit Mehl bestreut; sie sind gemeiniglich drei bis vier Zoll lang und anderthalb oder zwei Zoll breit, zuweilen aber auch bei neun Zoll lang und fünftehalb Zoll breit; im Herbste, ehe sie abfallen, werden sie röthlich. Die Blumen sind weiß, alle vollkommen gleich, regulär und fruchtbar, und wachsen an den Enden der Zweige in schönen, flachen, unächten Dolden, die meistens auf sieben Stielen stehen, deren jede zwei-

mal dreitheilig, und mit ſeinen eigenen Deckblättchen beſetzt iſt; hierauf folgen eyrunde, zuſammengedrückte, ſaftige Beeren, welche zuerſt gelb ſind, hernach aber roth und endlich ſchwarz werden, und einen rundlichten, flachgedrückten, in der Mitte mit einer Furche geſtreiften Samen enthalten. Dieſer Strauch blühet im Mai, und bekommt im September weiße Beeren, welche an einigen Orten von gemeinen Leuten gegeſſen werden, obgleich ſie einen ſchleimigen, ekelhaft ſüßlichen Geſchmack haben. Die Blätter ſind zuſammenziehend, und werden in einer Lauge gekocht gebraucht, um die Haare des Kopfes ſchwarz zu färben. Aus der Wurzel macht man Vogelleim; die innere Rinde des Stammes zieht auf der Haut Blaſen. Wegen ſeiner ſchöner Blumen wird er bei uns auch in den Gärten gezogen. Man trifft ihn nicht nur in den ſüdlichen Ländern von Europa, ſondern auch in England, in der Schweitz, in Oeſterreich, Würtemberg und in andern Theilen von Deutſchland wild wachſend an. Er liebt einen kieſigten und thonigten Boden; denn man findet ihn auf ſteinigten Anhöhen und Bergen, und im thonigten Erdreiche an Mauern und Hecken.

7) Der gezahnte Schneeball, der gezahnte Schwelken, Viburnum dentatum, foliis ovatis, dentato serratis plicatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Dieſe Art hat mit der vorhergehenden gleiches Vaterland und viele Aehnlichkeit; nur iſt ihre Rinde grau, und die Blätter ſind mehr eyrund, aderichter und ſtärker oder tiefer gekerbt; auch haben ſie längere Stiele.

8) Der ahornblättrige Scheeball, der ahornblättrige Schwelken, Viburnum Acerifolium, foliis lobatis, petiolis laevibus. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Opulus. Gron. Virg. 149. Dieſe Art hat mit Nr. 6 viel Aehn-

lichkeit, unterscheidet sich aber von derselben sowohl durch die Gestalt der Blätter, welche denen des gemeinen Wachholders (Acer campestre) ähnlich sind, als durch die Blattstiele, welche nicht mit Drüsen besetzt sind. Das Vaterland ist Virginien.

9) Der Kanadische Schneeball, der Kanadische Schwelken, Viburnum Lentago, foliis serrulatis ovatis acuminatis glabris, petiolis marginatis. Kalm hat diese Art in Kanada entdeckt. Sie hat zurückgebogene, oder gegen den Boden herabhängende Zweige; ihre Blätter sind dick und glatt, wie beim Bastardlorbeer, haben aber am Rande sehr kleine, spitzige, sägenartige Zähnchen, und ihre Blattstiele sind der Länge nach mit einer wellenförmigen Haut eingefaßt.

10) Der cassineartige Schneeball, der cassineartige Schwelken, Viburnum cassinoides, foliis ovatis crenatis glabris, petiolis eglandulatis carinatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Viburnum cassinoides phyllyreae folio. Duham. arb. 2. p. 350. Diese Art wächst in Südkarolina, und ist daselbst ein zwölf bis vierzehn Fuß hoher Strauch, dessen Blätter nur ungefähr einen Zoll lang und höchstens einen halben Zoll breit sind, und auf kurzen Stielen gerade gegen einander über stehen; die untersten Blätter sind umgekehrt oder stumpf eyrund, die mittleren eyrund, und die obersten lanzenförmig. Die Blumen sind gelblich und wachsen in kleinen Dolden.

Der von Linné angeführte Rosen-Schneeball oder der Rosenartige Schneeball, Viburnum roseum, ist die oben, S. 342, angezeigte Varietät von Viburnum opulus.

Die aus dem nördlichen Amerika zu uns gekommenen Schneeballarten sind lauter dauerhafte Gewächse, die bei uns in freier Luft fortkommen, besonders wenn

sie an einem etwas verdeckten Orte in einem leichten und feuchten Boden stehen, in welchem sie viel besser, als in einem trocknen und sandigen Lande gerathen, weil sie in ihrem Vaterlande in niedrigen und moorigten Gegenden wachsen. Diese Sorten kann man, wie oben bei Nr. 1., S. 339, angeführt worden, durch Schößlinge fortpflanzen, oder sie auch aus dem Samen ziehen, welchen man aus der Fremde erhält. Man muß denselben, sobald er ankommt, in Töpfe mit leichter und fetter Erde säen, und solche des Winters bei strenger Kälte unter der Einfassung eines Mistbeetrahms verwahren, ihnen aber bei gelindem Wetter viel freie Luft geben, sie vom Unkraute reinigen, und bei trocknem und warmen Wetter oft begießen. Auf diese Weise kommen die jungen Pflanzen im folgenden Frühjahr zum Vorschein, wo man dann eine jede, wenn sie zum Versetzen taugen, in einen kleinen, mit eben solcher Erde angefüllten Topf setzen, und solche solange, bis sie stark genug sind, zwei bis drei Jahre auf die eben beschriebene Art gegen die strenge Kälte verwahren muß. Nach Verlauf dieser Zeit kann man sie im Frühling mit der Erde aus den Töpfen herausnehmen und ins freie Land setzen; und wenn man sie hier so lange, bis sie mit ihren Wurzeln in dem Boden fest sitzen, nur gehörig beobachtet, so haben sie nachher keine Wartung mehr nöthig, als nur diejenige, welche alle andere dauerhafte und blühende Pflanzen im freien Lande verlangen.

Die im südlichen Amerika wachsende Arten müssen bei uns im Winter in Glashäusern gezogen werden. Man zieht sie aus Stecklingen, welche man in Töpfen mit leichter und fetter Erde halten muß. Das Einpflanzen der Stecklinge geschieht in den Sommermonaten, wo man dann die Töpfe in ein Mistbeet setzt oder eingräbt. Man muß sie hier so lange,

bis sie anfangen Wurzel zu schlagen, welches in Zeit von einem Monate geschieht, vor der starken Sonnenhitze im Schatten halten, und sie dann nach und nach, so wie sie im Wachsthume zunehmen, an die freie Luft gewöhnen, damit man sie gegen das Ende des Julius mit einem guten Ballen Erde ausheben, und eine jede Pflanze besonders in einen kleinen, mit eben der Erde angefüllten Topf setzen kann. Wenn sie sich festgewurzelt haben, bringt man sie so lange an einen vor den starken Winden verwahrten und im Schutz gelegenen Ort, bis man sie zu Ende Septembers ins Glashaus setzt.

Im Sommer wollen diese Pflanzen häufig, im Winter nur sehr wenig begossen seyn. Das Glashaus, worin sie stehen, muß aber niemals zu warm gehalten werden, weil sie zu dieser Jahreszeit gern treiben und ihre Zweige alsdann sehr schwach werden; dergestalt, daß die ganze Pflanze dadurch nicht allein entkräftet, sondern auch am Blühen gehindert wird. Hält man dagegen dasselbe in temperirter Wärme, so, daß sie bei gelindem Wetter genug freie Luft haben, und bei der Kälte die dumpfichte Luft in dem Glashause verdünnet wird, so wachsen sie in demselben sehr gut und blühen fast das ganze Jahr hindurch. Sobald im Sommer die warme Witterung beständig wird, so kann man sie wieder, nachdem sie vorher wohl abgehärtet worden, völlig an die freie Luft bringen, wo man sie an einen verwahrten Ort setzen und stark und oft begießen muß, weil die Erde in den Töpfen alsdann viel eher, als im Hause austrocknet. Auf diese Art werden sie bei einer sorgfaltigen Wartung nicht allein beständig, worin ihre größte Schönheit besteht, sondern auch sehr stark blühen; und da ihre Blumen in dicken Büschen wachsen und fast alle von schöner Farbe sind, so gewähren sie in den Gärten ein schönes Ansehen. Besonders verdient

aber der oben, S. 339, angeführte Lorberschneeball gezogen zu werden, weil er mit seinem schönen Aussehen, auch noch einen angenehmen Geruch verbindet.

Schneeball, in der Kochkunst. Man nehme schönes Mehl, ein halbes Quart oder Maaß gute Milch und zwei Loth frische Butter. Die Butter läßt man in der Milch zergehen, schlägt zwei ganze Eyer darein, klopft sie wohl ab, schüttet sie unter das Mehl, macht davon einen Teig, walzt ihn recht dünn aus, und bildet mit einem Krapfenrädchen Schneebälle daraus, legt sie in die Form, dann in Schmalz und bäckt sie aus. Die Form muß aber immer herumgedreht werden, bis man glaubt, daß der Schneeball fertig ist. Hierauf nehme man die Form heraus, mache sie auf, thue den Kuchen heraus, und fahre damit so lange fort, bis alle Schneebälle gebacken sind.

Will man trockne Schneebälle machen, so nehme man ein Pfund recht feines Mehl, ein Pfund Butter und eben so viel Wasser. Das Wasser und die Butter setze man zum Feuer, und wenn es zu kochen anfängt, rühre man das Pfund Mehl auch hinein und thue ein wenig Muskatenblüthe hinzu. Wenn es nun auf dem Feuer ein wenig abgerührt worden, wird es herunter genommen, und abkühlen gelassen, zuweilen aber fort umgerührt. Nachdem es nun meistentheils abgekühlt worden, muß man erstlich drei bis vier Eyer hineinschlagen, und damit wohl umrühren, und dieses so lange verrichten, bis es recht zähe wird, und sich mit dem Löffel in die Höhe ziehen läßt. Hierauf kann man kleine Klümpchen daraus bilden, solche in eine Tortenpfanne setzen, unten und oben mit Feuer langsam gar backen; denn wenn sie zu geschwind gar gebacken werden, fallen sie wie ein platter Kuchen wieder zusammen, backen sie aber langsam und hart aus, so bleiben sie stehen. Wenn sie nun aus der Pfanne gethan worden, darf man nicht gleich

eins auf das andere setzen, sondern solche erst abdämpfen lassen, so werden und bleiben sie gut.

Schneeball (Ahornblätteriger), s. oben, S. 345.

— (cassinearтiger), s. das., S. 346.

— (gemeiner), s. das., S. 341.

— (gezahnter), s. das., S. 345.

— (Kanadischer, s. das., S. 346.

—, in der Kochkunst, s. das., S. 349.

— (Lorbeer-), s. das., S. 339.

— (nackteblümiger), s. oben, S. 343.

— (Pflaumenblättriger), s. daselbst.

— (Süd-Amerikanischer), s. das., S. 341.

— (wolliger), s. das., S. 344.

Schneeballen, bei den Bergleuten, s. Wetterzotten.

Schneeballenstrauch, der wilde, die Gelderrose, Viburnum opulus, s. oben, S. 341.

Schneeballgefecht, s. unter Leibesübungen, Th. 72, S. 732.

Schneeballwerfen, das Werfen mit Schneebällen, ein Vergnügen der Knaben im Winter auf den Straßen und auf dem Eise, besonders in Norddeutschland. In Italien ist das Schneeballwerfen eine Art Galanterie, die Herren und Damen gegeneinander ausüben.

Schneebank, s. Th. 66, S. 454.

Schneebaum, Schneeflockenbaum, Schneetropfenbaum, Schneebeerbaum; Chionantus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zweiten Klasse (Dyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und strauchartig 7 bis 8 Fuß in die Höhe wächst, daher sie auch den Namen Schneebaum erhalten hat.

Der Virginische Schneebaum, Chionantus Virginica, pedunculis trifidis trifloris. Linn. Spec. plant. Tom. I., pag. 11. Amelan-

chier Virginiana, laurocerasi folio. Pet. sicc. 241. Catesb. carol. 1. p. 68. Dieſer Strauch, deſſen Vaterland das nördliche Amerika iſt, wird 7 bis 8 Fuß hoch und hat große, den Blättern am Lorbeerbaume an Größe und dem Färberbaume an Geſtalt ähnliche Blätter, nur daß ſie dünner, als an beiden Sorten ſind. Die Blumen, welche im May erſcheinen, hangen an langen ſchwachen Aeſten, ſind ſchneeweiß und geben dem Strauche von weitem das Anſehn, als wenn er mit Schnee bedeckt wäre; daher haben ihm die Holländer den Namen Schneebaum gegeben. Gleich nach den Blumen zeigt ſich die Frucht, welches eine ſchwarze Beere von der Größe einer Schlee iſt, die einen einzigen harten Kern in ſich enthält. Am ſicherſten zieht man dieſes Gewächs aus dem Samen, wenn ſolcher friſch zu uns gebracht wird; denn die Stecklinge oder Abſenker ſchlagen ſelten unter zwei Jahren Wurzel. Man muß den Samen ſogleich, nachdem man ihn erhalten hat, in mit friſcher und fetter Erde gefüllte Töpfe ſäen, und ſolche in ein altes Miſtbeet an die Sonne ſetzen, damit man ſie vor ſtrenger Kälte und vieler Näſſe verwahren, aber auch bei trocknem und warmen Wetter gehörig begießen kann. Im folgenden Frühjahr gräbt man die Töpfe in ein temperirtes Miſtbeet ein, und hält ſie, ſo wie die Sonne höher und näher zu uns kommt, um Mittag vor der gar zu großen Hitze im Schatten. Auf dieſe Art kommen die Pflanzen viel eher zum Vorſchein, da ſonſt der Same oft wohl ein ganzes Jahr in der Erde liegen bleibt. Sobald aber die jungen Pflanzen herankommen, muß man ſie allmählig an die freie Luft gewöhnen, damit ſie ſtark werden, und man ſie gegen den Herbſt ausheben, und eine jede in einen beſondern kleinen Topf ſetzen kann, um ſie im erſten und zweiten Winter vor der ſtrengen Kälte verwahren zu können.

Denn die Kälte ist diesen Pflanzen in der Jugend sehr nachtheilig. Verwahrt man sie hingegen unter der Einfassung eines alten Mistbeets, und giebt ihnen bei gelinderem Wetter genug frische Luft, daß sie recht zu Kräften kommen, so kann man sie im dritten Jahre nach dem Aussäen aus den Töpfen nehmen, und in diejenigen Plätze, wo sie bleiben sollen, setzen. Bei einer solchen Wartung vertragen sie alsdann die strengste Kälte in freier Luft, treiben, wenn sie in einem feuchten und fetten Boden stehen, ungemein stark, und bringen in kurzer Zeit jährlich eine Menge Blumen; dagegen wachsen sie in einem trocknen Lande selten recht gut. — In ihrem Vaterlande, nämlich in Carolina, und in andern nördlichen Theilen von Amerika, soll diese Pflanze an den Seiten der Bäche und andern feuchten Plätzen häufig wachsen, und von da erhalten wir auch noch jährlich ihren Samen, der aber, wenn er aufgehen soll, frisch seyn muß. Diese Pflanze verdient vorzüglich in den großen Rabatten unter andern Stauden von gleichem Wachsthume einen Platz.

Zeylonischer Schneebaum, Chionantus Zeylonica, pedunculis paniculatis multifloris. Fl. Zeyl. 14. Arbor Zeylonica, cotini foliis, subtus lanugine villosis. Burm. Zeyl. 31. Arbuscula Zeylonica, cotini foliis, subtus lanugine villosis, floribus albis cuculli modo laciniatis. Pluk. alm. 44. t. 241. f. 4. Dieser in Ceylon wildwachsende Strauch, hat dem Färberbaume ähnliche Blätter, welche unterhalb wolligt und zottig sind, und weiße kappenförmige Blumen haben, welche an einem ährenförmigen Stiele sehr reichlich sitzen. Die Behandlung ist gleich dem vorigen.

Schneebeerenbaum, s. Schneebaum.

Schneeberg, eine der reichhaltigsten Silberstädte im Königreiche Sachsen; s. unter Sachsen, Th. 129.

Digitized by Google

Schneeberger Groschen, eine alte Sächsische Münze.

Schneeberger Schnupftabak, s. unter Tabak.

Schneeblind, von der glänzenden Weiße des Schnees verblendet. Man findet dergleichen Augenkrankheiten, die oft in Schwäche der Seenerven ausarten, besonders im Norden, wo viel Schnee liegt, daher die Einwohner daselbst sogenannte Schneebrillen, Schneeaugen tragen; s. oben, unter Schnee.

Schneeblume, s. Schneeglöckchen.

Schneebruch, im Forstwesen, ein durch die Last des Schnees an den Bäumen durch deren Zerbrechung verursachter Schaden. Daher das Bei- und Nebenwort schneebrüchig, von dem Schnee zerbrochen. Schneebrüchige Bäume, schneebrüchiges Holz, welches der große angelegte Schnee zu Boden gedrückt hat.

Schneedohle, in einigen Gegenden ein Name der gemeinen Dohlen, weil sie sich bei einem gefallenen tiefen Schnee, oder vielmehr bei hohem Schneestande mit großem Geschrei gern um die Wohnungen aufhalten, und daher auch Schneegäcken genannt werden; s. unter Dohle, Th. 9, S. 358.

Schneedrossel, Turdus torquatus Klein, ein Name der Ring- oder Meerdrossel; s. Th. 87, S. 21.

Schneeegge, s. oben, unter Schnee, S. 315.

Schneeenzian, Gentiana nivalis Linn., eine Art Enzian, welche auf den höchsten Alpen der Schweitzer und Lappen einheimisch ist, wo er unter und in dem Schnee wächst; s. Enzian, im Supplement.

Schneefelder, s. Th. 66, S. 454.

Schneefeuer, ein Luftzeichen, welches beim Schneewetter bemerkt worden.

Schneefigur, Schneefiguren, künstliche und natürliche. Wenn man Wasser zwischen geschliffene Glastafeln einschließt und dem Froste aussetzt, so bekommt man das feinste und schönste Eisgewebe aus

der dünnen Wasserhaut. Eben so entstehen aus Seifenblasen im Froste harte Eiskugeln, welche an dem Fenstervorhange auf- und abrollen, bläulichte Eisstrahlen zeigen, zerbrochen werden können, ausdünsten, zu einer dünnen, lockeren Haut zusammenwelken, und einen weißlichen Bodensatz zurücklassen. Hier zeigt sich die Ausdünstung des Eises augenscheinlich. Um das Gefrieren der Blase genauer zu betrachten, läßt man sie an dem Tabakspfeifenkopfe hängen, mit dem man sie aufbläset, um sie an das offene Fenster zu tragen, wo sie zur Frostzeit in wenigen Augenblicken sich mit kleinen, sechseckigen Sternen bekleidet, welche vollkommen wie die schönsten Schneefiguren aussehen, und der Blase das Ansehen einer Himmelskugel geben, an welcher die Sterne frei unter einander hin und her schweben. Es schicken sich jedoch nicht alle Frosttage zu dieser schönen Eisastronomie. Damit dieser Versuch nicht versage, ist folgendes Verfahren nöthig: Man löse so viel Seife in Brunnenwasser oder noch besser in Schneewasser auf, als man davon mit dem Kopfe einer Tabakspfeife aufblasen kann. Dieses Seifwasser setze man zugleich mit der Pfeife der Kälte aus. Wenn nun das Wasser zu gefrieren anfängt, so ist es die beste Zeit, Blasen zu machen, um die Schneefiguren entstehen zu lassen, und die Kugel zu besternen, man mag sie an der Pfeife hängen oder auf einen kalten trocknen Körper fallen lassen. Anfangs zeigen sich die Schneegestalten mit kleinen Elementarpunkten, welche sichtbar vegetiren oder vielmehr krystallisiren, und sie wachsen so an, daß bisweilen die halbe Blase von einem einzigen solchen Sterne der ersten Größe eingenommen wird. Sobald die erste Erscheinung ihren Anfang nimmt, so scheinen es kleine Sternchen zu seyn, deren gesammte Strahlen aus dem erwähnten Centralpunkte herkommen. Sie behalten diese Figuren und Rich-

Digitized by Google

tung wachsend, obgleich die ersten Elementarstrahlen, deren es gemeiniglich sechs giebt, nach und nach kleine Aeste heraustreiben, wodurch das Sechseck allmählig eine andere Gestalt oder ein anderes Ansehn gewinnt. Sie schwimmen oder rudern frei und ledig für sich an der Blase, gehen auf und unter den Horizont, beweisen auch die Natur der Planeten dadurch, daß sie sich wie kleine Wasserräder schnell um ihre Mittelpunkte herumschwingen, sobald ein von der Pfeife herunterrieselnder Wasserstrom auf sie trifft. Zwei Sterne, welche sich einander erreichen, ziehen sich sogleich an, und verwickeln sich mit ihren äußersten feuchten Stacheln, während sie an der andern Seite ungestört fortwachsen. Wenn ihre Anzahl zugenommen, oder wenn die Gestirne so groß herangewachsen sind, daß sie die ganze Blase einnehmen, oder seinen Horizontring über die Kugel schließen, so zerspringt die Blase in dem nämlichen Augenblick, und bei starkem Froste, mit einem deutlichen Geräusche. Geschieht dies Zerspringen, ehe sich alle Gestalten einander anziehen konnten, so zerstäuben einige dieser kleinen Eisgestalten wie Schneeflocken in der Luft, und sie sinken und steigen langsam. Wenn man diese Schneetrümmer auf kalter und trockner Wolle auffängt, so ist ihr Rand mit Eis bestachelt.

Je dünner das durchgeseihete Schneewasser, oder die daraus gemachte Seifenauflösung ist, desto zartere Figuren malen sich an der Kugel. Sie entstehen in großer Menge, wachsen geschwind, aber sie zersprengen auch leicht die Blase, weil zu viel Wasser dabei ist, und sie erscheinen nicht eher, als bis das Thermometer auf Null herabfällt. Etwas dickes zähes Seifenwasser giebt weniger Figuren, aber dauerhaftere Blasen, die zwar nicht so klar sind, aber reinere Zeichnungen liefern. Diese wachsen langsam, und gehen auf, wenn das Seifenwasser noch sechs bis

Digitized by Google

zehn Grad Wärme hat. Die Figuren ändern nicht ihr Ansehen, die Mischung mag dick oder dünn seyn; erst fängt das Wasser an den Rändern der Blase an zu Eis zu werden, welches Eis die fremden Theile von sich stößt; welche sich gegen die Mitte sammeln, und daselbst nach und nach verdicken; die Kristallisirung ist aber immer einerlei. Die schönsten Zeichnungen giebt das Seewasser, und das Schneewasser übertrifft es noch im Umrisse der Figuren, daher macht die Seife von Alikante oder die reine Venetianische mit Schneewasser die größte Deutlichkeit. Auch der Grad der Kälte macht in Ansehung der Figuren keine Aenderung, und geht das Wachsen davon geschwinder oder langsamer von Statten. Einerlei Mengsel hat bei den Graden sechs, zehn oder drei und zwanzig einerlei Zeichnung. Freie Luft, sonderlich eintreffender Wind, zeichnet sehr geschwind und beschleuniget den Wachsthum. An einem geschlossenen Orte geht die Sache schon langsamer vor, und sie glückt nur in desto stärkerem Froste. Am besten ist es, den Versuch an einem offenen Fenster vorzunehmen, weil sich unser Standpunkt leicht erwärmen läßt, und oft wieder abkühlen muß. Zugleich ist der Umstand dabei nothwendig, daß man das Blaserohr mit etwas Eis überlaufen unterhält.

Alle Figuren, die der Zufall übereinander schichtet, sind nicht möglich zu beschreiben; zuweilen verwandeln Strahlen und Blumen die ganze Blase in eine gesteckte feste Eiskugel. Bisweilen zeigen sich sehr feine Eislinien, die einem Haare gleichen, mit etwas gespaltenen Enden, oder kleine Eisgabeln. Gleich nach diesen geometrischen, überkreuzten Linien, entstehen die sechsstrahligen Sterne, deren Strahlen aus einem Mittelpunkte ausfahren, und Winkel von 60 Graden machen. Diese Sechsecke wachsen an ihren Strahlen allmählig größer, und je schlechter die

Seife ist, desto unregelmäßiger werfen sich die Figuren über einander. Von der Seife von Alikante und Schneewasser, zeichnen sich die zarten Fäden am vollständigsten, ob sie gleich anfangs kurz und von einander abgesondert, wie Spieße von der Natur abgeschossen erscheinen, und sich einander so nahe kommen, daß sie ein einziges Sterngeflechte ausmachen. Unten an der Blase sind die Sterne oder Sechsecke größer, weil hier die Blase am dicksten, und oben am Nordpol am kleinsten, weil daselbst die Haut der Blase am dünnsten ist. Wenn man gegen die Blase gelinde haucht, so schmelzen die Sterne erst am Rande, entstehen aber bald wieder, und ihr Umriß, der erst strahlig war, macht nunmehr eine Art Rose von sechsbogigen Blättern. Das Wasser einer Schaumblase hat nicht Zähigkeit genug, als Blase auszuhalten; aber die Potasche, oder das Sodasalz und Oel oder Talg der Seifen thun hier nichts anders, als daß die Seife die Wasserhaut zähe und biegsam macht, um dem Eise einen Boden zu verschaffen, worauf die Natur ihr Eisgestirn sticken kann; denn unser Seifenschnee ist dem natürlichen ganz ähnlich, wozu doch kein Alkali oder Baumöl kommt.

Was die natürlichen Schneegestalten betrifft, so zeigen sich dieselben als zarte, spitze, weißliche Nadeln, die einzeln, oder auch in Klumpen im Frühlinge oder Herbste fallen, und als Gabeln oder Haken gebildet sind; oder man erblickt sie als zarte, weiße Hagelkörner unter dem übrigen Schnee, oder als Walzen, oder als strahlige Sechsecke, und dieses sind die gemeinsten Flecken, oder mit Blättern an den sechs Hauptstrahlen, oder mit abgebrochnen Spitzen, oder als zusammengefrorene Eisnadeln, Sechsecke, Cylinder, oder als Hagelkörner mit einer zarten Wolle bewachsen, oder als Schneesechsecke mit Reif gepudert, gemeiniglich bei dem Beschlusse des Schneyens.

Digitized by Google

In Frankreich, und in dergleichen gemäßigten Polhöhen, schneit es bloß einstrahlige Nadeln, und nicht Sterne. In England, Holland und Deutschland erscheinen die beschriebenen Schneegestalten; an Gewässern soll aber der Reifschnee mit seinem Schmelzwerke oder der Sechseckkandirung gemeiner seyn. In Lappland ist er körnig, aber auch sternförmig, und vor Kälte gleichsam trocken. In der Hudsonsbay fällt Staubschnee, oder Schneestaub, und in der Luft schimmern zarte, glänzende Nadeln, die in die Kleider und Haut eindringen.

Wie die Schneefiguren eigentlich entstehen, ist noch nicht ganz aufgeklärt, so viel ist indessen gewiß, daß sie aus den Wasserdünsten sich bilden, welche in der Atmosphäre schweben, und deren ziehende Nebel man Wolken nennt. Wenn Wasser zu Eis gefriert, so wird es nicht, wie andre Flüssigkeiten, nach und nach dick, sondern es verwandelt sich plötzlich in einen festen Körper, und zwar erst von aussen, und dann nach innen, nicht als ob sich über der Oberfläche eine gleich dicke Schale bilden sollte, sondern es schießen von gewissen Stellen gleiche Strahlen oft schnell wachsend auf, treiben Aeste, und bedecken die ganze Masse des Wassers wie mit einem Netze, dessen Maschen sich endlich ausfüllen, und auf dem Wasser eine dichte Rinde machen. Da man das langsame Wachsen des Eisstrahls, wenn derselbe einmal auf dem Wasser als ein Nebel zu erscheinen anfängt, mit dem Auge Schuß für Schuß verfolgen kann, und er eben so in seinem Ursprunge vorgerückt seyn muß, so scheint sein Anfang ein geometrischer Punkt zu seyn, dessen Fortschuß endlich eine Eislinie beschreibe. Eben so wachsen die Schneesterne auf den Seifenblasen aus einem einzigen Punkte, und aus diesem schießen die sechs Durchmesser, deren jedee sich von dem andern immer weiter entfernt, je länger sie wachsen. Die-

Digitized by Google

ſelbe Bewandniß hat es daher auch mit den Waſſerdünſten in der Luft, wenn ſie zu Schnee werden. Wenn es regnet, ſo iſt der Regentropfen ſo groß, als eine Erbſe, weil er Meilentief gefallen, und unterweges eine Menge ſeines gleichen verſchlungen. Je höher man ſich nun die Dünſte von der Erde gedenkt, deſto feiner ſind ihre Punkte, um ſich in der Oberluft ſchwimmend zu erhalten. Aus jedem dieſer einzelnen, hier und da ſchwebenden Punkte ſchießen nach allen Seiten ſechs Strahlen hervor; dieſe Sternchen wachſen zu immer größeren Sternen, wenn ſich andere Dunſtmonaden anhängen und ſie ſchwer machen, ſo daß nun der überladene Punkt flatternd fallen muß. Es iſt alſo das Sechseck des Schnees ein Waſſerpunkt, an den ſich die nächſten Dunſtpunkte anſchließen und geradlinigte Anſätze machen, da ſie alle gleich klein, in einerlei Lufthöhe und von gleicher Maſſe oder Anziehungskraft ſind. Man findet auch an bereiften Mauern Schneegeſtalten. Wenn reines Waſſer in ſtiller Luft unbewegt ſteht, ohne zu gefrieren, ſo gefriert es den Augenblick, wenn man es ſchüttelt oder ſchnell die Luft darauf ſtößt, oder dem Waſſer einen Eiszapfen oder Stahl nahe bringt, welches geſchieht, weil die Wärme des Körpers, oder die größere Kälte des Eiszapfens, hier eben das thut, als wenn man auf einer glühenden Kohlenpfanne, aus Schnee und Salpeter, in dem obern Waſſerteller Eis entſtehen läßt; und bei recht ſtrenger Kälte, ſtiller Luft, und hohem Barometer, kann es, wie ſchon der Landmann ſagt, vor Kälte nicht ſchneien. So iſt es allen Bergen, welche über die Schneelinien hinaufſtiegen, gemein, daß es oben ſchneit und unten regnet.

Nach den Erfahrungen an dem Schnee und an den Seifenblaſen, zerſpaltet der Froſt alle Waſſerdünſte zu kleinen, geraden und ſteifen Faſern oder

Splittern. Diese Fasern des Wassers setzen sich jederzeit unter gewissen Winkeln zu Sechsecken aneinander, wie sich jede Salzart, nach ihren gewissen Winkeln, und wenn sich Haufen vereinigen, z. B. das Küchensalz als ein Würfel krystallisirt, indem das Wasser des Salzes nicht nur eben so gefriert, als der Schnee, sondern auch mit Schnee vermischt in warmen Wasser Eis bildet. Fleißige Naturforscher haben nun die Beobachtung gemacht, daß sich die Eisfäden in Winkeln von 60 Graden, oder auch in Winkeln von 30 und von 120 Graden aneinander setzen um auszustrahlen. Diese drei Arten von Winkeln allein haben ein ausschließendes Recht, dem Zwecke der Natur im Eismachen an der Hand zu gehen. Reines und freies Wasser, denn der Rand der Gefäße orientirt die Strahlen falsch, friert im schnellen Froste zu platten Schiefern, die allerlei Neigungen gegen einander haben, und eben das thut der Urin, das Seifenwasser ꝛc.; oder wenn man in das Wasser Luft zusammenpreßt. Wasser, das in einem Glase gefriert, überzieht sich anfangs rings umher an allen Seiten mit einer durchsichtigen Eisrinde, welche bald an Dicke zunimmt, und alle fixe Luft von sich wegstößt, die vorher im Wasser unsichtbar steckte, und dessen Theile trennte. Diese Luft drängt sich bei ihrer Ausstoßung zu Blasen, welche sich nach dem noch ungefrornen Wasser hinziehen, das sich mitten im Eise befindet. Die im Wasserkerne zusammengedrückte Luft, die keinen Ausweg findet, bildet hohle Eisröhren, und zersprengt, wie eine Windbüchse, große Eistafeln mit heftigem Krachen. Läßt man abgekochtes Wasser in einem Kupferkessel gefrieren, so ist im Wasser weniger Luft, und daher kann die Eisschale darin stärker werden, ehe sie berstet. Ist das Eis auf allen Seiten im Kessel drei Zoll dick, und man durchbohrt es mit einem dünnen Stahle

bis an den Wasserkern, so springt das freigemachte Wasser indem man den Stahl herauszieht, wie ein Springbrunnen einige Fuß hoch, und dies verursacht die zusammengepreßte Luft. Durch dieses Mittel verschafft man sich ein blasenfreies Eis, wenn man gleich anfangs die erste Rinde oder Eisscheibe aufbohrt, und diese Oeffnung jederzeit offen erhält, damit das Wasser durch einen kleinen Heber fortgeschafft werden kann, und die Luftblasen einen Ausweg finden mögen. Endlich friert der blasenvolle Wasserkern zu Eisscheiben von allerlei Richtung; folglich friert ein mit zu viel Luft überladenes Wasser, das ist, Wasser, dessen Theile ziemlich von einander getrennt erhalten werden, gern zu Scheiben; und in eben dieser Scheidung befinden sich die Wasserdünste in der Atmosphäre. Das wahre Frostgesetz ließe sich nun auf folgende Weise erklären: Anfangs wird aus einem frierenden Wassertröpfchen oder Wasserdunste, wenn man beide als nasse Punkte annimmt, ein gerader Faden oder Strahl, welche sich sogleich unter Winkeln von 60 und 120 Graden aneinander setzen, also aus einem Punkte in dieses sechsstrahlige Wesen ausschießen, welches die gewöhnlichste Eiskrystallisation ist; mehr oder weniger Strahlen scheinen blos eine zufällige Verstümmelung durch den Fall oder Wind zu seyn. Diese ebenen, sechsstrahligen Flächen schmelzen oft halb in einer wärmeren Luft, und gefrieren von neuem, oder es schmelzen die fallenden in einander, und davon entstehen die verschiedenen Blumenfiguren, deren Grundanlage aber jederzeit das Originalsechseck ist. So schmelzen beim Anhauchen die sechs Strahlen, und wenn sie von neuem gefrieren, so werden daraus körperliche Sechsecke. Eben so schafft die Ausdünstung des Schnees neue Flächengestalten. Das Eis zehrt selbst in starkem Froste ein; die Luft löset etwas davon auf. Schnee

ist bloß eine Hautschuppe des Eises, und dunstet also noch eher aus, und selten gewahrt man noch die Figuren an einem zweitägigen Schnee auf der Erde und schon die große Kälte magert den Schnee aus.

Schneefink, Winterfink, Fringilla hyberna, s. unter Fink, Th. 13, S. 419.

Schneeflocke, Schnee in Gestalt einer Flocke, das heißt, die in Gestalt einer Flocke zusammenhängenden gefrornen Dünste. Kepler entdeckte zuerst an den Schneeflocken von 60 bis 120 Grad Ecken.

Schneeflockenbaum, Chionanthus, s. Schneebaum.

Schneefloh, Podurala nivalis, eine Art Floh, s. Floh, im Supplement.

Schneegäcke, s. Schneedohle.

Schneegans, Anser hyperboreus, Pallas Thiergeschichte, VI., 30. Anser grandinis, nivis Klein, s. unter Gans, Th. 16, S. 103. Auch eine Benennung der Kropfgans, Pelecanus Onocrotalus Linn., s. unter Pelikan, Th. 108, S. 274 u. f., und unter Gans, Th. 16, S. 98. u. f.

Schneegarn, im Jagdwesen, ein Garn, welches im Winter bei starkem Schnee zu dem Rebhühnerfange, so wie der Tiraß im Sommer gebraucht wird. Dieses Garn ist dem Tiraß fast gleich, nur daß der Tiraß wegen der jungen Hühner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber von weißem, feinem, doch starkem Zwirne weitere Maschen hat, und solcher Weite wegen auch größer gemacht werden kann. Dieses Schneegarn wird seiner Größe nach in seinen Säumen gezogen, welche an beiden Enden zum wenigsten 10 bis 15 und mehrere Klafter eingehen, damit die zwei Personen, so dasselbe regieren, nicht zu stark auf die Hühner zu gehen und sie darüber aufstäubern. Diese Säume werden auf eine besondere Art mit einer besondern Schleife zusammengebunden, daß es sich nicht verwirrt. Wenn man

nun im Winter, bei ſtark gefallenem Schnee, ein Volk Rebhühner von ferne liegen ſieht, ſo breiten ihrer zwei das Schneegarn aus, faſſen die Säume ſo lang, als ſie können, und gehen alſo gerade auf die Rebhühner zu. Einer oder zwei folgen hinten nach und geben ein Zeichen, wenn die Vorangehenden nach der rechten oder linken Hand zu viel abweichen. Wenn die Hühner das Garn über ſich merken, ſo ſtehen ſie auf, und verwickeln ſich in den Maſchen. Das Garn wird gemeiniglich, wie der Tiraß, niedrig und wie man die Hand von ſich ſtreckt gezogen und geführt. Wenn das Huhn, ſo unter dem Hauſe die Schildwach hält, ſich ſchnell unter den Schnee verbirgt, ſo iſt es ein gewiſſes Zeichen, daß die Hühner gern halten, und ein guter Fang zu vermuthen; wenn aber daſſelbe zu ſchreien anfängt, um die andern vor der bevorſtehenden Gefahr zu warnen, ſo ſtäubern ſie auf, und es iſt ihnen nichts abzugewinnen. Die Ueberziehung des Schneegarns geſchieht am beſten des Morgens, ehe die Hühner aus ihrem Nachtlager aufbrechen, und das Geäſe ſuchen; denn ſie liegen dann noch hart und halten am liebſten. Auch wenn ſie des Abends ihr Nachtlager machen, ſind ſie ebenfalls gut mit dieſem Garne zu fangen.

Schneegebirge, ein Gebirge, welches die größte Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt iſt, wozu man alle diejenigen Gebirge rechnen kann, deren Gipfel in der ſogenannten Schneeregion liegen. Auch die im tiefſten Norden liegenden Berge.

Schneegeſtöber, Schnee, welcher bei einem ſtarken Winde fällt, und von demſelben bald hier, bald dorthin geſtäubt wird.

Schneegeyer, ſ. unter Geyer, im Supplement.

Schneeglöckchen, Schneetröpfchen, Schneetropfen, Schneeviole, Schneeblume, große Schneelevkoje, Galanthus nivalis, eine Pflan-

zengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnèischen Pflanzensystems gehört. Tournefort nannte diese Pflanze, weil sie der Narcisse und Levcoje gleicht, Narcisso-Leucojum; Linné verwandelte diesen zusammengesetzten Namen in Galanthus. Hort. cliff. 134. Hort. ups. 73. Roy ludgb. 35. Leucojum bulbosum, trifolium minus. Bauh. pin. 56. Evangelia. Reneal. Spec. 97, t. 96. Die Blume dieses Zwiebelgewächses, welches nicht über 8 bis 10 Zoll hoch wächst, hat etwas länglichte, höhle Blätterchen, welche, wenn sie sich ausbreiten, alle gleich groß sind. Ihre Scheide ist länglicht, stumpf und zusammengedrückt, und hängt, wenn sich die weiße Blume öffnet, gemeiniglich nach einer Seite zu. Das in der Mitte sitzende stumpfe und walzenförmige Honigbehältniß hat eine Einfassung, und das in der Mitte der Blume mit sechs Staubfäden umgebene Samenbehältniß ist eyförmig und in drei Fächer abgetheilt, die, wenn es reif ist, mit runden Samen angefüllt sind. In den Gärten sind zwei Abarten beliebt, nämlich: das gemeine Schneeglöckchen oder Schneetröpfchen, Galanthus vulgaris Linn., und das gefüllte Schneeglöckchen oder Schneetröpfchen, Galanthus flore pleno.

Diese Pflanzen sind sehr dauerhaft und kommen in jedem Boden und in jeder Lage gut fort. Besonders erhalten sie aber dadurch einen Werth, daß sie schon im Februar, spätestens im März, wenn öfters der Boden noch mit Schnee bedeckt ist, hervorkommen. Die Blumen sind zwar dann noch sehr klein; allein sie gewähren doch, wenn sie Haufenweise oder in einem Beete ganz dicht beisammen stehen, ein sehr schönes Ansehen. Die gefüllte Sorte wird vornämlich der einfachen wegen der Größe und Schönheit ihrer gefüllten Blumen vorgezogen. Beide können

Digitized by Google

aber auf gleiche Weise fortgepflanzt und vermehrt werden, obgleich die gefüllte Sorte, niemals so häufig Setzlinge treibt, als die einfache, und ihre Blumen sich nicht sobald im Frühling zeigen; dagegen nehmen sie den Boden nicht so stark ein, und sind auch von längerer Dauer. Wenn ihre langen schmalen Blätter und ihre Stängel im Mai gänzlich verwelkt sind, so kann man die Zwiebeln aus der Erde herausnehmen, und solche an einem trocknen und luftigen Ort bis im September verwahren, wenn man sie nämlich zuvor an einem schattigen Orte wohl abgetrocknet hat. Um diese Zeit muß man sie zwei Zoll tief, und ganz dicht an einander wieder einsetzen. Die Zwiebeln haben die Größe einer Haselnuß, sind weiß und oben spitzig. Alle drei Jahre legt man sie um, und nimmt die Zwiebeln auseinander, weil sonst die Büsche zu groß werden; denn wenn man diese Pflanzen zwei oder drei Jahre an einem Orte ungestört stehen läßt, so kommen während der Zeit oft zehn bis zwölf blühende Zwiebeln, und eben so viele kleine Setzlinge hervor, so daß sich diese Wurzeln dadurch außerordentlich stark vermehren.

Die Knotenblume, Leucojum Vernum Linn., führt auch den Namen Schneeglöckchen, Schneetröpfchen und Schneeblume, wegen ihre weißen Blumen, die sich schon bei gelinder Witterung im Januar zeigen. Was die Verschiedenheit der Benennung dieser Blumen anbetrifft, s. den Art. Levkoje, Th. 77, S. 407 u. f.; und den Art. Knotenblume, im Supplement. Krünitz hat zwar den Art. Knotenblume, Th. 41, S. 758, hierher verwiesen; allein Floerke hat in dem oben angeführten Theile der Encyklopädie unter Levkoje den Namen Knotenblume für Leucojum vernum, aestivum und autumnale beibehalten, und so wird diese Pflanzengattung auch unter dem letztern

Namen im oben angeführten Art. abgehandelt werden. — Das hier erwähnte Schneeglöckchen führt auch den Namen Sommerthierchen, Schneeviole und Märzblume. Die Behandlung ist eben so, wie oben bei dem Schneeglöckchen, Galanthus nivalis, angeführt worden. Man erzieht es aus Samen, noch besser aber aus den Setzlingen, welche es in großer Anzahl treibt.

Schneehandel, der Handel mit Schnee. Dieser Handel wird besonders in Italien stark getrieben, wie auch schon oben unter Schnee, S. 324 u. f. angeführt worden. In Rom hat eine gewisse Art Krämer unweit dieser Stadt ihren Platz, Stand und Kramrecht, um Schnee zu verkaufen. Diese Erlaubniß kaufen sie jährlich um mehr als 6000 Scudi an sich, welches der Schneezoll heißt, wogegen sie gehalten sind, das ganze Jahr Schnee bei der Hand zu haben, und um einen festgesetzten Preis zu verkaufen. Auch in Sicilien ist der Schneehandel kein unbedeutender Zweig, wie auch schon oben, S. 325, angeführt worden. Er wirft den Bischof von Catania, von dem ihn die Schneepächter verliehen bekommen, mehrere tausend Dukaten jährlich ab. Mit dergleichen Schnee erfrischen die Italiener nicht nur das Quellwasser, sondern auch Wein, Früchte und andere Sachen, welche theils des Sommers, theils des Winters genutzt werden, sogar Arzneien; s. oben, S. 325.

Schneehase, s. unter Hase, Th. 22, S. 184.

Schneehaube, im Jagdwesen, zweierlei Netze. Die erste Gattung wird spiegelicht mit einem Himmel und etlichen Einkehlen viereckigt gestrickt. Die andere Gattung ist rund, und wird an einem eisernen Ringe, etwa 2 Zoll weit, gestrickt, und in einen großen hölzernen Reif geburden. Beide werden im Schnee aufgestellt, und die Fedhühner vorher dahin angekörnt.

Digitized by Google

Schneehuhn, Berghuhn, Weißhuhn, weißes Wildhuhn, Steinhuhn, weißes Haselhuhn ꝛc.; ſ. Th. 22, S. 196.

Schneehuhnlaus, Pediculus lagopi, eine Art kleines Inſekt, welches ſich auf dem Körper der Schneehühner aufhält; ſ. unter Laus, im Supplement.

Schneeig, welches nur in den gemeinen Sprecharten üblich iſt, mit Schnee bedeckt. Ein ſchneeiger Berg, ein mit Schnee bedeckter.

Schneeinſekten, kleine Inſekten, welche ſich gern im Schnee aufhalten; ſ. unter Inſekten, im Supplement.

Schneeklöße. Man nehme Eyweiß, welches man vielleicht ſchon ſtehen hat, indem man das Gelbe des Eyes gebraucht, und ſchlage es auf einer reinen Schüſſel zu Schnee mit einem Schneebeſen oder, in Ermanglung deſſelben, mit einem Span von einem Haarſiebe, thue Kraftmehl und Zucker, ungefähr auf ein Ey einen Theelöffel voll Kraft- oder Kartoffelmehl, und 1/2 Theelöffel geſtoßenen Zucker, hinzu, und miſche es mit dem Schnee zu einer feſten Maſſe. Man koche die abgeſtochenen Klöße in Milch und gebrauche ſie zur kalten Milch oder zu Suppen. Statt des Mehls kann man ſich auch der geriebenen Chocolade bedienen; auch kann man etwas Vanille zur Veränderung darunter nehmen.

Schneekönig, in einigen Gegenden, beſonders im Oeſterreichiſchen, eine Benennung des Zaunkönigs, weil er ſich noch Anfangs des Winters im Schnee aufhält; ſ. Zaunkönig, in Z.

Schneekraut, eine Art des Hornkrautes, Cerastium Linn., ſ. Hornkraut, im Supplement.

Schneekuchen, von Quitten oder Stachelbeeren. Man koche von den durchgeriebenen Quitten eine ſehr ſteife Marmelade mit feinen Gewürzen, gehackter Citronenſchale und Zucker wohl gewürzt.

Digitized by Google

Wenn sie kalt ist, so rühre man sie eine halbe Stunde mit drei ganzen Eyern ab, thue auch wohl einige Bisquite darunter, damit der Kuchen nicht so leicht zusammenfalle. Schlage hernach das Weiße von funfzehn Eyern zu Schnee, rühre denselben nach und nach unter die Masse, streiche dieselbe auf einen Teller und lasse sie in gelinder Hitze eine halbe Stunde backen. Je langsamer sie bäckt, um so besser wird der Kuchen. Man muß nachher eilen, ihn zu Tische zu geben. Mit Stachelbeeren kann man ebenfalls so verfahren, nur muß man sie so lange in einer Kasserolle über Kohlenfeuer trocken schwitzen lassen, bis sie weich sind, und dann durch ein Haarsieb schlagen. Auch von andern Obstmarmeladen kann man Schneekuchen auf diese Art backen.

Schneeläufer, Podura nivalis, eine Art Springschwänze, Podurae, welche zu den Schmarotzer-Insekten gehören.

Schneelauwine, Schneerieſe, s. Lauwine, Th. 66, S. 450 u. f.

Schneelerche, s. Schneeammer. Auch eine Art Lerchen, welche sehr spät, wenn schon Schnee gefallen, zu streichen pflegt; die Berglerche, s. unter Lerche, Th. 77, S. 200.

Schneelevkoje, s. Schneeglöckchen.

Schneeluft, im Winter, eine dicke nebelartige Luft im Dunstkreise, welche Schnee verkündet. Der Horizont ist nämlich mit dicken weißgraulichen Wolken umzogen, welche sich in Schnee auflösen.

Schneemann, Schneerieſe, eine aus Schnee geformte Figur, die einer Mannsgestalt ähnlich ist. Die Knaben machen dergleichen Figuren im Winter, wenn der Schnee sich zu ballen anfängt, und der Auflösung nahe ist, indem sie erst einen Haufen Schnee zusammentragen, und dann solchen mit den Händen so lange fortwälzen, bis er eine ansehnliche Größe

Digitized by Google

hat; dann richtet man den Schneemann oder Schneeriesen auf und bildet ihn vollends zu einer dem Menschen ähnlichen Gestalt aus, indem man einen Kopf von Schnee aufsetzt, und so auch Arme von Schnee; die Füße bleiben in der Gestalt eines Blocks.

Schneemaus, s. Schneewiesel.

Schneemeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 29.

Schneemerkur, eine Benennung des dunkelbraunen Birkhuhns, s. unter Waldhuhn.

Schneemilch, Schneemus, Fr. Crême battue, in der Kochkunst, eine mit Weißey geschlagene Milch. Man nimmt süßen Rahm, läßt ihn durch ein Tuch in einen reinen Käsekorb abtriefen, thut etwas Eyweiß daran und schlägt es mit einer Ruthe, so wird es wie Schnee in der Schüssel aufsteigen. Wenn diese Milch lange stehen bleiben soll, so lege man Schnittchen von weißem Brode darunter, welche alle Feuchtigkeiten an sich ziehen.

Schneemöve, s. unter Möve, Th. 90, S. 36.

Schneemus, s. Schneemilch.

Schneenelke, eine Art des Hornkrautes, Cerastium Linn., s. Hornkraut, im Supplement.

Schneeortolan, s. Schneeammer.

Schneepacht, s. den folgenden Artikel.

Schneepachter, in Italien, besonders auf Sicilien und in Neapel, eine Person, welche den Bedarf des Schnees für eine Provinz, Hauptstadt ꝛc. in Pacht genommen, daher die Schneepacht, s. oben, unter Schnee, S. 324 u. f.

Schneepflug, s. oben, unter Schnee, S. 314.

Schneeriese, s. unter Schneelauwine und Schneemann.

Schneerose, s. Rhododendron, Th. 123, S. 319.

Schneesalz, eine Benennung des flüchtigen Alkali, weil es bei seiner Gewinnung durch die Destillirung

oft in der Gestalt von leichten weißen Flocken erscheint.

Schneeschaufeln, auf dem Lande, den auf den öffentlichen Landstraßen, und besonders in den hohlen und engen Wegen gefallenen Schnee auseinander werfen, und solche zum Besten der Posten oder Fuhrleute oder für andere Reisende wieder eben und brauchbar machen. Zu diesem Zwecke werden vornämlich die Fröhner und andere Bauersleute, von einem Gerichte zum andern, wie zu andern nöthigen Frohndiensten, erfordert und aufgeboten.

Schneeschlange, Coluber niveus. eine Benennung des Weißlings, Coluber Alidras Linn., wegen der schneeweißen Farbe; s. unter Natter, Th. 101, S. 430.

Schneeschnepfe, s. unter Schnepfe.

Schneeschuh, bei den nördlichen Einwohnern von Europa, besondere, unten aus einem Brette bestehende Schuhe, um mit denselben schnell über den Schnee fortzugehen, ohne einzusinken.

Schneesechseck, s. unter Schneefigur.

Schneesperling, s. Schneeammer.

Schneestaub, Staubschnee, der feine, gleich einem Staube herabfallende Schnee; s. auch oben, S. 308.

Schneesteinbrech, Saxifraga nivalis Linn., eine Art des Steinbrechs, welche auf den höchsten Schneegebirgen des nördlichen Europas und Amerikas einheimisch ist; s. unter Steinbrech.

Schneestern, Schneesterne, s. Seesterne.

Schneetropfen, Galanthus nivalis, s. Schneeglöckchen.

Schneetropfenbaum, Chionanthus, s. Schneebaum.

Schneetröpflein, Leucojum vernum Linn., s. Schneeglöckchen.

Digitized by Google

Schneeveil, Schneeveilchen, Schneeviole, s. Schneeglöckchen.

Schneeveilchen, s. den vorhergehenden Artikel.

Schneeviole, s. daselbst.

Schneevogel, s. Schneeammer; u. Th. 22, S. 196.

Schneewasser. Wasser aus aufgelöstem Schnee, der aufgethauete Schnee; s. oben, unter Schnee.

Schneeweiß, Bei- und Nebenwort, weiß, wie ein neu oder erst gefallener Schnee.

Schneewetter, derjenige Zustand des Dunstkreises oder der Atmosphäre, da es schneiet; anhaltendes Schneewetter, wenn es mehrere Tage hinter einander schneiet oder Schnee fällt, im gemeinen Leben auch schneeiges Wetter.

Schneewiesel, Mustela nivalis, s. unter Wiesel, in W.

Schneewind, ein Wind, mit oder bei welchem es schneiet; auch ein Wind, welcher Schnee bringt, ein eisiger Wind, der wehet, indem die Atmosphäre schon düster, schon Schneebeladen erscheint.

Schneewolke, eine mit Schnee beladene Wolke, im gemeinen Leben, eine Wolke, welche Schnee drohet, die sich in Schnee entladet.

Schneewürmer, s. unter Würmer, in W.

Schneezeit, die Jahreszeit, in welcher der Schnee oder das Schneewetter eintrifft oder eintritt, der November und December.

Schneezoll, s. unter Schneehandel.

Schneezucker. Man koche 1 Pfund gestoßenen Zucker, schlage dann das Weiße von drei Evern zu steifem Schnee und rühre dazu noch 1/4 Pfund fein zerstoßenen Zucker. Dieses rühre man nun Alles unter den kochenden Zucker und lasse ihn noch einmal aufkochen. Hierauf gieße man ihn ganz geschwind in kleine, mit Butter ausgestrichene Kapseln, und lasse ihn mehrere Stunden ruhig stehen; dann kann man

Digitized by Google

den Schneezucker herausschlagen und an einem warmen Orte trocknen lasseu.

Schneffel, eine Benennung des Pfeilfisches, s. diesen, Th. 109, S. 633.

Schneide, in einigen Gegenden die Gränze, s. Schnate. — Bei den Jägern werden die Sprenkel oder Dohnen in einigen Gegenden gleichfalls Schneiden, Schneideln, Schnaten, und mit der gewöhnlichen Vertauschung des d, t, u, s, Schneissen genannt. Das Geschneide und Geschnat ist alsdann eine Reihe oder Menge solcher aufgestellten Dohnen oder Sprenkel. Es stammt, nach Adelung, nicht von schneiden her, wie Frisch behauptet, sondern allem Anscheine nach von Schnate, ein Reiß, weil sie aus biegsamen Reisern bestehen.

Von dem Zeitworte schneiden, ist Schneide die Schärfe eines Dinges. Das Messer oder die Scheere hat die Schneide verloren, die Schärfe. — Der eigentliche schneidende Theil eines schneidenden Werkzeuges; die Schärfe. Die Schneide eines Messers, im Gegensatz des Rückens. Die Schneide einer Axt, eines Degens ꝛc. Ein Eisen, welches an der Schneide ungeschliffen bleibt, Pred. 10, 10. Die Schneiden an Sensen, Hauen, Gabeln und Beilen waren abgenutzt, 1 Sam. 13, 21. Für Klinge aber, wie Richt. 3, 22, das Heft der Schneiden (Schneide) ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich. Im Bergwerke braucht man es bei einem Bohrer, wenn man die abgebrochene Spitze desselben wieder anschmiedet, die Schneide am Bohrer machen.

Schneidebank, bei dem Böttcher, ist die Schneidebank, Schnitzbank, so ziemlich derjenigen des Stellmachers ähnlich, nur daß der Kopf des Fußholzes, womit das zu schneidende Holz auf dem Hals

der Schneidebank feſt hält, rund iſt, weil auf dieſem Kopfe der Böttcher den kleinen Reifen die Rundung giebt, und ſie darauf biegt; dieſerhalb wird dieſer Kopf auch oft die kleine Biegſcheibe genannt.

Schneidebank, Schnitzbank, Hänſelbank, bei den Bürſtenmachern, die Bank, worauf ſie den hölzernen Bürſtenſtiel einer Kopfbürſte glatt beſchneiden.

In den Gazemanufakturen iſt die Schneidebank ein Werkzeug, worauf die geblümte Gaze, da, wo es loſe Fäden giebt, abgeſchnitten und gehörig geputzt wird. Es iſt ein länglichtes viereckigtes Fußgeſtell von guten ſtarken Stäben. An den langen Stäben, die oben einen Rahmen bilden, ſind an den Enden halbrunde Einſchnitte, worin zwei runde hölzerne Walzen liegen, welche durch ein Kreuz, ſo an dem einen Ende angebracht wird, umgedreht werden können. An jeder Walze iſt ein Sperrad und ein Sperrkegel, damit ſolches gehörig geſchont werden kann. Der fertige Zeug wird auf die eine Walze aufgewickelt, ganz ſtraff ausgeſpannt, und vermöge des Sperrrades und Kegels gehörig angezogen, ſo, daß die Walzen nicht nachgeben können. Dann wird eine ſcharf und ſpitz geſchliffene Scheere genommen, mit welcher alle überflüſſige freiliegende Fäden weggeſchnitten werden, ſowohl in den figurirten Stellen, als auch neben denſelben, und die nicht feſt ſind, und folglich auch nichts zur Bildung der Blumen beitragen. Hierdurch werden alle überflüſſige Fäden auf der linken Seite fortgeſchafft. Auf der rechten Seite ſind die Bilder ſchön gehörig gebildet. Das Beſchneiden muß gut und genau geſchehen.

Bei dem Lichtzieher iſt die Schneidebank, Stückelbank, ein Tiſch mit einem ſechs bis ſieben Zoll hohen Rande an drei Seiten umgeben, worauf das Talg zerſtückt wird. An demſelben iſt eine große

Klinge an einem Gewinde befeſtiget, womit das Zerſtückeln des Talgs geſchieht.

Bei dem Stellmacher iſt die Schneidebank, Schnitzbank, eine Bank, worauf bei dem Beſchneiden der Hölzer mit dem Schneidemeſſer, jene feſt gehalten werden; ſ. unter Kutſche, Th. 57, S. 300.

Schneidebank, beim Böttcher, ſ. oben, S. 372, beim Bürſtenbinder, ſ. daſ., S. 373.

—, in der Gazemanufaktur, ſ. daſ.

—, beim Lichtzieher, ſ. daſ.

—, beim Stellmacher, ſ. daſ., S. 374.

Schneidebohrer, eine Art Bohrer mit ſcharfen Schneiden zu harten Körpern.

Schneidebüchſe, bei dem Edelſteinſchneider, ein kleiner hölzerner Kaſten, in welchen oben ein Einſatz von Meſſingblech eingeſchoben wird, der genau in den Kaſten paßt. Der Einſatz füllt nur die Hälfte des Kaſtens aus. Die Abſicht dieſes Kaſtens iſt dieſe, daß ſich der Diamantboord, der ſich bei dem Schneiden auf dieſer Büchſe abreibt, darin ſammle. Daher ſind in dem Boden des Einſatzes kleine Löcher, gleich einem feinen Siebe, durch welches der Diamantboord in den untern Raum fallen kann. Auf jeder langen Seite des Kaſtens ſteht ein meſſingener Stift, woran der Künſtler beim Beſchneiden des Diamants die Kittſtöcke anlehnt, und worauf er denſelben aufgekittet hat. Die hölzernen Kittſtöcke gleichen einem abgekürzten Kegel, und die Steine werden auf denſelben in den warm gemachten Kitt von Ziegelmehl und weißem Pech auf der kleinſten Grundfläche des Kittſtocks eingeſetzt.

Schneideeiſen, ein eiſernes Werkzeug, Holz ꝛc. damit zu ſchneiden, wo es jedoch nur in einzelnen Fällen von gewiſſen zuſammengeſetzten Werkzeugen dieſer Art, welche nicht ſchon die Namen Meſſer, Scheere ꝛc.

Digitized by Google

erhalten haben, üblich ist, und dann auch das eigentliche schneidende Eisen in einem solchen Werkzeuge bezeichnet.

Das Schneideeisen, im Bergwerke, ist einer der Zwicker oder Unterstücke eines Bergbohrers. Dieses Bohrenstück ist 20 bis 24 Zoll lang, 1 1/2 bis 2 Zoll dick, und bis in die Gegend der Schraube rund und hohl, unten mit einer Schneide, und zur Seite mit einem langen Riß versehen, der 1/8 bis 1/4 Zoll weit ist, wodurch sich das Bohrmehl sammelt.

Bei den Eisenarbeitern ist das Schneideeisen ein Werkzeug, mit welchem die Schrauben auf mancherlei Art geschnitten werden. Es ist ein von Stahl verfertigtes Stück, das verschiedene Schraubengänge hat, die scharfschneidend sind. Die als ein Nagel geschmiedete und rund gefeilte Schraube, die genau in die Schraubenmutter des Schneideeisens passen muß, wird in einen Schraubstock eingespannt, das Schneideeisen darauf gesetzt, und solches um die runde Schraube gedreht, damit sich die Schraubengänge auf solcher eindrehen. Da man zu den Schrauben von verschiedener Größe besondere Schneideeisen haben muß, so sind auf der langen starken Platte des Schneideeisens mehrere Löcher mit Schraubenmuttern angebracht, damit man sich nach Verlangen eine wählen kann, und das Eisen selbst hat auf jedem Ende einen Handgriff, damit man es bequem umdrehen kann.

Das Schneideeisen der Grobschmiede, s. unter Kutsche, T. 57, S. 332.

Bei dem Kammmacher ist das Schneideeisen eine Art von Stichsäge, womit die gröben Zähne weiter Kämme aus freier Hand nach dem Augenmaaße eingeschnitten werden; s. unter Kamm, Th. 33.

Das Schneideeisen bei den Stellmachern, s. unter Kutsche, Th. 57, S. 299.

Schneideeisen, im Bergwerke, s. oben, S. 375.

—, bei den Eisenarbeitern, s. daselbst.

—, bei den Grobschmieden, s. das.

—, bei den Kammmachern, s. das.

—, bei den Stellmachern, s. das., S. 376.

Schneidehaue, ein Werkzeug beim Bau von gestampfter Erde, s. Th. 70, S. 201.

Schneideholz, Schneidelholz, im Forstwesen, unter dem hochstämmigen Laubholze diejenigen Bäume, welche sich gern schneideln, das ist, ihre Aeste von dem untersten bis zum obersten, ja auch wohl zugleich ihre Gipfel mit aus- und abhauen lassen, so daß nichts als der Stamm stehen bleibt, welcher wieder ausschlägt und neues Holz und Aeste treibt. Dieses Schneideln ist meistens an den Orten im Gebrauch, wo man Holzmangel hat; gemeiniglich werden die in Brahnen an Wiesen und Holzrändern, in Gerührichten, an Gärten und in Hecken stehenden Bäume geschneidelt, und solches, nachdem das junge Holz langsam oder geschwinde wächst, alle drei oder sechs Jahre wiederholt. Das beste Schneidelholz sind die Linde, die Weide, die Erle, die Esche, der Ahorn, die Pappel, die Birke, die Ilme oder Rüster. Die Eichen werden zwar auch geschneidelt, jedoch nicht mit solchem Nutzen, wie die oben angeführten; denn man weiß aus der Erfahrung, daß durch das Schneideln der Saft auf den Seiten mit Gewalt von der Nässe oben hinein faulen muß, und wenn dann der Baum gehauen und genutzt werden soll, so wird inwendig statt des festen Kerns Mulm oder Erde gefunden. Das Tangelholz, die Tanne und Fichte, kann das Schneideln nicht vertragen; s. auch unter Forst-Cameralwesen, Th. 14, und unter Waldbenutzung, in W. — Auch den Art. Schneideln.

Digitized by Google

Schneidekiſſen, beim Goldſchläger, ſ. unter Goldſchläger, Th. 19, S. 568.

Schneideklinge, bei dem Formſchneider, Klingen, welche wohl gehärtet und ſcharf vom Rücken nach der Spitze zu geſchliffen ſeyn müſſen; ferner müſſen ſie ſehr dünn ſeyn, damit die Schärfe der Spitzen gleich und dünn bleibt. Die Meſſer ſoll man unter dem Schneiden, gleich einer Feder, damit man ſchreibt, regieren, und nach Erforderung des Striches oder der Linie halten oder kehren. Die Klinge des Meſſers hat hinten keine Angel, wie andere Meſſer haben, damit man ſolche, ſo tief man will, in das Heft oder Stiel ſtecken kann.

Schneidekluppe, beim Schlöſſer, ſ. Kluppe, Th. 41, S. 56.

Schneidel, beim Köhler, die zweite Reihe Holz in einem Kohlenmeiler.

Schneidelade, eine Lade der Landleute, das Stroh darin, vermittelſt der Futterklinge, zu Häckſel zu ſchneiden; auch die Futterbank, Häckſelbank, Häckerlingslade; ſ. Th. 20, S. 592 u. f.

Schneideleder, beim Gerber, ſ. unter Leder, Th. 68, S. 629 u. f.

Schneidelholz, ſ. Schneideholz.

Schneideln, Schneiteln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das Interativum von ſchneiden iſt, aber nur in einzelnen Fällen für beſchneiden gebraucht wird. So ſchneideln die Gärtner die Bäume, wenn ſie die verdorbenen oder überflüſſigen Aeſte abſchneiden, abſägen oder abhauen. Bei den Obſtbäumen heißt es, die überflüſſigen und unnützen, ſchädlichen Aeſte eines Obſtbaumes, welche demſelben am Wachsthume hinderlich ſind, oder ihn überdies noch unförmlich und mangelhaft machen, hinwegnehmen, damit den fruchtbaren und nutzba-

Digitized by Google

ren Aesten der Nahrungssaft von dergleichen unnüzzen Zeuge nicht entzogen werde, und der Baum eine ordentliche Gestalt und ein gutes Ansehen gewinne. Es gehört hierzu ein praktischer Blick, am meisten aber ein geschickter, und durch die Erfahrung erlernter Handgriff, welche Aeste nüzlich oder schädlich, welche kurz oder lang hinweg geschnitten werden sollen, weil man hierbei entweder durch allzu öfteres und häufiges, oder durch allzu seltenes und unordentliches Beschneiden der Sache zu viel thun kann. Anders werden die hochstämmige, anders werden die Zwerg- oder Busch- und wieder anders die Spalierbäume beschnitten. Die zum Schneiden gebräuchlichen Instrumente sind: eine Hippe oder ein Gartenmesser, von den Franzosen Serpette genannt, welche als ein Taschen- oder Einlegemesser zusammengelegt werden kann, und daran das Heft so groß seyn muß, daß die Hand darin Platz haben und sich regen kann, und eine Säge, welche eben so, wie die Hippe, zusammengelegt wird, und deren Klinge stark und von guter Materie seyn muß, damit sich solche nicht biege; so sollen auch die Zähne nicht zu genau bei einander, und ein wenig auswärts stehen, damit man im Sägen, wenn das Holz grün ist, nicht gehindert werde; sie wird zur Absägung der alten Aeste, welche man mit der Hippe nicht beschneiden kann, gebraucht, und soll, nach der besten und bequemsten Art, mit Klinge und Heft, zwölf bis vierzehn Zoll lang seyn. Wenn man mit der Hippe oder dem Gartenmesser einen Schnitt an einem Aste thun will, so muß mit einer Hand der Ast unter dem Schnitte fest gehalten, und mit der andern geschnitten werden. Desgleichen ist dabei auch in Acht zu nehmen, daß man bei jungen oder neu gesetzten Bäumchen den Stamm im Schneiden fest halte, damit sich solcher nebst der Wurzel nicht

biege oder bewege; es soll auch das Gartenmesser, mit welchem man beschneidet, jederzeit so scharf seyn, daß man den dazu bestimmten Stamm auf einen Zug damit abschneiden kann. Die beste Zeit zur Beschneidung der Bäume ist der Februar; s. auch unter Beschneiden der Obstbäume, Th. 4, S. 261 u. f. — Beim Winzer, das Beschneiden der Reben, s. unter Wein, in W. — Das Beschneideln der Bäume in der Forstwirthschaft, s. oben, unter Schneideholz, S. 376.

Schneideloch, beim Böttcher, ein Loch in einem Stiel der Werkstätte, welches gebraucht wird, breite Stücken z. B. die Bodenstücke eines großen Bottichs darin zu beschneiden, als welche sich nicht gut auf der Schneidebank halten lassen, besonders wenn sie sehr lang sind. Der Böttcher steckt ein solches Stück in das Schneideloch, und richtet es in demselben etwas schief, damit es sich spanne und darin fest halte.

Schneidemaschine der Knopfmacher, Knopfgießer, eine Maschine, welche von den gepreßten Knopfplatten, die versilbert werden, den Grad abnimmt. Sie gleicht fast der Presse desselben, nur weicht sie in der Größe von jener ab, indem sie kleiner ist; s. unter Knopf, Th. 41, S. 636.

In den Tabaksfabriken ist die Schneidemaschine ein Werkzeug, worauf man die Blätter zum Rauchtabak zerschneidet. Sie gleicht einer Futterschneidebank. Auf dem Boden der Bank läuft ein bewegliches Brett, auf welchem der Klotz steht. Diesen Klotz durchbohrt eine eiserne Schraubenspindel, welche in einer Mutter des Klotzes steckt. Auf der Spitze der Schraubenspindel befindet sich ein Sperrad, nebst einem Sperrkegel, und vor dem Sperrade steckt auf der gedachten Schraubenspindel eine Kurbel. Neben dem Sperrade steht eine eiserne Klaue,

die an einer kleinen Welle befestiget ist. Diese Klaue hängt mit einem Stabe zusammen, der zugleich mit einer senkrechten Stange hinter der Schneidemaschine vereiniget ist. Diese eiserne Stange ist mit dem Untertheile des Gestells vermittelst eines Gewindes verknüpft, und gleichfalls durch ein Gewinde hänge ein Schwengel an dieser Stange, unter welchem eine eiserne Klinge ist, welche die Breite der Schneidemaschine zur Länge hat, oder so lang, wie diese breit ist. Diese Klinge muß zum öftern geschliffen werden, und ist sehr gut verstählt. Wenn die Tabaksblätter zerschnitten werden sollen, so schraubt der Arbeiter das oben erwähnte bewegliche Brett mit der Kurbel von vorn nach hinten zurück, und weil der gedachte Klotz auf dem Beette steht, so geht er gleichfalls zurück; denn die Schraubenspindel ist dergestalt befestiget, daß sie sich nur umdrehen läßt; und da sie in einer Mutter des Klotzes steckt, so kann man diesen Klotz, wie gedacht, mit dem Brette vermittelst der Spindel zurück bewegen. Der Tabak, welcher geschnitten werden soll, wird vor den Klotz auf das bewegliche Brett gelegt, und die ganze Lade fast mit Tabak angefüllt. Auf den Tabak legt nun der Arbeiter ein Brett, und preßt dieses mit einer angebrachten Presse gegen den Tabak, weil sich dieser zusammengedrückt besser schneiden läßt. Statt dieser Presse legt man noch auf das Brett, nach der Breite der Schneidemaschine, einen starken Baum. Diesen Baum befestiget man hinten an der Maschine mit einem Gewinde, damit man ihn zurücklegen kann, wenn die Schneidelade mit Tabaksblättern geladen oder gefüllt wird. An der vordern Spitze des gedachten Baumes hängt ein schweres Gewicht, welches den Baum und das Beett über den Tabak hinabdrückt und ihn zusammenpreßt. Zwei Arbeiter ergreifen nun den Hebel, drücken ihn hinab, und schneiden denjenigen

Theil des Tabaks, der aus der Lade heraus-ragt, mit der Klinge ab. Da nun die Stange dieſes Hebels an der andern untern Stange befeſtiget iſt, ſo geht die oben erwähnte Klaue zurück, und verläßt das Sperrrad, wenn man den Hebel erhebt, drückt man aber den Hebel hinab, ſo nähert ſich die Klaue dem Sperrrade, und er ergreift einen Zahn des letztern. Ein Sperrkegel hindert, daß das Sperrrad nicht zurücklaufen kann, wenn es von der Klaue rechts umgedrehet wird. Während man dieſes Sperrrad in Bewegung ſetzt, läuft zugleich die Spindel herum, und bewegt das Brett mit dem Klotze und dem Tabak. Der Klotz hindert zugleich, daß der Tabak nicht zurückfallen kann. Hieraus gewahrt man nun, daß, wenn der Hebel hinabgedrückt wird, das Sperrrad um einen Zahn weiter fortgeſtoßen wird, und daß zugleich die Spindel das Brett mit dem Tabak um etwas weiter vorrückt; daher wird die Klinge jederzeit einen vorſpringenden Theil des Tabaks finden, den ſie vor der Lade abſchneiden kann. Man kann den Hebel mit einem beſondern Eiſen dergeſtalt ſtellen, daß jedesmal weniger oder mehr Tabak vor der Lade hervorragt. In dem letztern Fall muß die Klaue ſtärker auf das Sperrrad ſtoßen und den Tabak alſo ſtärker vorwärts rücken, als in dem erſten Fall. Daher kommt es, daß man den Tabak fein oder grob ſchneiden kann. Wenn eine Lade voll geſchnitten iſt, ſo bewegt man das bewegliche Brett mit der Kurbel zurück, füllt die Schneidelade von neuem mit Tabak an, und ſetzt das Schneiden auf gedachte Art fort. — Man hat noch eine kleinere Tabacksſchneidemaſchine, eine ſogenannte Handmaſchine; ſ. unter Tabak, in T.

Schneidemeſſer, eigentlich ein Meſſer zum Schneiden, oder mit dem geſchnitten wird; allein dieſes würde ein Pleonasmus ſeyn, weil ein Meſſer ſchon ohnehin

zum Schneiden bestimmt ist. In engerer Bedeutung nennt man das Messer mit zwei Handhaben, dessen man sich auf der Schneidebank bedient, das Schneidemesser oder Schnitzmesser genannt. Auch das Wiegemesser in der Küche heißt manchmal Schneidemesser, um es vermuthlich von dem Hackmesser zu unterscheiden.

Das Schneidemesser, Schnitzmesser, Schnitzelmesser ist ein sehr mannichfaches Werkzeug aller Holzarbeiter. Dasselbe besteht aus einer geraden, ungefähr 18 Zoll langen Klinge, die an einer Seite einen Griff hat, gut gestählt und rein geschliffen ist. An beiden Enden ist eine Lage, die entweder nach einem rechten Winkel gebogen ist, worauf ein hölzerner Heft steckt, womit das Messer bewegt wird. Auch ist die Klinge nach der Länge rund gebogen, womit gehöhlte Flächen ausgeschnitten werden können; oder auch wenn ein Theil neben der hohen Kante nicht wie gewöhnlich spitzig, sondern dergestalt abgeschärft werden soll, daß der geschärfte Theil durchgängig gleich dick ist. In diesem Fall kann er das gerade Schneidemesser nicht anbringen, mit welchem alle gerade Flächen aller Art beschnitten werden. In der Werkstätte des Stellmachers giebt es noch eine Art von Schneidemessern, die keine Schneide, sondern dagegen in ihrer Mitte ein vierkantiges Loch haben. In dieses Loch steckt man den Zapfen des Schneideeisens, wenn man mit diesem Eisen das Gesimse an den Säulen des Kastens einer Kutsche ausschneiden will; s. unter Kutsche, Th. 57, S. 299.

Das Schneidemesser der Böttcher, s. Th. 6, S. 80, und Reifmesser.

Das Schneidemesser in der Küche, s. Hackmesser, Th. 20, S. 578.

Das Schneidemeſſer der Stellmacher, ſ. unter Kutſche, Th. 57, S. 299.

Das Schneidemeſſer in den Tabaksfabriken, iſt ein gewöhnliches Schneidemeſſer, womit die ſtarken Tabaksrippen aus den Blättern geſchnitten werden. Bei dem Gebrauche des Meſſers wird die Klinge an einem Schwengel befeſtiget, und dieſer wieder mit einem Gewinde an einer eiſernen Stange. Die eiſerne ſenkrechte Stange ſteht auf einem Brette, und auf dieſem iſt ein Klotz befeſtiget, worauf das Bund Tabak beim Schneiden gelegt wird, und indem man den Schwengel bewegt, ſo ſchneidet die Klinge die ſtärkſten Endrippen mit einmal weg.

Schneidemeſſer, der Böttcher, ſ. oben, S. 382.

—, in der Küche, ſ. daſelbſt.

—, der Stellmacher, ſ. daſ., S. 383.

—, in den Tabaksfabriken, ſ. daſ.

Schneidemühle, Sägemühle, im Mühlenbau, ein Mühlenwerk, auf welchem aus Blöcken, Bohlen, Dielen, Kreuzholz, Latten ꝛc. alle Arten zum Bauen brauchbares Holz geſchnitten wird, welches beim Aufbau der Häuſer, Palläſte ꝛc. dient. Dieſe Art Mühlen erhalten ihren Trieb und Bewegung nach Beſchaffenheit des Landes; ſind Bäche mit Gefällen vorhanden, ſo bauet man ſie oberſchlächtig, an Strömen unterſchlächtig, iſt keins von beiden da, ſo ſieht man auf eine Anhohe oder ob eine Anhöhe zu finden, und bauet eine Windmühle. Man ſetzt ſie auch durch Thiere in Bewegung, auch hängt man ſie an andere Mühlen mit an. Es ſei z. B. eine Mehlmühle vorhanden, und man iſt Willens, eine Schneidemühle daran zu legen, ſo legt man eine Kumpfwelle an, die ſich in das Kammrad aus- und einrücken läßt; ſoll die Schneide-Mühle gehen, ſo ſchiebet man das Kammrad zurück, damit ſolches hinter dem Getriebe weggehet, und rückt die Kumpfwelle in das Kammrad.

Digitized by Google

Diese Kumpfwelle läßt man durch eine Mauer oder Wand gehen, bringt an dieselbe das Schwungrad und den Kurbelzapfen, welcher die Säge in Bewegung setzt, und auf diese Art ist eine Sägemühle mit wenigen Kosten anzulegen. Wenn man aber mit der Kumpfwelle den Ort nicht erreichen kann, wo die Schneidemühle hinkommen soll, so setzt man die Säge mit einem Schwengel oder einem Balanzierbalken in Bewegung, da dann die Säge von oben ihre Bewegung erhält. Ueber diese Mühlen, s. den Art. Sägemühle, Th. 130, S. 486 u. f.

Eine Schneidemühle, die durch Ochsen in Bewegung gesetzt wird, führt Kunze, in seinem Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen, 1r Bd., Hamburg, 1796, S. 488 an. Die Deichsel dieser Mühle ist sechzehn Fuß lang, das liegende an der Welle, woran die Deichsel befestiget ist, angebrachte Kammrad hat zweihundert und vier und zwanzig Zähne mit 4 1/2 Zoll Theilung, der Durchmesser beträgt 25 Fuß 11 10/11 Zoll. Der Drehling hat zwei und dreißig Stecken, der Durchmesser desselben beträgt daher 21 2/11 Zoll. Das Stirnrad hat sechzig Kämme mit 4 Zoll Theilung. Das Kumpf hat acht Stecken, das Schwungrad hält 5 Fuß im Durchmesser, die Kurbel hat 8 Zoll Länge, oder einen Hub von 8 Zoll Höhe. Die Berechnung ist folgende:

Das Kammrad	224	224	= 7
Der Drehling	32	32	
Das Stirnrad	60	60	= 7 1/2
Das Kumpf	8	8	

und $7 \times 7\,1/2 = 52\,1/2$, so vielmal geht die Säge auf und nieder, ehe die Ochsen einmal herumkommen. Der Umfang des Gebäudes, wo die Ochsen gehen, ist im Lichten 20 Ellen.

Digitized by Google

Schneiden, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. — 1. Eigentlich, andre Dinge mit der Schärfe durchdringen, wo es von allen mit einer eigentlichen Schärfe versehenen Werkzeugen und Körpern gebraucht wird, und oft so viel als scharf seyn bedeutet. Schneidende Werkzeuge, welche eine Schneide haben, zum Unterschiede von stechenden. Das Messer, die Scheere, die Sense und die Säge schneidet vortrefflich, oder auch schneidet nicht gut, will nicht schneiden. — 2. Figürlich (1) Einen empfindlichen Schmerz verursachen, welcher dem Schmerze gleicht, welchen schneidende Werkzeuge verursachen. Ein schneidender Wind, eine schneidende Kälte. Der Wind schneidet, schneidet in das Gesicht. Ein schneidender Schmerz. Es schneidet mir im Leibe. Das Schneiden im Leibe haben. Das schneidende Wasser, die Strangurie; in den niedrigen Sprecharten die kalte Pisse. Nach einer noch weitern Figur sagt man auch, das schneidet mir ins Herz, in die Seele, verursacht mir einen plötzlichen durchdringenden Schmerz. — (2) Das schneidet in den Beutel, in der niedrigen Sprechart, verursacht beträchtlichen Aufwand, empfindliche Verminderung des Geldvorraths. — (3) Schneidende Farben, schneidende Umrisse, Fr. Couleurs tranchantes, Contours coupés, in der Malerei, welche mit der nächsten Farbe nicht gehörig verschmolzen, sondern gleichsam abgeschnitten sind.

II. Als ein thätiges Zeitwort, mit einem solchen schneidenden Werkzeuge verletzen oder theilen, wo es doch eigentlich nur dann gebraucht wird, wenn solches vermittelst eines Zuges oder einfachen Druckes geschieht, zum Unterschiede von dem Hauen,

Hacken ꝛc. 1. Eigentlich, vermittelst eines solchen Werkzeuges oder der schneidenden Schärfe eines Dinges verletzen oder verwunden. Sich schneiden, einen Theil seines Leibes an einer schneidenden Schärfe eines Dinges oder einem schneidenden Werkzeuge verwunden; daher die Ausdrücke: Sich in den Finger, in die Hand, in den Fuß schneiden; sich mit dem Messer, mit der Scheere, mit der Sichel, mit der Säge, mit der Sense schneiden. Ingleichen vermittelst eines schneidenden Werkzeuges mit Ziehen oder Drücken theilen; daher etwas klein schneiden, in kleine Stücke schneiden. Brod, Fleisch schneiden; wo es oft für abschneiden stehe; ein Stück Brod schneiden. Das Getreide schneiden, es mit der Sichel abschneiden, zum Unterschiede von dem Mähen oder Hauen, welches mit der Sense geschieht; aber schneiden da, wo man sich der Sichel bedient, absolut auch für erndten gebraucht wird. Stroh schneiden, es klein schneiden, zerschneiden. Ingleichen durch Schneiden hervorbringen. Bretter schneiden, sägen, wie denn schneiden fast in allen Fällen für sägen gebraucht werden kann, weil solches auch mit einem drückenden Ziehen verbunden ist. Eine Feder schneiden, Riemen, Pfeifen, Leisten, Formen, Häckerling schneiden, durch Schneiden hervorbringen, ferner durch Schneiden bearbeiten. Einen Bruch schneiden, ihn vermittelst des Schneidens oder Schnittes heilen. Den Stein, den Wurm schneiden, ihn ausschneiden. Den Wein schneiden, beschneiden. Ein Thier schneiden, ihm die Zeugungstheile durch den Schnitt nehmen, es castriren. Von den mit Graben oder Stechen verbundenen künstlichen Bearbei-

Digitized by Google

tungen des Holzes, des Stahls und der Steine iſt gleichfalls ſchneiden üblich, obgleich ſolches eigentlich eine Art des Stechens oder Grabens iſt. In Holz, in Stein, in Stahl ſchneiden; daher der Stempelſchneider, Formenſchneider, Stahlſchneider. Auch gebraucht man es zuweilen für ſchleifen, von dem Glaſe oder glasartigen Steinen. Geſchnittene Steine, welche durch Schleifen eine gewiſſe Figur erhalten haben. Geſchnittnes Glas.

2. Figürlich. (1) Geld ſchneiden, im gemeinen Leben, einen unerlaubten Gewinn am Gelde machen. Viel bei einer Sache ſchneiden, ſich bei einer Sache einen beträchtlichen unerlaubten Gewinn machen, wofür man auch ſagt, ſeinen Schnitt bei einer Sache machen. Vielleicht iſt die Figur von dem Schneiden in der Erndte entlehnt. — (2) Minen ſchneiden, Geſichter ſchneiden, im gemeinen Leben, ungewöhnliche Minen und Geberden machen oder ziehen, wegen der ähnlichen Bewegung. Ein Amtsgeſicht ſchneiden. Auf eben dieſe Art ſagt man auch Capriolen ſchneiden, aber nicht Sprünge ſchneiden. — In den Gewerben kommt ſchneiden, wie ſchon oben angeführt worden, verſchiedentlich vor; hier nur die vorzüglichſten Anwendungen.

Bei den Buchdruckern heißt Schneiden, wenn das Papier, ſo an das Rähmchen gekleiſtert worden, im Druck verhindert, daß einige Buchſtaben, als Cuſtos, Columnentitel, nicht davor kommen; es wird ſolches daher mit der Scheere ausgeſchnitten.

In der Chirurgie oder Wundarzneikunſt iſt das Schneiden, die Operation irgend einer körperlichen Verletzung mit einem Meſſer, einer Scheere oder den ähnlichen Inſtrumenten. Siehe dergleichen

Verletzungen, als Bruch ꝛc., unter ihrem Namen in der Encyklopädie nach.

Das Schneiden der Diamanten bei den Diamantschneidern, s. unter Diamant, Th. 9, S. 197, und unter Edelstein, Th. 10. — In der Kunst oder in den Künsten ist das Schneiden so viel als das Graben, Fr. graver, wenn es nämlich in Holz, Stein, Stahl oder andere Metalle geschieht. Daher nennt man das Graben oder Schneiden in Holz Formschneiden; s. auch oben, unter Schneiden, S. 387. Der Formschneider schneidet mit einem feinen Messer die Figuren, Landschaften und andere Verzierungen, welche ihm auf Holz vorgezeichnet worden, wenn er nicht selbst Zeichner ist, aus, so daß sie, gleich den Lettern oder Buchstaben in den Druckereyen, erhaben zu stehen kommen, und so abgedruckt werden können. In dieser Kunst haben wir jetzt in Landschaften ꝛc. eine große Höhe erreicht, obgleich wir in den Figuren wohl noch etwas hinter den alten Holz- und Formschneidern stehen, die denselben mehr Ausdruck und mehr Charakter gaben; s. den Art. Formschneider, Th. 14, S. 488, und unter Sammlung (Holzschnitt-), und Formschneidekunst, im Supplement. — Man sagt auch Schneiden oder Einschneiden, Fr. tailler, von der in Kupfer gehenden Spitze der Nadel oder des Grabstichels; daher nennt man die mit der Nadel oder dem Grabstichel gemachten Züge Schnitte oder Einschnitte. Die Franzosen verstehen ferner noch durch Schneiden die Art, den Grabstichel zu führen; und man sagt: dieser oder jener Kupferstecher schneidet das Kupfer wohl, um dadurch anzuzeigen, daß er sauber und zierlich steche, daß seine Schnitte nicht gekratzt sind, und daß der Abdruck seiner Arbeit nicht schmutzig ausfalle. Auch heißt Schneiden die Zierrathen mit Sauberkeit schnitzen.

Das Steinschneiden, ſ. oben, Schneiden der Diamanten, und das Schneiden in Stahl, den Art. Stahl.

In der Landwirthſchaft iſt Schneiden, das Getreide auf dem Felde mit der Sichel abſchneiden, wie auch ſchon oben, S. 386, erwähnt worden. Das Schneiden macht zwar kürzer Stroh, als das Mähen, man bekommt aber nicht ſo viel Wirrſtroh; auch werden nicht ſo viel Körner ausgeſchlagen, als durch das Mähen; ſ. den Art. Erndte, Th. 11, und dann Gerſte, Hafer, Rocken, Waizen ꝛc.

In der Malerey wird Schneiden, Fr. couper, trancher, von einer zu lebhaften und glänzenden Farbe geſagt, welche mit der zunächſt anſtehenden Farbe nicht ganz verſchmolzen iſt. Die ſchneidenden Farben, Fr. couleurs tranchantes, ſind meiſtentheils eine Wirkung der Unwiſſenheit des Helldunkeln. Sie verurſachen in den Umriſſen einen Mangel der Wendung und Rundung, welcher die Arbeit hart und trocken macht; dergleichen Umriſſe nennt man geſchnittene, oder auch ſchneidende Umriſſe, Fr. Contours, coupés, tranches, qui tranchent.

Bei den Menſchen und Thieren, heißt Schneiden, Caſtriren, Verſchneiden, den Menſchen und Thieren männlichen Geſchlechtes durch das Ausſchneiden der Hoden oder Geilen die Mannheit, oder die Fähigkeit, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, benehmen. Bei dem männlichen Geſchlechte der Menſchen geſchieht ſolches, um eine feine biegſame Stimme zu behalten, und wurde ehemals in Italien an Knaben verrichtet, welche man zu Sängern in der großen Oper zu erziehen die Abſicht hatte, von da aus verbreiteten ſich dann dieſe Caſtraten an alle große Höfe von Europa, wo die große Italieniſche Oper eingeführt war; ſ. auch unter Sang, Th. 136, S. 328 u. f., und unter Sänger (Discant-), daſelbſt,

Digitized by Google

S. 379. — In der Türkei geschieht das Castriren nicht des Gesanges wegen, sondern damit dergleichen Individuen, mit denen dieser Prozeß vorgenommen worden, als Wächter der Weiber in den Harems dienen können. So hat der Sultan oder Großherr ein ganzes Heer von schwarzen und weißen Verschnittenen, Eunuchen, die unter dem Kislar- und Kapi-Aga stehen, deren Ersterer, als vornehmster Vertrauter seines Herrn, einen bedeutenden Einfluß hat. S. Verschneiden, unter V. — Bei den Thieren männlichen Geschlechts geschieht es, um theils den Begattungstrieb zu hemmen, theils auch um sie zu mästen oder zum Küchengebrauch, zur Kochkunst, feister zu machen. Man legt dieser Operation nach den verschiedenen Thieren, daran es geschieht, auch verschiedene Benennungen bei; so heißt diese Operation z. B. bei den Hengsten Wallachen oder auch Reissen, welches letztere auch von den Bullen gebraucht wird. Bei den Böcken sagt man Hammeln, bei den Hähnen heißt es Kapaunen oder Kappen ꝛc.; s. auch den Art. Verschneiden, unter V.

Das Schneiden des Sammtes, bei dem Sammtmacher, wenn bei dem Weben des Sammtes die eingelegten Ruthen, die den Flor des Sammtes bilden, mit dem Dreget ausgeschnitten werden. Dieses geschieht jedesmal, nachdem der Schneidetritt getreten, die Ruthe genugsam befestiget ist, und die ganze Poilkette in die Höhe gezogen worden. Das Schneiden muß hier sehr genau geschehen, und das Instrument, um diese Genauigkeit zu erhalten, muß bei dem Zuge des Schnitts von einem Ende der Ruthe bis zum andern Ende fest und nicht schwankend gehalten, und die Spitze des Eisens recht auf die Rinne der Ruthe gesetzt werden, weil sonst leicht die Spitze des Hakens vom Dreget aus der Fuge der

Ruthe herausſpringen und einen falſchen Schnitt machen könnte; ſ. unter Sammet.

Schneiden (Aus-), eine Sache mit einem Meſſer, einer Scheere, oder mit ſonſt einem Inſtrumente durch Ausſchneiden wozu bilden. Bei den Bilderhändlern oder Kunſthändlern, beſonders in Augsburg, Nürnberg ꝛc., geſchieht das Ausſchneiden mit der Scheere oder mit einem feinen Meſſerchen, indem die auf Papier, Pergament ꝛc. gemalten Figuren oder auch Kupferſtiche mit Unterlegung eines glatten Brettes behutſam ausgeſchnitten werden; dergleichen ausgeſchnittene Bilder werden häufig zum Lackiren auf Pappe, zur Belegung der Tiſche, künſtlichen Tapeten ꝛc. gebraucht; ſ. unter Ausſchneiden, Th. 3, S. 248, und unter Bild, Th. 5, S. 294. — Bei den Kaufleuten, Schnitthändlern, Ellenhändlern iſt das Ausſchneiden, Waaren zerſchneiden oder zerkleinern, um ſie einzeln, en Detail, zu verkaufen, ſo werden Tuche, Kattune, Ginghams, Leinwand ꝛc. nach der Elle ausgeſchnitten und verkauft; ſ. Th. 3, S. 248. — Bei den Nähterinnen, die aufgenäheten Blumen oder Deſſins mit einer feinen Scheere ſauber von dem aufgelegten Zeuge trennen, dann einige Blätter oder das Inwendige von einigen Blumen mit dem Grundzeuge herausſchneiden, und dieſen leeren Platz mit Spitzen oder andern Stichen wieder anfüllen. — Bei den Augen-Operateuren, Augenärzten, iſt das Ausſchneiden der Augen, das durch einen Schnitt zu bewerkſtelligende Herausnehmen des ganzen Augapfels. Da wir aber zum Verluſte eines Theils unſers Körpers nie zu ſpät ſchreiten können, das Auge einer der vorzüglichſten Theile deſſelben iſt, und man dieſe Operation zuweilen in Fällen vorgenommen hat, wo man durch andere Mittel helfen und das Auge erhalten konnte, ſo müſſen die Fälle, wo dieſe Operation noth-

wendig ist, genau bestimmt werden. Diese sind folgende: 1) Wenn der Augapfel aus der Augenhöhle ganz und gar hervorgetreten und so ausgewichen ist, daß er über den Backen herunterhängt, und dieser Zufall nach und nach von widernatürlichen im Grunde der Augenhöhle entstandenen Geschwülsten seinen Ursprung genommen hat, und bei dem sorgfältig fortgesetzten Gebrauche verdünnender und abführender Mittel, und der Anbringung der Fontanellen oder Haarseile ꝛc. nicht zum Weichen zu bringen ist. Ist aber der Zufall noch neu, und die Wirkung einer heftigen Ursache, so darf man nicht gleich zu dieser Operation schreiten, sondern muß erst alle, sowohl äusserliche, als innerliche, Mittel versuchen. — 2) Die schwammigten Gewächse, die auf der Oberfläche des Auges hervorkommen, eine bösartige Beschaffenheit haben, nach und nach entstanden sind, und dieserhalb sehr tiefgehende Wurzeln haben. Man muß, ohne Rücksicht auf ihre Größe und Umfang zu nehmen, erstlich die angemessenen Mittel in Gebrauch ziehen, ehe man zur Operation schreitet; eben so bei denen, die auf einmal entstanden sind, und daher vermuthen lassen, daß ihre Wurzeln nicht tief eingehen. — 3) Der Krebs des Auges, bei welchem sie unter allen Krankheiten des Auges am nothwendigsten ist.

Die Operation selbst geschieht mit einem dazu eingerichteten krummen Messer oder mit einer Scheere. Bei den Alten geschah sie besonders mit Ersterem, welches die Gestalt eines Löffels hatte. Da nun dieses Werkzeug wegen seiner krummen Gestalt nicht scharf genug geschliffen werden konnte, und man auch Gefahr lief, die Beine der Augenhöhle mit demselben zugleich zu verletzen, so wurde es bald wieder verworfen, und man bediente sich statt seiner eines geraden Messers. Hierauf riethen Einige an, das Auge hinter dem Augapfel mit einem Messer abzusondern,

und hernach mit einem ſtarken Faden zu umbinden, um es dadurch, wie ein Gewächs, abfaulen zu laſſen. Dieſe Methode iſt aber, wegen der daraus entſtehenden Zufälle, als Entzündung, heftigen Schmerzen, Zuckungen ꝛc. ebenfalls verworfen worden. Jetzt bedient man ſich einer krummen Scheere zu dieſer Operation und verrichtet ſie folgendermaßen. Man macht in die Falte des zuſammenfügenden Häutchens einen Einſchnitt, bringt eine krumme Scheere auf der Fläche der Blätter in den Grund der Augenhöhle ein, und ſchneidet daſelbſt den Sehnerven, nebſt den denſelben umgebenden Muskeln auf einmal durch. Nach vollendetem Ausſchnitt füllt man die Augenhöhle mit Karpiewelgern an, die man in einer Miſchung von Honig und Wein angefeuchtet hat, und befeſtiget ſie mit einem Verbande, welchen man, wenn der auf den Ausſchnitt erfolgende Blutfluß nur ein wenig ſtark geweſen iſt, nicht eher, als nach Verfließung von zweimal vier und zwanzig Stunden wieder abnimmt. Nach vollkommen geheilter Wunde ſetzt man ein künſtliches Auge ein. Nicht ſelten wächſt nach dem Ausſchneiden des Auges in dem Grunde der Augenhöhle ſchwammigtes Fleiſch, das leicht eine zweite Operation nothwendig machen könnte. Um dieſe zu verhüten, oder den ſchon gegenwärtigen Auswuchs zu hemmen, bringt man einige mit Dupfwaſſer angefeuchtete Karpiewelger in den Grund der Augenhöhle, und bedeckt dieſe wieder mit andern trocknen, um dadurch zu verhüten, daß von dem Waſſer nichts an die Augenlieder komme, welches zu üblen Zufällen Anlaß geben würde. Die eingebrachten Karpiewelger muß man dabei mit einer Binde recht hart zuſammenpreſſen; man kann auch, um ſolche noch feſter zuſammen zu drücken, ein Bleyplättchen zugleich mit einbinden; ein Mehreres hierüber, ſ. unter Wundarzneikunſt.

Das Ausschneiden bei dem Schuhmacher, das Aushöhlen der hölzernen Absätze, wenn man nämlich dem aus dem gröbsten gearbeiteten Absatz durch das Wegschneiden des Ueberflüssigen diejenige Gestalt giebt, die er haben muß, wenn er zu der bestimmten Absicht geschickt seyn soll. Dieses Beschneiden geschieht mit dem krummen Messer, Kniep, Kneip und Kneif genannt; mit diesem höhlt der Schuhmacher den Absatz an der einen Seite aus, und schneidet ihn an der hintern Seite rund, damit er sowohl in der Breite, als Höhe die gehörige Gestalt erhält. Dieser Absatz wird ferner auf der platten Seite, welcher Ort gemeiniglich die Grube oder der Fleck des Absatzes heißt, desgleichen gegen die Vorderseite zu, oberhalb seiner Dicke, und endlich auch unten ein wenig ausgehöhlt. —

Als eine Strafe, ist das Ausschneiden der Zunge bekannt, welche Strafe in der Halsgerichts-Ordnung Karls des Fünften, und in andern peinlichen Particular-Gesetzen auf die Blasphemie gesetzt worden. Sie wurde aber in neuerer Zeit nicht mehr diktirt. In dem Böhmischen Stadtrechte ist auch verordnet, der sich rühmt, eine ehrliche Jungfrau erkannt zu haben, dem soll man ein Stück von der Zunge schneiden und Landes verweisen. Kaiser Joseph I. hat aber diese Strafe aufgehoben, und eine willkührliche an deren Stelle gesetzt. — S. auch den Art. Ausschnitt.

—, bei den Buchdruckern, s. oben, S. 387.

—, in der Chirurgie oder Wundarzneikunst, s. daselbst.

—, der Diamanten, s. das., S. 388.

—, der Edelsteine, s. das.

— (Formen-), s. das.

— (Gesichter-), s. das., S. 387.

— (Holz-), mit der Säge das Holz zum Haushalt,

Digitized by Google

zum Küchenbedarf schneiden, durchschneiden, welches eigentlich nach dem Instrumente, womit es verrichtet wird, sägen heißt. So schneidet man auch Bretter und anderes Holz in den Künsten und Gewerben.

Schneiden, in Holz, in der Holzschneidekunst, s. oben, S. 388.

—, in der Kunst, s. das.

—, in Kupfer, s. das., S. 389.

—, in der Landwirthschaft, s. das..

— (Leib-), s. oben, S. 386, und unter Leibschneiden, Th. 71, S. 431.

—, in der Malerey, s. das., S. 389.

—, bei Menschen und Thieren, s. das.

—, des Sammtes, s. das., S. 390.

— (Stämpel-), s. diesen Artikel.

— (Stahl-), s. oben, S. 388.

— (Stein-), s. das.

—, bei Thieren, s. Schneiden, bei Menschen und Thieren.

—, in der Wundarzneikunst, s. Schneiden, in der Chirurgie.

Schneider, von dem Zeitworte schneiden, s. dasselbe, S. 385. 1. Ueberhaupt derjenige, welcher schneidet, wo es nur in manchen Zusammensetzungen üblich ist, z. B. der Futterschneider, welcher wirklich Futter oder Häckfel schneidet; der Brettschneider, welcher Bretter schneidet. — 2. In engerer Bedeutung, dessen vornehmste Beschäftigung im Schneiden besteht, gleichfalls eine Zusammensetzung, z. B. der Bruchschneider, Steinschneider, Stämpelschneider, Stahlschneider, Holzschneider, Formenschneider, Leistenschneider, Gewandschneider, Schweineschneider, Beutelschneider ꝛc. — 3. In der gewöhnlichsten Bedeutung versteht man unter Schneider, schlecht-

Digitized by Google

hin den Handwerker, welcher Manns- und Frauenskleider verfertiget.

Der Schneider, Kleidermacher, Kleiderverfertiger, Sartor, Fr. Tailleur, ist ein Handwerker, welcher sich mit der Anfertigung von Kleidern beschäftiget, oder allerlei Kleidungsstücke aus gewebten Zeugen verfertiget. Die Benennung ist von einem Theile seiner Arbeit entlehnt, nämlich von dem Zuschneiden, welches man ehemals für das wichtigste Geschäft gehalten haben muß, weil das Zeitwort snîden im Schwabenspiegel auch von dem Ausbessern eines Kleides gebraucht wird. Dieser Handwerker hieß auch im Niederdeutschen ehemals Schröder, Schröter, von schroten, schneiden; im Schwedischen heißt noch jetzt Skraedder, ein Schneider. Die Schneider rühmen sich das älteste Handwerk in der Welt zu seyn, indem sie dasselbe aus dem Paradiese herleiten, und Gott zum Urheber desselben angeben; auch werden sie in der heiligen Schrift weise Leute genannt; denn im 2 B. Mos., Kap. 28, V. 3 steht: „Und du sollst reden mit Allen, die eines weisen Herzens sind, die ich mit dem Geiste der Weisheit erfüllt habe, daß sie Aaron Kleider machen zu seiner Weihe, daß er mein Priester werde.“ Ferner heißt es daselbst, V. 4 u. f.: „Das sind aber die Kleider, die sie machen sollen: das Schildlein, Leibrock, seiden Rock, engen Rock, Hut und Gürtel. Also sollen sie heilige Kleider machen deinem Bruder Aaron, und seinen Söhnen, daß er mein Priester sey. Dazu sollen sie nehmen Gold, gelbe Seide, scharlaken, rosenroth und weiße Seide. Den Leibrock sollen sie machen von Gold, gelber Seide, scharlaken, rosenroth und gezwirnter weisser Seide, künstlich, daß er auf beiden Achseln zusammengefügt und an beiden Seiten zusammengebunden werde ꝛc.“ Was übrigens die Kleider der verschie-

Digitized by Google

denen Nationen alter und neuer Zeit anbetrifft, ſ. den Art. Kleid, Th. 40. Daß dieſes Gewerk ſehr alt iſt, leidet wohl keinen Zweifel; denn die Bedeckung der Körper war gewiß das Erſte bei der Civiliſation der Völker; wann und wie dieſe Zunft ſich aber gebildet, iſt geſchichtlich nicht zu erweiſen. Daß die Hebräer oder Juden ihre Schneider gehabt, beweiſet ſchon die oben angeführte Stelle in der Bibel; eben ſo hatten die Griechen und Römer dergleichen Handwerker, bei den Letzteren hießen ſie Vestiarius, worunter man auch einen Kleiderverkäufer verſtand. In Deutſchland erhob ſich dieſes Gewerbe wohl erſt unter Kaiſer Heinrich dem Erſten, dem Vogelſteller, mit andern Zünften. In Berlin iſt die Innung der Schneider vom Jahre 1272. Dieſes Gewerk theilt ſich in zwei Haupt-Aeſte, in Manns- und Frauenſchneider; es giebt aber auch Einige, die beides zugleich ſind. Nebenzweige ſind die Zeltſchneider, welche eine große Verwandſchaft mit den Tapezierern haben, und von roher dichter Leinwand die Gezelte für die gemeinen Soldaten, Unterofficiers und Officiers, die Gewehrzelte, Wachtzelte ꝛc. verfertigen, welche alle durch Stricke, Beſatzgurten und Stangen befeſtiget und getragen werden, ſ. unter Zelt, in Z; die Jagdſchneider, ſ. Th. 28, S. 474; Schnürbruſtſchneider, welche ſich nur mit den mancherlei Arten von Schnürleibern beſchäftigen, ſ. unter Schnürbruſt ꝛc.

Das Handwerkszeug oder die Geräthſchaften des Schneiders beſtehen in Nähenadeln, wozu man Engliſche und Tyroler, mit runden Oehren wählt; Schnürnadeln; Nähringen von Metall, mit eingehauenen Tiefen; Pfriemen zu den Schnürleibern, Scheeren, Bügeleiſen, der Elle, zum Ausmeſſen der Zeuge, dem Knopflöcherholze, dem Wachſe, zum Wichſen des

Zwirns, und dem Werktische, worauf gearbeitet wird. Man findet auch bei vielen Schneidern Lineal, Zirkel ꝛc., um, wo das Augenmaaß trügen sollte, sicherer mit dem Körpermaaße zu gehen. Von den oben erwähnten Handwerkszeugen sind die Nähenadeln, schon Th. 100, S. 443, 483, 511 u. f., u. Th. 101, S. 2 u. f.; die Nähringe, unter Fingerhut, Th. 13, S. 396; die Pfriemen, Th. 112, S. 400, und oben, S. 4; die Scheere, unter Messerschmid, Th. 89, S. 276; das Bügeleisen, Th. 7, S. 370; die Elle, Th. 10, S. 742 u. f.; das Knopflöcherholz, Th. 42, S. 699 abgehandelt worden; die Schnürnadel, s. diesen Artikel. Außer der großen Scheere gebrauchen diese Handwerker auch kleinere.

Der Werktisch oder der Arbeitstisch ist ein großer viereckigter Tisch, der einen Boden hat, und auf ziemlich starken Pfosten oder Säulen ruht. An den vier Ecken des Tisches, ungefähr 9 Zoll nach der Mitte desselben, sind halbmondförmige Löcher von der Größe angebracht, daß eine Person bequem die Beine durchstecken und so auf dem Werktische sitzen und arbeiten kann. Die Füße ruhen auf dem unter der Tischplatte ungefähr zur Hälfte der Höhe des Tisches angebrachten Boden. Der leere Raum unter dem Boden ist bei einigen Werkstätten mit Kasten ausgefüllt, welche, gleich den Kasten unter den Fensterbänken, herausgezogen und hineingeschoben werden können, und die zur Aufbewahrung der auszubessernden Beinkleider, Westen, und der Lappen dienen. Auf den Boden des Tisches werden gleichfalls alte Kleidungsstücke, Lappen ꝛc. geworfen. In der Mitte auf dem Tische steht ein großer offener Kasten, der in verschiedene Fächer abgetheilt ist, worin der Zwirn, die Seide, die Näheringe ꝛc. liegen, so daß jeder Gesell sein Fach für sich hat, worein er seine zur Arbeit

Digitized by Google

nöthigen Geräthſchaften legen kann. In einer groſſen Werkſtatt ſtehen oft vier bis ſechs ſolcher Tiſche. An den Wänden ſind Riegel angebracht, wo die Kleider der Mannsleute aufgehängt werden können. In den Werkſtätten der Damenſchneider ſind auch wohl Rundbäume die Mitte des Zimmers entlang angebracht, worüber die Kleider, Mäntel ꝛc. geſchlagen werden können.

Der Schneider verarbeitet ſeidene, wollene, baumwollene und leinene Zeuge. Die wollenen Tücher zu den Kleidern, als zu Ober- oder Ueberröcken, Fracks oder Leibröcken, und zu Mänteln ſind gemeiniglich 2, 2½ bis 3 Ellen breit. Man theilt ſie in feine, mittlere und geringe oder Landtücher ein, die der Schneider bei dem Tuchbereiter krempen, das iſt, in Waſſer legen, ſcheren und preſſen läßt, damit ſie künftig vom Regen nicht um einige Zoll einlaufen mögen. Man rechnet auf ein Mannskleid, mit Weſte und Beinkleidern, ſechs Ellen breites oder acht Ellen ſchmales Tuch, oder 3½ Ellen für den Rock, 1¾ Ellen für die Beinkleider und ¾ Ellen für die Weſte. Ein Frauenskleid mit Rock, Roberonde und Schürze, nebſt der Friſirung erforderte ehemals, das heißt, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, von ¾ breitem Seidenzeuge in allem 40 Ellen; jetzt braucht man zu einem Kleide von demſelben Zeuge und von eben der Breite 13 Ellen; es verſteht ſich von ſelbſt, daß die jetzigen Kleider einen ganz andern Schnitt und daher eine andere Form haben, wobei man die Menge von Zeug nicht mehr gebraucht. Obgleich zu reich beſetzten Kleidern, auch noch gegenwärtig viel Zeug gehört, ſo kommt es doch gegen die früheren in keinen Betracht, wo auch ſchon die Schleppe viel wegnahm. — Die übrigen Zuthaten ſind gezwirnte Seide von der Farbe des Tuches, auf ein Mannskleid 2 Loth geleimte und

gerollte steife Leinwand zu den Knopflöchern und Taschen, Haarsiebe von geflochtenen Pferdshaaren, geleimte und geschlagene Seidenwatten, halbseidenes Kameelgarn zu den Knopflöchern, Knöpfe mit Tuch überzogen, Knöpfe von Kameelgarn, Seide, seidene mit Lahn unterlegt, gelbe und weiße Metallknöpfe, mit Stahl, Lahn und Perlenmutter ausgelegte, Stahlknöpfe ꝛc. Die Röcke werden jetzt auch noch mit Futterkattun, und mit Seide, ehemals auch mit Soy, Rasch, Chalon, feinem Flanell, Plüsch, Etamin ꝛc., gefüttert. — Zu Kachemir-Pantalons werden 3 3/4 Ellen gebraucht, und so auch von andern nur schmalen Sommerzeugen. — Zu einem Frauenzimmerkleide sind die Zuthaten: Seide, Zwirn, Rundschnur, steife Leinwand, Band, Haken und Oesen, Watten zu Ueberröcken, Spencern ꝛc. Mit Zwirn, auch mit Seide werden die Kattun-, Gingham- und dergleichen Kleider genähet, mit Seide, die seidenen, die Merino-, Kachemir-, Circassienne- ꝛc. Kleider.

Der Schneider nimmt mit einem Papierstreifen das Maaß der Breite und Länge der Person ab, wobei er Alles genau mit der Scheere an dem Maaße bezeichnet, und dann das Maaß mit Kreide genau auf den Zeug überträgt, und Alles nach der neuesten Mode nachschneidet. Auf das Zuschneiden folgt das Ansetzen der Streifen von steifer Leinwand zu den Knopflöchern und Taschen. Die Theile des Kleides werden einzeln durch Nähte zusammen geheftet, und das Knopfloch geöffnet, bearbeitet, gebiegelt, und durch die Hitze des Bügeleisens werden die umgelegten Näthe niedergedrückt; man setzte nun ehemals noch das Haarsieb mit Leinwand ein, und bügelte es. Der Kragen wird wattirt und gesteppt, eben so auch der Brustheil, wozu man auch alte Tuchlappen ꝛc. nimmt. Hierauf werden die Knöpfe aufgenäht, und das Futter von falschen oder echten Farben unter das

Kleid gezogen. Ehemals verſuchte nun der Schneider das zuſammengeſetzte Kleid erſt der Perſon an, welche es machen ließ, ehe er es gänzlich vollendete, jetzt geſchieht dies nicht mehr, ſondern das Kleid wird, ohne weitere Probe des Sitzens, ſogleich fertig dem Beſteller überliefert. Wenn nun das Kleid zuſammengeſtückt worden, werden die Aermel mit Leinwand oder mit Seide gefüttert, das Unterfutter ſauber angenähet, der Kragen und die Bruſtſtücke fertig geſteppt — welches jetzt bei feinen modiſchen Röcken mit beſonderer Eleganz geſchieht, ſo daß die mit der Nadel gemachten Schnörkel ꝛc. wie mit dem Zirkel abgemeſſen erſcheinen — das Uebrige auch nach der Mode angefertiget, Alles auf einem wollenen Tuche glatt gebiegelt, die Knopflöcher mit Kameelgarn oder Seide benähet. Was nun reich am Kragen, den Aufſchlägen ꝛc. bei Departements-Männern, beim Militär ꝛc. geſtickt werden ſoll, wird dem Sticker zugeſchickt.

Angefertiget werden von Mannsſchneidern: Pelze, Regen- und Staubmäntel, Mantins, Trauer- und Prieſtermäntel, Schlafröcke, Oberröcke, Leibröcke oder Fracks, Beinkleider, Weſten, Kamaſchen ꝛc.; von Frauensſchneidern: Enveloppen, Wienermäntel, Staubmäntel, Redingots, und Kleider von verſchiedenen Façons mit Friſuren und Beſätzen nach der Mode ꝛc. ꝛc. Ein gewandter fleißiger Schneider näht an einem Frauenskleide zwei, und an einem vollſtändigen Mannskleide drei Tage. An einem Kleide, ſo umgewandt werden ſoll, werden die Nähte zertrennt, umgebiegelt, das Tuch geſchoren, in der Tuchpreſſe nochmals gepreßt und zuſammengenähet. — Die hauptſächlichſte Wiſſenſchaft eines Schneiders beſteht nicht nur darin, daß er die Zeuge nach dem Maaße mit Vortheil zuſchneide, die Klei-

der, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Körper, die er bekleiden soll, richtig anpasse, und hierzu ein richtiges Maaß nehme, auch nach dem Augenmaaße und bloßen Ansehen es richtig anpasse oder zu treffen wisse, sondern auch, daß er zweckmäßige neue Moden erfinde, und allerlei fremde Trachten bei großen Bällen ꝛc. anzugeben wisse, oder doch nach der Anleitung Anderer arbeiten könne. Er muß einem verwachsenen Körper durch Wattirung desjenigen Theils, wo er Höhlungen bildet, ein besseres Ansehen zu geben suchen; überhaupt durch seine Kunst Alles anwenden, dem Körper ein schönes Ebenmaaß zu geben, welches er Alles durch Wattirungen der Kleidungsstücke erreicht. Ferner muß er die Güte und den Preis der Waaren, welche er verarbeiten soll, genau kennen, damit er seine Kunden bei ihren Einkäufen, oder wenn es ihm überlassen worden, richtig leite und nicht übertheure. Ein Schneider, der sein Fach ganz kennen will, muß die oben angeführten Eigenschaften auch ganz besitzen; dieses Gewerbe ist daher nicht so geringe und so verächtlich, wie es Mancher wohl ansehen mag; denn es gehört dazu Geschmack, und ein geübter Blick, um alles Neue genau aufzufassen, und wo möglich noch verschönerter, vollendeter wiederzugeben.

Der Lehrling lernte ehemals bei dem Schneiderhandwerke nur drei bis vier Jahre, wenn er Lehrgeld gab, geschah dies nicht, so daß er sich **loslernen** mußte, fünf, sechs und sieben Jahre. Jetzt ist im Preußischen die Verordnung ergangen, daß sie nur vier Jahre lernen sollen, und nach dieser Zeit losgesprochen werden müssen. Diese Verordnung ist zu Gunsten des Militärs gegeben, damit der junge Mann nicht zu spät seine Zeit abdiene.

Der Gesell muß in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit nicht eingeführt ist, wandern, wo dieses

aber der Fall ist, da können sie sich sogleich nach dem Lossprechen schon besetzen, und das Meisterrecht gewinnen, wenn sie nicht bloß auf den Gewerbeschein arbeiten wollen, wobei sie zwar Bürger seyn müssen, das Meisterrecht aber nicht zu gewinnen brauchen. — Zum Meisterstück verfertiget der Candidat in den Preußischen Staaten bloß ein vollständiges Mannskleid, das heißt, Rock, Beinkleider und Weste; ehemals mußte er auch noch den jetzt wieder in die Mode, unter dem Namen Carbonari, gekommenen faltenreichen Mantel verfertigen, den er noch hin und wieder in den Reichs- und Seestädten machen muß, hier braucht er nur noch den Riß oder die Aufzeichnung desselben vorzulegen. In Nürnberg wurde das Meisterstück für das schwerste in ganz Deutschland gehalten. Dem neu angehenden Meister, oder wie er daselbst genannt wird, dem Materinger, ward ein halbes Jahr Zeit gegeben, um sich zum Meisterstück geschickt zu machen. Nach dem Verlaufe dieses Zeitraumes wurde er auf die, den Handwerksrügen ꝛc. gewidmete Amtsstube eingeladen, wo sich ein großer Tisch befand, und auf demselben neun Stunden lang in allerlei alten und schweren Kleidertrachten geprüft. Er mußte nämlich einen Prälaten- und Priesterrock, einen Ehrenrock, wie ihn die Rathsherren in Nürnberg trugen, eine Schaube, worin die sogenannten Kronbräute aus den adelichen Geschlechtern daselbst an ihrem Ehren- oder Hochzeitstage zu prangen pflegen, und am meisten nach der Art, wie sie der Schneider sonst aus den Zeugen und Stoffen zu schneiden pflegte, sauber aufzeichnen, im Beiseyn des dem Handwerke vorgesetzten Rathsherrn und vier geschworner Meister. Diese Aufrisse wurden nun genau mit der Elle und dem Zirkel geprüft, und dabei dem Candidaten noch verschiedene auf sein Fach sich beziehende Fragen vorgelegt, nach deren Beant-

worfung, und nachdem die Zeichnungen für richtig befunden worden, er zum Meister gesprochen wurde. — Der Frauenzimmerschneider mußte ehemals zum Meisterstück eine Robe, ein Rock und Kleid, Rock und Contusche machen, gegenwärtig ein seidenes Kleid mit Besatz.

Der Geselle bekommt von dem Meister täglich 8 Ge. Cour., wöchentlich, alle Sonnabend, an welchem der Wochenlohn gezahlt wird, 2 Rthlr. Cour.; besondere Arbeiten, das heißt, über die festgesetzte Zeit, wenn nämlich eine Arbeit schnell fertig werden soll, und auch die Nacht zu Hülfe genommen werden muß, werden auch besonders vergütiget.

Man hat jetzt auch angefangen dieses Handwerk künstlerisch, ja wissenschaftlich zu betreiben, indem man den Körper nach mathematischen Gesetzen eingetheilt, und darnach die verschiedenen Längen und Breiten desselben und seiner Theile, die sonst gemessen wurden, berechnet und in eine Tabelle gebracht hat; s. die beistehende Tabelle. Obgleich diese neue Methode, die Mathematik bei diesem Handwerke zu benutzen, und es dadurch aus dem gewöhnlichen Schlendrian der Handwerke zu ziehen, nicht unfruchtbar bei weiterer Fortbildung seyn würde, so scheint sie doch wenig Eingang zu finden, indem man immer noch das Maaßnehmen, als sicherer, vorzieht, und vielleicht mag hier auch bei so manchen körperlichen Fehlern, die durch Wattirungen ꝛc. versteckt werden sollen, diese alte Methode vorzuziehen seyn.

Ehemals war in Berlin nur den weiblichen Individuen von der Französischen Kolonie, welche die Schneiderkunst erlernt hatten, das Schneidern der Frauenzimmer-Kleider gestattet, jedoch war ihre Anzahl auf drei und siebzig festgesetzt, und unter Friedrich dem Großen, in seinen letzten Regierungsjahren, wurde diese Anzahl, um den

Schneidern in dieſem Fache, die mit den genannten Schneiderinnen in immerwährender Fehde lagen, nicht zu ſehr zu ſchaden, auf funfzig beſchränkte; gegenwärtig, bei der eingeführten Gewerbefreiheit, kann ein jedes Frauenzimmer dieſe Kunſt ausüben, wenn ſie ſolche erlernt hat.

Das Reglement, welches die Franzöſiſchen Schneiderinnen betraf, und welches auf Befehl Friedrichs des Großen am 16ten December des Jahres 1779 öffentlich bekannt gemacht wurde, und worin die bis dahin Statt gefundenen Klagen zwiſchen den Deutſchen Schneidern und den Franzöſiſchen Schneiderinnen gänzlich beſeitiget wurden, lautet im Original, von dem die Ueberſetzung unten folgt:

La Commission ayant examiné les Actes du différent entre les tailleurs d'habits de femmes et les tailleuses françoises de la Colonie refugiée, de même que le Privilége des tailleurs et les lettres patentes en declaration d'icelui ayant encore pesé toutes les circonstances relatives, et ouï suffisement les parties de part et d'autre. Les Commisseires ont mis en deliberation au présent terme les differens points litigieux, et se sont reunis à l'avis suivant pour le soumettre à l'approbation de Sa Majesté.

1) Les Réfugiés françois ayant les assurances pour eux et leurs Descendans qu'ils jouiroient des mêmes droits et prérogatives dont ils jouissoient en France, il sera libre aux françoises de la Colonie refugiée qui auront appris le métier de tailleuses chez d'autres tailleuses, de continuer cette profession sans aucune empêchement, le même droit ayant été accordé en france aux filles ou femmes connues sous le nom de couturiéres, qui font une maitrise separée, mais elles s'abstiendront sous peine de Dix Rthlr. d'emende, de faire des habillemens d'hommes.

2) Elles pourront pour la commodité de leurs pratiques travailler hors de chez elles, mais avant tous elles seront obligées de préter serment par devant le

Magistrat duquel remontoient toutes les affaires de Maîtrise

qu'elles ne travailleront point de marchandises de contrebande, soit de laine ou de soye; que plutôt elles le indiqueront soigneusement toutes les fois qu'on leur en présentera.

3) Dès qu'une tailleuse aura prêté le susdit serment, le Magistrat [illegible] pour sa Légitimation, et celle qui exercera le métier de tailleuse sans avoir ce certificat, sera condamnée à une amende de Dix Thalers.

4) Les Tailleuses qui travailleront chez elles peuvent en vertu des Lettres patentes en déclaration du Privilège des tailleurs avoir deux aides ou apprentisses; mais celles qui travailleront hors de chez elles ne pourront point en tenir, n'étant pas permis d'avoir double boutique.

5) La nombre de septante trois tailleuses étant trop fort pour Berlin se réduira à 50, et jusqu'à ce qu'il n'y en ait que 50, [illegible] aide ou apprentisse qui serra obligée [illegible] à trois années d'apprentissage, ne pourra exercer le métier de tailleuses, mais restera chez [illegible], jusqu'à ce qu'il y ait une vacance parmis les [illegible] tailleuses.

6) Cependant toutes les tailleuses actuelles pourront sans empêchement continuer leur Profession, mais dès qu'une des dites 73 nommées aux-actes se mariera à compter du jour de la publication des présentes, si elle n'épouse point un tailleur, elle ne pourra continuer le métier de tailleuse sous peine de 10 Rthlr. en cas de contravention.

7) Dès qu'une des 50 viendra à manquer, la Justice Françoise indiquera au Magistrat l'apprentisse qui doit la remplacer.

8) Chaque tailleuse pourvue d'une légitimation, payera Province par quartier 12 Gr. à la caisse du Corps des tailleurs, ce qui est d'autant plus juste qu'en France [illegible] travailler sans payer un contingent [illegible], et la Justice Françoise aura soin de faire [illegible] quartier cette somme au Magistrat.

[illegible] n'y aura que les françoises refugiées ou

Digitized by Google

descendantes de Refugiés qui jouiront des droits et prérogatives accordés ci dessus.

Signé.
Philippi, Humbert, Catel.

Nachdem die Commiſſion die Verhandlungen der Streitigkeit zwiſchen den Frauenſchneidern und den Schneiderinnen von der Franzöſiſchen Kolonie, ſo wie das Privilegium der Schneider und die daſſelbe erklärenden offenen Briefe unterſucht, alle ſich darauf beziehende Umſtände noch einmal erwogen, und die Partheyen von beiden Seiten hinlänglich angehört hat; ſo haben die Commiſſarien die verſchiedenen ſtreitigen Punkte in Ueberlegung gezogen, und ſich dahin vereiniget, folgendes Gutachten der Genehmigung ſeiner Majeſtät zu unterwerfen:

1) Die Franzöſiſchen Schützlinge haben die Verſicherung für ſich und ihre Nachkommen erhalten, daß ſie dieſelben Rechte und Vorrechte erhalten ſollen, welche ſie in Frankreich genoſſen. Es ſoll den Franzöſinnen der Kolonie, welche das Damenkleidermacherhandwerk bei andern Schneiderinnen gelernt haben, frei ſtehen, dieſes Gewerbe ohne die geringſte Behinderung fortzuſetzen; indem dieſelben Rechte in Frankreich den Mädchen oder Frauen zugeſtanden worden, die unter dem Namen der Nähterinnen bekannt ſind, welche Beſchäftigung ein beſonderes Gewerbe bildet; es iſt ihnen aber bei zehn Thalern Strafe unterſagt, Mannskleider zu verfertigen.

2) Sie können, der Bequemlichkeit ihres Gewerbes wegen, auch auſſerhalb des Hauſes arbeiten; allein ſie müſſen vor allem erſt vor dem Magiſtrate, dem alle dieſe Gewerbsangelegenheiten unterworfen ſind, den Eid leiſten

daß ſie keine Schleichhandelswaaren, ſei es von Wolle, oder von Seide, verarbeiten wollen, daß ſie ſolche vielmehr jedesmal, wenn ſie ihnen zum Verarbeiten angeboten werden, pflichtmäßig anzeigen wollen.

3) Sobald eine Schneiderin den erwähnten Eid geleiſtet haben wird, ſo wird der Magiſtrat derſelben einen Schein zu ihrer Beglaubigung umſonſt ausferti-

gen; diejenige aber, welche das Gewerbe als Schneiderin ohne diese Beglaubigung ausübt, soll zu einer Geldbuße von zehn Thalern verurtheilt werden.

4) Die Schneiderinnen, welche im Hause arbeiten, können, in Gemäßheit der Gewerbescheine, welche sich auf das Privilegium der Schneider gründen, zwei Gehülfen oder Lehrlinge halten, aber diejenigen, welche ausser dem Hause arbeiten, ist dieses untersagt, indem es nicht gestattet ist, ein doppeltes Geschäft zu haben.

5) Da die Anzahl von drei und siebzig Schneiderinnen zu groß für Berlin ist, so soll diese Anzahl auf funfzig vermindert werden, und bis diese Zahl erreicht worden, soll kein Gehülfe oder Lehrling, welcher letztere wenigstens drei Jahre in der Lehre gewesen seyn muß, dieses Geschäft ausüben, sondern er soll bei seiner Lehrmeisterin so lange bleiben, bis sich eine offene Stelle unter den oben gedachten funfzig gesetzlich bestimmten Schneiderinnen findet.

6) Uebrigens können alle gegenwärtige Schneiderinnen ohne Behinderung ihre Beschäftigung forttreiben, sobald aber eine von den oben erwähnten drei und siebzigen sich, von dem Tage der Publikation des Gegenwärtigen an, verheirathet und nicht einen Schneider ehelicht, so darf sie das Geschäft als Schneiderin bei zehn Thalern Strafe im Uebertretungsfalle nicht fortsetzen.

7) Sobald eine Stelle unter den bestimmten Funfzigern offen wird, so wird der Französische Gerichtshof dem Magistrate diejenige Ausgelernte empfehlen, welche in die Stelle zu rücken würdig ist.

8) Jede, mit einem Gewerbescheine versehene, Schneiderin, muß zur Kasse des Schneidergewerkes vierteljährlich 12 Gr. Cour. vorausbezahlen, welches um so gerechter ist, da sie selbst in Frankreich nicht arbeiten dürfen, ohne einen Beitrag an die besagte Kasse zu zahlen; und der Französische Gerichtshof wird Sorge tragen, jedes Vierteljahr die gedachte Summe dem Magistrate zu überliefern.

9) Schließlich wird nur den Französischen Flüchtlingen oder den Nachkommen derselben dieses Recht und Vorrecht zu genießen gestattet.

Gezeichnet.

Philippi, Humbert, Catel.

Ueber die Schneiderrechnungen, Berechnungen der Zuthaten ꝛc. kann hier nichts gesagt werden, weil sie einem Jeden bekannt sind. — In Wien lassen die Schneider zur bessern Uebersicht ihrer Artikel und deren Preise Preiscourante drucken, welches auch schon Nicolai in seinen Reisen, Th. 4, S. 481, erwähnt. — Das Wiegen des Tuches, ehe es dem Schneider überliefert wird, um dadurch wegen des Zurückbehaltens des Ueberflüssigen gesichert zu seyn, indem beim Abliefern der Kleider solche wieder gewogen werden und sie das abgelieferte Gewicht an Tuch wieder enthalten müssen, nachdem die Abfälle ꝛc. mitberechnet worden, ist doch sehr trüglich; und hat schon zu manchen lustigen Prozessen Veranlassung gegeben. In Deutschland möchte solches wohl selten vorfallen, wohl aber bei den Engländern, da diese Nation an Sonderbarkeiten reich ist. — Daß diese Professionisten an einigen Orten Fenstergeld erlegen müssen, ist schon Th. 33, S. 548 erwähnt worden.

Die Krankheiten, welchen dieser Professionist vor andern unterworfen ist, rühren von der sitzenden Lebensart desselben her, und bestehen in Hypochondrie, Verstopfungen, Brustkrankheiten ꝛc., worüber man diese Artikel in der Encyklopädie nachsehen kann. — Adelung sagt: „Da diese Handwerker, vermuthlich wegen der von ihrer sitzenden Lebensart herrührenden schwachen Beschaffenheit ihres Körpers, bei den übrigen stärkern Deutschen sehr früh verächtlich geworden, so wird es auch noch jetzt in manchen Fällen gebraucht, etwas Verächtliches in seiner Art zu bezeichnen. So nennen die Jäger die geringen unjagdbaren Hirsche Schneider, und in manchen Spielen ist der Schneider derjenige, welcher nicht bloß das Spiel verliert, sondern auch nicht einmal eine gewisse geringe Anzahl Augen hat.“

Schneider (Auf-), Jemand der etwas aufschneidet. In der Kochkunst ist der Aufschneider derjenige, welcher den Braten tranchirt und auf die Schüssel zum Auftragen auf die Tafel legt. — Figürlich heißt der Aufschneider, der Prahler, Großthuer.

— (Beutel-), ein listiger Dieb, der einer Person etwas aus der Tasche mit vieler Gewandheit heimlich entwendet: als Geldbeutel, Uhr, Dose ꝛc. Sie werden willkührlich bestraft, nach dem Werthe des Gestohlenen und nachdem sie schon öfters beidergleichen Diebstählen ertappt worden, sich also schon öfters dergleichen Vergehen haben zu Schulden kommen lassen. In älterer Zeit waren mehrere Rechtsgelehrte dafür, daß sie wie andere Diebe gehangen werden sollten, welches auch noch gegenwärtig in England geschieht. — In der Botanik, eine Benennung des Hirtentäschels, Thlaspi Bursa pastoris.

— (Brett-), s. Th. 6, S. 657.

— (Bruch-), nennt man in der Medizinischen Polizey diejenigen Menschen, welche sich mit dem Pferde- oder Schweinschneiden (castriren) abgeben, aber auch Menschen von Brüchen heilen wollen, und diese Kuren hauptsächlich auf dem Lande an den Landleuten vornehmen, welches noch hin und wieder in Deutschland geschieht, obgleich die Regierungen gegenwärtig ein wachsames Auge darauf haben. In der Deutschen Encyklopädie, Th. 4, S. 446, wird Folgendes darüber gesagt:

> Die Brüche kommen unter den arbeitsamen Landleuten häufig vor, theils wegen des vielen Hebens und Tragens, theils wegen zu frühzeitigen, ungeschickten Reitens, auf schlecht gebaueten oder schwer traben den Pferden, oder harten oder sonst gefährlichen Sätteln, theils auch oft wegen barbarischer Behandlung der Kinder und Ehegatten, oder großen Balgereyen der Knaben unter sich selbst. Diese Bruchschneider haben nun, wie alle Afterärzte, die Dreistigkeit, alles zu ver-

Digitized by Google

sprechen und alles zu unternehmen, wozu noch bei dem gemeinen Manne das Zutrauen zu allen Künstlern, die ihnen an Stand, Kleidung und Sprache ähnlicher sind, als die, so in Städten wohnen, und die oft, ja meistentheils irrige Meinung, daß der Arzt wohlfeiler sei, als der Doctor (welche sie auf diese Weise auch in der Benennung unterscheiden) kommt; so ist leicht zu begreifen, daß diese Bruchschneider alle Hände voll zu thun haben. Die Art zu operiren, deren sie sich bedienen, ist bekannt, und geht, so grausam sie ist, oft glücklich von Statten. Ein Scheermesser, lange Nägel an den Fingern, und ein starker einfacher Bindfaden, oder eine Schnur, sind ihre einzigen Werkzeuge. Da nun die meisten Brüche bloß ein Vorfall der Därme, oder des Netzes oder auch beider zugleich sind, welche nach und nach durch eine zwar natürliche, aber zu sehr ausgedehnte Oeffnung, den Bruchring, auf beiden Seiten des Unterleibes, oder nur auf der einen, in den Beilensack herabtreten, und sich in einer besonderen Höhle der zelligten Haut des Darmfells, in deren Nachbarschaft die Beilen liegen, aufhalten, so bringen diese wandernde Hülfsgötter die widernatürlich ausgetretenen Theile mit Gewalt in die Bauchhöhle zurück; binden hierauf den Bruchsack nebst dem daneben liegenden Samenstränge fest, sondern den Beilen, er mag gesund seyn oder nicht, von der einen Seite des Hodensacks ab, schneiden etwas unter dem angelegten Band den Testikel und darmherzig herunter, sprechen dazu einige geheimnißvolle Sprüche; besuchen ihren Patienten etwa ein paarmal, lassen sich so theuer, als es kein ächter Wundarzt zu fordern unverschämt genug gewesen wäre, bezahlen, und gehen ihres Weges über die Gränze. Ist der Bruch doppelt, so wird diese Operation, womit sie in wenigen Minuten fertig sind, auf beiden Seiten vorgenommen, und so ist der arme Kranke halb oder ganz castrirt, ohne daß er es gedacht oder gewollt hätte. Oefters, wenn der auf diese Weise Geheilte glaubt, daß er sich wieder schwere Arbeiten erlauben könne, treten die Därme nach und nach wieder hervor, das Bauchfell dehnt sich zu einem neuen Bruchsacke abermals aus, und der Betrogene findet, daß er einen Bruch, aber keine neuen Hoden am Leibe habe. Er hat sich also diesem Verluste, den größten

Schmerzen, ja manchmal der Todesgefahr ganz umsonst ausgesetzt, und ist noch überdies um sein Geld geprellt. Der Verfasser des vortrefflichen Systems einer vollständigen medizinischen Polizei, und vor ihm viele menschenfreundliche Aerzte wünschen demnach, daß die Obrigkeiten nicht einmal den Chirurgen ihres eigenen Landes, vielweniger den herumstreichenden Bruchschneidern erlauben möchten, eine in jedem Betracht so gefährliche, und der Bevölkerung schädliche Operation, ohne Beiseyn erfahrner oder geprüfter Aerzte vorzunehmen; da man jetzt wirklich auf eine vorzüglichere Art dergleichen Uebel zu heilen weiß. Diesen Wunsch haben auch, ehe er noch in dem belobten neuen Werke geäussert worden, die Baaden-Durlachsche Verordnungen nicht nur schon 1725 dadurch, daß den Unterthanen überhaupt befohlen ist, nirgends, als bei inländischen Medicis und Chirurgis Rath und Hülfe zu suchen, sondern insbesondere durch ein Rescript, worin den Chirurgis die Heilung der Brüche mittelst der Castration gänzlich bei schwerer Strafe verboten, hingegen befohlen ist, die Heilung der Brüche ohne Castration theoretisch und praktisch zu erlernen, wirklich erfüllt, welches wir hierdurch zur Nachahmung empfehlen wollen."

Die jetzige Art, den Bruch zu operiren, s. unter Leistenbruch, Th. 77, S. 60 u. f., und unter Bruch, im Supplement, da unter Bruch, Th. 7, S. 1 und f., nur wenig darüber gesagt worden. Bei uns, im Preußischen, darf nur ein approbirter Wundarzt die Operation eines Bruches, wenn solche durchaus nöthig ist, und Bruchbänder dem Uebel nicht begegnen, vornehmen, und sich kein Anderer bei Gefängnißstrafe damit befassen. Daß übrigens dergleichen Operationen auf dem Lande nicht noch gegenwärtig von dazu Unberufenen vorgenommen werden mögen, ist nicht zu bezweifeln; es darf aber der Regierung nicht bekannt werden, und also nur unter der Hand geschehen; daher haben sich der-

Digitized by Google

gleichen Bruchkranken, die sich solchen After-Wundärzten anvertrauen, und verstümmelt werden, dieses Uebel selbst zuzuschreiben.

Schneider (Damen-), s. Schneider (Frauen-).

— (Formen-), s. Th. 14, S. 488.

— (Frauen-), Damenschneider, Damenkleidermacher, s. oben, unter Schneider.

— (Futter-), s. oben, S. 395 u. Th. 15, S. 590.

— (Gewand-), s. Th. 18, S. 102.

— (Haus-), ein Schneider, der im Hause bei Jemanden arbeitet und Beköstigung und Tagelohn erhält. Gewöhnlich erhalten sie 8 bis 10 Gr. Cour. täglich. Dieser Zweig der Schneiderkunst gehört besonders den Schneiderinnen an.

— (Hof-), s. Hofkleidermacher, unter Hof-Handwerker, Th. 29, S. 164.

Schneider (Holz-), der mit einer Säge Holz zum Küchenbedarf klein schneidet. Von dieser Beschäftigung leben in den großen Städten Deutschlands viele Menschen, weil das Holzkleinmachen Sommer und Winter hindurch verrichtet wird, jedoch aus begreiflichen Ursachen, mehr im Herbste und Winter, als im Frühjahr und Sommer. Der Haufen klein zu machen wird in Berlin nach der Härte und wenigeren Härte und Zähigkeit des Holzes mit 4½ bis 5 Rthlr. Cour. bezahlt. Das in die Wohnung Tragen desselben wird noch besonders bezahlt. Da nun mit einem Haufen Holz gewöhnlich vier Arbeiter beschäftiget sind, und denselben in zwei Tagen im Winter klein machen, das heißt, zersägen und zerhauen können, so verdient jeder Arbeiter, das Geld zu Branntwein, Schmier ꝛc. hinzugerechnet, 14 bis 16 Gr. Cour. täglich, nachdem nämlich, wie oben angeführt worden, das Holz beschaffen ist; und da nun die Frauen und Kinder dieser Arbeiter oft auch noch das Holz in die Wohnung an Ort und Stelle tragen, und dafür noch be-

Digitized by Google

sonders bezahlt werden, 20 Gr. bis 1 Rthlr. Cour. täglich, und oft noch mehr, wenn das Holz nicht äftig, zähe oder hart ist, wo die oben angeführte Zahl von Arbeitern dann oft im Sommer an einem Tage mit einem Haufen fertig wird. Gewöhnlich sind es ausgediente oder sonst entlassene Krieger, die sich mit diesem Erwerbszweige beschäftigen, und dazu auch wohl am meisten Ausdauer und Kräfte besitzen. — Auch die Formenschneider werden Holzschneider genannt, oder besser Holzschneidekünstler; s. auch oben, S. 388.

Schneider (Jagd-), s. Th. 28, S. 474.
—, beim Jäger, s. oben, S. 409.
— (Kugel-), s. Th. 54, S. 668.
— (Lauf-), s. Th. 66, S. 26.
— (Leder-), s. Th. 68, S. 630 und 658.
— (Leib-), s. Th. 71, S. 431.
— (Leisten-), s. Th. 77, S. 63.
— (Manns-), s. oben, unter Schneider.
—, in der Naturgeschichte, ein Amerikanischer Vogel, s. Gabelschwanz, Th. 15, S. 602.
— (Schwein-), s. diesen Artikel.
—, im Spiel, s. oben, S. 408.
— (Stahl-), s. diesen Artikel.
— (Stämpel-), s. diesen Artikel.
— (Stein-), s. Steinschneider.
— (Wagen-), s. Th. 57, S. 308.
— (Zelt-), s. Zeltschneider, unter Z.

Schneiderarbeit, Schneiderarbeiten, alle Arbeiten, welche diese Professionisten verfertigen. Zu den Arbeiten der Mannsschneider und Frauensschneider gehören die schon oben, unter Schneider, S. 401, angeführten Artikel; überhaupt Alles, was die neue Mode nur erfindet, und welches in diese beiden Fächer einschlägt.

Schneiderbachstelze, s. Bachstelze, im Supplement.

Schneiderbursche, der Lehrling eines Schneiders, der Schneiderlehrling, s. diesen Artikel.

Schneiderey, die Beschäftigung eines Schneiders in seinem Gewerbe. Die Schneiderey verstehen, das Handwerk, die Kunst eines Schneiders. Adelung will hierunter auch die Lebensart eines Schneiders verstanden wissen; allein dies ist wohl unrichtig; denn die Art zu leben, ist wohl von dem Gewerbe, was Jemand betreibt, ganz verschieden, und bezieht sich nur auf seine Lebensverhältnisse ausser dem Gewerbe. S. auch den Art. Schneider und Schneiderhandwerk.

Schneiderfingerhut, Schneidernähring, s. oben, unter Schneider.

Schneiderfisch, eine Benennung der Weißfische, weil sie nur auf die Tische der Schneider und ähnlicher geringer Personen zu kommen pflegen. Auf eben die Art pflegt man auch die Heringe im Scherze Schneiderkarpfen zu nennen.

Schneidergeselle, der Gehülfe eines Schneiders, der seine Lehrjahre überstanden hat und jetzt um Lohn bei einem Meister arbeitet und ihm in der Arbeit hilft.

Schneiderhandwerk, die Kunst oder das Gewerbe der Schneider, die Schneiderzunft, s. oben, Schneider.

Schneiderherberge, der Ort, das Wirthshaus, wohin sich die in eine Stadt einwandernden Schneider-Gesellen begeben, um Arbeit zu erhalten, weil auf derselben nicht allein die Meister, welche Gesellen brauchen, sie suchen, sondern auch der fremde einwandernde Gesell sich daselbst an den Altgesellen wenden und durch ihn nach Arbeit in dem Orte oder der Stadt umschauen lassen kann. Der Herbergsvater borgt auch den Gesellen, welche arm einwandern, die Zeh-

Digitized by Google

rung, welches als eine Art Vorschuß betrachtet wird, der ihnen dann von dem Wochenlohne, wenn sie Arbeit erhalten, wieder abgezogen wird.

Schneiderkarpfen, s. Schneiderfisch.

Schneiderkrankheit, Krankheiten, welchen die Schneider wegen ihrer sitzenden Lebensart besonders unterworfen sind; s. oben, unter Schneider. In engerer Bedeutung wird im gemeinen Leben, im Scherze, die Krähe mit diesem Namen belegt.

Schneiderkreide, eine Benennung der Spanischen Kreide; s. diese, unter Kreide, Th. 48.

Schneiderlehrling, Schneiderbursche, derjenige Jüngling, der sich dem Schneiderhandwerke, der Schneiderkunst widmet. Wie lange die Lehrjahre dauern, ist schon oben, unter Schneider, angeführt worden. Das Erste, wozu ein Lehrling bei dieser Kunst angeführt wird, ist das Auseinandertrennen derjenigen Kleidungsstücke, welche umgewandt werden sollen, hierbei muß er sehr eigen verfahren, damit er nicht mit dem Messer einschneide, auch muß er die Nähte gut ausputzen, das heißt, von den Fäden und dem Schmutze befreien, welches durch das Abkratzen mit dem Messer geschieht. Nach dem Trennen folgt das Zusammenstücken des Futters, überhaupt wird dem Lehrling jetzt eine Naht zu machen gewiesen. Er fängt nun an das Unterfutter der Beinkleider, wenn sie nämlich gefüttert werden, der Weste ꝛc. zu nähen, dann alte Kleidungsstücke auszubessern, und so geht es dann weiter fort, bis zur Lehre des Knopflochs, des Steppens der Kragen, des Verändelns der Nähte ꝛc., bis dann in dem letzten Jahre das Maaßnehmen, das Zuschneiden ꝛc. gezeigt wird, und er nun schon förmlich einem Gesellen gleich arbeitet.

Schneiderlohn, der Lohn, welchen die Hausschneider

Digitized by Google

erhalten, wenn ſie irgendwo bei Jemanden arbeiten; auch der Geſellenlohn der Schneider.

Schneidermäuslein, Musculus sartorius, in der Anatomie, ein Mäuslein, durch welches das Schienbein einwärts bewegt wird, weil es den Schneidern im Ueberſchlagen der Beine dienlich iſt.

Schneidermeiſter, der die Schneiderey, als ſein Gewerbe für eigene Rechnung treibt, ſich ſelbſt beſetzt hat, und Meiſter geworden iſt. Jetzt unterſcheidet man ſogenannte Patentmeiſter, welche die Schneiderey nur auf einen Gewerbeſchein treiben, und kein Meiſterſtück gemacht haben, und eigentliche Meiſter, die ihr Meiſterſtück zunftmäßig gemacht haben.

Schneidern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben üblich iſt, Schneiderarbeit verfertigen; daher die Redensarten: Schneidern können. Den ganzen Tag ſchneidern. Bei Jemanden ſchneidern ꝛc.

Schneidernadel, beim Schneider, eine dreiſeitige oder dreikantige Nähenadel, womit dieſe Profeſſioniſten gemeiniglich Alles nähen.

Schneidernähring, ſ. Schneiderfingerhut.

Schneidernaht, unterſcheidet ſich von der Naht der Nähterinnen in Weißzeug durch einen eigenthümlichen Stich und Verſchürzen des Zwirns.

Schneiderrechnung, die Rechnung eines Schneiders, die von einem Schneider ſeinen Kunden angefertigte Rechnung desjenigen, was er hat machen laſſen. Die Schneiderrechnungen ſind zu bekannt, als hier ein Schema davon zu geben.

Schneiderſcheere, ſ. oben, unter Schneider.

Schneiderſche Methode des Bergzeichnens. Dieſe Methode unterſcheidet ſich von der Lehmannſchen Manier nur durch die Bezeichnungsart der Böſchun-

gen. Es sind hierbei folgende Bestimmungen gewählt:

Bei 5 Grad ist ein gerader Strich von zwei geschlängelten eingeschlossen.

Bei 10 Grad, sind zwei gerade Striche } von zwei geschlängelten Strichen eingeschlossen.
— 15 — — drei — —
— 20 — — vier — —
— 25 — — fünf — —
— 30 — — sechs — —
— 35 — — sieben — —

und bei 40 Grad können die Striche gekreuzt werden. — Was nun die Stärke der Striche anbetrifft, so ist der Strich von 10 Grad zweimal so stark, als der von 5 Grad angenommen worden; der von 15 Grad dreimal, der von 20 Grad viermal, und die Striche von 25 Grad bis 40 Grad fünfmal so stark; der geschlängelte Strich richtet sich nach der Stärke der geraden von derselben Böschung. Beim Kroquiren der Berge dividirt man mit 5 in die erhaltenen Böschungsgrade, und erhält sodann die Anzahl der zu zeichnenden geraden Striche.

Schneidertisch, Schneiderwerktisch, s. oben, unter Schneider.

Schneidervogel, s. Gabelschwanz, Th. 15, S. 607.

Schneiderwerktisch, s. Schneidertisch.

Schneiderzunft, die Innung, das Handwerk der Schneider, s. oben, Schneider und Schneiderhandwerk.

Schneidesäule, des Stellmachers, s. Th. 57, S. 309, und Fig. 3478.

Schneidescheibe, Schneidezeug, eine stählerne Scheibe der Uhrmacher, die Zähne der Räder in den Uhren damit auszuschneiden; s. unter Uhrmacher. — Bei den Steinschneidern, die kupferne oder zinnerne Scheibe in der Schleifmühle dieser Künstler; s. unter Steinschneider.

Digitized by Google

Schneideſohle, bei den Stellmachern, eine ſtarke Bohle mit drei Löchern, worin die Deichſel und andere Hölzer im Schneiden oder Bearbeiten befeſtiget werden.

Schneideſtein, im Bergwerke, ein Felsſtein, welcher aus Glimmer und Speckſtein beſteht, ſich ſchneiden läßt, und ſowohl in Schweden, als auch in andern Ländern gefunden wird; ſ. auch Topfſtein. — Auch eine Art Sandſtein; Flieſenſtein, Werkſtückenſtein und Bauſtein genannt. Es iſt ein Quarzartiger Stein von weißgrauer und rother Farbe, der ein zarteres und genauer zuſammenhängendes Gewebe hat, als der Mühlſtein; er iſt bald hart und mit etwas Thon vermiſcht, welcher Feuer ſchlägt, bald weich und zart. Er wird bei dem Baue zu Quaderſtücken, Bildhauerarbeiten ꝛc. gebraucht; ſ. unter Sandſtein und Sandſteingebirge, Th. 136.

Schneideſtichel, beim Petſchierſtecher, ein kleiner Grabſtichel, womit der Umriß der Figur auf einem Petſchaft eingeſchnitten wird. Er hat eine ſcharfe Spitze.

Schneidetritt, beim Sammetmacher, der zweite Poiltritt in der Ordnung, im Treten aber der dritte, nach welchem die Poilkette in die Höhe geht, und die eingelegte und nun mehr gut befeſtigte, durch den zweifach eingeſchlagenen Einſchlagfaden gut verſchlungene Ruthe aus dem Flor geſchnitten wird; ſ. Schneiden des Sammtes.

Schneidezahn, Schneidezähne, die vordern ſcharfen Zähne bei Menſchen und Thieren, womit die harten Speiſen abgebiſſen werden, welches Abbeiſſen dem Abſchneiden gleich kommt; daher die Benennung.

Schneidezeiger, bei dem Edelſteinſchneider, ein kleiner Steinzeiger, deſſen Scheibe nur einige Linien im Durchmeſſer groß und ſcharf iſt, womit die Umriſſe der Figur auf einem Steine, worauf ein Wappen

geschnitten wird, eingeschnitten worden; s. Diamantschneider, Th. 9, S. 223, und Steinschneider.

Schneidezeug, bei verschiedenen Handwerkern, ein Name desjenigen Werkzeuges, womit die Schrauben, sie bestehen aus Holz oder Metall, geschnitten werden. — Beim Drechsler ist das Schneidezeug ein Werkzeug, womit die hölzernen Schrauben geschnitten werden. Dieses Werkzeug wird aus zwei kleinen hölzernen Scheiben zusammengesetzt, welche eine gleiche Größe haben. Man schraubt diese beiden Scheiben entweder mit zwei hölzernen Schrauben zusammen, oder fügt sie auch nur mit zwei hölzernen Zapfen zusammen. Da man diese in die Zapfenlöcher der Scheiben setzt; denn wenn beide Scheiben zusammengefügt worden, so geht durch beide ein senkrechtes Loch mit Schraubengängen. Auf der innern Seite einer Scheibe liegt neben dem nur gedachten Loche ein horizontales Eisen, welches zwei in einen spitzen Winkel zusammengesetzte und in etwas aufgerichtete kleine Klingen hat, gleich einem Lateinischen V. Dieses Eisen heißt ein Geißfuß, und zwischen seinen beiden Schneiden bleibt der Schraubengang erhöhet ausgeschnitten stehen. Der Winkel, in welchen beide Klingen zusammengesetzt sind, fällt auf den Beschluß eines Schraubenganges im Loche, und man kann die Klingen dergestalt stellen, daß ihre Spitzen mehr oder weniger in das Loch eingreifen, je nachdem man ein starkes oder schwaches Gewinde ausschneiden will. Der Zapfen, der mit diesem Schneidezeuge in eine Schraube verwandelt werden soll, muß vorher auf der Drehbank rund abgedrehet werden, aber aus einem durchgängigen harten Holze, weil sonst die Schraubengänge ausbrechen. Wenn nun beide Theile des Schneidezeuges zusammengesetzt sind, der Zapfen zur Schraubenspindel, und

Digitized by Google

nach der Weite des Loches der Scheiben abgedrehet iſt, ſo ſteckt man dieſen auf der äußeren Seite der Scheibe in das Loch derſelben, dreht den Zapfen von der Linken nach der Rechten in dem Loche um, und neigt ihn anfangs ein wenig, bis einige Gänge von dem Geißfuße eingeſchnitten ſind. Dieſe greifen in das Schraubengewinde des Loches ein, und der runde Zapfen wird bloß durch das Umdrehen in eine Schraube verwandelt.

In den Papiermühlen iſt das Schneidezeug die Maſchine, womit die ſortirten Lumpen in kleinere Stücke zerſchnitten werden; ſ. unter Papier, Th. 106, S. 796 u. f. Die erſte Beſchreibung und Abbildung des Lumpenſchneiders findet man in Schübler's Zimmermannskunſt. Nürnb., 1736. S. 134. Tab. 38, 39.

Beim Stahlplattenmacher iſt das Schneidezeug ein ſcheerenförmiges Inſtrument, welches auf einem Klotze befeſtiget iſt, und aus einem Zudrücker und einer Platte beſteht. Der Zudrücker hat einen verlängerten Schnabel, an welchem ein Gegengewicht hängt, mit welchem der Stahlplattenmacher die Zähne zuſchneidet.

Beim Uhrmacher heißt Schneidezeug, die oben, S. 418, angeführte Schneideſcheibe.

Schneidig, im Bergwerke, wenn das Geſtein in der Grube nicht feſt, ſondern leicht zu gewinnen iſt.

— Bei- und Nebenwort. 1) Eine Schneide habend, nur in den Zuſammenſetzungen einſchneidig, zweiſchneidig ꝛc. gebräuchlich. 2) Was ſich leicht ſchneiden läßt. So wird im Bergbau ein weiches Geſtein, welches ſich leicht gewinnen läßt, ein ſchneidiges Geſtein genannt, in welcher Bedeutung es, nach Adelung, dem ſchneidig nahe kommt.

Schneidung, in der Schiffbaukunſt, ſ. unter Schiffbau, Th. 143.

Schneidung, beim Seidenweber, die Verbindung, die in den langliegenden Fäden der Broschirung durch besondere Schäfte entsteht, die vorzüglich bei den reichen Stoffen, wenn Lahn eingeschert wird, nothwendig sind, damit der Lahn nicht so leicht abgestoßen werde. Die Fäden dieser Schneidung werden als eine besondere Kette von 400 bis 800 einfachen Fäden auf einen besondern Baum gebracht, die in der ganzen Grundkette so vertheilt, und durch ihre besonders dazu bestimmten Schäfte, Ligageschäfte, gehoben werden, daß sie, wenn es nöthig ist, den Broschirfaden verbinden.

Schneien, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur unpersönlich gebraucht wird. Es schneiet, es fällt Schnee. Es schneiete, es hat geschneiet, es wird schneien ꝛc. Im Oesterreichischen, nach dem Adelung, schneiben, wo es unregelmäßig geht, es schnieb, hat geschnieben; im Niedersächsischen snigen, im Schwedischen snöa, im Angelsächsischen snivan, im Griechischen, ohne Zischlaut νφω, s. Schnee. Im Oberdeutschen wird dieses Zeitwort unregelmäßig abgewandelt, es schnie, es hat geschnien, welche Form auch im gemeinen Leben im Hochdeutschen gehört wird, wo man nach Art der Niederdeutschen auch wohl geschnigen sagt. In der anständigern Schreib- und Sprechart wird es lieber regelmäßig gebraucht.

Schneisse, s. Schneide 1. Auch bei dem Jäger eine Art von Schlingen, worin sich zur Herbstzeit Drosseln und andere kleine Vögel selbst zu fangen pflegen.

Schneiteln, ein bei Vielen für schneideln übliches Wort.

1. **Schnell**, Bei- und Nebenwort, welches nur im Forstwesen für schief, windschief üblich ist. Ein

Baum geht schnell, wenn er im Spalten windschief reißt. Schnell gehendes Holz. In manchen Gegenden wird solches auch schällig genannt.

2. Schnell, Bei- und Nebenwort, welches den Laut einer mit Schnellkraft verbundenen Bewegung nachahmt, die daher nicht ohne merkliche Zwischenräume der Zeit geschehen ist. Es wird in einer doppelten Bedeutung gebraucht. Für schleunig und das niedrigere jäh, jähling, ingleichen für plötzlich, obgleich dieses letztere, weil es eigentlich einen starken Schall ausdrückt, zunächst auch einen noch höheren Grad des Unerwarteten bezeichnet, als schnell. Es geschah schnell ein Brausen, Apost. 2, 2. Schnell ward ein groß Erdbeben, Kap. 16, 26. Ein schneller Tod. Schnell sterben. Zu schnellen Wendungen des Schicksals bestimmt seyn, zu plötzlichen, unerwarteten. Schnell mit dem Munde seyn, nicht sowohl geschwind reden, als vielmehr, Fertigkeit besitzen, ohne merkliche Zubereitung oder Ueberlegung zu reden, welches man in manchen Fällen auch vorschnell, vorzeitig nennt. Sei nicht schnell mit deinem Munde, Pred. 5, 1. — 2. In der Bewegung selbst einen großen Raum in unmerklich kurzer Zeit zurücklegend, wo es, besonders in der edleren Schreibart, für die gemeinern hurtig und geschwind gebraucht wird, eigentlich aber einen noch höheren Grad der Geschwindigkeit andeutet, als diese. Schnell wie ein Pfeil, wie ein Hirsch. Unser Leben fährt schnell dahin, Ps. 90, 10. Schnell wachsen. Schnell daher kommen. Schnell laufen. Ein schneller Hirsch. Die Zeit vergeht schnell. Der Bach fließt schnell. Einem Dinge eine schnelle Bewe-

Digitized by Google

gung mittheilen. Du kommest schnell den Baum hinauf, Geßn.

Nach dem Adelung schon bei dem Kero, Otfried und Notker snell, im Angelsächsischen snel, im Schwedischen snell, im Isländischen sniallur, im Italienischen snello. Es ist der natürliche Laut einer mit Schnellkraft verbundenen geschwinden Bewegung, und daher mit schnallen und schnellen eines Geschlechtes; s. diese Wörter. Die ähnlichen hurtig, schwind oder geschwind, schleunig, plötzlich; die Oberdeutschen stumpfs und stumpflich, das Niedersächsische rapp ꝛc. sind gleichfalls von dem Laute schneller Bewegung anderer Körper entlehnt worden. Diese Onomatopöie ist, nach Adelung, aber auch die Ursache, daß diese Wörter in allen einzelnen Fällen für einander nicht gebraucht werden können.

Schnellbank, Catapulta, ehemals, in der Kriegeskunst, ein Wurfzeug, große Steine damit auf den Feind zu werfen oder zu schleudern.

Schnellbalken, Gewicht-Schlagbalken, Fr. Bascule, bei den Bleyarbeitern, eine eiserne Kette, wie an den Zugbrücken, mit einem Griffe oder Ringe, welche, indem sie den an ihr befestigten Hebebaum an sich zieht, sie nöthiget, sich mit einem Ende herunter zu neigen, und mit dem andern in die Höhe zu steigen, und durch dieses Mittel die an ihm befestigte Last weg zu heben. Dieser Gewichtbalken bedienen sich die Arbeiter der Manufaktur des gestreckten Bleyes, um ihren Trog weg zu heben, und auf die Form auszugießen.

Schnelle, s. Schnelligkeit.

Schnellen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. Eigentlich, sich mit Schnell- und Federkraft schnell fortbewegen. So schnellt

ein gespannter elastischer Körper zurück oder ab, wenn er seiner Schnellkraft schnell und ohne Hinderniß überlassen wird. Eine Feder schnellen lassen, wenn sie gespannt war, und man sie nunmehr sich selbst überläßt. In weiterer Bedeutung läßt man auch eine Wage schnellen, wenn man sie ungehindert schnell auf- oder niedersteigen läßt. 2. Figürlich, schnell seyn, eilen, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher man ehemals sagte, schnelle dich, das ist, eile. Angelsächsisch snellian. Die Jäger brauchen es noch zuweilen figürlich von den Leithunden, wenn er vorschnell oder voreilig anschlägt. Er wird dann mit dem Hängeseil geschnellt, welches eine Strafe ist, damit er auf der Fahrt nicht laut werde.

II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Denjenigen Schall hervorbringen, welchen dieses Zeitwort nachahmt, wo es in der anständigen Sprechart für knippen, schnippen, Knippchen, Schnippchen schlagen, üblich ist, und dann auch wohl schnallen, und intensive schnalzen lautet. Mit den Fingern schnellen. — 2. Jemanden schnellen ist auch in vielen Gegenden, ihm mit dem an den Daumen gedrückten und mit Schnellkraft losgelassenen Mittelfinger einen schnellen Stoß geben, wofür im Oberdeutschen auch schnallen und schnalzen üblich ist. Jemanden auf die Finger schnellen. Jemanden vor die Nase schnellen, ihm einen Nasenstüber geben; s. Schneller. Hierher gehört die oben angeführte Strafe des Leithundes mit dem Hängeseil auf den Rücken, dieses ist, ein mit einem Zuge verbundener Schlag, welchen man Zucker nennt. — 3. Schnellen machen, mit Schnellkraft forttreiben. (1) Eigentlich. Losschnellen, einen gespannten elastischen Körper seiner Schnellkraft über-

oogle

laſſen. Füchſe ſchnellen, ſie mit Schnellkraft in die Höhe werfen, wofür auch prellen üblich iſt. Einen Stein in die Luft ſchnellen. Jemanden in das Waſſer ſchnellen, mit Schnellkraft ſtoßen. Das Rad ſchnellt den Koth in den Wagen, wofür man im gemeinen Leben auch ſchlenkern ſagt. (2) Figürlich. Jemanden ſchnellen, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart, ihn durch Geſchwindigkeit, und in weiterem Verſtande auch durch Liſt bevortheilen. Um zehn Thaler geſchnellt werden. In eben dieſem Verſtande iſt auch prellen üblich.

Schneller, eine Veränderung, welche mit dem Laute begleitet iſt, welchen das Zeitwort ſchnellen nachahmt. So iſt der Schneller dasjenige Schnellen mit den Fingern, welches man ſonſt auch ein Schnippchen, Niederſächſiſch Knippchen, im Oberdeutſchen einen Schnall, eine Schnalle, eine Schnalze nennt, einen Schneller ſchlagen, als auch der Stoß mit geſpanntem Mittelfinger, welcher auch ein Stüber heißt. Jemanden einen Schneller geben. Ingleichen bei den Jägern ein ſchnell angezogener Schlag mit dem Hängeſeil auf den Rücken des Leithundes. — 2. Ein Ding, welches mit Schnellkraft ab- oder in die Höhe fährt. Bei den Jägern werden ſowohl die Schlagbäume, welche in einem Geſchneide zur Abhaltung der Vogeldiebe aufgeſtellt werden, als auch die Aufſchläge oder Sprenkel, oder vielmehr die Biegel oder Bogen derſelben, worein ſich die Vögel mit den Füßen fangen, Schneller genannt. — Bei den Büchſenmachern iſt der Schneller oder Stecher an den Kugelbüchſen unter dem Schloſſe die Feder, die daſelbſt an dem Biegel in dem Holz befeſtiget iſt, und den Hahn, nachdem er aufgezogen

Digitized by Google

und gestochen worden, losdrückt. — In der Artillerie sind die Schneller Handarbeiter, die den Feuerwerkern und Kanonieren an die Hand gehen, um die Stücke auf- und abbringen zu helfen. In den Zeughäusern werden sie zu aller vorfallenden Arbeit verordnet, besonders werden sie aber dazu gebraucht, sowohl die Stücke, als das kleine Gewehr zu säubern, und in einem guten Stande zu erhalten. — Beim Musikus ist der Schneller eine Manier, welche durch zwei kleine vor der Hauptnote stehende Nötchen angezeigt wird, welche so schnell als möglich abgefertiget werden müssen, wobei aber die Hauptnote einen gelinden Druck erhält. — Ehemals nannte man auch eine Fallbrücke einen Schneller und mit einem andern Suffixo einen Schnelling. — Vor Erfindung des schweren Geschützes waren auch diejenigen, welche mit den Schnellbrücken und andern Wurfzeugen zu thun hatten, unter dem Namen der Schneller bekannt.

Schneller, bei der Artillerie, s. oben.

—, im Brückenbau, s. das.

—, beim Büchsenmacher, s. das.

—, beim Jäger, s. das., S. 426.

—, ein Fingerschlag, s. das.

—, beim Musikus, s. oben.

Schnellfalle, bei den Jägern, eine Falle, welche aus einer gebogenen krummen Stange besteht, welche bei der geringsten Bewegung oder Berührung in die Höhe schnellt und das Thier fängt.

Schnellfluß, im Hüttenwerk, wird ein solcher Zuschlag oder Fluß genannt, der aus zwei Theilen Weinstein und einem Theile Salpeter gemacht wird, und eine Sache geschwind zum Fluß bringt und reducirt.

Schnellgalgen, Wippgalgen, ein Galgen in Gestalt eines Griechischen r, gemeiniglich für die Deserteurs bestimmt. Ehemals wurden die Ausreißer an

Digitized by Google

einen ſolchen Galgen mit rückwärts gebundenen Händen ſchnell in die Höhe gezogen oder geſchnellt, und geſchwinde wieder herabgelaſſen, um ihnen dadurch die Arme zu verrenken, welche Strafe jedoch jetzt veraltet iſt. Man pflegt auch noch jetzt in weiterer Bedeutung einen Galgen von eben dieſer Geſtalt, woran man die Ausreißer zu hänken pflegt, einen Schnellgalgen zu nennen.

Schnellgehend, im Forſtweſen, ein Stamm, der nicht gerade in die Höhe, ſondern etwas gedrehet gewachſen, und daher, weil er nicht gleichſpaltig iſt, zu Schindeln, Schleuſen ꝛc. nicht gebraucht werden kann. Ein ſchnellgehender Baum, gerechtgehender Baum; ſ. 1. Schnell.

Schnelligkeit, das Hauptwort von ſchnell, die Eigenſchaft eines Dinges, daß es ſchnell iſt. Daher die Schnelligkeit des Schalls, die Geſchwindigkeit deſſelben; die Schnelligkeit einer Kugel, die Geſchwindigkeit derſelben, mit welcher ſie durch die Luft pfeift. Schnelligkeit zeigt alſo eine raſche fortrückende Bewegung an. Bei den Pferden dient ihre Schnelligkeit im Laufen zu mancherlei Wetten. Zu Rom gab man noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts dem Volke ein ſolches Schauſpiel mit Pferden. Einige Römiſche Prinzen und Andere von ausgezeichnetem Range geben ihre Pferde in der Abſicht her, ſie vor dem Volke eine gewiſſe Rennbahn durchlaufen zu laſſen, ohne, wie in England, ſolches durch Reiter verrichten zu laſſen; und es iſt dem Volke hier ſchon genug, die lebhafte Anſtrengung und die ſtolze Nacheiferung dieſer Läufer gegeneinander zu bewundern, welche zugleich neben einander die Bahn durchfliegen. Acht oder zehn Barbariſche Pferde, welche gemeiniglich klein und unanſehnlich ſind, ſtehen in einer geraden Linie und fangen den Galopp in dem Augenblicke an,

Digitized by Google

wenn das vor ihre Brust ausgespannte Seil niederfällt. Die Länge der Laufbahn, wozu man gewöhnlich die Gasse del Corso bestimmt, welche mit Sand bestreuet wird, beträgt 865 Französische Toisen oder Klaftern. Diese Länge wird nach den Versuchen mit einer Sekundentaschenuhr und dem Zeichen in 141 Sekunden von den Barbaren durchstrichen, und dieses beträgt 363/4 Fuß, oder mehr, als sechs Pferdelängen auf eine Sekunde. Die Englischen Reiter sollen in ihrem Wettrennen noch geschwinder seyn. Zu Newmarket durchlaufen die Englischen Pferde vier Englische Meilen in 8 Minuten weniger 4 bis 5 Sekunden, die Meile zu 826 Toisen, welches über 41 Fuß auf die Sekunde macht, folglich 4 Fuß mehr, als bei den Barbaren zu Rom; ja man hat dieses Englische Wettrennen bisweilen in 6 Minuten, 6 Sekunden geendiget gesehen. Dieses macht 54 Fuß auf die Sekunde. Außerdem machen die Englischen Pferde vier Meilen hinter einander mit dem Reiter, und die Barbaren nur eine und ohne Reiter, und es ist offenbar, daß sie die erste Meile schneller durchfliegen, als die letzte. Ein berühmtes Englisches Pferd, mit Namen Sterling, hat einige Male die Meile in einer Minute, das ist 821/2 Fuß jede Sekunde zurückgelegt. Es flog also in der That schneller, als der heftigste Wind. Ein Wind, dessen Geschwindigkeit in einer Sekunde 85 Fuß betrüge, würde ein Schiff in einer Stunde 6 See-Meilen forttreiben, und dieses ist doch die größte Geschwindigkeit, welche auf dem Meere bekannt ist. Da aber ein Schiff nur etwa den dritten Theil von der Windschnelligkeit annimmt, so überfliegen die Sterlinge selbst die besten Schiffe.

Schnellkäulchen, s. Schnellkugel.

Schnellkäulchenbaum, s. Schusserbaum.

Schnellkäfer, s. Käfer, im Supplement.

Schnellkraft, die Kraft eines Körpers zu schnellen, das ist, wenn er gedrückt, gestoßen oder auseinander gedehnt worden, schnell wieder in seinen vorigen Zustand zurück zu kehren, und dasjenige, was ihn daran hindert, fortzuschnellen; die Federkraft, Elasticität, s. diese Artikel.

Schnellkugel, Schnellkäulchen, kleine Kugeln von Marmor oder Thon, womit die Knaben zu spielen und sie nach gewissen Regeln in kleine Gruben zu schnellen pflegen. In Oberdeutschland Schusser, im Niedersächsischen Knippkäulchen, Knippel, Knicker, und wenn sie von Marmor oder Alabaster sind, Murmer, Murmel, Morrel; eben daselbst werden die größern Kaskers, und die größten Kaskedönnjeers genannt.

Schnellläufer, Leute, welche ein Gewerbe daraus machen, durch schnelles Laufen, Botelaufen ꝛc. ihr Brod zu verdienen. — In neuester Zeit wird das Schnellaufen auch als eine Kunst betrieben, und es reisen dergleichen Künstler, welche die Kunstfertigkeit besitzen, die Beine schnell im Fortschreiten zu bewegen, so daß sie in 45 Minuten eine gute Deutsche Meile und darüber zurücklegen können, in ganz Europa umher, um ihre Kunst zu zeigen, und damit Geld zu verdienen. Bis jetzt sind es Deutsche und Franzosen, welche diese Kunst üben.

Schnellloth, ein schnell oder leichtflüssiges Loth gewisser Metallarbeiter, damit zu löthen. Das beste Schnellloth, womit man Messing löthet, wird aus einem Viertelpfunde Zink und einem Pfunde Messing zusammengeschmolzen, und hiermit wird das geschmeidigste Messing gelöthet; daher man es weiches Schnellloth nennt. Zum Löthen des schlechten Messings macht der Metallarbeiter ein Schnellloth, wozu er zu dem obigen weichen Schnellloth und seiner Proportion, noch 1 Loth Zinn hinzu

Digitized by Google

thut, und dieſe Miſchung nennt man hartes Schnellloth. Kleinigkeiten, die im Feuer verbrennen würden, werden mit Silberſchlagloth an der Lothlampe gelöthet. Dieſes Silberſchlagloth machen die Silberarbeiter, ſ. Silberſchlagloth. — Bei den Glaſern und Zinngießern beſteht das Schnellloth aus drei bis vier Theilen Zinn und einem Theile Bley zuſammengeſchmolzen und zu dünnen Stangen gegoſſen. Man gießt daſſelbe gewöhnlich auf einem Stein oder einer Stange Eiſen aus; und hiermit wird das Fenſterbley zuſammengelöthet. Colophonium befördert aber noch die Schnellflüſſigkeit dieſes Schnellloths; ſ. unter Löthen, Th. 80, S. 745 u. f.

Schnellpulver, ſ. unter Schießpulver, Th. 142, S. 634.

Schnellſchleife, im Jagdweſen, eine Art Schleifen mit einer [illegible] Ruthe, welche bei der geringſten [illegible] Höhe ſchnellen, allerlei wildes Ge[illegible].

Schnellſeil, [illegible], beim Jäger, diejenigen Seile, womit [illegible] zum Zuſammenſchlagen in den Schw[illegible]d.

Schnellwage, [illegible]age, Knippwage, Römiſche [illegible], [illegible], Libra Romana; Fr. Balance Roman[illegible], eine beſondere Art einer Wage, auf welcher [illegible] mit einem einzigen Gewicht, z. B. mit einem Pfunde, eine Laſt von mancherlei Schwere, von 10 und mehreren Pfunden auf einmal abwiegen kann, da man ſonſt bei einer ordentlichen gemeinen Wage zu einer jeden beſondern Schwere, auch gleichviel Gewicht zum Gegengewichte einlegen muß. Die Schnellwage iſt ein ungleichartiger phyſiſcher Hebel, deſſen Unterſchied und Vortheil in der ungleichen Länge beſteht. An den kurzen Hebelsarm hängt man die zu wägende

oogle

Waare oder die Laſt, an dem langen Arme ſchiebt man dagegen ein Gegengewicht oder Läufer, die Kraft, ſo lange hin und her, bis das Gleichgewicht Statt findet. Der kurze Hebelsarm iſt 10, 20, 30, 40, 50, 80 und mehrere Male in dem langen enthalten, je nachdem man mit dem Gegengewichte weniger oder mehr will wägen können. Die Entfernung des Gegengewichtes vom Unterſtützungspunkte oder Aufhängepunkte der Wage zeigt immer die Länge des langen Hebelarms an, und die mit Ziffern bezeichnete Abtheilung, worin das Gegengewicht hängt, das Vielfache dieſer Länge und die Pfundezahl der zu wägenden Waare. Iſt die Waare leicht, ſo erhält das Gewicht die Stelle des Gleichgewichtes mit der Waare nahe an der Zunge des Wagenbalkens, je ſchwerer aber die Sache iſt, um ſo weiter muß auch das Gewicht gegen das Ende des langen Arms verſchoben werden. Die Urſache gründet ſich auf die mechaniſchen Geſetze des Hebels, ſ. unter Hebel, Th. 22, S. 567, und die zur Erklärung dienenden Figuren 1289 a, b, c, und 1290 und 1291 daſelbſt.

Man kann die Schnellwagen überhaupt unter zwei Abtheilungen bringen; 1) mit beweglichem Gewichte, und 2) mit beweglichem Ruhepunkte. Bei den Schnellwagen mit beweglichem Gewichte iſt die Eintheilung des Wagebalkens folgende. Nachdem man die Länge jedes Armes beſtimmt hat, nimmt man ein glattes Brett, nach der Länge des Balkens, und zeichnet die Grundlinie, Fig. 8485 A B C auf daſſelbe, der kurze Arm ſei = A B, der lange = B C. Die Länge des kurzen Arms beſteht in der Entfernung der Laſt vom Ruhepunkte. Die Länge des kurzen Arms iſt der Maaßſtab zur ganzen Eintheilung des Balkens, den man von A bis B in fünf gleiche Theile theilt. Hierauf zieht

Digitized by Google

man die Linie B b und A a, verbindet beide durch a B, und theilt auch dieſe in fünf gleiche Theile. Durch den Anhängepunkt wird die Linie S T, und durch den Ruhepunkt B die Linie D E gezogen. Man trägt nun aus B nach D zwei Theile des Maaßſtabes a B, und drei Theile von B nach E ab, ſo daß die Linie D E = a B wird, folglich fünf Theile enthält. Durch dieſen Punkt zieht man Parallellinien mit A B C, die oberſte iſt l, m, n, k, die zweite o P, die dritte H I, die vierte 2 und 2, die fünfte aber F G; dann trage man auf die Linie B E, nach F G, zwei Theile, und ziehe die Linie H F und G I, verlängere H I nach beiden Seiten, ſo lang der Arm ſeyn ſoll; dann giebt I C die Breite des Balkens. Ferner zieht man aus dem Durchſchnitt F und G mit dem Durchmeſſer E G oder F E die beiden Kreisbögen H K und I E, aus I den Kreisbogen M m, und aus k den Kreisbogen N n. Um den Anhängepunkt zu beſtimmen, ſetzt man die Zirkelſpitze in R, den Mittelpunkt der Achſe, und zieht den Kreis S T x v, deſſen Durchmeſſer dreien Theilen von a B gleich iſt. Um dem Kopfe ſeine ihm gehörige Geſtalt zu geben, nimmt man den Durchmeſſer S T und macht damit Durchſchnitte auſſer dem Kreiſe, ſetzt den Zirkel ein, und ſchneidet einen Theil des Kreisbogens ab; hat man dies auf allen Seiten gethan, ſo iſt der Kopf fertig. Was nun die übrigen Theile der Schnellwage anbetrifft, ſo iſt A B C, Fig. 8486, der Wagebalken, wovon A B den kurzen, und B C den langen Arm vorſtellt. Die Einrichtung beruht auf der des ungleicharmigen Hebels. B D iſt die Scheere, welche zum Aufhängen des Balkens dient, E der daran befindliche Ring oder Haken. G iſt die Gabel, an welcher die Wageſchalen hängen, H iſt die Hauptachſe, I die zweite Achſe, woran die Schale angebracht iſt, K ſtellt das Gegengewicht vor, L iſt der Sattel oder

Google

Schieber des Gewichts K, M iſt die Schale. Bei B iſt, gerade wie bei jeder andern Wage, eine Zunge, welche aber in der Zeichnung von der Scheere D verdeckt wird, eingeſchroben. Nach einer andern Einrichtung fällt die hier befindliche Zunge ganz weg, und man giebt dem Wagebalken zwei Abtheilungen, ſ. weiter unten.

Dem Verfertiger einer Schnellwage muß man vor allen Dingen die Größe des Gewichtes anzeigen, welches auf der Wage gewogen werden ſoll; auch muß man ihm die Länge eines jeden Armes ſagen, oder wenn man ihm auch nur die Länge des kurzen Armes ſagt, ſo kann er daraus ſehr leicht die Größe des langen Armes finden, wenn er die Länge des Abſtandes am kurzen Arm mit der Zahl der Pfunde, welche gewogen werden ſollen, multiplicirt, das Facit durch die Zahl der Pfunde des Gegengewichtes dividirt, der Quotient giebt die Länge des langen Armes. Es ſei z. B. der Abſtand des kurzen Armes, oder die Entfernung des Anhängepunktes vom Ruhepunkte = 4 Zoll, die Laſt, welche auf der Schnellwage gewogen werden ſoll, ſei = 60 Pfund, alſo $60 \times 4 = 240$ Zoll. Das Gegengewicht ſei = 6 Pfund, alſo $\frac{240}{6} = 40$ Zoll, es muß deswegen der lange Arm 40 Zoll lang ſeyn. Es fragt ſich, wenn der ganze Balken 8 Fuß und 4 Zoll Länge hat, und auf demſelben 150 Pfund gewogen werden ſollen, wie muß man den Balken abtheilen? Der Kopf ſoll gleich 4 Zoll ſeyn, es bleiben alſo noch 8 Fuß oder 96 Zoll, der Abſtand des kurzen Arms = 2 Zoll, für den langen Arm bleiben 94 Zoll, wie groß muß das Gegengewicht ſeyn? Wäre es = 1 Pfund, ſo könnte man 47 Pfund abwägen; denn 1 Pfund erfordert in dieſem Fall zwei Zoll Weite, nach der Größe des Abſtandes des kurzen Armes, wäre das Gegengewicht 3 Pfund, ſo könnte man 141 Pfund,

Digitized by Google

mit 4 aber 188 Pfund aufwiegen; denn 3 Pfund wäre zu wenig, und 4 Pfund zu viel zum Gegengewichte, man nimmt also 3 1/4 Pfund, womit sich noch 153 Pfund wiegen lassen. — Wenn nun ein Wagebalken 6 Fuß und 4 Zoll lang seyn soll, und man soll 110 Pfund auf demselben wiegen können, wie schwer muß nun das Gewicht seyn? Der kurze Arm sei drei Zoll lang, es bleiben also noch 69 Zoll für den langen Arm, wenn man 3 in 69 dividirt, so bekömmt man 23, als Anzeige, der lange Arm soll den kurzen drei und zwanzigmal an Länge übertreffen, wozu dann etwas mehr als 6 Pfund Gegengewicht gehört. Das Verhältniß der Schwere des langen Arms gegen den kurzen, kann man aus folgender Regel kennen lernen: Die Zahl der Theile mit sich selbst multiplicirt, giebt eine Zahl, welche anzeigt, um wie viel der lange Arm schwerer ist, als der kurze, welches folgende kleine Maschine zeigt. Fig. 8487 ist ein von Holz oder Metall gleich dicker Stab A B C, man theilt ihn in verschiedene Theile, z. B. in drei, wie dieses in der Zeichnung der Fall ist. Hiervon giebt man dem langen Arm zwei, dem kurzen Arm aber einen Theil. C ist die Unterlage, soll nun B C und C A im Gleichgewicht stehen, so muß man auf B C die drei Stücke D, e, f legen; jedes Stück sowohl D, als auch e und f haben gleiche Länge, Breite und Dicke mit B C, es machen also D, e, f und B C, zusammengenommen vier Stücke; das Gegengewicht aus. Der lange Arm bestand aus zwei Theilen, diese $2 \times 2 = 4$, folglich mußte hier Gleichgewicht entstehen. Hätte man den Stab in vier Theile getheilt, von denen der lange Arm drei, der kurze Arm aber einen Theil bekommen hätte, so müßten noch neun dem kurzen Arme gleichende Theile auf denselben gelegt werden, um das Gleichgewicht zu bekommen. Die Schwere des langen

Armes wächst nach den Quadraten der Länge. Wer gern wissen will, wie schwer der Wagebalken, den er sich schmieden lassen will, werden wird, kann es auf folgende Art erfahren: Man lasse sich ein hölzernes Modell, genau nach der Größe, welche der Wagebalken bekommen soll, verfertigen, schneidet solches in verschiedene Stücke gleicher Länge; dann nehme man ein so hohes Gefäß, daß das hineingesteckte Holz mit Wasser bedeckt ist, dadurch wird so viel Wasser aus dem Gefäße getrieben, als der Raum beträgt, den das Holz einnimmt; jetzt zieht man das Holz heraus, und wirft so viel Eisen hinein, bis das Wasser der Höhe des Gefäßes gleich steht, und wiegt das hineingeworfene Eisen, so erfährt man, wie schwer dieser Theil des Balkens wird, der genau so groß ist, als das Holz war; so verfährt man auch mit den übrigen Stücken, zählt die Summen zusammen, und weiß nun die Schwere des ganzen Balkens.

Eine Schnellwage große Lasten bis zu 20 Centner zu wiegen. Fig. 8488 A B ist eine starke eichene Säule, so hoch, als das Gewölbe, wo die Wage angebracht werden soll. C ist ein starker eiserner Zapfen im Bodenklotze befestiget, und in B ist die Pfanne von Messing oder Glockenspeise angebracht, welche sich mit dem Balken auf C drehen läßt. Diese Einrichtung schützt die Pfanne und den Zapfen vor Staub und Unreinigkeit. Bei A ist ein Zapfen in der Säule befestiget, der seine Mutter oder Pfanne oben im Gewölbe D hat. An der einen Seite zwischen A und F ist die Säule etwas ausgenommen und darüber — über die Oeffnung — geht der starke eiserne Bügel E F, mit eisernen Ringen befestiget. In diesem Ausschnitt der Säule und zwischen dem Bügel ist ein starker Hebel mit seinem Bolzen angebracht, so daß er durch die Winde L, mit der Schraube ohne Ende, Sternrad, Kurbel M und durch die gezahnte Stange H K kann erhoben,

Digitized by Google

oder herabgelassen werden, und eben dadurch auch die Wage N O, welche mit ihrer Scheere in dem Haken P G hängt, der hintere Theil bei q in einem Haken, der an der Kette q R, welche der Arm l m R trägt, befestiget ist. Unter dem Wagebalken ist wieder die Säule bei l herab etwas ausgeschnitten, damit die Wage und das Gewicht einen freien Platz zur Bewegung haben. Unter V ist der Balken w x befestiget, der mit einem Geländer eingefaßt ist, damit die Leute daselbst stehen und das Gewicht regieren können; a ist die Treppe, welche zu dem Gange führt; b und c sind Stützen, welche den Gang unterstützen; d e f ist ein Arm, welcher die Winde trägt, i g k ein Querbalken, welcher das Aufsteigen des Balkens L, mit den Getrieben und der Kurbel M, verhindert. S ist der Haken, daran die Last gehänge wird. Soll nun die daran befestigte Last erhoben werden, so wird durch die Winde L der Hebel G H in H erhoben, dadurch kommt die Wage tiefer herab, die Last wird eingehängt und durch L und M der Hebel H herumtergetrieben. Die Bewegung ist äußerst langsam. Das lange Ende des Wagenbalkens kann ungefähr 4 Ellen lang seyn, das kurze aber 4 Zoll. Ist nun das Gegengewicht 1/2 Centner, so giebt es ohne die Ueberwucht des Balkens, die hier wohl 4 oder 5 Centner bleiben wird, schon an 15 Centner und auch soviel in der andern Reihe; weil aber bei dieser Wage nicht mehr als 20 Centner zu wiegen verlangt werden, so kann das kurze Ende länger, etwa 5 bis 6 Zoll, gemacht werden. Man kann aber nicht weniger, als 3 bis 4 Centner wiegen. — Eine ähnliche Wage, nur im größern Maßstabe ist Leupold's Leipziger Heuwage. Es ist hier ein großer Balken mit einer kleinen Wage vermittelst einer Kette verbunden. Der Balken wird durch eine gezahnte Stange und Getriebe bewegt. Auf dieser Wage

oogle

werden ganze Fuder Heu sammt dem Wagen und andern schweren Lasten auf einmal gewogen.

Schnellwage mit beweglichem Ruhepunkte. Diese Art Schnellwagen ist besonders bei Landleuten gebräuchlich, sie besteht aus einem etwa zwei Fuß langen, einen Zoll im Durchmesser haltenden Stabe, mit welchem ein fast 4 Zoll dicker, 5 bis 6 Zoll langer Klotz, der eine rundliche Gestalt hat, verbunden ist, welcher, wenn er nicht die gehörige Schwere hat, mit Eisen verstärkt wird, er vertritt die Stelle des Gewichtes; das andere Ende hat einen eisernen Haken, um die Last, welche gewogen werden soll, daran zu befestigen. Ein etwa 5 Zoll langes Stück Holz, mit einem eisernen Bogen verbunden, dient zum Handgriff. Der eiserne Bogen ist in der Mitte etwas ausgehöhlt, nach der Dicke des Stabes, diese Höhlung dient zum Ruhepunkte für den Wagebalken. Der Stab wird, seiner ganzen Länge nach, in ganze und halbe Pfunde getheilt. — Man hat nun noch eine Art Schnellwagen, bei denen der Ruhepunkt und das Gewicht beweglich sind. Man giebt dem Wagebalken zwei Ruhepunkte, folglich zwei Scheeren oder Griffe zum Aufhängen, so daß der kurze Arm, nach Veränderung der Ruhepunkte, bald länger, bald kürzer nach der Größe der Gewichte wird; der lange Arm wird nach beiden Seiten eingetheilt. Bei der größten Länge des kurzen Arms kann man nicht so große Lasten heben, als bei der kleinsten Länge geschehen kann.

Eine verkehrte Schnellwage, Fig. 8489, ist ein kleines Brett, oder eine Messingplatte, auf welche eine Säule K H aufgerichtet, und bei H auf demselben beweglich ist, so daß sie niedergelegt werden kann; damit sie aber bei aufgerichteter Stellung, im Gebrauche, gehörige Festigkeit habe, ist bei G ein Strebpfeiler angebracht, der sich ebenfalls zurücklegen

läßt. Bei K iſt das Lager der Zapfen der Wage. L M iſt der Wagebalken, deſſen Theil L K etwas kürzer, als K M iſt. Die Länge des Armes K L richtet ſich nach der Größe der Sache, welche gewogen werden ſoll. Er iſt in Grade nach dem Gewichte getheilt. N O iſt ein metallenes Gewicht, welches nach der Dicke des Balkens L K ausgearbeitet iſt, und ſich hin und her ſchieben läßt. Der Arm K M iſt länger, als L K, aber auch dünner. Die verſchiedene Schnelligkeit dieſer Wage hängt von der Länge oder Kürze des Arms K M ab; denn je kürzer dieſer iſt, je ſchneller iſt die Wage. Weil aber die Wage ſehr ſchnell gemacht werden kann, ſo iſt es unmöglich, das Gewicht N O auf eine gewiſſe Schwere zu ſtellen, und daher genug, wenn man es ſo weit ab und zu ſchiebt, bis es ſchwerer, als die Wage wiegt. Wollte man z. B. ein Korn von einer Goldprobe wiegen, einen Gran ſchwer, ſo kann das Gewicht ſo weit abſtehen, daß wohl zwei oder drei Grau nöthig ſind, in die Schalen zu legen, daher kann der Balken nicht wagerecht ſtehen, er ſenkt ſich und ruht auf der Querſtütze Q. Wenn nun das Goldkörnchen in die Schale p gelegt wird, ſo muß noch ſo viel Gewicht zugelegt werden, bis der Balken horizontal ſteht. Nachdem dieſes geſchehen, nimmt man das Goldkörnchen heraus, und legt ſo viel Gewicht hinzu, bis die Wage den horizontalen Stand erhalten hat. Das letzte Gewicht zeigt den wahren Inhalt des Körnchens; das erſte darf nicht einmal ein ordentliches Gewicht ſeyn, ſondern man kann ſich dazu des Schrotes bedienen. Es iſt ſehr gut, wenn man ſtatt einer Schale, zwei zuſammengefügt, ſo daß zwei Behältniſſe entſtehen, welches man auch dadurch erreicht, wenn man eine Schale in zwei Theile theilt, damit nicht beide Gewichte untereinander kommen, und man ſie dadurch verwechſelt.

Google

Eine Schnellwage zu Goldmünzen, als Dukaten, Friedrichsd'or ꝛc. Auf einem kleinen gedrechselten Füßchen A B, Fig. 8489, von Holz oder Elfenbein ruht auf einem Stifte ein beweglicher kleiner, nicht runder, sondern flacher Wagebalken G G, von derselben Materie, als der Fuß. Bei F ist derselbe durchbohrt, und mit einer Achse auf dem platten Stift A beweglich, wodurch der Balken in zwei Theile C F und F G abgetheilt ist, und wovon C F etwas länger, als F G ist. Bei C ist ein Tellerchen, von der Größe der Münze, welche gewogen werden soll. Der Teller ist mit einem flachen Rande umgeben, damit man das Goldstück bis an den Rand schieben kann, wenn man es wiegen will. Das Ende des Armes F G ist so schwer, daß ein vollwichtiger Dukaten, oder eine andere Goldmünze, nach welcher die Wage eingerichtet worden, den Wagebalken erst aus seiner Ruhe bringt. Die Wage würde aber nicht aus ihrer Ruhe bewegt werden können, wenn nicht das Stativ A B bei A neben dem Zapfen abgerundet wäre. Das wichtigste Stück ist an dieser Wage: daß der Stift, welcher durch F geschoben ist, recht glatt polirt worden, und sich sehr leicht bewegt, damit er gleich dem Balken eine Bewegung ertheilt, wenn der vollwichtige Dukaten aufgelegt wird. Dieser Stift muß etwas höher, als der Ruhepunkt liegen. Es läßt sich übrigens mit dieser Wage nur eine Münzsorte wiegen, das heißt, nur die, nach welcher sie eingerichtet worden; oder man müßte 1) den Teller so einrichten, daß er abgeschroben und mit einem größeren oder kleineren vertauscht werden kann; 2) ein Gewicht anbringen, welches entweder zwischen F und G beweglich ist, auch abgenommen werden kann, oder doch an einen Haken, der in G angebracht ist, gehängt werden kann. Das Gewicht, welches angehängt werden soll, muß mit der Schwere des Armes

F G gerade dem Gewichte der Münze gleich seyn; folglich muß man mehrere Gewichte haben, um dem Arme mehrere oder wenigere Schwere, wie es erfordert wird, zu geben.

Man hat noch eine andere Art Schnellwagen zum Wiegen der Goldmünzen, die zwar in der Hauptabsicht mit der vorigen gleich; allein doch so eingerichtet ist, daß man solche bequem zusammenlegen und bei sich führen kann. Ein kleines Blech hat auf beiden Punkten ein Gewinde, womit zwei andere Bleche zusammen verbunden sind, so daß sie sich auf- und zumachen lassen. Außerhalb dem einen Bleche steht ein anderes senkrecht, welches dem kleinen schwerern Arm des Wagebalkens zur Stütze dient. Beide erst gedachten Bleche sind an dem obern Ende wieder mit einem Gewinde so vereiniget, daß man solches von einander nehmen kann, beide Bleche aber, wenn sie vereiniget sind, zusammen ein Dreieck bilden. Auf dem obern Gewinde ist zugleich der Stift oder die Achse des Wagebalkens befestiget. An der Seite, wo das Stutzblech steht, ist ein erhabener Rand an dem Bleche, welches zum Fuße dient, angebracht, damit das daselbst bewegliche Blech nebst dem Balken sich daran stützen kann. Auf der Achse ruht der Wagebalken, der wie bei der ersten Art beschaffen ist. Man kann auf dieser Wage auch keine andern Stücke wiegen, als worauf sie eingerichtet worden.

Cassini's Wage, welche das Gewicht und den ganzen Werth der gewogenen Waare anzeigt. BC, Fig. 8490, ist der Wagebalken, in dessen Mitte die Achse A befestiget ist, welche sich in der Scheere F dreht. Der Wagebalken hat eine Zunge, wie die bekannte Krämerwage. Jeder Arm, sowohl AC, als AB ist in verschiedene gleiche Theile getheilt, hier in 90. Will man sich nun der Wage

bedienen, so nimmt man ein Gewicht von einem Pfunde oder von einer Unze, je nachdem es Pfunde oder Unzen seyn sollen, und hängt solches an den einen Arm, so daß man es hin und her schieben kann, auf der andern Seite, oder vielmehr am andern Arm wird die Last an einem Faden aufgehangen. Will man nun das Gewicht wissen, so hänge man die Last oder die Waare auf die Abtheilung Nr. 1 und verschiebt das Gegengewicht so lange, bis die Wage im Gleichgewicht steht, so zeigt diese Abtheilung, auf welcher sich das Gewicht befindet, die Summe des Gewichtes der Last oder der Arme. Um den Preis der ganzen Waare zu erfahren, verfährt man auf folgende Weise. Es kostet z. B. 1 Pfund 8 Schillinge, so schiebt man die Last auf die Abtheilung Nr. 8 desselben Armes, und rückt das Gegengewicht so lange, bis sich die Wage im Gleichgewicht befindet, so zeigt diese Zahl die Summe des ganzen Preises. Muß aber die Waare in einer Schale gewogen werden, so muß das Gewicht der Schale, Scheere und Haken davon abgezogen werden, weshalb man lieber das Gewicht ebenfalls in eine Schale legen kann, welche genau mit der vorigen gleiche Schwere hat.

Im Handel und Wandel bedient man sich der Schnellwagen nicht häufig, weil damit eher Betrug vorgehen kann, als mit den gemeinen Wagen; man gebraucht sie nur, wenn Waaren, bei denen es auf eine Kleinigkeit nicht ankommt, z. B. Fleisch, Heu ꝛc. oder viele Centner auf einmal abgewogen werden sollen, wo die gewöhnlichen Kaufmannswagen, Niederlagswagen zu schwach sind. Man findet sie besonders in den Zeughäusern, Zollhäusern, wo 100 und mehrere Centner auf einmal darauf gewogen werden.

Theatrum staticum von Leupold, 7r Th., Kap. 6. Leupold's Leipziger Heuwage, Leipzig 1713.

Digitized by Google

Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen von C. G. H. Kunze, 1ster Band. Hamburg 1796. S. 49 u. f.

Schnellzange, bei dem Uhrgehäusemacher, eine kleine Zange, womit die kleinen Stifte fest gehalten werden, die auf den Ueberzug des äußeren Gehäuses eingeschlagen worden. Die beiden Schenkel dieser Zange sind durch ein Gelenk vereiniget, und zwischen den Griffen ist eine Feder. Man kann diese Griffe zusammenpressen, wenn die auf den Griffen sich befindende Hülse hinabgeschoben wird. Das Maul oder die Kneipen der Zange sind flach und haben einige Reifen, worein die Stifte, die damit gehalten werden, passen.

Schnellzinn, s. Schnellloth.

Schnepel, Schnäpel, Salmo Lavaretus; Fr. le Lavaret; er gehört zur dritten Familie des Lachsgeschlechtes, zu den Aeschen (Salmo Thymallus), ist etwas kleiner, als die Zerte, hat einen längeren Oberkiefer, als der Lachs, ausgeschnittene Schuppen und vierzehn Strahlen in der Rückenflosse. Er geht in dreieckigen, spitzwinkeligen Truppen in die Flüsse hinauf. Man fängt ihn in der Elbe und in einigen Flüssen der Altmark Brandenburg, wo diese in die Elbe fallen. Er wird am Bauche aufgerissen, an der Luft oder mit wenigem Rauche gedörrt und so verführt. Sein Fleisch ist zart und wohlschmekkend, fast dem Lachse und der Forelle gleich, ist aber schwer zu verdauen. Man kocht ihn gewöhnlich mit weißen oder Märkischen Rüben; s. unter Rüben, Th. 128. Der Ferra in den Schweizerseen ist eine Abänderung davon.

Schnepfe, Scolopax, Fr. Bécasse, eine Gattung Vögel, welche einen langen, runden, schwachen Schnabel, und eine längere Hinterzehe, als der

Strandläufer, Tringa, hat, und solche beim Gehen auf dem Boden stützt.

Die Waldschnepfe, gemeine Waldschnepfe, gemeine Schnepfe, Schneppe, Graßschnepfe, Buschschnepfe, Holzschnepfe, Bergschnepfe, das Schnepfhuhn, Wasserrebhuhn, die Becassine, Scolopax Rusticula, rostro recto levi, pedibus cinereis; femoribus tectis, lasica frontis nigra. Rusticula Linn. Syst. nat. ed. X. Gen. 77. Sp. 7. Gallina rustica. Gesner, avi, p. 477. Rusticula vel perdix rustica major. Idem, ibid. p. 501. Scolopax sive perdix rustica. Aldrovande Avi tom. III, p. 471. Scolopax gallinago maxima Ray. Synops. Avi p. 104. Nr. 1. Perdix rustica, Gallina rustica; Griech. Σκολοπαξ; neu Griechisch Σκολοπαξ oder Σκολοπας; Italienisch Becassa, Becaccia, Gallinella, Gallina arciera oder rusticella et salvatica; in der Lombardei Gallinacia; im Toskanischen Acceggia; im Römischen oder in Rom Pizzarda; in Katalonien Beccada; Flandrisch Sneppe; Polnisch Stomka und Pardwa. Türkisch Tcheluk; Schwedisch Morkulla; Norwegisch Blom, Rokke, Hutte; Dänisch Holzsneppe; im Englischen Wood-cok; im Französischen Bécasse, Belon, Nat. des Oiseaux, p. 272. la Barge commune, Buffon Oiseaux VII. p. 500.

„Unter allen Zugvögeln, sagt Büffon, machen die Jäger auf die Waldschnepfen vielleicht am meisten Jagd, theils wegen ihres vortrefflichen Fleisches, theils weil sie sich so leicht dieses guten dummen Vogels, der gegen die Mitte des Oktobers zu einerlei Zeit mit den Krammtsvögeln in nahen Gehölzen (in Frankreich) ankömmt, bemächtigen können.“ Die Waldschnepfe findet sich schon in einer sehr

jagdreichen Zeit ein und vermehrt noch die Menge des ſchönen Federwildprets. Der Dichter Nemeſian beſchreibt ihre Jagdzeit ſehr reizend auf folgende Weiſe;

Cum nemus omne ſuo viridi ſpoliatur honore
. . . praeda eſt facilis et amoena, ſcolopax *)

Im Spätherbſt verlaſſen dieſe Vögel die hohen Gebirge, die ſie im Sommer über bewohnen, als die Alpen, Pyrenäen ꝛc., und gehen, wenn der erſte Schnee im Anfange des Oktobers auf dieſe Höhen fällt, in die Gehölze der unteren Hügel, und bis in die Ebenen der angränzenden Länder, um ihre Nahrung zu ſuchen. Belon **) ſagt: „Die Waldſchnepfe iſt ein Vogel, der ſich des Sommers auf den Alpen, Pyrennäen und den Gebirgen in der Schweiz, Savoyen und Auvergne aufhält, wo wir ſie öfters zur Sommerzeit geſehen haben; im Winter ziehen ſie aber weg und ſuchen ſich unten in den Ebenen und Schlaghölzern ihre Nahrung. Weil es nun ſolche hohe Gebirge in Griechenland giebt, ſo iſt es nicht befremdend, daß Ariſtoteles ſie nicht Zugvögel genannt hat, und wahrlich die Waldſchnepfe gleicht nicht den andern, welche gänzlich aus der Gegend wegziehen, ſobald ſie nur ihren Aufenthalt verändern; des Sommers ſind ſie auf den höchſten Gebirgen, und des Winters, ſo lange die hohen Gebirge mit Froſt bedeckt ſind, in den Ebenen, wo ſie die warmen Quellen und andern feuchten Oerter der Nah-

*) Wenn der Wald mit Ehren all ſeines Grüns beraubt iſt, ſo iſt der Raub der Schnepfe leicht und ergötzlich.

K.

**) Nat. des Oiseaux, p. 273.

rung wegen besuchen, und die Regenwürmer mit ihrem langen Schnabel aus der Erde ziehen, und in dieser Absicht fliegen sie des Abends und Morgens, und halten sich des Tags an verdeckten und des Nachts an freien Orten auf."

Der Schnabel dieses wirklich sehr dummen Vogels ist holpericht, und an den Seiten, gegen die Spitze zu, gleichsam bärtig, und seiner Länge nach durch tiefe Fugen ausgehöhlt. Der obere Kinnbacken bildet allein die gerundete Schnabelspitze und reicht über den untern hinweg, welcher gleichsam abgeschnitten ist, und sich unten hindurch eine schiefe Fuge anschließt. Die Länge des Schnabels hat diesem Vogel in den mehrsten Sprachen, bis zu der Griechischen hinauf, seinen Namen gegeben *). Der Kopf ist eben so merkwürdig, als der Schnabel, mehr viereckig, als rund, und die Knochen der Hirnschale machen beinahe einen rechten Winkel auf den Augenhöhlen. Ihr Gefieder, welches Aristoteles mit dem Gefieder eines Haselhuhns vergleicht, ist bekannt genug, es ist oben bräunlichroth und schwarzbunt, am Bauche weiß mit braunen Streifen. Hinter dem Kopfe sind vier schwarze Querbänder. Büffon sagt über die Farbe des Gefieders dieses Vogels: „die schöne Wirkung des Helldunklen, welche die durchkreuzenden, in einander schmelzenden, mit grau, Ruß und Umbrafarbe getuschten Anstriche darin hervorbringen, so daß es noch immer zum Dunklen gehört, sind zu schwer und zu weitläuftig, um einzeln und im Kleinen beschrieben zu werden." — Die weibliche Waldschnepfe kann

*) Σκολοπαξ von Σκολοψ, ein Pfahl. — Scolopax, quod rostro, palo, scolopos, similia; quo sensu et ab hebraeis kore; a nostris Langnasen, Langschnabel, dicitur. Klein, Avi p. 99.

Digitized by Google

von dem Männchen durch einen schmalen weißen Strich auf dem untern Theile der äußeren Fahne der äußersten Schwungfeder unterschieden werden. Derselbe Theil an der äußersten Feder des Männchens ist schön und regelmäßig schwarz und röthlichweiß gefleckt. In dem Afterflügel an jedem Geschlechte ist eine kleine spitze, schmale Feder, welche sehr elastisch ist, und von den Malern zu Pinseln gesucht wird. Nach Büffon hat die Schnepfe eine Gallenblase, Belon sagt aber, daß sie keine habe. Diese Blase ergießt, nach dem zuerst erwähnten Schriftsteller, ihre Feuchtigkeit durch zwei Röhren in den Zwölffingerdarm. Außer den zwei gewöhnlichen Blinddarmen, hat Büffon noch einen dritten bemerkt, ungefähr sieben Zoll von dem ersten entfernt, und welcher mit dem Darme eine eben so offenbare Verbindung hatte; da er dies aber nur bei einem Vogel beobachtet hat, so ist dieser dritte Blinddarm vielleicht nur eine individuelle Verschiedenheit, und etwas bloß Zufälliges. Der Magen ist voll Muskeln, und mit einer runzlichen Haut, die nicht angewachsen ist, gefüttert. Man findet darin oft kleinen Kies, welchen der Vogel ohne Zweifel beim Essen der Erdwürmer herunter schluckt; die Darmröhre hat zwei Fuß und neun Zoll in der Länge. Nach Gesner hat die Schnepfe die Größe des Rebhuhns; Aristoteles *) vergleicht sie mit einem Huhne; es scheint daher nach dieser Vergleichung, daß die gemeine Art Hühner bei den Griechen kleiner, als die unsrige war. Der Leib der größeren Schnepfen ist nicht so stark, als an dem Rebhuhn; allein die Flügel, Hals und Schenkel geben derselben ein größeres Ansehen. Otto hat eine ge-

*) Magnitudine quanta gallina est. Arist. lib. IX. cap. XXVI.

wogen, die 21 Loth und 2 Quentchen schwer war; ihre Länge betrug 12 Zoll 3 Linien; ihre Flügelausbreitung 22 Zoll. Der Leib der Waldschnepfe ist sehr fleischigt, und am Ende des Herbstes sehr fett, und dann, und noch den größern Theil des Winters hindurch, dient sie uns zu einem ausgesuchten Gericht; obgleich ihr Fleisch schwarz und nicht sehr zart ist, aber als ein festes Fleisch die Eigenschaft hat, lange zu dauern.

Die Züge dieser Vögel, wenn sie im Sommer ihren Aufenthalt verlassen, geschehen nur in der Höhe, nicht in der Länge, wie die Züge der Vögel, die von einer Gegend nach der andern ziehen. Sie kommen des Nachts und bisweilen des Tages bei trübem Wetter oder bei einem bewölkten Himmel, nach Willughby*) an; ziehen einzeln oder ihrer zwei zusammen, niemals aber Haufenweise; allein wenn Letzteres gleich nicht geschieht, so kommen doch, nach Otto, in einer Stunde oft sehr viele in eine Gegend. Sie fallen in große Hecken, in Schloghölzer, in hohe Wälder, und vorzüglich gern in solche Gehölze, wo es viel faule Erde und abgefallene Blätter giebt; hier halten sie sich eingezogen und geduckt den ganzen Tag, und zwar so versteckt, daß man Hunde haben muß, sie aufzustoßen, und oft gehen sie hinter den Füßen des Jägers heraus. Nur beim Einbruch der Nacht verlassen sie das Gebüsch oder den Dickicht des Waldes, um sich in den lichten Oertern auszubreiten und ihren Weg zu verfolgen; sie suchen sich, wie auch schon oben, angeführt worden, weiches Erdreich, feuchte Wiesen am Rande des Holzes, und kleine Sümpfe, wo sie sich ihren Schna-

*) Coelo nebuloso advolare et advolare dicuntur.

bel und Füße, die sie beim Suchen der Nahrung mit Erde füllen, wieder abwaschen.

Beim Aufsteigen macht diese Schnepfe ein Geräusch mit den Flügeln, und steigt in einem hohen Walde ganz gerade auf; dagegen ist sie oft gezwungen in den Schlaghölzern Krümmungen zu machen. Im Fliegen taucht sie sich hinter die Gebüsche, um sich dem Auge des Jägers zu entziehen; und obgleich ihr Flug schnell ist, so ist er doch weder hoch, noch lange anhaltend; sie fällt mit solcher Schnelligkeit nieder, wie eine ihrer Schwere gänzlich überlassene Masse. Wenige Augenblicke nach ihrem Fall läuft sie schnell fort, hält aber bald still, hebt den Kopf in die Höhe, und sieht sich nach allen Seiten um, um sicher zu seyn, ehe sie ihren Schnabel in die Erde steckt. Plinius vergleicht daher die Waldschnepfe ihres geschwinden Laufes wegen mit einem Rebhuhne *); denn sie stiehlt sich auf eben die Art fort, und wenn man sie zu finden glaubt, wo sie niedergefallen, so ist sie schon auf eine weite Strecke davon gelaufen und entflohen. Allem Anscheine nach sieht dieser großäugigte Vogel nur in der Dämmerung gut, so daß ein stärkeres Licht ihn blendet, welches sein Flug und seine Bewegungen beweisen, welche niemals so lebhaft, als bei der einbrechenden Nacht und bei Anbruch des Tages sind, und diese Bewegung vor Aufgang und nach Untergang der Sonne ist so dringend, und liegt so tief in ihrer Natur, daß Schnepfen dieser Art, die im Zimmer eingesperrt waren, sich regelmäßig alle Morgen und alle Abend in die Höhe schwangen, da sie doch sonst des Tages oder des Nachts umherliefen, ohne sich aufzuschwingen oder zu erheben, und daher ist zu vermuthen, daß die

*) Rusticulae et perdices currant.

Waldschnepfen auch in den Gehölzen ruhig bleiben, wenn die Nacht finster ist; wenn aber der Mond scheint, so gehen sie herum, und suchen Nahrung; daher nennen die Jäger auch den Vollmond des Novembers den Waldschnepfenmond, weil man sie dann in großer Menge fängt. Der Fang oder die Jagd dieser Vögel geschieht gewöhnlich des Abends; daher werden die Schlingen entweder des Nachts oder des Abends aufgestellt. Man fängt sie mit dem Hängegarn, einem Netze, das in den lichten Oertern und am Rande des Holzes, wo man sie des Abends hat ankommen oder ziehen sehen, zwischen zwei großen Bäumen aufgespannt wird; ferner mit Schlingen und Stockschlingen; man schießt sie auf Morästen, Bächen und Fuhrten, wenn sie niederfallen, und dies alles des Abends. Bei der Jagd auf den Sümpfen versteckt sich der Jäger unter ein dickes Laubwerk, nahe am Bache oder einem Sumpfe gelegen, den die Waldschnepfen besuchen, und erwartet sie hier, wenn sie fallen. Sie kommen nicht lange nach Sonnenuntergang, wenn überdies noch angenehme Süd- oder Süd-Westwinde wehen, einzeln oder zu Paaren an, und fallen auf den Sumpf oder Morast, wo sie der Jäger fast ohne Fehlschuß erlegt, besonders weil dieses Wildbrett einen schwerfälligen Flug und ein schwaches Gesicht hat. Diese Jagd soll indessen nicht so fruchtbar und zuverlässig seyn, als diejenige, welche mit liegenden Schlingen angestellt wird, welche in den Fußsteigen aufgespannt werden. Dieses sind dünne Haselstauden, oder andere biegsame und elastische Hölzer, die in die Erde gesteckt und so gebogen werden, daß sie Schnellkraft behalten. Diese Hölzer werden nachher an der Erde an ein Fallhölzchen festgemacht und mit einer fliegenden Haar- oder Zwirnfadenschleife gekrönt; den übrig-

Digitized by Google

bleibenden Theil des Fußsteiges, wo man diese hingestellt hat, besetzt man mit Reisigen, oder wenn man sie auf Wiesen aufstellt, so steckt man Pfriemenkraut oder Wachholdersträuche Reihenweise hin, welches so zusammengelegt wird, daß nur ein kleiner Durchweg übrig bleibt, welchen die Schlinge besetzt; damit die Waldschnepfe, welche die Fußsteige verfehlt, und sich nicht gern aufhebt oder überspringt, genöthiget wird, über die Stelle durchzugehen, wo das Fallhölzchen liegt, welches, sobald es berührt wird, ausgeht, und der Vogel wird von der fliegenden Schleife ergriffen, und durch den Zweig, der sich aufrichtet, in die Luft gehoben. Die auf diese Weise aufgehängte Schnepfe schlägt und zappelt sehr, und der Jäger muß mehr als einmal des Abends und gegen das Ende der Nacht, ja öfter, als gewöhnlich nach seiner Aufstellung hingehen, widrigenfalls kommt der Fuchs, der von weitem durch das Flügelschlagen dieser Vögel hiervon benachrichtiget wird, und trägt eine nach der andern davon, und verbirgt sie an verschiedenen Oertern, um sie zur Zeit der Noth wieder zu finden. Man erkennt übrigens die Oerter, welche die Waldschnepfe besucht, an ihrer Loosung, welches ein weißer Auswurf ohne Geruch ist. Um sie auf Wiesen, wo keine Fußsteige sind zu fangen, zieht man daselbst Fädchen, welche die Schnepfe verfolgt, indem sie nach den Würmern in der aufgeworfenen Erde sucht, und läuft dann zu gleicher Zeit in die längst der Furche aufgestellten Halsschlingen und Haarschlingen.

Nach dem Olina scheint die Waldschnepfenjagd den ganzen Winter über in Italien zu dauern; dagegen zwingt die große Kälte in strengen Wintern sie im nördlichen Deutschland etwas weiter nach Süden zu ziehen. Einige sollen indessen doch noch, nach Otto, in den Gehölzen nahe bei den warmen

Quellen in Pommern bleiben; mehrere auch wohl den ganzen Winter über an Holzbrüchen in der genannten Provinz Preußens; die meisten ziehen aber fort. Den Hunden soll, nach Büffon, das Fleisch der Waldschnepfe, überhaupt der Geruch derselben zuwider seyn, und nur der Pudel soll daran gewöhnt werden können diesen Vogel zu bringen; allein bei uns bringen sie, nachdem sie geschossen worden, auch Hühner- oder Vorstehehunde.

Wie schon oben, S. 444, angeführt worden, ist die Waldschnepfe ein sehr dummer Vogel. Willughby sagt: „Bei uns ist dieser Vogel wegen seiner Dummheit sehr übel berüchtiget, und so hat er den Namen Scolopax sprüchwörtlich für seine Dummheit empfangen *)." Wahrscheinlich nennt man sie in der Barbarei dieses Charakters der Dummheit wegen, nach Shaw **) hammar el hadjel, den Esel unter den Rebhühnern. Belon ***) sagt: „Diese Schnepfe ist ein sehr thörichtes Thier, und erzählt folgende Weise sie zu fangen: Ein Mensch, mit einer Kappe bedeckt, welche die Farbe trockner Blätter hat, geht gekrümmt auf zwei kurzen Krücken, nähert sich leise, steht still, wenn die Waldschnepfe auf ihn sieht, und fängt wieder an zu gehen, sobald sie anfängt umher zu laufen, bis er gewahrt, daß sie mit gesenktem Kopfe stille steht, dann schlägt er sacht mit seinen beiden Stöcken aneinander, und die Waldschnepfe erfreut sich darüber so sehr, und wird so närrisch (et affolera tellement), daß der Jäger ihr hinlänglich nahe kommen, und

*) Apud nos ob stoliditatem infamis est haec avis adeo, ut scolopax pro stolido proverbialiter accipiatur.
**) Shaw, Travels, pag. 253.
***) Nat. des Oiseaux, p. 273.

Digitized by Google

eine Schlinge um den Hals werfen kann. Wahrscheinlich ist diese Dummheit und das schlechte Gesicht der Grund, daß die Alten glaubten, dieser Vogel habe eine bewunderungswürdige Neigung zum Menschen.

Die Nahrung der Waldschnepfe ist, wie schon oben, S. 446, angeführet worden, animalischer Natur, und nicht, wie einige Naturforscher, unter andern Albert *), angeführt, Samenkörner; denn die Gestalt ihres schmalen, sehr langen und an der Spitze weichen Schnabels weiset sie allein schon auf Würmer hin, und Schwenkfels sagt: solis vermibus alitur; nunquam grana attingit — sie wird nur allein mit Würmern ernähret und rühret niemals Körner an. — Die Waldschnepfen haben die Gewohnheit mit den Kibitzen und Regenpfeifern gemein, daß sie, sobald sie an ein Holz oder Gehölz kommen, zu einem Haufen trockner Blätter laufen, solche umkehren oder sie wegstoßen, um die Würmer darunter zu greifen. In der weichen Erde kleiner Moräste, auf morastigen Viehweiden und auf feuchten an Gehölze gränzende Wiesen suchen sie ihre Nahrung, indem sie die Erde mit dem Schnabel umkehren, und heftig zur Rechten und Linken werfen. Nach Büffon soll sie ihre Nahrung mehr vermöge ihres Geruchs suchen, als mit den Augen, weil Letztere, wie schon oben bemerkt worden, schlecht sind; auch soll die Natur ihr vielleicht in der Spitze des Schnabels einen besonderen, ihrer Lebensart angemessenen, Sinn gegeben haben, welcher jedoch nur in einem sehr feinen Gefühle bestehen könnte, wodurch sie beim Berühren der Gegenstände sogleich die Nahrung zu erkennen im Stande ist; und

*) Aristot. Hist. lib. IX.

diese außerordentliche Organisation ist gleichfalls den Heerschnepfen gegeben. Nach Bowles *) wurden die Waldschnepfen zu St. Ildephonse, wo der Infant Don Ludwig ein mit allen Vögelarten angefülltes Vogelhaus hatte, auf folgende Weise gefüttert. In der Mitte des Vogelhauses war eine Fichte und Gesträuche. Ein Springbrunnen lief unaufhörlich, um das Erdreich feucht zu erhalten. Man brachte frische und so stark mit Würmern versehene Rasen, als man sie nur finden konnte. Diese Würmer verbargen sich vergebens, wenn die Schnepfe hungrig war; sie bemerkte sie durch den Geruch, steckte ihren Schnabel in die Erde, aber niemals tiefer, als bis an die Nasenlöcher, zog die Würmer heraus, und indem sie den Schnabel in die Luft hob, breitete sie ihn in seiner ganzen Länge über sich aus, und ließ sie auf diese Art ganz sachte ohne irgend eine Bewegung des Niederschluckens hinunter. Diese ganze Handlung geschah augenblicklich, und die Bewegung der Waldschnepfe war so gleichförmig und so unmerklich, daß sie nichts zu thun schien. — Nach dem Olina und Longolius soll man sie in Italien mit einem Teige von Weizenmehl (farina d'orzo) und trocknen Feigen fett machen; dieses ziehen jedoch andere Naturforscher in Zweifel, weil dieser Vogel nicht nur sehr wild, sondern auch in der Jahreszeit, wo er zum Leckerbissen gefangen wird, von selbst sehr fett ist.

Gegen Ende des Winters, im März, verlassen die Waldschnepfen die Ebenen und kehren auf ihre Gebirge zurück; allein nicht alle ziehen aus den südlichen Ebenen auf die nahen Gebirge, sondern durch weite ebene Länder, z. B. durch ganz Deutschland, und von

*) Histoire naturelle d'Espagne, par. 6. pag. 454 et s.

Pommern durch das südliche Schweden, so daß sie dort nur wenige Tage bleiben, und selten ein Paar zurück bleibt. Dieser Durchzug geschieht daselbst im März oder im Anfange des Aprils, je nachdem die Witterung es zuläßt. Man findet dann bisweilen schon Eyer in ihnen. Im October kehren sie aus dem Norden zurück, halten sich, nach Otto, in dem flachen Pommern selten lange auf, sondern ziehen fort nach Süden. Sobald sie im Frühling gepaart fortziehen, fliegen sie schnell und ohne sich des Nachts aufzuhalten, nur des Morgens verbergen sie sich in Gehölzen, wo sie den Tag über bleiben, und des Abends ihren Flug dann weiter fortsetzen. Den Sommer über findet man sie an den einsamsten und höchsten Oertern der Gebirge, wo sie nisten. Dieser Vogel baut sein Nest, wie alle Vögel, die sich nicht auf Bäume setzen, auf der Erde. Es besteht aus trockuen Blättern oder Kräutern, mit kleinen Holzreisigen vermischt, und ist ohne Kunst zusammengebracht, gegen einen Baumstamm gelehnt oder unter einer starken Wurzel aufgehäuft. Das Weibchen legt vier bis fünf längliche Eyer, die ein wenig größer, als die Eyer gemeiner Tauben sind. Ihre Farbe ist rothgelblich und grau, mit dunkleren, schwärzlichen Flammen marmorirt. Wenn die Jungen ausgekrochen sind, verlassen sie das Nest und laufen, obgleich erst mit Milchhaar bekleidet, schon fort; ja sie fangen schon an zu fliegen, ehe sie andere als Flügelfedern haben. Man hat gesehen, daß die Jungen, indem sie entdeckt worden, halb fliegend, halb laufend entfliehen, ja selbst, daß der Vater und die Mutter eines von ihren Jungen, wohl das schwächste, unter ihre Kehle genommen, und es auf diese Art weiter als tausend Schritte getragen haben. Auch Scopoli *) sagt,

*) Pullos rostro portat fugiens ab hoste. Ann. I. I. c.

Digitized by Google

daß sie die Jungen unter dem Schnabel tragen, indem sie vor dem Feinde fliehen. So lange die Jungen noch der Hülfe der Alten bedürfen, verläßt das Männchen nicht das Weibchen. Ersteres läßt seine Stimme nicht anders hören, als in der Zeit, da es die Jungen aufzieht, und in der Brunstzeit; den übrigen Theil des Jahres ist es aber, wie das Weibchen, stumm. Dieser Gesang, welcher vielmehr ein Geschrei ist, besteht aus verschiedenen Tönen, und gehe vom Tiefen zum Feinen über go, go, go; pidi, pidi, pidi, pidi, cri, cri, cri, cri; letzteres scheinen Töne des Zorns zu seyn, wenn mehrere Männchen versammelt sind; sie haben auch eine Art von Gerächel couan, couan, und ein gewisses Grünzen freu, freu, freu, wenn sie sich verfolgen. — Wenn das Weibchen brütet, so liegt das Männchen fast immer nahe bei ihr, und ihre Liebkosungen scheinen noch fortzudauern; indem sie wechselsweise ihren Schnabel auf den Rücken des andern legen. Diese sonst einsamen und ein wildes Naturel verrathenden Vögel sind während dieser Zeit liebkosend und zärtlich, ja sie zeigen sogar Eifersucht; denn man gewahrt, daß sich die Männchen um das Weibchen streiten, und dabei so in Zorn gerathen, daß sie sich schlagen, auf die Erde werfen, und sich mit dem Schnabel stoßen; sie werden also nur dann dumm und furchtsam, wenn sich die Empfindung der Liebe verloren hat, welche stets von dem Muthe begleitet wird.

Die Waldschnepfe findet sich nach Aldrovand und Geßner *) überall; sowohl in den mittäglichen als mitternächtlichen Gegenden in der alten und in

*) Nulla non in regione reperitur haec avis Aldrov., Tom. III., p. 474. — Reperitur haec Avis in omnibus fere regionibus. Gesner. p. 485.

der neuen Welt; man kennt sie in ganz Europa, in Italien, Deuschland, Frankreich, England, Pohlen, Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden, Norwegen und bis in Grönland. In Island macht die Waldschnepfe einen Theil des [illegible] ides aus, welches auf dieser Insel [illegible] Eis bedeckt ist, in Ueberfluß [illegible] findet sie in den äußersten [illegible] chen Gegenden Asiens, wo [illegible] ist, und daher in der Sora[illegible] ken, und Kurilen auch i[illegible] Gemlin hat sie in Mengr[illegible] an dem Jenisey gesehen [illegible] zahl vorhanden sind, [illegible] der vielen hier versa[illegible] ausmachen. Man [illegible], in Aegypten, um Kairo herum, [illegible], wo man sie vom October bis [illegible]. Adanson fand sie auf den [illegible], und andere Reisende in G[illegible]ste. Auch auf dem Mee[illegible], so wie auf Zeylon wi[illegible] haben. Man findet sie [illegible] ganzen mitternächtlichen [illegible] Louisiana, wo sie ein wen[illegible] die Europäische. In den meh[illegible] Provinzen von Amerika ist s[illegible]

Von der [illegible] folgende Abänderungen: 1) [illegible] Waldschnepfe, Scolopax rustica, [illegible] rufescente, pedibus cinereis, [illegible] tectus; fascia capitis nigra. Linn. Syst. Nat. ed. p. Gmel. Tom. I. p. 660. n. 6. Scolopax alba. Klein, Avi p. 100, n. 6. Scolopax candida. Briss. Ornithol. tom. V., p. 297. Fr. La Bécasse

Buffon Oiseaux VII., p. 462; Engl. White wood-cok; Woodcock.

Diese Abart ist, nach Büffon, selten in Frankreich. Ihr Gefieder ist zuweilen ganz weiß, öfter noch mit einigen grauen oder kastanienbraunen Flammen vermischt; der Schnabel ist fleischweiß; die Füße sind gelb[illegible]. Der genannte Schriftsteller glaube, daß das Weiße von einer Ausartung herrühret, welche aber von jener Veränderung des Schwarzen ins Weiße, die mit den Thieren in Norden vorgeht, unterschieden seyn soll, und eher Aehnlichkeit mit einer Ausartung des weißen Negers im [illegible] hat.

2) Die rothgelbe Waldschnepfe, welche ein rothgelbes Gefieder hat, [illegible] Farbe so schattirt ist, daß auf hellrothem [illegible] Grunde dunkle Flammen erscheinen. Diese Abart soll noch seltener, als die erste seyn.

Zu diesen Abarten [illegible] noch rechnen: Die strohgelbe [illegible], die Wachholderschnepfe, [illegible]schnepfe, Scolopax rusticola [illegible] Linn. Syst. nat. ed. Gmel. I., [illegible] Lechstein in seiner Naturgesch[illegible] III., p. 102, n. 2, angeführte [illegible]schnepfe, welche Otto auch [illegible] und die auch weiße Waldsch[illegible]rd; die rothköpfigte Schnepfe, [illegible] rusticeps, mit röthlichem Kopf, [illegible] und braunen Flügel, die sowohl Bechstein, als Donndorf anführet; die geschäckte Schnepfe, Scolopax varia, und die weißflügelige Schnepfe, Scolopax corpore usitato alis totis niveis, welche beide auch die eben genannten Schriftsteller anführen.

Die Jäger wollen zwei Racen von Waldschnepfen unterschieden wissen, die große und die kleine,

Büffon will dieſes jedoch nicht zugeben, da beide Arten einerlei Naturell und Sitten haben, ſich auch im Uebrigen ganz gleich ſind; der kleine Unterſchied im Wuchs iſt daher nur als zufällig und individuell zu betrachten.

Die kleine Waldſchnepfe, Scolopax minor, rostro [illegible] fuscescentibus, fronte cinerea, occipite [illegible] lineis quatuor transversis flavi[illegible] alio, corpore supra, nigro, [illegible] subtus flavo. Gmelin Linn. [illegible] p. 661, n. 34. Scolopax [illegible] rufoque varia, subtus [illegible] nigro, fasciis quatuor [illegible] ibus, cauda nigra. Latham Syn. [illegible] II. p. 714, n. 2. Fr. La petite [illegible]; Engl. Little Woodcock.

Nach Pennant iſt die obere Kinnlade des Schnabels dieſer kleinen Waldſchnepfe 2 1/2 Zoll lang — bei der [illegible] einen Zoll länger — die untere [illegible] Spitze aſchgrau; der Hinterkopf [illegible] gelblichen Querſtrichen; eine dunkle [illegible] vom Schnabel bis zum Auge; [illegible] Untertheil des Halſes, Bruſt, [illegible] dunkelgelb; der Bauch am blaſſ[illegible] des Halſes ſchwarz, gelblichroth [illegible]en und die kleinern Deckfedern [illegible]e; das Uebrige der Deckfedern [illegible] rothen Zickzacks bezeichnet; die [illegible]ern dunkelbraun; die innern Deckfedern [illegible], der Schwanz ſchwarz mit braunen Spitzen; die Beine kurz und blaß braun. Die Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Schwanzende 11 1/2 Zoll. Dieſe Art hat ganz die Geſtalt der Europäiſchen Waldſchnepfe, iſt aber an Größe und Farbe verſchieden. Sie erſcheinen in

Google

Newyork zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mays; legen zu Ende des Mays oder Anfangs Junius 8 bis 10 Eyer, gewöhnlich in sumpfigen Gegenden. Lavson fand sie in Karolina im September. Nach diesem Schriftsteller soll sie in Ansehung des feinen Geschmacks der Europäischen Art noch übertreffen.

Unter die ausländischen Vögel, die mit der Waldschnepfe Aehnlichkeit haben, gehört:

Die Savanen-Waldschnepfe, die Sumpfschnepfe, Scolopax paludosa, rostro pedibusque fuscis, loris et superciliis nigris, corpore nigro vario supra rufo, subtus ex albido. Gmelin Linné Syst. Nat. I., p. 661, n. 35. Scolopax paludosa, rufo nigroque varia, subtus albida nigro undulata, loris superciliisque nigris. Latham Syst. ornith. II., p. 714, n. 3. Fr. La Bécasse des Savanes de Cayenne. Buffon planch. n. 895. La Bécasse de Savanes. Buffon Oiseaux VII., p. 481 ed. in 12. Tom. XIV. n. 249. Engl. Savanna Woodcock, Latham Synops. III., 1, p. 132. n. 3.

Diese Waldschnepfe, obgleich kleiner als die gewöhnliche, hat dennoch einen noch längeren Schnabel; sie hat auch ein wenig höhere Füße, welche, gleich dem Schnabel, eine braune Farbe haben. Ihr Gefieder ist grauweiß, von schwarzen Streifen durchschnitten, rothgelb ist weniger darin, als bei unsern Waldschnepfen. Bei diesem äußerlichen Unterschied den das Klima vielleicht zuwege bringt, läßt sich auch ein Unterschied in den Sitten und Gewohnheiten, den dieses auch hervorbringt, an der Savannen-Waldschnepfe erkennen. Sie hält sich in den unermeßlichen natürlichen Wiesen auf, welche in den Coulées oder Savannen-Vertiefungen liegen, wo es beständig Schlamm und dicke und hohe Kräuter giebt, daher

Digitized by Google

sie auch den Namen der Sumpfschnepfe von Doundorf erhalten, wo aber die Fluth hinkommt und das Wasser salzig ist, da vermeidet sie solche. In der Regenzeit suchen diese kleinen Schnepfen sich die Höhen, und halten sich daselbst im Krautwerk auf, wo sie sich paaren und auf kleinen Erhöhungen in Löchern nisten, die mit trocknen Kräutern ausgelegt sind. Sie legen nicht mehr als zwei Eyer; allein sie paaren sich öfter und hören nicht eher auf, als im July, wenn die Regenzeit vorbei ist; dann kehren diese Waldschnepfen nach den Coulées zurück, das heißt, von erhöhet liegenden Orten nach niedrigen, welches sie mit unsern Europäischen Waldschnepfen gemein haben. Im September und October legt man oft in den Savannen ein Feuer an, um zu jagen, oder mit ihnen eine Jagd vor demselben anzustellen. Sie kommen dann in großer Anzahl nach den Oertern hin geflogen, die dem Feuer nahe liegen. Die Gehölze scheinen sie übrigens zu meiden, und verfolgt man sie, so legen sie sich niemals darein, sondern kehren um, und suchen die Savannen zu gewinnen. Diese Gewohnheit ist der Gewohnheit der Europäischen Waldschnepfe entgegengesetzt, und sie ähnelt hier mehr der Heerschnepfe. Uebrigens gehen sie, wie die Europäische Waldschnepfe, immer nur unter den Füßen des Jägers auf. Sie heben sich ferner mit eben der Schwere auf, haben eben den Geräusch machenden Flug und lassen gleichfalls ihre Loosung, wenn sie aufzusteigen anfangen. Wenn eine von diesen Waldschnepfen angeschossen ist, so fliegt sie nicht weit weg, um sich auszuruhen, sondern macht mehrere Umkreise, ehe sie niederfällt. Gemeiniglich ziehen zwei und zwei, zuweilen auch ihrer drei zusammen, und wenn man eine gewahrt, so kann man sicher seyn, daß die andere nicht weit ist. Wenn es Nacht werden will, hört man sie sich durch ein

Digitized by Google

Versammlungsgeschrei zusammen rufen, das ein wenig heiser und der groben Stimme Ka, Ka, Ka, Ka, die das zahme Huhn öfters von sich hören läßt, ziemlich ähnlich ist. Des Nachts gehen sie umher, und man sieht sie beim Mondschein bis an die Thüren der Wohnungen kommen. Nach de la Borde soll das Fleisch dieser Savannen-Waldschnepfe wenigstens so gut seyn, als das Fleisch der gemeinen. Otto ist der Meinung, daß sie zu Frische's Doppelschnepfe oder zu der großen Sibirischen Schnepfe, Scolopax major, des Pennant gehört, deren Beschreibung hier folgt.

Die Doppelschnepfe, die große Schnepfe, die große Sibirische Schnepfe, die Mittelschnepfe, Sumpfschnepfe, Riedschnepfe, Moosschnepfe. Scolopax major, pedibus et vertice nigris, hoc per [illegible] dorsum pallidam bipartito, stria pallida supra et infra oculos, corpore supra [illegible], subtus albo. Gmelin Linné Syst. Vol. I., p. 661, n. 36. Scolopax major, nigro [illegible]ta, supra testacea, subtus albida, linea verticis testacea, altera utrinque nigra. Latham Syst. ornith. II. p. 714, n. 7. Fr. La Bécasse moyenne.

Diese Schnepfe ist von den meisten Naturkundigern und selbst von vielen Jägern zur Heerschnepfe gerechnet worden, Büffon hält sie aber für eine von Linne nicht angeführte Art. Frisch sagt von derselben, daß sie den Namen Doppelschnepfe daher bekommen habe, weil sie noch einmal so groß, als die sogenannte Heerschnepfe sei, und den Namen Sumpfschnepfe, weil sie die in den Sträuchern gelegenen Sümpfe bewohne. Ihre Nahrung ist wie die der Waldschnepfe, Gewürme und zarte Wurzelchen. Wie diese legt sie vier bis fünf Eyer, und brütete solche in den vom Wasser ausgespülten

und nahe am Rohr befindlichen Erdhöhlen aus. Sie fliegt schnell, ist schüchtern, und zieht, ehe der Frost einfällt, weg. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend. Von Pennant's großer Schnepfe soll die Beschreibung ziemlich auf diese passen. Er sagt: Der Kopf ist der Länge nach durch eine ziegelrothe Linie getheilt, welche an jeder Seite von einer schwarzen [illegible] ist, und sowohl über, als unter dem Auge ist eine dritte. Hals und Brust sind gelblichweiß, mit halbkreisförmigen schwarzen Flecken. Die Seiten sind wellenförmig schwarz gezeichnet, die Schulterfedern und die Deckfedern sind ziegelroth, schwarz [illegible] und weiß eingefaßt; die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, der Schwanz ist rothbraun, die vordern Federn schwarz gestreift. Das Weibchen [illegible] acht Unzen. Sie bewohnt die arktischen Gegenden von Sibirien, wird in England und Deutschland gefunden, und steht zwischen der gemeinen und der Doppelschnepfe in der Mitte. Bechstein hält die Doppelschnepfe für ein Weibchen [illegible]. Nach Otto ist die Doppelschnepfe [illegible], von der Heerschnepfe, von welcher man sie [illegible] unterscheidet; sie hat ungefähr die Größe des [illegible] eines Kampfhahns oder der Sumpfschnepfe, Tringa pugnax. Der Schnabel hat die Bildung wie derjenige der Heerschnepfe, ist nicht als doppelt so lang, als der Kopf; er ist gerade, an der Spitze etwas kolbig, und mit ausgehöhlten Punkten versehen, wie an der Waldschnepfe, Heerschnepfe und Pfuhlschnepfe, nur ist er kürzer, als derjenige der Heerschnepfe. Die Farbe ist aber ziemlich dieselbe. Die Farbe des Gefieders ist auch derjenigen ähnlich der Heerschnepfe; mitten über den Kopf geht ein gelblicher Strich, der von zwei breiten schwarzen eingefaßt ist, wie bei der genannten Schnepfe, jedoch laufen bei

Digitized by Google

der Doppelschnepfe diese beiden breiten schwarzen Striche in einem zusammen, bei der Heerschnepfe bleiben sie dagegen am Schnabel getrennt. Vom Schnabel bis zu den Augen gehen bei der Doppelschnepfe und der Heerschnepfe schmale schwarze Streifen; daher erscheinen vorn am Kopfe vier schwarze Streifen. Die Farbe des Leibes ist wie bei der Heerschnepfe, außer daß der Bauch nicht ganz weiß, sondern weiß mit grauen Wellen ist; auch sind die Deckfedern über den Flügeln länger, und nicht mit so breiten weißen Rändern eingefaßt. Die erste Schwungfeder hat einen weißen Schaft, ist aber nicht an dem äußeren Rande weiß, wie an der Heerschnepfe; dieses, nebst dem welligen B[illegible] der Größe, und dem kürzeren Schnabel, sind die [illegible]zigen Unterscheidungszeichen.

Das Weibchen ist wenig [illegible] von [illegible] Männchen. Brust, Bauch und der Steiß sind auch graubraun und weiß, in die Quere gestreift. Die Kehle, die Schläfe und die Backen sind graubraun und weißlich [illegible]. Der Hals und der obere Theil der Brust und der Schwanz sind braun und rostfarbig gefleckt; der Rücken und die Flügel sind graubraun, [illegible] varz und weißlich gefleckt. Die ersten Schwungfedern sind graubraun, die der zweiten Ordnung an der Spitze weiß. Die äußeren Schwanzfedern weiß, die mittelsten haben schwarze und rostbraune Querbänder. Diese Doppelschnepfe ist in Pommern nicht selten, aber lange nicht so häufig, als die Heerschnepfe, sie ist nicht allein größer, als diese, sondern auch gewöhnlich fetter, und sie ist deshalb noch höher geschätzt; auch fliegt sie nicht so schnell, als jene. Sie ist in den Sitten und im Fluge der gemeinen Heerschnepfe ähnlich; auch drückt sie sich so, daß man sie mit Vorstehehunde aufsuchen und im Fluge schießen muß.

[illegible] gewahrt aus dem oben über diese Schnepfe [illegible] führten, daß die Schrift[illegible]ller in der Beschreibung derselben nicht einig sind, obgleich Otto's [illegible]reibung wohl die richtigste zu seyn scheint. [illegible] unterscheidet sie richtig von der Heerschnepfe. [illegible] sagt: Sie ist kleiner, als die Waldschnepfe, [illegible] die größte unter den Moorschnepfen. Der [illegible] ist 1 5/6 Zoll Franz. Maaßes lang, bei der [illegible] röthlich und am Ende braun. Der Kopf [illegible] und bei den Augen über einem weißen Grund [illegible] punktirt, [illegible] bei langen Strichen versehen; [illegible] und der [illegible] auch aschgrau; der Rumpf [illegible], gelb u[illegible] schuppenförmig, der Schwanz [illegible] röthlich mit schwarzen Querstrichen.

[illegible] Die Cayennische Schnepfe, Scolopax [illegible]mensis rostro obscuro basi rufescente, [illegible] fuscis, corpore supra ex cinerascente [illegible]cente-maculato, subtus albo. Gmelin [illegible] Nat. 1, p. 661, n. 37. Scolopax [illegible] cinereo-fusca testaceo varia, cor[illegible] uropygioque albo, tectricibus ala[illegible]ribus remigibusque primoribus basi [illegible] Latham. Syst. ornith. II. p. 715, n. 5. [illegible]enne Snipe. Latham Synops. III., [illegible] 5.

[illegible] setzt diese Schnepfe zwischen die Dop[illegible]schnepfe und die Heerschnepfe. Die Farbe dieser [illegible] graubraun und gelblich bunt, unten auf [illegible] und auf dem Burzel weiß. Die großen [illegible] der Flügel und die ersten Schwungfedern [illegible] an der Wurzel weiß. Der Schnabel ist dunkel [illegible] an der Wurzel röthlich, die Beine braungrau. [illegible] Kehle ist etwas gefleckt. Der Schwanz hat [illegible] Striche und eine solche Spitze. Sie ist [illegible] 1[illegible] Zoll lang, und weniger größer, als die

Digitized by Google

Heerschnepfe. Otto vermuthet, daß diese S[illegible] vielleicht zur gem[illegible]en Heerschnepfe gehört.

Die Heerschnepfe, Wasserschn[illegible], Grasschnepfe, Moosschnepfe, ge[illegible] Schnepfe, Sumpfschnepfe, Riedschn[illegible], Großschne[illegible], Bruchschnepfe, [illegible]schnepfe, kleine Pfulschnepfe, De[illegible]schnepfe, das Schnepfchen, die [illegible], das Wasserhühnchen, die [illegible], die Schnibbe, das [illegible], [illegible]berbock, das Haber[illegible]mchen. Sco[illegible] Gallinago, rostro rect[illegible]berculato, pe[illegible] fuscis, fronte lineis fuscis quaternis. G[illegible] Linn. Syst. Nat. I., p. 662, n. 7. Sco[illegible] seu gallinago minor. Aldrovande. Avi, [illegible] III., p. 476, Jonston Avi, p. 110. [illegible] rustica minor. Schwenkfeld Avi siless. p. [illegible] Gallinago, sive rusticula minor. Gess. A[illegible] 505. Scolopax cinerea minor, rostro [illegible] Barrere Ornithol. clas. III. gen. 12. [illegible] Fr. La Becassine ou Becasseau; Engl. Co[illegible] Snipe, Suite, Snipe; Ital. Pizzardella; S[illegible] Mall-snaeppa, Wald-snaeppa; Polnisch [illegible] Kosielek, Baranek; Türkisch Jelve; Isl[illegible] Hrossagaukin.

Diese Schnepfe soll mit Recht, nach Bü[illegible] den Namen Becassine, kleine Waldschn[illegible] führen, und Belon sagt, sie würde auch ein[illegible] wenn sie nicht verschiedene Sitten an si[illegible] Sie hat, wie die Waldschnepfe, einen sehr [illegible] Schnabel, und einen viereckigten Kopf. Das [illegible]der ist flammig, nur daß das Rothgelb nicht [illegible] darin vermischt ist, und daß das Grauwei[illegible] Schwarze darin herrscht. Nach Otto soll [illegible] doch an Größe, Farbe, einem längeren Schnabe[illegible] durch längere Beine genug von der Waldschne[illegible]

unterscheiden. Ob nun gleich die äußere Aehnlichkeit ziemlich da ist, so ist doch die Lebensart von der Waldschnepfe ganz verschieden. Die Heerschnepfe besucht nicht die Gehölze, sondern hält sich an sumpfigten Oertern, auf Wiesen, im Kräuterwerk und Weidengesträuch, das an Flüssen liegt, auf. Beim Fliegen erhebt sie sich sehr hoch; allein man hört sie noch, wenn man sie auch schon aus dem Gesichte verloren hat. Sie hat ein kleines Ziegengeschrei, mee, mee, mee, weswegen ihr einige Systematiker, als Klein, Schwenckfeld, Rzaczynske, den Beinamen fliegende Ziege gegeben haben; auch mit dem Wiehern des Pferdes hat ihr Geschrei einige Aehnlichkeit, daher hat sie auch in einigen Sprachen den Namen Himmelspferd erhalten. Beim Auffliegen stößt sie auch ein kleines kurzes und pfeifendes Geschrei aus. Sie hat die Größe einer Wachtel, und wohnt zu keiner Jahreszeit auf den Gebürgen. Nach Büffon lassen sich die Heerschnepfen im Herbste sehen, wo man oft drei bis viere beisammen sieht; am öftersten trifft man sie aber einzeln an, sie gehen von weitem mit einem sehr geschwinden Fluge auf, und nach dreien Bogen ziehen sie zwei oder drei hundert Schritte gerade aus, oder schwingen sich in die Höhe, so daß man sie aus den Augen verliert. Der Jäger kann ihren Flug lenken und sie nahe an sich locken, wenn er ihre Stimme nachmacht. Einige dieser Schnepfen bleiben den ganzen Winter in Frankreich, um warme Quellen, und in kleinen Sümpfen, die nahe an solchen Quellen liegen. Die Weggezogenen kommen im Frühling in großer Anzahl daselbst zurück, und so auch in dieser Jahreszeit in die mehrsten Länder, als in die Schweitz, in Deutschland ꝛc. Man findet ihr Nest in sumpfigten Wiesen und Morästen, es sitzt auf der Erde unter einer dicken Elsen- oder Weidenwurzel, wo das Vieh

nicht hinkommen kann. Es ist von trocknen Kräutern und Federn gemacht, und es enthält vier oder fünf längliche weißliche Eyer mit rothgelben Flecken. Die Kleinen verlassen das Nest, wenn sie aus der Schale kriechen, und sehen häßlich und ungestaltet aus. Die Mutter sorgt so lange für sie, bis ihr großer allzuweicher Schnabel fester geworden, und verläßt sie erst, wenn sie sich leicht selbst versorgen können. Die Nahrung dieser Schnepfe ist ungewiß; man findet in ihrem Magen nur irdische Ueberbleibsel und Feuchtigkeiten, welche wahrscheinlich aufgelöset Substanzen der Würmer sind, die sie genießt; denn sie bohrt unaufhörlich in die Erde. Nach Aldrovand ist ihre Zunge am Ende wie eine Stange, mit einer scharfen Spitze versehen, um die Würmer zu durchbohren, welche sie im Schlamme aufsucht. Nach Otto soll sie auch Hafer fressen und davon Haferschnepfe heißen. Der Kopf bewegt sich bei dieser Schnepfe mit einem horizontalen Hin- und Herwanken, und der Schwanz bewegt sich von oben, nach unten. Sie geht Schrittweise, den Kopf in die Höhe, ohne zu springen, noch hin und her zu fliegen; man findet sie aber selten in dieser Verfassung; denn sie hält sich sorgfältig im Schilf und in den Kräutern moraſtiger Erde versteckt, wo die Jäger diese Vögel nur vermittelst einer Art von Raketen auffinden können, die von leichten Platten gemacht werden, und breit genug seyn müssen, daß sie nicht in Schlamm einsinken. Da nun die Heerschnepfe von weitem und sehr schnell aufgeht, und dabei mehrere Bogen macht, ehe sie gerade fliegt, so ist sie sehr schwer zu schießen. Man fängt sie daher leichter mit Steckschlingen auf ähnliche Art, wie man sie in den Fußsteigen der Gehölze anlegt, um die Waldschnepfen zu fangen; s. Th. 21, S. 695.

Die Heerschnepfe ist gewöhnlich sehr fett, und ihr

Fett ist von einem feinen Geschmack. Es hat gar nicht das Widrige des sonstigen Fettes. Man richtet sie wie die Waldschnepfe zu, ohne sie auszunehmen; s. weiter unten.

Die Heerschnepfe soll sich, nach den Berichten mehrerer Reisenden, in mehreren Ländern der Welt befinden, als sonst irgend ein Vogel; denn sie ist fast in ganz Europa, Asien und Amerika gemein.

Von dieser Schnepfe soll die Finnmärkische Schnepfe, Scolopax Gallinaria, nach Müller, eine Abart seyn. Sie unterscheidet sich von der vorherigen bloß dadurch, daß sie einen geraden höckerigen Schnabel, gelbe Füße, und einen ganz grauen Kopf hat, und aus Finnland kommt.

Die kleine stumme Schnepfe, die Heerschnepfe, Pudelschnepfe, kleinste Schnepfe, Halbschnepfe, Mausschnepfe, Rohrschnepfe, Haarschnepfe, Wasserschnepfe, das Wasserhühnchen, der Haarbull, Haarpudel. Scolopax Gallinula, rostro recto tuberculato, pedibus virescentibus, loris fuscis, uropygio violaceo-vario. Linn. Syst. Nat. c. Gmelin I. p. 662, n. 8. Fr. La plus petite espece de becassine. Belon. Nat. des Oiseaux p. 207; Engl. Jud-cock, Jack-snipe; Dänisch rov-sneppe.

Diese kleine Schnepfe ist nur halb so groß, als die vorhergehende, daher kommt es, nach Belon, daß die Einkäufer sie zwei für eine nennen. Sie legt sich im Schilf der Teiche unter trockne Binsen und Schwertel, das an Wasserufer gefallen ist, und hält sich daselbst so hartnäckig versteckt, daß man beinahe auf sie treten muß, um sie aufzustoßen, und sie geht einem, sagt Büffon, nur unter den Füßen heraus, gleich als wenn sie von dem Geräusche nichts hörte, das man macht, wenn man an sie kommt, daher haben die Jäger sie die Taube, la sourde, ge-

nannt. Ihr Flug ist nicht so schnell und nicht so bogenförmig, als bei der großen Heerschnepfe; ihr Fleisch soll von einem nicht minder zarten Geschmack und ihr Fett eben so fein, allein die Art soll nicht so zahlreich, oder wenigstens nicht so allgemein verbreitet seyn. Diese kleine Schnepfe hat nach Verhältniß einen nicht so langen Schnabel, als die andere; ihr Gefieder ist eben so, mit einem kupferfarbigen Wiederschein auf dem Rücken und langen rothgelblichen Pinselstrichen auf den Federn, die an den Seiten des Rückens liegen, und welche Federn, da sie länglich, sanft wie Seide, und dünn sind, wahrscheinlich zum Namen Haarschnepfe Gelegenheit gegeben haben. Scopoli nimmt den einzigen braunen Strich von der Schnabelwurzel bis zum Nacken zum Kennzeichen an. Die Füße sind bräunlich. Diese kleine Schnepfe nistet beinahe das ganze Jahr in den Sümpfen; ihre Eyer haben eben die Farbe, wie bei der großen Heerschnepfe, grüngelb und dunkelbraun gefleckt, nur sind sie kleiner nach Verhältniß des Vogels, der nicht stärker, als eine Lerche ist. Man hat oft diese kleine Schnepfe für das Männchen der großen gehalten. Otto beschreibt in den Anmerkungen zu Büffon's Naturgeschichte der Vögel, Th. 26, S. 193, eine kleine Haar-, Pudel- oder Mausschnepfe, die er in Pommern gesehen, wie folgt: der Schnabel ist nicht viel länger, als der Kopf, jedoch zuweilen 2 Zoll lang, gerade, an der Spitze des längern Oberkiefers keilig, mit ausgehöhlten Punkten, schwarz, aber auf dem Rücken des Oberkiefers bis zur Mitte gelblich; von Gestalt, wie bei der Heerschnepfe, nur zur Hälfte kürzer. Auch die Farbe ist der an der Doppel- und der Heerschnepfe ähnlich, nur ist sie durch den breiten schwarzen Streif mitten längst des Kopfs verschieden, welcher nämlich zwischen zwei schmälern rostfarbigen weggeht. Von dem

Schnabel bis zu den Augen geht, wie bei der Doppelschnepfe, noch ein schwarzer Strich an jeder Seite. Uebrigens ist die Farbe, wie bei der Heerschnepfe, bis auf den Rücken, welcher hier glänzend grünlich erscheint. Hals und Brust sind nämlich weißlich und graubraun gefleckt, die ersten Schwungfedern sind braunschwarz, die folgenden an der Spitze weiß; daher entsteht ein weißer Querstrich auf den Flügeln. Der äußere Rand der ersten Schwungfeder ist weißlich. Bei beiden Arten sind das Ende der Brust, der Bauch und die Kehle weiß, jedoch fallen die langen Striche auf dem Rücken bei dieser Schnepfe etwas mehr in das Rostfarbige, bei der Heerschnepfe, etwas mehr in das Weiße. Die Steuerfedern sind bei dieser kleinen Mausschnepfe braunschwarz, und am Rande rostbraun.

Die brûnette Schnepfe, Scolopax pusilla, superne rufa, maculis nigris et pauco albo variegata, inferne alba; gutture, collo inferiore et pectore maculis nigricantibus variis; medio ventre nigricante albo undulato; rectricibus binis intermediis fuscis rufo maculatis, lateralibus fusco albicantibus. Gallinago Anglicana Briss. Ornithol. tom. V. p. 309. n. 5. Scolopax pusilla, rostro subrecurvo, ventre uropygio et lateribus albis, dorso et tectricibus alarum caudaque ferrugineis albo-lineatis. Gmelin, Linn. Syst. Nat. I. p. 663, n. 40. Fr. La Brunette; Engl. Dunlin.

Willughby giebt diesem Vogel den Namen Dunlin, welches durch brûnett gegeben werden kann. Er soll nach diesem Schriftsteller in den nördlichen Theilen Englands einheimisch seyn. Diese kleine Heerschnepfe ist an Wuchs der vorhergehenden gleich, und ist auch sonst von derselben nur wenig unterschieden. Sie hat einen schwärzlichen Bauch

Digitized by Google

mit weißen Flammen, und der obere Leib ist mit schwarz und ein wenig weiß auf einem braunrothen Grunde gefleckt. Sie hat übrigens die Gestalt und einerlei Sitten mit der kleinen Schnepfe, Scolopax Gallinula, und ist davon wahrscheinlich nur eine Abart.

Mit der Heerschnepfe, haben folgende ausländische Vögel Aehnlichkeit.

1) Die Schnepfe vom Kap, die Kapsche Schnepfe, Scolopax Capensis, rostro recto lineaque verticis rufescentibus, fascia pectorali nigra, linea utrinque dorsali alba. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 246. n. 14. Fr. la Bécassine du Cap de bonne Esperance. Buffon Oiseaux; Engl. Cape Snipe. Latham Synops. III. 1. p. 138.

Sie ist etwas größer, als die gemeine Schnepfe, hat aber einen weit kürzeren Schnabel. Die Farben ihres Gefieders sind ein wenig heller; eine graubläuliche Farbe, von kleinen schwarzen Flammen durchkreuzt, macht den Grund ihres Mantels, welchen eine weiße von der Schulter bis zum Burzel gezogene Linie durchläuft; ein kleiner schwarzer Gürtel zeichnet den hohen Theil der Brust aus. Der Bauch ist weiß, der Kopf wird von fünf Streifen geziert, wovon die eine auf dem Wirbel rothgelblich, zwei an jeder Seite grau, und die andern beiden, die das Auge einfassen, und sich nach hinten erstrekken, weiß sind. — Latham beschreibt eine Abart der Capischen Schnepfe olivengrün, mit schwarzem Halse, rostbraunem Scheitel und Gurgel, weißen Augenbraunen, Schulterfedern und Bauche, und rothgelb gefleckten Schwungfedern und Schwanze.

2) Die Madagaskarische Schnepfe, Scolopax Capensis, cinereo grisco nigroque undulata, capite colloque rufis, orbitis gula, scapularibus abdomineque albis, fasica pectorali

superciliisque nigris, remigibus caudaque maculis ovatis nigris. Latham Syst. ornith. II, p. 717. n. 10. γ. Fr. la Becassine de Madagascar.

Diese Schnepfe hat eine rothgelbe Farbe, welche über dem Auge von einem weißen Strich durchschnitten wird, über welchem ein schwarzer Strich liegt. Der untere Hals hat einen breiten schwarzen Reif; die Rückenfedern sind schwärzlich, mit grauer Einfassung besetzt. Das Rothgelbliche, Graue und Schwärzliche wird auf den Flügeldecken von kleinen wellenförmig spielenden und enge liegenden Querstreifen durchschnitten, die aus dieser Farbenmischung schön bunt sind, und von drei oder vier Reihen ovaler, hellrothgelber in schwarz eingefaßter Flecken von einander getrennt werden; schwarze und rothgelbe Streifen laufen wechselsweise quer durch die großen Schwungfedern. Der untere Leib ist weiß. Diese Schnepfe hat beinahe 10 Zoll in der Länge.

3) Die Chinesische Schnepfe, die Rebhühnerschnepfe, Scolopax Capensis s. Sinensis; caerulescente fusco rufo nigroque variegata, superciliis linea verticiis, gula abdomineque albis. Latham Syst. ornith. II. p. 717. Fr. la Becassine de la Chine; la Becassine de Madras; Engl. Madras Snipe; Patridge-Snipe.

Diese Schnepfe ist etwas kleiner, als die große Heerschnepfe, jedoch sind die Beine derselben höher; der Schnabel ist beinahe eben so lang; ihr Gefieder ist nicht so dunkel. Auf dem Mantel ist sie mit ziemlich breiten Flecken und mit Wellen besetzt, die graubraun, bläulich, schwarz und hellrothgelb sind. Die Brust ziert eine breite schwarze Binde; der untere Leib ist weiß, der Hals ist grauweiß und rothgelblich gepickelt, und über den Kopf gehen schwarze und weiße Querstriche.

Digitized by Google

4) Die Schnepfe von Madras, Scolopax Maderaspatana, welche zu den Heerschnepfen gerechnet wird. Diese Schnepfe ist oben schwärzlich und rothgelb, unten weiß, an der Kehle und unten am Halse fuchsroth und von schwärzlichen Flecken bunt; oben am Kopfe sind der Länge nach dreifache braunschwärzliche Streifen; der Rücken hat der Länge nach zwei braunschwärzliche Binden; an der Brust ist eine schwarze Querbinde; die Schwungfedern und zwölf Steuerfedern sind schwarz, fuchsgelb und graubunt. Die Größe ist nicht bekannt. Der Schnabel fällt in das Rothgelbe.

5) Die weiße Indische Heerschnepfe, die Indianische Schnepfe, Scolopax Indica, grisea-fusco undulata, subtus alba, capite albido, collo subtus striis, villa oculos alteraque subtus griseis, rostro pedibusque nigris. Latham Syst. ornithol. II. p. 718, n. 43. Fr. la Becassine blanche des Indes. Engl. White Indian Snipe.

Dieser Vogel ist etwas kleiner, als unsere Europäische Heerschnepfe. Der Kopf ist weiß, am Wirbel mit sehr lichtem Erdgrau verwaschen. Bei dem obern Wirbel des Schnabels entsteht ein länglichter grauer Streif, der von dem Auge durchschnitten wird, und sich fast bis hinter den Kopf hinziehe, ein wenig unter dem Auge hebt sich ein andrer Streif von eben dieser Farbe an, und erstreckt sich fast bis hinter den Kopf. Die Kehle ist weiß; der Hals und die Brust sind schmutzigweiß, mit erdgrauen Flecken und länglichten Streifen bezeichnet. Der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern, die kürzeren Schwungfedern der Flügel und die des Schwanzes, sind erdgrau, mit dunkelbraunen wellenförmigen Querstreifen durchschnitten. Die kleinen Flügelfedern sind auf der äußern Seite beinahe weiß, die

Digitized by Google

Schwungfedern dunkelerdgrau, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind weiß; die Seiten am Bauche von eben dieser Farbe, mit lichten erdgrauen Querstreifen; der Schnabel und di Füße sind schwarz.

Die Uferschnepfe, Strandschnepfe, Totanus, Limosa, Barge; Fr. la Barge. Linné und Latham rechnen diesen Vogel zu den Schnepfen, und ihnen sind auch die meisten neueren Naturforscher gefolgt. Büffon sagt: die Uferschnepfen machen unter den Sumpfvögeln eine kleine Familie aus, und stehen unmittelbar unter der Waldschnepfe; denn sie haben dieselbe Leibesbildung, nur höhere Beine und einen noch längeren Schnabel, obgleich eben so gebildet, mit einer stumpfen und platten Spitze, gerade oder ein wenig gebogen, und leicht erhaben. Diese Schnepfen leben nur von Würmern, die sie aus dem Schlamme holen. Man findet in ihrem Magen durchsichtigen Kies. Ihre Stimme vergleicht Belon mit dem Geblöke einer Ziege. Dieser Schriftsteller sagt: „Die Uferschnepfe ist argwöhnisch, und läßt den Menschen nicht nahe an sich kommen; trifft es sich bisweilen, daß sie in Furcht aufgeht, so fängt sie an ein Geschrei auszustoßen, welches dem Blöcken der Böcke und Ziegen gleicht, wenn sie den Schlund voll haben.“ — Ueberhaupt sind diese Vögel unruhig, gehen von weitem auf, und stoßen im Auffliegen ein Geschrei des Schreckes aus. In vom Meere entfernt liegenden Gegenden sind sie selten, und ein besonders Behagen finden sie an salzigten Sümpfen. An den Küsten Frankreichs, insbesondere an den Küsten der Picardie haben sie im September ihren regelmäßigen Zug; man gewahrt sie daselbst Haufenweise, und hört sie des Abends im Mondscheine sehr hoch vorbeiziehen. Die mehrsten fallen auf die

Digitized by Google

Sümpfe, und fliegen nur mit Mühe wieder auf; allein sie laufen wie die Rebhühner, und der Jäger treibt sie so zusammen, daß er mehrere auf einen Schuß trifft. An einem Orte bleiben sie nur einen oder zwei Tage, und am folgenden Tage findet man oft keine einzige mehr in den Sümpfen, wo sie den Tag vorher in sehr großer Anzahl waren. Nach Baillon nisten sie nicht an den Küsten Frankreichs. Ihr Fleisch ist zart und sehr gut zu essen. Büffon führt acht Arten dieses Vögelgeschlechts an:

1) Die gemeine Uferschnepfe, Scolopax Limosa, rostro laevi, pedibus fuscis remigibus macula alba, quatuor primis immaculatis Limosa. Linn. Syst. Nat. ed. X. gen. 77. Spec. 10. Barge gallorum. Aldrovande Avi tom. III. pag. 434. t. 436. Fedoa secunda, quae eadem cum totano Aldrovande. Willughby, Ornithol. p. 219, 243, 53. Fr. la Barge, Belon.

Das Gefieder dieser Uferschnepfe ist einförmig grau, Stirn und Kehle ausgenommen, welche rothgelblich sind; der Bauch und der Burzel sind weiß, die großen Schwungfedern sind auswendig schwärzlich, inwendig weißlich; die mittleren Schwungfedern und die großen Deckfedern haben viel Weißes. Der Schwanz ist schwärzlich und am Ende weiß; die beiden äußersten Federn sind weiß, und der Schnabel ist an der Spitze weiß und in seiner Länge, die vier Zoll beträgt, röthlich. Die Füße mit dem bloßen Theile der Beine sind 4 1/2 Zoll. Die ganze Länge von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes beträgt 16 Zoll und bis an das Ende der Zehe 18 Zoll.

2) Die bellende Uferschnepfe, Scolopax Totanus, rostro subrecto, pedibus fuscis su-

perciliis pectore, abdomine uropygioque albis. Linn. Syst. Nat. XII. 1 p. 245 n. 12. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 665. n. 12. Glareola, barker Albini. Klein, Avi p. 102, n. 12. Fr. le petit corlieu ou aboyeur des Anglois, la grande Barge aboyeuse, la Barge grise.

Otto sagt, in den Anmerkungen zu Büffons Naturgeschichte der Vögel, Bd. 26, S. 221. „Die Verwirrung bei diesen schwer zu bestimmenden Vögeln wächst beinahe mit jedem Schriftsteller. Pennant und Gmelin haben Büffons bellende Uferschnepfe bei Linné's Scolopax aegocephala angeführt, und der erst genannte Schriftsteller hat in der arctischen Zoologie bei seiner gefleckten Pfulschnepfe, Linné's Scolopax Totanus angeführt ꝛc. Das Geschrei dieses Vogels gleicht wahrscheinlich einem Gebell, weil er bei den Engländern den Namen eines Bellers (barker) bekommen hat; der Name graue Uferschnepfe unterscheidet sie nicht genau von der ersten Art, die auch grau ist, und noch einförmiger, als diese, deren Mantel braungrau und um jeder Feder mit weißlichen Franzen besetzt ist. Die Ruderfedern sind mit weißen und schwärzlichen Querstreifen versehen. Diese Uferschnepfe unterscheidet sich von der ersten auch durch die Größe; sie hat von der Schnabelspitze bis zu dem Ende der Zehe nur vierzehn Zoll. Sie bewohnt die Sümpfe der Meerküsten von Europa, sowohl des großen Weltmeeres, als des Mittelländischen. Man findet sie in Salzsümpfen, und sie ist, wie die andern Uferschnepfen, furchtsam, geht von weitem auf, und sucht ihre Nahrung auch nur zur Nachtzeit.

Otto beschreibt eine graue Uferschnepfe oder Pfeifschnepfe, die er im Jahre 1789 zu Frank-

furt an der Oder geschossen, wie folgt, sehr gena
Diese Schnepfe wog 10 1/2 Loth, die Flügelausbr
rung betrug 1 Fuß 11 Zoll Rheinländisch; die Län
von der Spitze des Schnabels bis an das Ende d
mittleren Zehens 1 Fuß 4 Zoll; die Länge bis
das Ende des Schwanzes 13 Zoll. Der Schnab
bis zur Stirn 2 Zoll, bis zum Mundwinkel 2
Zoll; die Länge des Kopfes 1 1/2 Zoll; das Hü
bein 1 1/2 Zoll, die Lende, das Lendenbein 3 1/4 Zo
das Dünnbein 2 1/4 Zoll, der mittelste Zehe 13
Zoll; die Spitze des Nagels des äußern Zeh
reicht bis zum Ursprung des mittleren Nagels; d
hinterste Nagel reicht mit dem Zehen nur bis zu
Fußsohle. Das erste Glied von dem äußersten un
dem mittelsten Zehen ist durch eine halbe Schwimm
haut verbunden. Der Schnabel ist an der Spitz
ein wenig in die Höhe gebogen, läuft spitzig zu, un
hat keinen Knopf noch Punkt, wie die Heerschnepf
hat. Der Schnabel ist an der Wurzel höher, al
breit, oder etwas zusammengedrückt; die Furche übe
die länglichten Nasenlöcher ist ungefähr 3/4 Zo
lang, und reicht nicht bis zur Hälfte des Schnabels
welcher bis dahin bleyfarbig an der Spitze abe
schwarz ist. Die Lendenbeine sind halb nackt, und
wie die Dünnbeine und Zehe gelblichgrau oder bei
nahe olivengrün. Die Nägel sind klein und schwarz
fast dreieckig am innern Rande schneidend. Die
Iris ist schwärzlich. Die Farbe des Vogels ist
oben und unter dem Halse braun mit weißen Stri-
chen; übrigens unten am Leibe schön weiß. Die
Augen liegen in einem weißen Streif, der von dem
Schnabel auf der Stirn bis dicht hinter die Augen
geht. Kopf und Hals sind schwärzlichbraun und
weißgrau gestreift, indem jede schwärzlichbraune Fe-
der weißgraue Ränder hat. Die Rücken- und Flü-
geldecken sind schwärzlichbraun mit schmalen gelblich-

Digitized by Google

weißen Rändern. Hebt man die Rückendecken auf, so ist der ganze Rücken, die Seite und der Burzel schneeweiß, wie die Brust, der Bauch, der Steiß, die Lenden, die unteren Schwanzdecken und die Kehle. Der Hals ist unten der Länge nach weiß mit wenigen grauen feinen Strichen. Die Flügel sind wie bei andern Schnepfen, gleichsam dreilappig, indem die vordern Schwungfedern den längsten Lappen, die Schwungfedern der zweiten Ordnung, welche nach dem Leibe zu länger werden, den zweiten, und die Seiten- und Rückendecken den dritten Lappen bilden; unter dem letztern sind die langen Federn wie bei andern Schnepfen. Die Schwungfedern der ersten Ordnung sind oben schwarz, und nur an der Spitze etwas heller; die erste hat einen weißen Schaft; die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind ebenfalls schwarz; die langen nach dem Leibe zu haben aber weiße und gleichsam gelblich gezackte Ränder; die Decken der zweiten Schwungfedern sind ebenfalls weißlich geändert. Ueber den Flügeln sind die Schwungfedern dunkelaschgrau, und ihre Decken weiß mit aschgrauen und schwärzlichen gezackten Bögen. Die zwölf Schwanzfedern reichen nicht völlig bis zur Spitze der anliegenden Flügel, und die mittelsten sind etwas länger und spitziger, als die äußeren, die fast ganz weiß sind, das mehrste an den mittelsten oder mittleren ist auch ganz weiß. Die spitze Zunge reicht nicht weiter, als die Mitte des Schnabels. Dieser Schriftsteller beschreibt auch noch eine zweite Art, welche die Größe eines Brachvogels hat, und mit der gelbbeinigen Uferschnepfe übereinkommt; s. diese.

3) Die bunte Uferschnepfe, die große graue Pfulschnepfe, die Regenschnepfe, das Grünbein, das Meerhuhn, Scolopax glottis, rostro recto, basi inferiori, rubro, pe-

Digitized by Google

dibus virescentibus. Linn. Syst. nat. ed. X. Gen. 77. Sp. 9. Fr. la Barge variée; Engl. Greenshank.

Das ganze Gefieder dieser Uferschnepfe ist wie bei der bellenden, weißbunt, welche Farbe die graubraunen Mantelfarben einfaßt und sie mit Franzen besetzt. Der Schwanz ist gleichfalls gestreift, und der untere Leib ist weiß.

4) Die schwimmende Uferschnepfe, Scolopax natans. Sie ist beinahe so groß, als der Kibitz, Tringa Vanellus, der Schnabel ist aber doppelt so lang, als der Kopf, platt, pfriemenförmig, schwarz, der unterste Kinnbacken bis zur Hälfte roth, die Füße gelbroth, länger als der Rumpf, und haben schwarze Nägel. Die Kopfplatte, der Rücken des Halses, und der obere Theil des Rückens sind aschgrau; die ersten Schwungfedern schwarz, und die erste hat einen weißen Schaft; die innern Schwungfedern sind schwarzgrau, mit weißen dreieckigen Flecken gleichsam besäet, und unten, wie die Schwanzfedern, mit Querstreifen versehen. Der Streif über jedem Auge vom Schnabel an, die Kehle, unter der Hals, die Brust, der Bauch, der Steiß und die Augenlieder sind weiß. In diesem Weißen sind ein aschgrauer Streif vom Schnabel durch die Augen, aschgraue häufige Flecken an der Mitte des Halses, wenige an dem Bauche und an den Backen. Diese Schnepfe kann mit ihren kurzen Füßen in ziemlich tiefem Wasser gehen. Die hier beschriebene wurde aber schwimmend geschossen.

5) Die fuchsrothe Uferschnepfe, das rothbrüstige Wasserhuhn, das rothgebrüstete Haselhuhn, die rothe Pfulschnepfe, die Lappländische Schnepfe, Scolopax Lapponica, rostro subrecurvato flavescente pedibusque nigris, subtus tota rufo-

ferruginea. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 246. n. 15; ed. Gmelini pag. 667. n. 15. Fr. la Barge rousse.

Nach Büffon hat dieſe Schnepfe beinahe die Größe der bellenden; Vorderleib und Hals ſind ſchön rothgelb, die Mantelfedern braun und ſchwärzlich, und mit feinen weißen und rothgelblichen Franzen beſetzt; der Schwanz iſt mit rothgelblichen und braunen Querſtreifen beſetzt. Nach Linné iſt der Schnabel dieſer Uferſchnepfe etwas aufgebogen, gelblich, die Beine ſchwarz, der Leib unterhalb ganz roſtbraun. Dieſe Schnepfe findet ſich an den Küſten Frankreichs, auch im Norden bis nach Lappland, in Amerika. Von der Hudſonsbay wurde ſie nach England geſchickt. Büffon macht hieraus den Schluß, oder ſieht es vielmehr als ein Beiſpiel mehr an, daß die am Waſſer lebenden Vögel den nördlichen Ländern in beiden Welten gemein ſind. Otto hat dieſe Schnepfe mit verſchiedenen Spielarten in Pommern geſehen; auch ſollen ſie im Frühjahr an dem Kaſpiſchen Meere erſcheinen.

Die graue Uferſchnepfe, Tringa grogaria. Dieſe Schnepfenart kommt an Größe, nach Otto's Beſchreibung, dem Kiebitz nahe. Kopf und Hals ſind aſchgrau mit feinen grauſchwarzen, länglichen Streifen. Der Schnabel iſt etwas aufwärts gebogen, 2 5/8 Rheinländiſche Zoll lang, glatt, nach der Spitze zu ſchwarz. Bauch und Steiß ſind weiß, mit rothgelblichen Rändern; Rüken und Flügel ſind graubraun und hellroſtbraun gefleckt. Die Federn ſind aber dunkelbraun und an der Spitze und den Rändern roſtbraun, an den Flügeln haben ſie weißliche Flecken. Die Schwungfedern ſind ſchwärzlichbraun mit weißen Schäften; die erſte bis vierte ſind ungefleckt, die folgenden aber weiß gerändert. Die äußerſten Steuerfedern im

Schwanze sind weiß, die mittelsten weißlich rostbraun, mit sechs bis sieben graubraunen Querbinden. Der Burzel ist weiß, mit sparsamen graubraunen Flecken. Die Füße sind grau. Der genannte Schriftsteller sagt noch, daß sie mit Linné's Lappländischer Schnepfe und der fuchsrothen Uferschnepfe am besten stimme; allein wenn man die Flügel zusammenhält, gewahrt man, daß es verschiedene Arten sind; denn sie sind viel kleiner, das Rostbraun auf dem Rücken ist viel blässer, und statt der dunkel rostbraunen Brust, hat sie unter dem Halse und am Anfange der Brust eine gelblichgraue, und an der Kehle eine weiße Farbe. Der Schnabel ist auch viel kürzer.

Die große rothgelbe Uferschnepfe, der rothe Geißkopf, Scolopax aegocephala var. a. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 668. Barge, seu aegocephalus Belonii. Willughbii Ornithol. p. 215; Fr. la grande Barge rousse. Diese Schnepfe ist größer, als die fuchsrothe Uferschnepfe, hat aber nur einen rothgelben Hals und rothgelbliche Kanten an den schwärzlichen Rückenfedern. Brust und Bauch sind auf einem hellbraunen weißen Grunde mit schwärzlichen Querstrichen versehen. Die Länge dieser Uferschnepfe ist vom Schnabel bis zu den Zehen 17 Zoll. Diese Schnepfe lebt, wie die fuchsrothe, an den Küsten aber abgesondert von der letzteren, welche Beobachtung jedoch nur an den Küsten der Normandie gemacht worden.

Die Hudsonische rothgelbe Uferschnepfe, das langschnäblichte Wasserhuhn, das größere Amerikanische Wasserhuhn, das rothe Amerikanische Berghuhn, die rothe Pfulschnepfe, Scolopax Fedoa, rostro recto flavicante, pedibus fuscis, remigibus se-

Digitized by Google

cundariis rufis nigro punctatis. Linn. Syst. Nat. XII. 1. p. 244. n. 9. Fr. la Barge rousse de la Baie d'Hudson; Engl. Great Godwit; Greater American godwit, or curlew from Hudson's-bay. Diese Schnepfe hat zwar mehr Rothgelbes, als die vorhergehende, auch ist ihr Wuchs ein wenig größer; allein Büffon will sie als eine der großen rothgelben Uferschnepfe sehr nahe liegenden Art angesehen wissen, oder wohl gar ursprünglich als dieselbe. Nach Edward ist es die größte Art dieser Gattung. Sie hat 16 Zoll von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes, und 19 Zoll bis zum Ende der Zehe. Der Schnabel ist 6 Zoll lang, gelblich, und an der Spitze schwarz. Das ganze Gefieder auf dem Mantel derselben hat einen braunrothgelben Grund mit schwarzen Querstreifen. Die ersten Schwungfedern sind schwärzlich, die folgenden rothgelbbraun mit schwarzen Tüpfelchen. Die Ruderfedern haben Querstreifen von eben dieser rothgelben Farbe. Die sehr langen, bis weit über die Knie nackten Beine sind nach Pennant schwarz.

Die braune Uferschnepfe, der gewölbte Schnepf, Scolopax fusca, rostro apice inflexo, corpore nigro albo-nebuloso, uropygio alisque subtus albis. Linn. Syst. Nat. XII. 1. p. 243. n. 5. Fr. la Barge brune; Engl. Dusky Snipe. Sie hat den Wuchs der bellenden Uferschnepfe, einen dunkelbraunen und schwärzlichen Farbengrund, durch kleine weiße Linien erhoben, womit die Hals- und Rückenfedern gesäumt sind, und wodurch sie angenehm schattirt oder geschuppt erscheinen; die mittleren Schwungfedern und ihre Deckfedern sind gleichfalls am Rande weißlich eingefaßt, und mit solchen Tüpfelchen versehen; ihre ersten Schwungfedern zeigen auswendig

Digitized by Google

nur ein einförmiges Braun, und die Rückenfedern sind braun und weiß gestreift, der Burzel ist weiß. Nach Brisson ist diese Schnepfe etwas größer, als die graue Uferschnepfe, 11 1/4 Zoll lang, der Schnabel 2 1/3 Zoll, der Schwanz 2 2/3 Zoll; der nackte Theil der Dickbeine 18 1/2 Linie, der mittlere Zehe 15/12 Zoll; der äußere 15 Linien; der innere 14 Linien; der hintere nur 3 1/2 Linie; die Flügelausbreitung 17/12 Fuß und 3 Linien. Der Schnabel ist schwarz, außer der weißlichen Wurzel des Unterkiefers. Der nackte Theil der Dickbeine, die Dünnbeine und die Nägel sind dunkelgraubraun. Sie lebt an dem Meeresufer in Europa, und geht nach Rußland und Sibirien. An der Ostsee ist dieser Vogel von Naturforschern noch nicht bemerkt worden.

Die weiße Uferschnepfe, der Kanadische Schnepf, die weiße Schnepfe aus Kanada, der weiße Strandläufer, das weiße Haselhuhn, die weiße Avocette; Recurvirostra alba, tota alba, tectricibus alarum inferioribus fuscescentibus, rostro aurantio, pedibus fuscis. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 694. n. 3. Fr. la Barge blanche; Engl. White Avoset, White godwit, from Hudson's-bay. Der Schnabel dieser Uferschnepfe biegt sich in die Höhe, wie der Schnabel der Avocette, ist an der Spitze schwarz und in seiner übrigen Länge orangenfarbig. Das ganze Gefieder ist weiß, das Gelbliche auf den großen Schwung- und Ruderfedern ausgenommen. Nach Edwards soll das weiße Gefieder die Bekleidung dieser Vögel an der Hudsonsbay seyn, und im Sommer sollen sie ihre braune Farbe wieder bekommen.

Die Steinschnepfe, Scolopax melanoleuca, corpore maculis, uropygio caudaque fasciis

Digitized by Google

albis nigrisque remigibus primoribus nigricantibus, pedibus flavis. Latham Syst. ornith. 2. p. 723. n. 38. Engl. Stone Snipe. Der Schnabel dieſer Schnepfe iſt ſchwarz, Kopf, Hals und Bruſt weißgefleckt; Rücken, Schultern und größere Deckfedern ſind von eben der Farbe. Die vorderen Schwungfedern ſind dunkelbraun, Burzel und Schwanz mit ſchwarzen und weißen Bändern; der Bauch weiß, die Beine lang und gelb. Dieſe Schnepfe iſt noch einmal ſo groß, als die Heerſchnepfe. Man findet ſie auf den Sandbänken in den niedrigen Gegenden der Chateauxbay von Labrador. Sie nickt beſtändig mit dem Kopfe.

Die Schwimmſchnepfe, Scolopax semipalmata, nigro maculata, supra cinerea, subtus alba, remigibus primoribus fascia, secundariis rectricibusque extimis toto albis. Latham. Syst. ornith. II. p. 722. n. 27. Engl. Semipalmated Snipe.

Der dunkelbraune Schnabel dieſer Schnepfe iſt 2 Zoll lang, Kopf und Hals ſind ſchwarz und weiß geſtreift; die Bruſt iſt weiß, mit runden braunen Flecken; der Bauch und die Seiten ſind weiß, letztere haben braune Querſtreifen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind aſchgrau, mit großen pfeilförmigen ſchwarzen Flecken. Die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun, mit einem weißen Querſtreifen; die hintern Schwungfedern ſind weiß; die mittleren Schwanzfedern ſind aſchgrau, ſchwarz geſtreift; die äußerſten weiß; die Beine dunkelbraun; die Zehe bis zur Hälfte durch eine Schwimmhaut verbunden. Ihre Länge beträgt 14 Zoll. Das Vaterland iſt Newyork.

Die Niederländiſche Schnefe, Scolopax Belgica, rostro rectissimo apice nigro, capite collo et pectore ferrugineis, abdomine albo,

Digitized by Google

dorso alis cauda, pedibusque nigris. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 663. n. 39. Diese Schnepfe soll sich in den Niederlanden aufhalten. Der Schnabel ist ganz gerade, an der Spitze schwarz; Kopf, Hals und Brust sind rostbraun, der Bauch weiß, der Rücken, die Flügel, der Schwanz und die Beine sind schwarz. Ihre Nahrung sind Erdinsekten.

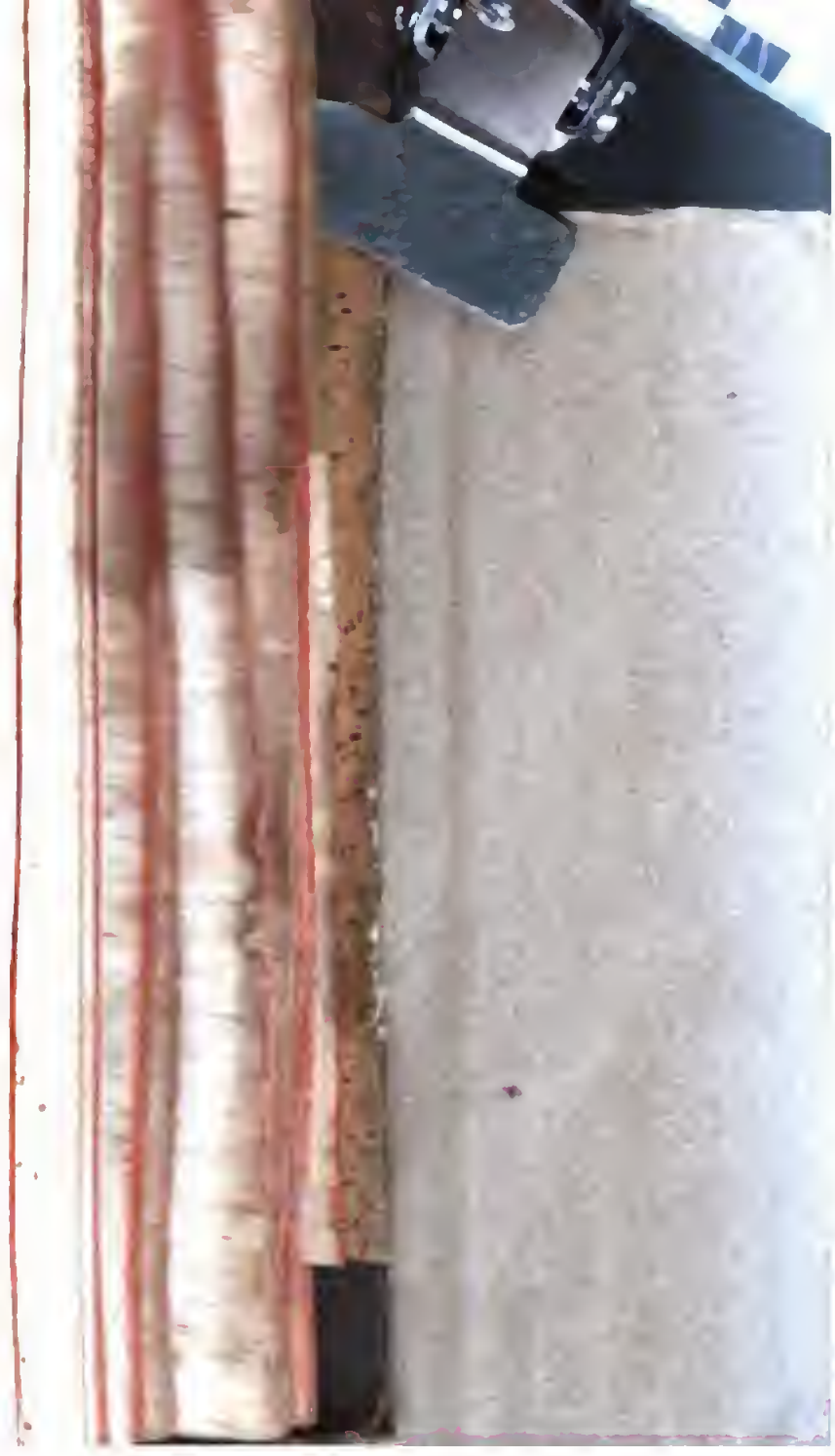
Die purpurschnäblige Schnepfe, die purpurfarbige Schnepfe, Scolopax obscura, rostro recto purpureo, pedibus incarnatis, capite cinereo, remigibus ex atro griseis. Gmel. Linn. Syst. Nat. I. p. 663, n. 41. Nach Gmelin überwintert diese Schnepfe in Persien. Der Schnabel ist purpurfarbig, messerförmig, und länger, als die Länge des Kopfes. Der Kopf ist länglich, mit dem Halse gleich winkelicht, und fast aschgrau. Die Federn sind in der Mitte dunkelgrau, worunter einige okerfarbige sind, auch einige aschgraue, die kastanienfarbene Spitzen und Ränder haben. Der vordere Hals gleicht dem Kopfe, der untere, so wie der Rücken sind schwarz, und die Federn sind alle kastanienfarbig und ausgezackt. Der ganze Unterleib ist aschgrau, und die Federn an dem hintern Theile desselben dunkelgelb. Die Gegend um den After und die Schenkelbeinfedern fallen von der dunkelgrauen in eine erhöhete Kastanienfarbe. Die Gegend unter den Flügeln ist schwarz, mit untermischten weißen und gelben Federn, die Augengegend weiß, der Regenbogen safranfarben, und die Stern bläulich. Der Schwanz besteht aus zwölf ganz kurzen, schwärzlichen Regierfedern, davon einige kastanienfarbene Endungen haben. Der Vogel hält sich stets an dem Gestade des Kaspischen Meeres auf.

Digitized by Google

Die marmorirte Pfuischnepfe, Scolopax marmorata, nigricante pallideque rufo, maculatim varia, abdomine medio, superciliis gulaque albidis, pectore fusco undulato, remigibus rufescentibus, quatuor primis extus apiceque nigris. Latham Syst. ornith. II. p. 730. n. 19.

Diese Schnepfe ist 19 Zoll lang, der Schnabel pomeranzenfarbig und 4 Zoll lang, nach dem Ende zu schwarz. Das Gefieder ist oben auf dem Leibe braun, röthlichweiß marmorirt und gefleckt. Die Wachshaut und das Kinn sind weiß. Die Schwungfedern rothgelb, rahmfarbig, mit kleinen braunen Punkten. Der ganze Unterleib blaß röthgelblich, die Brust und die Seiten ganz blaß in der Quere mit dunkelbraunen Linien gewellt. Der Steiß ist rothgelblich weiß, der Schwanz rothgelb, mit sechs oder sieben braunen Querstreifen; die Beine sind schwarz. Sie bewohnt die Hudsonsbay.

Außer diesen hier angeführten Schnepfen giebt es nun noch mehrere Arten, die aber hier übergangen werden müssen. Cüvier trennt von den Schnepfen die Brachvögel, Numenii; Fr. les Courlis, welche sich durch einen längeren, nach unten gebogenen Schnabel unterscheiden; auch sind sie gewöhnlich größer; z. B. der gemeine Brachvogel, Scolopax arquata; Fr. le Courlis ordinaire. Er hat die Größe eines Kapauns und ist auf einem hellbraunen Grunde dunkelbraun gefleckt. Es ist ein Zugvogel, welcher für den besten aller Sumpfvögel gehalten wird. Der rothe Brachvogel; Scolopax rubra, ein Südamerikanischer Vogel, welcher wegen seiner schönen hochrothen Farbe mit schwarzen Schwungfedern merkwürdig ist. S. auch Th. 6, S. 328, und Brachvogel, im Supplement.



Digitized by Google

Die Zubereitung der Schnepfen in der Kochkunst. Die Schnepfen werden in der Kochkunst auf verschiedene Weise zugerichtet, von welchen Zubereitungen die vorzüglichsten hier folgen.

Gedämpfte Schnepfen. Wenn die Schnepfen gerupft und der Kopf abgezogen worden, wäscht man die Gebeine mit Wein ab, damit das Unreine davon komme. Den Magen wirft man weg, die Leber und Gedärme hackt man aber klein. Hierauf werden sie ausgewaschen, mit Salz und Pfeffer in- und auswendig gerieben, in einen tiefen Tiegel gelegt, Wein darüber gegossen, und eine Viertelstunde dämpfen lassen. Während der Zeit röstet man Krumen von schwarzem Brode in Butter, gießt die Brühe, worin die Schnepfe gedämpft worden, daran, und rührt es untereinander. Wenn aber die Brühe zu dick seyn sollte, kann man noch ein wenig Wein oder Citronensaft daran thun. Zuletzt würzt man die Brühe mit Salz, Pfeffer, Nelken und Muskatenblüthe. Man gießt sie nun in den Tiegel, worin die Schnepfen liegen, und läßt sie eine Weile damit dämpfen, hernach angerichtet, und mit kleingeschnittenen Citronenschalen bestreut.

Schnepfen auf Burgunder Art zuzurichten. Man schneidet die Schnepfen, nachdem sie vorher gut präparirt worden, in vier Theile, und thut das Eingeweide heraus. Man thut sie nun mit Kälbermilch, Champignons und Trüffeln, welche in Butter, besser Schmalz, passirt worden, in eine Kasserolle, gießt eine Rindfleischjus daran, würzt Alles gehörig, thut dann noch einige Gläser Wein hinzu, und läßt das Ragout wohl kochen. Wenn es gekocht hat, verdickt man die Sauce mit dem Eingeweide der Schnepfen, welches darein geschlagen wird, und wenn es gar geworden, wird das Ragout

wohl abgesetzet, in einer Schüssel angerichtet, und mit dem Safte von einer Citrone aufgetragen.

Schnepfen mit Coulis. Wenn die Schnepfen sauber geputzt worden, müssen sie ausgenommen, fein gespickt, und mit einem Faden umwunden werden, damit sie nicht auseinander fallen. Hierauf legt man ein[illegible] Kalbfleischscheiben in eine Kasserolle, die [illegible] Schnepfen darauf, auch Zwiebeln und [illegible], lässt Alles verdeckt auf gelindem Kohlfeuer in seiner eigenen Sauce schwitzen, und giesst alsdann ein wenig Fleischbrühe, oder, in Ermangelung derselben, ein wenig siedendes Wasser darauf, und kocht es damit durch. Man nimmt hierauf die Schnepfen heraus, macht an die Brühe ein wenig [illegible] Mehl, und was aus den Schnepfen genommen worden, hackt man klein und thut es gleichfalls hinein. Hierauf wird das Coulis durchgekocht und durchgestrichen, die Schnepfen wieder hinein gelegt, und bis zum Anrichten warm gehalten.

Schnepfenpastete. Man schneidet die gereinigten [illegible] und halb Fleischbrühe gedämpften [illegible] Theile, röstet hierauf ein wenig [illegible] braun, legt die geschnittenen [illegible] in den Topf, rührt die gehackte Leber, und [illegible] Schnepfenweiß gebraucht wird, [illegible] Mehl, richtet es über die Schnepfen [illegible], giesst dann den Wein und die Fleischbrühe, [illegible] gesotten worden, wieder darüber. Man würzt es nun mit Muskatenblüthe, Pfeffer, Gewürznelken und Salz, thut einige Champignons dazu, und lässt alles zusammen aufsieden.

Schnepfen auf Französische Art zuzubereiten, oder gebackene Schnepfen mit einem Französischen Ragout. Die Schnepfen werden feingespickt und an einem Spieße gebraten; sie müssen aber auf kleine Spieße gesteckt

Google

und an einen Spieß festgebunden werden. Man mache nun etwas Schinkencoulis, mit ein wenig in Scheiben oder Würfel geschnittener Acia, abgeschälten Oliven, Champignons und in Würfel geschnittenen Artischockenstielen, koche es durch, legire es mit ein wenig Butter ab, schärfe es mit Citronensaft und giebt es über die Schnepfen. Auf folgende Weise. Man mach[illegible] mit vielen Zwiebeln, etwas Kruste von grobem Rockenbrod, einigen dünnen Schinkenscheiben, und läßt solches gehörig durchschwitzen. Dann giebt man gute Brühe darauf und läßt es eine halbe Stunde damit kochen, hierauf durchgestrichen, gehackte Petersilie, abgeschälte Oliven und Muskatennuß daran gethan, wieder ein wenig gekocht, zuletzt mit klein geschnittener Acia und einem Stückchen frischer Butter ablegirt, die gebratenen Schnepfen angerichtet, und die Sauce darüber gegeben.

Gebratene Schnepfen. Die Schnepfen werden gerupft, gehörig von allen Federn gesäubert und gesengt. Dann ziehe man die Kopfhaut herunter, werfe auch den U[illegible] des Schnabels und die Gurgel fort, und nehme die Därme aus. Diese Gegenstände werde, außer [illegible], nicht weggeworfen. Der lange Schnabel vertritt die Stelle des Speilers, der durch [illegible] stechen wird. Sobald die Schnepfen auf diese Art präparirt worden, lege man auf die Brust ein Paar Weinblätter und über diese Speckbarden. Man steckt sie dann an ein kleines Spieß so auf, daß der Braten nicht unansehnlich wird, und bratet sie bei langsamen Feuer. Man röste Mundbrod, lege es unter den Braten, damit das Innere der Schnepfe darauf läuft, welches dann Schnepfenbrod genannt wird. Man thut aber besser, wenn man die Därme aus dem Vogel zieht, sie mit ein wenig Butter hackt, auf geröstete

Digitized by Google

Semmel streicht, und sie gratiniren läßt. Man lege nun diese Croutons, wenn der Braten angerichtet worden, auf die Schüssel, und die Schnepfen darauf. Ueber diesen Braten giebt man keine Jus, begießt ihn aber sorgfältig mit Butter. Man bratet alle Schnepfen auf diese Weise.

Schnepfen à la Regio. Die kleinen Schnepfen müssen gut gereinigt und ausgelöset werden, damit die Brustsäcke nicht geschnitten werden; der Kopf bleibt aber am Hals. Man spickt nun die Brustsäcke der Schnepfen innerhalb; auf die auswendige Seite legt man geschnittene Trüffeln und nähet es zu, damit die Schnepfen ihr voriges Ansehen wieder erhalten. Die Beine werden wieder an ihren Ort eingesteckt, so auch der Hals. Auf den Kopf steckt man einen Crouton von Trüffeln, gleich einem Hahnenkamm, und den Schnabel durch die Schnepfe. Man streicht nun 3 bis 4 Stück weiße Zwiebeln mit [illegible] Schinken und 1/2 Pfund Butter, lege die Schnepfen darauf, dann etwas Salz und Gewürze, dicke Tücher darüber, und lasse es, ohne Flüssigkeiten [illegible], gar werden. Vor dem Anrichten [illegible] Zwirn heraus und glacire die Schnepfen [illegible] Glace mit Krebsbutter. Man nehme den [illegible] von den Zwiebeln, versetze diesen Fond mit [illegible] Madera und 2 Löffeln weißen Coulis [illegible] es so weit einkochen, damit es Sauce geu[illegible]. Man streiche es gleich einem Péré durch, schärfe es mit dem Safte von einer Citrone ab, richte es auf einer Schüssel an, und thue die Schnepfen mit der Glace darauf. Zwischen jede Schnepfe lege man einen großen Crouton, mit der Farce von den Lebern, den Gedärmen, Sardellen und Parmesankäse.

Salmi von Schnepfen. Man schneide die gebratenen Schnepfen, wenn sie noch warm sind, in

Stücke; mache von dem Abfall ein Coulis mit einem Paar Spalten Rocambolle, einem halben Maaße weißen Wein und Semmelrinden; mache das Coulis etwas dicklich, drücke den Saft von zwei oder drei Citronen dazu, streiche es durch ein Haarsieb, gebe es zu den Schnepfen in die Kasserolle, lasse es zusammen durchkochen und richte es dann warm an.

Schnepfen mit Schinken und Oliven. Wenn die Schnepfen gehörig gereiniget worden, so spicke man sie mit gut gewürztem, nicht zu grobem Speck, lege sie in eine Brühe und lasse sie darin gar werden. Man löse die Oliven von den Kernen und lege sie in warmes Wasser, lasse sie dann in einer Kasserolle mit etwas Speck anbacken, wende sie um, streue ein wenig Mehl ein, und gebe dazu gute Brühe, so auch eine mit Nelken gespickte Zwiebel, Citronenschale und ein Lorbeerblatt, und lasse es gehnde kochen. Dann thue man die Oliven aus dem Wasser dazu, nebst etwas Zucker, Muskatennuß und Coulis, und lasse es zusammen gar kochen.

Kalte Schnepfenpastete. Die Schnepfen aller Gattungen werden sauber geputzt, flammirt, und der Rücken lang aufgeschnitten. Man mache nun eine Farce von Kalbfleisch auf folgende Weise: 6 Pfund derbes Kalbfleisch müssen aus allen Sehnen rapirt, und mit 2 Pfund fetten Speck fein gehackt werden; dann Schalotten, Rocambolen, feine Kräuter, Gewürze und Salz dareingethan. Man hacke nun auch die Lebern und Gedärme der Schnepfen fein und thue sie mit der Butter von vier Sardellen auch noch hinzu. Mit dieser Farce fülle man nun die Schnepfen und schwitze sie ein wenig mit Butter. Man dressire eine lange oder runde Pastete, lege von der Farce einen ansehnlichen Theil auf den Boden, ordne die Schnepfen darauf, bedecke sie mit Farce,

Digitized by Google

lege auf jede Schnepfe eine Citronenſcheibe, welche vorher abgeſchält worden, etwas Mouſſerons dazwiſchen, bedecke ſie mit Teig, und facioutre ſie dann gut. Dieſe Paſtete muß zwei Stunden im Ofen gebacken und kalt mit Consommé garnirt werden.

Schnepfenpaſtete auf Franzöſiſche Art. Eine Paſtete wird auf 3 Zoll hoch geſtellt, die Bruſt der Schnepfen wird gut geklopft, mit mittelmäßigem Speck gespickt hineingeſchlagen, und dann die Paſtete noch mit geſchnittenem Speck, Salz, Pfeffer, einem Lorbeerblatt, kleinen Zwiebeln oder Schalotten, Trüffeln, Champignons und ein wenig Citrone ausgefüttert. Man macht einen Deckel aus demſelben Teige darüber, ſtreicht die Paſtete an, läßt ſie zwei Stunden im Ofen backen, und wenn ſie gar iſt, thut man Citronenſaft daran.

Schnepfenpaſtete auf Wiener Art. Aus den ſauber gerupften und abgeſengten Schnepfen nimmt man das Eingeweide, hackt es klein, ſteckt hierauf die Füße in die Schnepfe ein, und läßt ſie in einer Caſſerolle, mit Butter belegt, anlaufen, damit ſie ſchön weiß werden. Hierauf eingeſalzen, Citronenſaft darauf gedrückt, den gehackten Schnepfenſchmutz in Butter geröſtet, und Semmelkrumen, Milchrahm, grüne Peterſilie und feines Gewürz dazu gethan. Man nimmt gebähete Semmelſchnitte und weicht ſie in Milch, wenn dieſes geſchehen, kann man feines Mehl, Butter und Schmalz mit einem Nudelwälger gut untereinander arbeiten, drei ganze Eyer und von ſechſen das Gelbe, Wein und Waſſer nehmen, den Teig recht feſt anmachen, ihn, wie gewöhnlich, ausbreiten, die Semmelſchnitte mit halbem Theile, den Schnepfendreck darauf ſtreichen, die Schnepfen darauf legen und die Form der Paſtete drei oder viereckig machen.

Schnepfentorte. Die Schnepfen müſſen

Digitized by Google

vorher gerupft, ausgenommen und das Eingeweide derselben besonders gethan werden. Man spickt sie nun mit gewürztem Mittelspeck, löset die Keulen und Flügel ab, und schneidet das Gerippe von einander. Hierauf wird das Eingeweide mit geschabtem Speck, ein wenig Petersilie, kleinen Zwiebeln, Champignons, und gehackten Trüffeln im Mörser zerstoßen; dann ein Tortenboden in eine Pfanne gemacht, das gestoßene Eingeweide und Speck, mit Salz, Pfeffer, feinem Gewürz und guten Kräutern gewürzt, unten auf den Boden gethan, und wenn dieses geschehen, die zerschnittenen Schnepfen ordentlich darauf gelegt, oben, so wie unten gewürzt, mit Kalbfleischscheiben und Speckstreifen bedeckt, und mit einem Stücke Butter belegt. Zuletzt kann man die Torte mit einem Boden von eben dem Teige beschließen, solche rundherum zierlich kräuseln, mit dem Gelben vom Ey bestreichen, und in den Ofen setzen. Man richte nun nachstehendes Coulis in der Torte an. Man nehme eine Schnepfe, lasse dieselbe am Spieße halb gar braten, ziehe sie dann ab, und stoße sie im Mörser; hierauf lege man den Boden einer Casserolle mit 1 1/2 Pfund Kalbfleisch und einem Stücke Schinken, welcher in Scheiben geschnitten worden, aus, thue einige Stücke gelbe Rüben und Pastinaken, wie auch eine in Scheiben geschnittene Zwiebel hinzu, verdecke die Casserolle, und lasse es auf dem Casserollofe schwitzen. Wenn es angebacken ist, wird ein wenig geschmolzener Speck mit so viel Mehl, als man zwischen drei bis vier Finger fassen kann, dazu gethan, umgerührt, hierauf mit halb Jus und halb Brühe angefeuchtet, mit einigen Champignons, ein wenig Petersilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, zwei oder drei Semmelrinden, und ein wenig feinen Kräutern gewürzt, und bei gelindem Feuer langsam gekocht. Wenn es gar ist, nimmt man die Kalbfleischscheiben

Digitized by Google

heraus, zerläßt darein die geſtoßenen Schnepfen, ſchlägt es durch ein Haartuch, thut das Durchgeſchlagene in eine Caſſerolle, und hält es warm. Nachdem nun die Torte im Ofen gar gebacken worden, wird ſie herausgenommen, in eine Schüſſel geſetzt, ſolche geöffnet, von den Kalbfleiſchſcheiben und Speckſtreifen befreit, abgefettet, das Coulis, welches einen gut[illegible] haben und nicht zu dick ſeyn muß, in [illegible] geſchüttet, ſie wieder zugedeckt, und zu [illegible] warm angerichtet.

[illegible]auce. Wenn die Schnepfen gar [illegible]orden, werden ſie vom Spieße genommen, [illegible] und die Leber herausgethan, ſolches in [illegible] gelegt, mit Pfeffer und Salz gewürzt, [illegible] ein wenig rothen Wein daran gegoſſen, und wenn ſolches geſchehen, die Schnepfen in [illegible]. Wenn ſolche nicht dicklich [illegible], kann man noch zwei bis drei Löffel [illegible]ch und Schinken daran [illegible] werden laſſen, und es verſu[illegible] mack hat; dann drücke man [illegible] Pomeranzen daran, und rich[illegible]

A[illegible] Schnepfendrecks. Hiervon [illegible]enen Schnepfen oder [illegible] etwas vorgekommen. Am [illegible] Schnepfen gut mit [illegible] die Semmelſchnitte [illegible]ßt, auch etwas davon an die Brühe gerie[illegible] und es dann der Schnepfe unterlegt. Auf dieſelbe Weiſe, wie die Zubereitungen der Waldſchnepfen hier angeführt worden, werden auch die übrigen Schnepfen in der Kochkunſt bereitet; jedoch kommt am häufigſten nur die Waldſchnepfe und die Waſſerſchnepfe darin vor.

Digitized by Google

Schnepfe (aſchgraue), Scolopax cinerea, eine von Pennant angeführte Uferſchnepfe.
— (bellende Ufer-), Scolopax Totanus, ſ. oben, S. 476.
— (Berg-), ſ. daſ., S. 444.
— (Braſilianiſche), Scolopax guaranna, eine in Braſilien einheimiſche Schnepfenart.
— (braune Ufer-), dunkelbraune Schnepfe, Scolopax fusca, ſ. oben, S. 483.
— (Bruch-), ſ. daſ., S. 466.
— (brünette), Scolopax pusilla, ſ. daſ., S. 471.
— (bunte Ufer-), Scolopax glottis, ſ. daſ., S. 479.
— (Buſch-), ſ. daſ., S. 444.
— (Cambridgiſche), Scolopax cantabrigiensis, eine von Pennant beſchriebene Schnepfenart.
— (Cayenniſche), Scolopax cayennensis, ſ. oben, S. 465.
— (Chineſiſche), Scolopax [illegible], ſ. daſ., S. 473.
— (Dom-), Falcinellus, eine [illegible] mit einem flachen und am Ende [illegible] Schnabel.
— (Doppel-), Scolopax [illegible], ſ. oben, S. 462, 466.
— (dunkelbraune), ſ. Schnepfe (braune Ufer-).
— (Finnmärkiſche), Scolopax [illegible], ſ. daſ., S. 469.
— (fuchsrothe Ufer-), Scolopax [illegible]ica, ſ. daſ., S. 480.
— (gefleckte Pfuhl-), ſ. daſ., S. 477.
— (Geißkopf-), eine Benennung der bellenden Uferſchnepfe.
— (gelbbeinige), Scolopax flavipes, eine von Pennant beſchriebene Schnepfenart in Newyork.
— (gemeine), ſ. oben, S. 466.
— (gemeine Ufer-), Scolopax Limosa, ſ. daſ., S. 476.

Digitized by Google

Schnepfe (geſchäckte), Scolopax varia, ſ. oben, S. 458.
— (Gras-), ſ. daſ., S. 444, 466.
— (graue), Limosa grisea, ſ. daſ., S. 477.
— (grauelfer-), Totanus gregarius, ſ. daſ., S. 481.
— (Groß-), ſ. daſ., S. 466.
— (große rothgelbe Ufer-), Scolopax aegocephala, ſ. daſ. S. 482.
— (groſſ[illegible]eiſche), ſ. daſ., S. 462.
— (H[illegible] daſ. S. 466, 469.
— (H[illegible] daſ., S. 468.
— ([illegible] daſ., S. 469.
— ([illegible]olopax gallinago, ſ. daſ., S. 466.
— ([illegible] Wald-), ſ. daſ. S. 458.
— ([illegible] daſ., S. 444.
— ([illegible]che Pfuhl-), Scolopax Hudsonica, eine an der Hudsonsbay wohnende Schnepfenart.
— ([illegible]che rothgelbe Ufer-), Scolopax [illegible] S. 482.
—, [illegible]k, ein Werkzeug auf den Hohenöfen, [illegible]fträger den Schlund des Ofens un[illegible]eit iſt, von neuem aufzugeben. Es [illegible]eſchflegel, woran der Theil, der den [illegible]el vorſtellt, von Eiſen und mit [illegible] an dem Stiele befeſtiget iſt. Der S[illegible] Schnepfe iſt 2½ Fuß lang. Wenn der [illegible] in den Schlund hineingeht, iſt es Zeit zu [illegible].
— (Ind[illegible]ſchel, ſ. oben, S. 474.
— (Kan[illegible]che), Scolopax alba, ſ. daſ., S. 484.
— (Kap[illegible]), Scolopax capensis, ſ. daſ., S. 472.
— (kleine Strand-), Scolopax Bethardingii, eine in Meklenburg heimiſche Schnepfenart.
— (kleine ſtumme), kleinſte Schnepfe, Scolopax Gallinula, ſ. oben, S. 469.

Digitized by Google

Schnepfe (kleine Wald-), Scolopax minor, s. oben, S. 459.
— (Lappländische), Scolopax Lapponica, s. das., S. 480.
— (Macholler-), s. das., S. 458.
— (Madagascarische), Scolopax Capensis s. Madagascariensis, s. das., S. 472.
—, von Madras, Scolopax [illegible], s. das., S. 474.
— (marmorirte), marmor[illegible] Scolopax marmorata, s. das., S. [illegible].
— (Maus-), s. das., S. 46[illegible].
— (Mittel-), s. das., S. 4[illegible].
— (Moos-), s. das., S. 46[illegible].
— (Neuyorkische), Scolop[illegible] eine sich am Meere in Neuyork [illegible] pfenart.
— (Nick-), Scolopax nut[illegible] nickende Schnepfe an der Ku[illegible] scheinlich mit der Steinschne[illegible]
— (Niederländische), Sc[illegible] S. 485.
— (Pful-), s. das., S. 47[illegible].
— (Pudel-), s. das., S. 4[illegible]
— (purpurschnäblige), Sc[illegible] S. 486.
— (Rebhühner-), s. das., S. [illegible]
— (Regen-), s. das., S. 47[illegible]
— (Ried-), s. das., S. 4[illegible]
— (Rohr-), s. das., S. 4[illegible].
— (rothgelbe Wald-), s. das., S. [illegible]
— (rothe Pful-), s. das., S. 48[illegible].
— (rothköpfigte), s. das., S. 458.
— (Savannen-Wald-), Scolopax paludosa, s. das., S. 460.
— (schwarze), Scolopax nigra, eine wenig bekannte Schnepfenart.

Digitized by Google

Schnepfe (Schwimm-), Scolopax semipalmata, ſ. daſ., S. 485.

— (ſchwimmende Ufer-), Scolopax natans, ſ. daſ., S. 480.

— (Stein-), Scolopax melanoleuca, ſ. daſ., S. 484.

— (Strand-), ſ. daſ., S. 475.

— (Streit-), Tringa pugnax L., ſ. daſ., S. 463, und Streithahn, unter Hahn.

— (ſtrohgelbe Wald-), ſ. daſ., S. 458.

— (Sumpf-), ſ. daſ., S. 460, 462.

— (Ufer-), Totanus, ſ. daſ., S. 475.

— (Wachholder-), ſ. daſ., S. 458.

— (Wald-), ſ. daſ., S. 444 u. f.

— (Waſſer-), ſ. daſ., S. 466, 469. Den Namen Waſſerſchnepfe führt auch das Grieshuhn oder der Sandläufer, Glareola Klein, ſ. Grieshuhn.

— (weiße Indiſche Heer-), Scolopax Indica, ſ. daſ., S. 474.

— (weiße Ufer-), Tringa curvirostra alba, ſ. daſ., S. 484.

— (weiße Wald-), Scolopax alba, ſ. daſ., S. 457.

— (weißflügelige), ſ. daſ., S. 458.

Schnepfendreck, Schnepfenkoth, der Koth der Schnepfen, welcher ſich noch in den Gedärmen derſelben befindet, und als eine Delikateſſe gegeſſen wird; ſ. oben, unter Schnepfe, in den Zubereitungen derſelben zur Kochkunſt, S. 488 u. f.

Schnepfenfang, der Fang der Schnepfen, ſ. oben, unter Schnepfe, S. 450 und S. 452, die zu dieſem Fange gebräuchlichen Hänge- oder Ziehgarne, ſ. unter Hängegarn, Th. 20, S. 695.

Schnepfenfiſche, Centrisci; Fr. les Centriſques, les Bécasses de mer. Der Kopf dieſer Fiſche iſt zu einem Schnabel verlängert, an deſſen Ende ſich das Maul ohne Zähne befindet. Der Körper iſt von den Seiten platt gedrückt, eyrund; der Bauch ſchneidend. Die Bauchfloſſen ſind vereiniget. Die erſte Rücken-

Digitized by Google

flosse hat nach vorn einen starken Stachel. Der Kiemendeckel ist groß und verdeckt die Kiemenhaut. Von diesen Fischen sind am bekanntesten:

1. Der gewöhnliche Schnepfenfisch, Centriscus scolopax: Fr. La Bécasse ordinaire. Der Körper dieses Fisches ist mit kleinen Schuppen bedeckt. Der Rückenstachel ist gezahnt. Dieser kleine Fisch lebt im Mittelländischen Meere.

2. Der Messerfisch, Centriscus scutatus: Fr. La Bécasse bouclee. Der Bauchstachel dieser Schnepfe ist so groß, daß er den ganzen Rücken wie ein Schild bedeckt, und sich weiter nach hinten als der Schwanz verlängert. Vom am Bauche sind ungefähr zwölf hornartige Schuppen, welche denselben gänzlich bedecken. Dieser seltene Fisch kommt aus Indien; s. auch Th. 91 S. 179.

Schnepfenfliege, Empis Linn. s. unter Fliege im Supplement.

Schnepfengarn, s. unter Schnepfenfang.

Schnepfengasse, bei den Jägern, ein Gang oder ein Weg in einem Walde, auf welchen die Schnepfen gern laufen, daher er auch ausgestellet und oft mit Schlingen besteckt wird.

Schnepfenjagd, die Jagd auf Schnepfen, das Schnepfenschießen. Wenn nämlich die Schnepfen streichen, so ziehen theils Herrschaften mit ihren Jägern ordentlich aus und an die Oerter, wo es Schnepfen giebt, stellen sich mit denen bei sich habenden Hofleuten an, lassen die Treibleute durchgehen, damit sie die Schnepfen aufjagen und die Herren zum Schuß bringen; s. oben, unter Schnepfe.

Schnepfenkoth, s. Schnepfendreck.

Schnepfenkopf, dorniger und gezackter, Murex Brandaris et Cornutus, s. unter Murex, Th. 98, S. 86.

Schnepfenschnabel, Murex Haustellum, s. unter Murex, Th. 98, S. 83.

Digitized by Google

Schnepfenſtoß, bei den Jägern, eine Art des Schnepfenfanges, wo Klebegarne im Herbſt und Frühling vor die Hölzer geſtellt werden, damit die Schnepfen im Ein- und Ausſtreichen darein ſtoßen und ſich fangen; ſ. auch unter Schnepfenfang.

Schnepfenzug, das Ziehen der Schnepfen, ſowohl aus dem Holze in Felde, als auch die Ankunft derſelben im Frühling und ihr Abzug im Herbſte. Eine Menge mehrerer in Geſellſchaft ziehender Schnepfen. Ein Zug Schnepfen.

Schnepfſiſch, Esox hepsetus, eine Art Hechte.

Schnepfhuhn oder **Schnephuhn**, ein Name, welchen an einigen Orten die großen Wald- oder Holzſchnepfen führen, weil ſie den wilden Hühnern nicht unähnlich ſind.

Schneppe, bei den Putzmachern, ein Stirnblatt, welches die Frauenzimmer noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts unter dem Kopfzeuge trugen, und es auch jetzt noch in tiefer Trauer tragen. Es hat eine zugeſpitzte Geſtalt und wird zur Trauer von Kreppflor über die ganze Stirn weg getragen, ſonſt iſt es von feiner Leinwand oder Neſſeltuch. Man trägt letzteres auch jetzt noch in verſchiedenen kleinen Städten des Preußiſchen Staats, und in Sachſen. Auch iſt es jetzt noch an verſchiedenen Arten des Kopfputzes eine Zierde. Auch die Schnäbel oder Schnauzen an den Kannen werden in manchen Gegenden Schneppen genannt. Im Niederſächſiſchen Snebbe, Snippe. Es ſoll, nach Adelung, mit Schnabel, Schnepfe ꝛc. eines Geſchlechtes ſeyn, die ſpitzig zulaufende Geſtalt einer Schneppe zu bezeichnen.

Schneppenhaube, der Name einer Art Strohhut; auch einer weißen Haube.

Schneppenpfeifer, Charadrius Utopiensis, eine Art Regenpfeifer, ſ. dieſen Artikel.

Google

Schnepper, beim Huf- und Waffenschmid, der Sperrkegel in der Werkstatt, der in die Hinterachse befestiget wird, und das Sperrrad der Winde festhält. Ein solcher Schnepper zu Deutschen Winden wird durch ein Gelenk an der Achse gehalten, und damit er besser in die Zähne des Sperrrades greife, so hat er vorne einen winklichten Einschnitt, der kalt ausgehauen wird. Die beiden Sperräder einer Französischen Winde haben einen gemeinschaftlichen Schnepper (Sperrkegel), der nur aus einem bloßen breiten Bleche besteht, das unten mit einer Klammrrr befestiget, und oben gegen die Zähne der Räder gebogen ist. Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. im Hüttenbaue, wird die Schnauze an den Blasebälgen der Schnepper genannt. — In der Chirurgie, das Instrument zum Aderlassen; s. Schnäpper und Schröpfschnepper.

Schneppenlein, Schnäpperlein, im Hüttenwerke, ein dünnes Eisen, welches vor der Mündung der Balgenliese dergestalt befestiget ist, daß es, wenn der Wind bläset, sich in die Höhe begiebt, und wenn der Wind nachläßt, wieder zufällt, damit der Wind, wenn der Balgen aufgezogen wird, kein Feuer in den Balgen zieht. Es hat seinen Namen von dem Auf- und Zuschnappen.

Schneppkarren, Schuttkarren, Sturzkarren, Zugkarren, eine Art Karren mit zwei Rädern, welcher mit einem Pferde fortgezogen wird, und so gemacht ist, daß man ihn leicht hinten nieder stoßen kann. Man braucht diese Karren zu Verführung der Erde und des Schuttes.

Schnerf, ein mit Schnarre, so fern es den Wachtelkönig bezeichnet, gleichbedeutendes und von demselben nur im Suffixo verschiedenes Wort; s. Schnarre.

Schnerkel, s. Schnörkel.

Schnetteln, im Forstwesen, wenn die Aeste von

den Bäumen zu der Streu mit Aexten und Beilen abgehauen werden; im Gegensatz des Geschnittenen, wenn solches mit einem krummen Messer an einer Stange gebunden geschieht, und mit solchem die Aeste abgerissen werden.

Schneutzen, s. Schnäutzen.

Schneyen, s. Schneien.

Schnibbe, s. Schneppe.

Schnick, in der Schifffahrt, ein Fahrzeug, beinahe wie ein Kaagh, nur etwas breiter und kürzer, und mehr geschnitten. Ihrer Breite nach sind sie ziemlich kurz, führen gewöhnlich Sprietsegel, bisweilen auch Gaffelsegel, wo man sie dann zum Unterschiede Gaffelschnicken nennt. Man bedient sich dieser Fahrzeuge in der Nordsee zum Fisch- und Austernfang.

Schnicken, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung und zugleich ein thätiges, welches von schnellen nur im Suffixo verschieden ist, und als das Diminutivum desselben angesehen werden kann. Es wird wenigstens nur von dem Schnellen oder der elastischen Bewegung kleiner Körper gebraucht. Die Feldhühner schnicken mit den Schwänzen, wenn sie solche schnell und mit einer gewissen Federkraft auf- und nieder bewegen, welches bei den Jägern auch schnippen genannt wird, von dem Niedersächsischen snippen, schnellen. Die Vögel schnicken das Wasser, die Körner umher, wenn sie solche mit dem Schnabel umherwerfen oder schnellen. Dieses Wort ist, wie schnippen, eine Onomotopöie, der Form nach aber ein Intensivum von nicken. Nach andern Onomotopöien ist schnicken im Niedersächsischen sowohl schluchsen, nach der Luft schnappen, als auch ersticken.

Schnickschnack, ein nur in den gemeinen Sprecharten Nieder-Deutschlands übliches Wort, ein albernes,

Digitized by Google

thörichtes Geschwätz zu bezeichnen, von Schnack, ein Geschwätz, vermittelst der im Niederdeutschen gewöhnlichen intensiven Wiederholung, wie Wibbelbabbel, Titeltatel ꝛc. ꝛc.

Schnieben, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches im Hochdeutschen veraltet ist, wofür schnaufen und schnauben üblicher sind, ob es gleich eigentlich einen feineren oder gelinderen Laut ausdrückt, als diese; s. Schnauben und Schnaufen.

Schniedel, ein nur bei den Köhlern übliches Wort, wo es die zweite Reihe Scheite in einem Kohlenmeiler bezeichnet.

Schnipfeln, Schnippeln oder Schnippern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Diminutivum von schnippen ist, aber nur im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart gehört wird, mit der Scheere in sehr kleine Stücke schneiden.

Schnippchen, in der vertraulichen Sprechart, die Handlung, da man den mittleren Finger von dem Daumen in die Hand hinabschnippt oder schnellt, welchen Schall es eigentlich nachahmt. Ein Schnippchen schlagen. Jemanden ein Schnippchen schlagen, wenn man ihm trotzen will.

Schnippe, soviel als Schneppe.

Schnippeln, s. Schnipfeln.

Schnippen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches eine unmittelbare Nachahmung des Lautes ist, welchen Schnipp ausdrückt, daher wird es in verschiedenen Fällen gebraucht, wo dieser Laut statt findet. Es ist in doppelter Gestalt üblich. 1. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, diesen Laut von sich geben, hervor bringen. 1. Bei den Jägern gebraucht man es von einem gewissen Laute der Schwarzamseln, wel-

chen ſie machen, wenn ſie des Morgens oder Abends ein wildes Thier gewahr werden. Die Amſel ſchnippt. — 2. Ein Schnippchen ſchlagen heißt in vielen Gegenden gleichfalls ſchnippen. Jemanden vor die Naſe ſchnippen. Niederſächſich knippen. — 3. Ein Brett ſchnippt in die Höhe, im gemeinen Leben, wenn es in die Höhe kippt, mit Schnellkraft in die Höhe fährt, wo es von kleineren Körpern, oder einem ſchwächeren Laute gebraucht wird, als ſchnappen.

II. Als ein thätiges Zeitwort ſolche Veränderungen an den Körpern vornehmen, welche ſich durch dieſen Laut vornehmlich bezeichnen. 1. Mit der Scheere zu kleinen Stücken ſchneiden oder beſchneiden, wo es den Laut der Scheere genau nachahmt. So beſchnippen die Tuchmacher das Tuch, wenn ſie die Spitze der Wolle mit der Scheere abſchneiden. Diminutive davon ſind, ſchnippeln, ſchnipfeln und ſchnippern. Das Vergrößerungswort ſchnuppen wird aber von dem Lichte gebraucht. — 2. Mit Schnellkraft fortſtoßen, wo es von größeren Dingen, als ſchnicken, und von kleineren, als ſchnellen gebraucht wird. Die Feldhühner ſchnippen mit dem Schwanze, wenn ſie denſelben mit Schnellkraft auf- und niederbewegen.

Schnippern, ſ. Schnipfeln.

Schnippiſch, ſ. Schnäppiſch.

Schnirkel, ſ. Schnörkel.

Schnitt, von dem Zeitworte ſchneiden, oder vielmehr von deſſen veralteten Intenſivo ſchnitten. I. Als ein Abſtractum, die Handlung des Schneidens, eigentlich ohne Mehrheit, außer wenn es als ein Concretum von einzelnen Handlungen gebraucht wird. (1) Eigentlich. Einen Bruch durch den Schnitt heilen. Den Stein in der

Blase durch den Schnitt operiren. Jemanden auf den Schnitt herausfordern, eine bei den Matrosen übliche Art des Zweikampfes, wo sie sich mit krummen Matrosenmessern schneiden, welches auch ein Schnittchen machen heißt. Der Schnitt in den Weinbergen, das Beschneiden der Weinreben. Den Schnitt vornehmen. Der Schnitt in der Erndte, das Abschneiden des Wintergetreides mit der Sichel, daher wird auch wohl in den Gegenden, wo man sich hierzu der Sichel bedient, die ganze Erndte der Schnitt genannt. — (2) Figürlich. (a) Die Art und Weise zu schneiden, wo es häufig von künstlichen Arten zu schneiden gebraucht wird. Ein Schneider hat einen guten Schnitt, wenn er einem Kleide im Zuschneiden eine gute Gestalt zu geben weiß. Es ist gut den Schnitt an fremdem Tuche zu lernen, durch eines andern Schaden klug zu werden. Alte Schnitte von Kleidern und Hauben, alte Moden in Ansehung der Gestalt, sofern solche von dem Schnitte herrührt. Das Führen des Instruments von einem Form- oder Holzschneider wird auch der Schnitt genannt. (b) Im gemeinen Leben wird ein unerlaubter Gewinn, ein unbilliger Profit ein Schnitt genannt. Seinen Schnitt bei etwas machen, wo man auch im Diminutivum Schnittchen sagt. Den Schnitt verstehen. Sich auf den Schnitt verstehen. (c) Im gemeinen Leben ist auch Schnitt die Handlung des Prahlens, in sofern nämlich schneiden und aufschneiden dafür gebraucht werden; so auch eine Prahlerei. Das war ein Schnitt! Große Schnitte thun, sehr prahlen.

II. Als ein Concretum. 1. Die durch das Schneiden verursachte Wunde oder Vertiefung.

Die Schnitte des Meſſers auf einem zinnernen Teller. Der Schnitt des Diamants in das Glas. Bei den Kupferſtechern ſind die Schnitte die mit dem Grabſtichel oder der Nadel gemachten Züge. Einen Schnitt im Geſicht, auf der Hand haben. Einem einen Schnitt geben, aus Unvorſichtigkeit oder Zorn. Der Wundarzt macht dagegen einen Schnitt; wenn er aber den Schnitt vornimmt, ſo iſt es das vorige Abſtractum. Figürlich nennt man auch manche einem Schnitte ähnliche Vertiefungen Schnitte, z. B. die Schnitte in der Hand, die vertieften Linien. — 2. Ein abgeſchnittnes Stück, wohl nur von Speiſen. Ein Schnitt Brod, Fleiſch, Braten. Der Pfaffenſchnitt, im gemeinen Leben das beſte Stück an einer Fleiſchſpeiſe, z. B. die Bruſt von einer gebratenen Gans. Ein Schnittchen Schinken, ein kleines abgeſchnittenes Stück. — 3. Ein durch Schneiden hervorgebrachtes Ding, nur in einigen Fällen. Ein papiernes Muſter, welches nach einem andern Dinge abgeſchnitten worden, heißt bei den Nähterinnen, Putzmacherinnen, Schneidern ꝛc. der Schnitt; daher heißt eine in Holz geſchnittene Figur und deren Abdruck ein Holzſchnitt. — 4. Der Ort, wo etwas abgeſchnitten oder eine Sache beſchnitten worden. Ein Reis in den Schnitt oculiren, in die Stelle, wo ein Aſt, oder ein junger Baum abgeſchnitten worden. Der Schnitt eines Buches, wo es beſchnitten worden. Ein Buch mit vergoldetem Schnitt. — Der Schnitt in den Gewerben.

In der Baukunſt iſt der Schnitt aus freier Hand, diejenige Arbeit, wozu man weder Zirkel noch Lineal gebraucht, ſondern die man mit der Hand macht.

Bei den Buchbindern heißt der Schnitt,

die beschnittenen Kanten oder Seiten eines Buches, die auf mancherlei Art einfarbig gesprengt, marmorirt gefärbt, oder weiß gelassen werden. Zu dem einfarbigen Schnitt wird eine beliebige fein geriebene Farbe mit Kleister vermischt, von jedem gleichviel. Hierauf verwandelt man diese Mischung mit aufgelöstem Gummi Arabikum in einen zarten Brey, und streicht damit den Schnitt von unten bis oben an. Zum rothen Schnitt nimmt man Zinnober oder Mennige, zum grünen Indigo mit Auripigment vermischt ꝛc. Zu gesprengten Schnitten werden die Farben, nachdem der Schnitt gut eingepreßt worden, mit dem Pinsel aufgesprengt, welches gewöhnlich mit zwei auch wohl dreierlei Farben geschieht. Man befeuchtet damit den Sprengpinsel, schwingt ihn zwischen den Fingern, und spritzt die Farbe auf den Schnitt. Ist eine Farbe trocken geworden, so spritzt man die zweite Farbe auf ꝛc.; dann wird der Schnitt, wenn die Farbe vollkommen trocken geworden, polirt und glatt gemacht, welches mit dem Wolfszahne geschieht. Soll der Schnitt marmorirt werden, so legt man das beschnittene Buch in eine starke Handpresse, preßt es zwischen zwei Bretter, die mit dem Preßbalken einerlei Breite haben, legt die Presse auf eine Tischecke, klopft alles gleich, zieht die Schrauben stark an, und beraspelt den Schnitt mit einer Raspel, die Ungleichheiten werden zuletzt beschabt. Man überfährt dann den Schnitt mit Wasser, wovon er aufschwillt, läßt ihn trocken werden, und glättet ihn mit einem Wolfszahne. Man reibt dann ein Stückchen Indigo in einem Kleister von Stärke hin und her, bestreicht den Schnitt mit dünnem Kleister, und zieht den Indigokleister mit dem Fingerballen darauf zu Flammen oder krausen Wellen. Berlinerblau giebt blau, Saftgrün grüne, Umbra-

Digitized by Google

erde braune, Lack und Zinnober rothe Flammen. Die Flammen müſſen von dem Buchbinder nach ſeiner eigenen Erfahrung gezogen und vertrieben werden, damit ſie ein gutes und marmorartiges Anſehen erhalten. Das Buch muß, noch naß, aus der Preſſe genommen und aufgeblättert werden, damit die Blätter nicht zuſammen kleben. Dann wird der Schnitt getrocknet und glatt gemacht.

Bei dem Buchdrucker iſt der Schnitt die beſtimmte Größe der Geſtalt des Buchſtabens; der Kegel zeigt aber die Stärke ſeines viereckigten Säulenkörpers an. Der Schnitt einer Schrift kann z. B. kleine Cicero ſeyn, und der Kegel kann Mittel ſeyn. Kleinere Schriften können auf größere Kegel gegoſſen werden; dieſe nennt man hohe Schriften, welche dann im Druck mehr Raum zwiſchen den Zeilen haben, als die, welche auf ihren eigenen ordinairen Kegel gegoſſen ſind.

Beim Färber iſt der Schnitt des Tuches das Innere oder Dichteſte in dem Gewebe des Tuches. Wenn die Farbe nicht gut durchgedrungen iſt, ſo kann man das Weiße auf dem Schnitt oder Innern des Tuches ſehen, wenn aber die Farbe ganz durchgeht, ſo kann man dieſes auf den Schnitt auch nicht bemerken, und man ſagt dann die Farbe geht durch, Fr. la Couleur tranche. Da es faſt unmöglich iſt, fertig gewebte Tücher ſo durchzufärben, daß der Schnitt nicht etwas weiß bleiben ſollte, ſo müſſen alle gut und durch und durch gefärbte Tücher ſchon in der ungeſponnenen Wolle gefärbt werden.

Beim Formſchneider iſt der Schnitt die vornehmſte Arbeit in Führung des Inſtrumentes zum Formſchneiden. Dieſes iſt die Art, die Nadel anzuſetzen und in das Holz einzudrücken, um dasjenige, was ausgehöhlt werden ſoll, abzulöſen, und das

Holz zum Nachschnitte vorzubereiten. Auch heißt Schnitt die Art den Marmor zu hauen. Man sagt von einem Bildhauer, er hat einen vollkommenen, guten, saubern, kecken Schnitt. Die Kupferstecher sagen dies von ihrem Grabstichel.

Beim Glaser ist der Schnitt, wie auch schon oben, S. 507, angeführt worden, die schneidende Stelle eines Diamants, womit das Glas geschnitten wird. Jeder Stein hat seinen eigenen Schnitt, den der Glaser durch öfteres Versuchen ausfindig machen muß. Man hat Beispiele, daß sich der beste erst nach vielen Jahren entdeckt hat, ungeachtet der Stein diese ganze Zeit über gebraucht worden. Ein guter Diamant hält seinen Schnitt 10 bis 12 Jahre und länger. Verliert er seinen Schnitt, so rührt dieses entweder daher, daß er von unreinem Glase nach und nach abgesplittert worden, oder daß sich seine Kante durch die Länge der Zeit abgenutzt hat. Man sucht dann eine neue Kante. Man hält es für einen wohlgerathenen Schnitt, wenn derselbe, indem er auf dem Glase, das er preßt, mit einem weder zu harten, noch zu weichem Geschrei fortläuft, und, wenn er offen ist, so hell, als ein silberner Drath wird, ohne auf seiner Oberfläche einen weißen Staub zu hinterlassen, denn alsdann würde das Glas nicht geschnitten, sondern bloß gestreift seyn. Der Schnitt darf sich jedoch nicht zu sehr öffnen, weil man, indem die Luft sich zu schnell in die erst von dem Diamante auf dem Glase gemachte Oeffnung ziehen würde, zu befürchten hätte, es möchte das Glas, wenn es zerbräche, im Zerspringen einen ganz andern Weg nehmen, als man solchen mit der Diamantspitze zeigen wollte. Das Kennzeichen eines glücklich ausgefallenen Schnitts ist folgendes: Wenn man nach geschehener Absonderung zweier entzweigeschnittener Stücke, längs des

ihre Trennung formirenden Randes, sieht, daß die zwei Oberflächen von jeder Abtheilung glatt und eben sind; indem jeder höckerichter Schnitt, zu großem Nachtheile des Glases, geneigt ist, Ritzen zu geben. An dem Schnitte erkennt man, ob eine Glastafel gut gebrannt ist; denn eine schlechtgebrannte läßt sich hart schneiden. Der Diamant greift wenig auf derselben an, ja sie zerbricht oft schon, ehe der Zug noch offen ist. Die Hand, womit man die Glastafel in der Luft hält, um deren Schnitt zu dirigiren, und solche zu öffnen, wird, indem man solche berührt, von den Stücken, die von derselben abspringen, fast eben so, wie durch eine schlaff gewordene Feder, zurück gestoßen. Der Grund dieses Zufalls und dieser wunderbaren Erscheinung, ist in dem zu schnellen Kaltwerden des Glases zu suchen, dessen Theile einen gewissen Grad von Zusammenziehung erlitten haben, der aus solchen gleichsam kleine schlaffe Federn gemacht, die, indem sie durch den Druck der Diamantspitze, oder durch die angewandte Gewalt solches zu öffnen, losgegangen sind, eine verschiedene Wirkung hervorbringen; denn bisweilen zerspringt die Glastafel in Stücken, bisweilen springt aber der mit dem Diamant auf selbiger gemachte Zug schnell nach seiner ganzen Länge.

Beim Hutmacher ist der Schnitt der runde Umfang oder Rand des gefachten Hutfaches.

Beim Kupferstecher ist der Schnitt oder Einschnitt, die Züge, welche mit dem Grabstichel oder mit der Nadel gemacht werden. Die nach der Regel und der Kunst angebrachten Schnitte, Schraffirungen und Punkte bilden alle Figuren, welche in Kupferstichen vorgestellt werden können. Wenn man ein Gemälde kopirt, so müssen die ersten Schnitte dem Pinsel folgen, die zweiten müssen dar-

Digitized by Google

über gehen, um die Formen dadurch sicherer zu machen. Die ungleichen Schnitte sind besser, und machen eine schönere Arbeit, als wenn sie von gleicher Stärke sind. Man muß sie absetzen, wenn sie nicht geschickt sind, ein Gewand wohl anzudeuten, und man muß sich hüten, in einerlei Zeug diametraliter entgegenstehende zu machen. Man arbeitet in einem üblen Geschmack, wenn man um einen schwärzeren Ton zu machen, gerade und steife Schnitte über ein ganzes Gewand laufen läßt. Die kurzen und halbflachen Schnitte geben mehr Charakter, und sind weit besser, als die langen und dichten Schnitte. Man muß sie immer dichter zusammenschließen, nachdem die Gegenstände sich verlieren; s. auch unter Kupferstecherkunst, Th. 56.

In der Münze ist der Schnitt, die äußere Dicke einer Münze, die auch die Kräuselung genannt wird.

Im Schiffbau ist der Schnitt die Schneidung, s. diese.

Beim Schneider, s. Gewandschnitt, Th. 18, S. 103.

Beim Steinmetz ist der Schnitt die kegelförmige Gestalt oder der Winkel, wonach die Seiten der Bogensteine behauen werden.

Beim Weingärtner ist der Schnitt eine von den vornehmsten Rebenarbeiten, welche behutsam vorgenommen werden muß, weil durch einen üblen Schnitt ein Weinberg ganz ins Verderben gesetzt werden kann. Man benimmt aber durch den Schnitt dem Weinstocke einen Theil seiner getriebenen Reben und Schosse, damit er desto mehr Kraft zur Hervorbringung reiner Früchte behalte. Solches Schneiden geschieht gemeiniglich in hohen und unbedeckten Gebirgen, besonders im Februar, in so fern das Wetter offen ist, wie auch im folgenden

Märzmonat. Man spart die in Gründen liegenden Weinstöcke bis zuletzt, weil solche von der Kälte leichter Schaden nehmen, als die auf den Hügeln. Es muß aber im Schneiden mit den jungen Stöcken anders, als mit den alten verfahren werden. Einen jungen Stock muß man niedrig schneiden, daß er das erste Jahr die Reben herunterwirft; wenn man ihn in die Höhe schneidet, so wächst er alle Jahre in die Höhe, und trägt unten keine Reben; wenn er ein Jahr ausgeschlagen, wirft er das andere Jahr noch mehr Reben. Eine junge oder jährige Senke, die nämlich zum ersten Male geschnitten werden soll, schneidet man auf drei Augen über der Erde, so, daß das alte Holz der Erde gleich komme. Die Nebenschossen müssen aber alle weggeschnitten werden. Eine zweijährige Senke schneidet man auf anderthalb Knoten, das ist, man schneidet das oberste Auge weg, und läßt die zwei untersten; das andere zwar auf drei und das unterste aber auf zwei Augen. Eine drei-, vier- oder fünfjährige Senke schneidet man nur auf anderthalb Knoten, ist sie aber stark, so giebt man derselben noch einen Bogen. Eine sechs-, sieben-, acht-, neun- und zehnjährige Senke schneidet man auf 2 1/2 Knoten, und wo sie stark ist, einen Bogen oder 1 1/2 dazu. Eine eilf-, zwölf- und mehrjährige Senke wird für einen vollkommenen Stock gerechnet, und kann 2 1/2 Knoten und zwei Bogen aushalten, mehr ist aber schädlich. Der Schnitt geschieht im Frühjahr im Alt-Lichtmeß, wenn der Winter stark angehalten, keine Fröste mehr zu besorgen, und der Schnee im Hohen und Ungedeckten weg ist. Ein wenig Frost schadet nicht, und die Stücke, die nicht gedeckt sind, können wohl vor Ausgang des Frostes geschnitten, und hernach noch geräumt werden. Wenn man langsamer oder spä-

ter schneidet, so thränt das Holz zu sehr, oder da Rebenwasser läuft stark aus. Man wählt zum Schnitt angenehme Tage, an welchen sich Sonnenblicke zeigen. Der Schnitt in niedrigen und gedeckten Gebirgen geschieht gleich nach dem Aufziehen ungefähr um Gertraud.

Schnitt, in der Baukunst, s. oben, S. 507.
—, beim Buchbinder, s. daselbst.
—, beim Buchdrucker, s. das., S. 509.
—, in der Chirurgie, oder beim Wundarzt, oben, S. 505, und unter Wundarzneikunst.
—, beim Färber, s. oben, S. 509.
—, beim Formschneider, s. daselbst.
— (Gewand-), s. diesen Artikel.
—, beim Glaser, s. oben, S. 510.
— (Holz-), s. das., S. 507.
—, beim Hutmacher, s. das., S. 511.
— (Kleider-), s. das., S. 506.
—, beim Kupferstecher, s. das., S. 507, 511.
—, in der Landwirthschaft, s. das., S. 506.
—, in der Münze, s. das., S. 512.
— (Pfaffen-), s. das., S. 507.
—, im Schiffbau, s. das., S. 512.
—, beim Schneider, s. das., S. 506, 507.
—, beim Steinmetz, s. das., S. 512.
—, beim Weingärtner, s. daselbst.
—, beim Wundarzt, s. Schnitt i. d. Chirurgi
Schnittbank, s. Schneidebank.
Schnittchen, beim Zuckerbäcker, ein mit Mandeln, Zucker ꝛc. bereitetes Gebackues. Mandelschnittchen. Man stoße oder hacke abgezogene Mandeln klein, röste geriebene Semmel in Butter, thue sie zu den gestoßenen Mandeln in eine Schüssel, dazu ein wenig süßen Wein, Zucker, Muskatennuß und Cardamom, auch mit Zucker abgeriebene Zitronenschale, streiche die Masse dann auf Semmelschnitte, in der Mitte etwas hoch auf, bestreiche es

Digitized by Google

oder dabenhin mit Eydottern, und backe sie in zerlassener Butter schön gelb. Man kann die Schnitte auch durch gequirlte Eyer ziehen. — Zuckerschnitte. Man nehme hierzu sechs Eyer, klopfe solche gut durcheinander, rühre hierauf 1/2 Pfund fein gestoßenen Zucker, eben so viel schönes Mehl, auch ein wenig Rosenwasser unter die Eyer. Man bestreiche hierauf eine viereckigte Form mit Butter, thue den Teig darein, dann gebacken, nach dem Backen in einen Keller eine Nacht lang gesetzt, hierauf in beliebige Schnittchen geschnitten, und wieder in den Ofen gestellt. Oder auf folgende Weise: Man zerklopfe drei Eyer, thue 1/2 Pfund gut zerstoßenen Zucker hinein, und rühre es eine halbe Stunde lang ohne aufhören. Man bestreiche nun [illegible] Engl[illegible]ch, welches ringsherum mit einem Rande [illegible]ist, mit Butter, schütte den Teig zwei Finger hinein, lasse ihn hierauf, wenn es gebacken [illegible] fanne [illegible]hlen, schneide mit einem scharfen Messer [illegible] in [illegible]ttchen daraus, lege sie auf Blech, setze es in [illegible]fen und lasse sie abrösten. Will man überzuckerte [illegible]nittchen haben, so kann man auch geläuterten [illegible]er nehmen, solchen so lange, bis er Faden zieht, [illegible]n lassen, hierauf ihn vom Feuer abheben, die [illegible]nittchen hineintauchen, und sie dann mit fein [illegible]stoßenem Zucker, auch mit verschiedenen guten Gewürzen bestreuen.

Schnitte, Diminutivum, Schnittchen, Schnittlein, ein abgeschnittenes Stück, besonders wird es von Speisen gebraucht, wo es hier ein abgeschnittenes flaches Stück bezeichnet; daher eine Schnitte Brod, Braten ꝛc. Die Butterschnitte, ein abgeschnittenes flaches, mit Butter beschmiertes Stück Brod.

In der Kochkunst kommen folgende Schnitte beim Transchiren vor: der rechte Oberschnitt,

Digitized by Google

ter schneidet, so thränt das Holz zu sehr, oder
Nebenwasser läuft stark aus. Man wählt
Schnitt angenehme Tage, an welchen sich Son
blicke zeigen. Der Schnitt in niedrigen und ge
ten Gebirgen geschieht gleich nach dem Aufzie
ungefähr um Gertraud.

Schnitt, in der Baukunst, s. oben, S. 507.
—, beim Buchbinder, s. daselbst.
—, beim Buchdrucker, s. das., S. 509.
—, in der Chirurgie, oder beim Wundarz
oben, S. 505, und unter Wundarzneikun
—, beim Färber, s. oben, S. 509.
—, beim Formschneider, s. daselbst.
— (Gewand-), s. diesen Artikel.
—, beim Glaser, s. oben, S. 510.
— (Holz-), s. das., S. 507.
—, beim Hutmacher, s. das., S. 511.
— (Kleider-), s. das., S. 506.
—, beim Kupferstecher, s. das., S. 507, 511.
—, in der Landwirthschaft, s. das., S. 506.
—, in der Münze, s. das., S. 512.
— (Pfaffen-), s. das., S. 507.
—, im Schiffbau, s. das., S. 512.
—, beim Schneider, s. das., S. 506, 507.
—, beim Steinmetz, s. das., S. 512.
—, beim Weingärtner, s. daselbst.
—, beim Wundarzt, s. Schnitt i. d. Chirur
Schnittbank, s. Schneidebank.
Schnittchen, beim Zuckerbäcker, ein mit M
deln, Zucker ꝛc. bereitetes Gebacknes. Man
schnittchen. Man stoße oder hacke abgezo
Mandeln klein, röste geriebene Semmel in Bu
thue sie zu den gestoßenen Mandeln in eine S
sel, dazu ein wenig süßen Wein, Zucker, Musk
nuß und Cardamom, auch mit Zucker abgerie
Zitronenschale, streiche die Masse dann auf Sem
schnitte, in der Mitte etwas hoch auf, bestreich

Digitized by Google

in kleine Stückchen eines halben Querfingers breit ſchneiden, wieder auf das Blech legen, und noch ein wenig gelblich backen laſſen.

Butterſchnitte. Man nehme 1/2 Pfd. ſchönes Mehl, 1/2 Pfd. Butter, ein wenig Salz, nebſt zwei Kelchgläſern voll guten Weins, knete Alles zuſammen; dann mit dem Nudelholze auseinander getrieben, wieder zuſammen geſchlagen, und ſolches muß drei bis viermal wiederholt, auch an einem kühlen Orte verrichtet werden. Hierauf wälgert man dieſen Teig eines ſtarken Meſſerrückens dick, ſchneidet aus demſelben mit einem erwärmten Meſſer viereckige Stückchen, beſtreicht ſie mit geklopftem Eyweiß, ſtreut ein wenig Zucker darüber, und läßt ſie in einem nicht zu heißen Ofen backen.

Engliſche Schnitte. Man rühre eine Klare wie zu den Büchſenkuchen ab, beſtreiche eine Tortenpfanne mit Butter, ſchütte das Klare hinein, ſetze es in einen nicht zu heißen Backofen, und laſſe es austrocknen. Hierauf, wenn ſie aus- und inwendig gebacken geworden, ſchneide man Stückchen nach Belieben daraus; kerbe ſie auf beiden Seiten, ſetze zugleich Schmalz über Feuer, und wenn es heiß geworden, lege man einige Stückchen hinein, und backe ſie nach und nach. Man vergeſſe auch nicht ſie mit einer Kelle ohne Unterlaß zu begießen, indem ſie davon um ſo ſchöner auflaufen.

Gebackene Schnitte. Man koche vorher Kalbsbregen, Krebſe, Schnecken und Morcheln ab, und hacke es unter einander klein. Hierauf röſte man geriebenes Eybrod in Krebsbutter, miſche Alles wohl untereinander, ſchlage Eyer daran, und mache es zu einem feinen Füllſel. Man ſchneide hierauf Eyerbrod zu Schnittchen, ſtreiche das bereitete Füllſel darauf, beſtreiche es mit geklopften Eyern, und

backe es aus dem Schmalze. Man gebrauche diese Schnitte zum Auszieren bei vielerlei Gerichten.

Gefüllte Semmelschnitte. Vorher werden Eyer geklopft, in Schmalz abgerühret, aber nicht zu hart werden lassen. Man thue nun kleine Rosinen und Zucker darüber, und streiche die Masse auf Semmelschnitte wie Gehirn, lege immer zwei Schnitte aufeinander; nehme wieder geklopfte Eyer, lege die zusammengeklappten Schnitte darein, und backe sie wie andere Semmelschnitte.

Goldne Schnitte. Man schneide Eyerbrod in Schnitten, schlage dann drei bis vier Eyer, ein wenig gesalzen und bezuckert, ein, gieße Rosenwasser daran und rühre es wohl untereinander. Man ziehe nun so viele Schnitte, als man auf einmal backen kann, zuerst durch Sahne oder Milch, und dann durch die gerührten Eyer; lege ferner diese durchgezogenen Schnitte in Schmalz, welches in einer Pfanne über Feuer zerlassen worden, und backe sie schön gelb. Auch auf folgende Weise kann man diese Schnitte bereiten. Man schneidet Semmel in Scheiben, zieht sie ein wenig durch Wasser oder auch durch Wein, legt solche in zerklopfte und mit Zucker ein wenig angerührte Eyer, backt sie aus Schmalz schön gelb, und richtet sie mit einer süßen Weinsauce an.

Käseschnitte. Man schlage zu einem guten abgeriebenen Käse Eyer, vermenge es mit ein wenig Semmelmehl, mache davon einen Teig, der die Consistenz eines dicken Mußes haben muß, streiche dann solchen etwas erhaben auf Semmelschnitte, und backe es in Schmalz.

Mandelschnitte. Man bereite einen Teig von einem Viertelpfunde zerstoßner Mandeln, einem Viertelpfunde schönen Mehls, eben so viel geriebenem Zucker, nebst zwei Eyern. Man arbeite denselben durch, und wälgere ihn so aus, als wenn ein Rand

um eine Schüssel gesetzt werden sollte; dann mit einem Nudelholze ein wenig platt gerolle, ungefähr zwei Finger breit in längliche Stückchen geschnitten, und langsam gebacken.

Schnitte von einem Rebhuhne. Nachdem vorher das Fleischigte von den Vorder-Vierteln oder der Brust eines gebratenen Rebhuhns abgelöset worden, hacke man solches mit ein wenig von gebratener Kalbsniere, nebst dem daran hangenden Fette, oder auch mit ein wenig Rindsmark klein, thue etwas Semmelmehl oder geriebenes Eybrod dazu, schlage das Gelbe von einem Eye darein, mache den Teig in gehöriger Dicke an, würze ihn mit Salz, Pfeffer und Muskatenblüthe, rühre auch kleine Rosinen darunter, streiche dieses Füllsel auf Semmelschnitte oder Schnitte von weißem Brode, und backe sie in Schmalz aus; dann giebt man sie trocken oder in einer gelben Sauce auf den Tisch.

Zuckerschnitte. Sechs ausgeschlagene Eyer werden vorher wohl unter einander gerührt. Dann dazu gethan: 1/2 Pfund fein zerstoßenen Zucker, eben so viel Mehl, und auch ein wenig Rosenwasser. Man schmiere eine viereckige Form mit Butter aus, thue den Teig darein und lasse ihn backen. Nach dem Backen setze man es in einen Keller, lasse es eine Nacht darin stehen, schneide dann solches in ordentliche Schnitte, setze es wieder in den Ofen, und lasse es darin aufwärmen.

Schnitte (Anis-), s. oben, S. 516.
— (Butter-), s. das., S. 517.
— (Englische), s. daselbst.
— (gebackene), s. das.
— (gefüllte Semmel-), s. das., S. 518.
— (goldene), s. daselbst.
— (Käse-), s. das.

Digitized by Google

Schnitte (Mandel-), s. oben, S. 518, und unter Schnittchen.

— (Rebhuhn-) s. das., S. 519.

— (Zucker-), s. daselbst, und oben, unter Schnierchen.

Schnitteln, bei dem Gärtner, s. Schneideln.

Schnitter, in der Landwirthschaft, derjenige, der das Getreide auf dem Felde mit der Sichel abschneidet, zum Unterschiede von dem Mäher oder Mähder, der das Getreide mit der Sense abmähet; s. unter Erndte, Th. 11.

Schnitterurtheil, in den Rechten einiger Gegenden, dasjenige Urtheil, welches gesprochen wird, wenn die Gründe des Beklagten und Klägers einander gleich sind, und solche gleichsam auf gleiche Art getheilt werden.

Schnittgras, Carex acuta L., s. Berstgras, im Art. Gras, Th. 19, S. 735.

Schnitthandel, Detailhandel, Kleinhandel, bei den Kaufleuten der Ellenwaarenhandlung, der Verkauf im Einzelnen, wenn die Waaren nicht im Stück, sondern nach der Elle verkauft werden. — Zu Oettingen in dem Würtembergischen Amte Urach wird der Handel des daselbst in längliche Schnitte geschnittenen und gedörrten Obstes so genannt.

Schnitthanf, eine Königsberger Hanfgattung, welche an Güte wenig von dem Rheinhanfe unterschieden, aber doch weit besser, als der Rigaische Reinhanf.

Schnitthippe, beim Winzer, eine Benennung des Rebenmessers.

Schnitthobel, beim Buchbinder, ein Werkzeug, womit ein Buch beschnitten wird; auch der Beschneidehobel genannt; s. unter Hobel, Th. 24, S. 25.

Schnittholz, im Weinbau, abgeschnittene Reben, welche als Füchser eingelegt werden können, Schnitt-

Digitized by Google

linge, Knothholz, ſ. unter Weinſtock. — Schnittholz, kleines Nutzholz, die ſechſte Gattung des Nutzholzes, zu welchem die Holzſchuhe, Mulden, Kellen, Maaße, desgleichen das Reißig zu Feldzäunen, Faſchinen und Würſten; auch zu Dachſtöcken und kleinen Faßbändern, Spießruthen, als ſolche noch bei dem Militär angewendet wurden, Beſenreißig, gehören, welches Alles außer der Saftzeit in den Schlägen gehauen oder abgeſchnitten werden muß.

Schnittkohl, ſ. unter Kohl, Th. 42, S. 559 u. f.

Schnittkohlöl, das aus dem Schnittkohle gezogene Oel; ſ. unter Oehl, Th. 104.

Schnittkohlſamen, ſ. unter Kohl, Th. 42.

Schnittlauch, ſ. unter Lauch, Th. 65, S. 719 u. f.

Schnittling, beim Gärtner, ein neuer Jahrſchoß von einem Baume oder Strauch, welcher unter dem Knoten ſo abgeſchnitten worden, daß ein Stückchen von dem überjährigen Holze daran geblieben, und ſolchergeſtalt zum Fortpflanzen gebraucht wird. Man macht in gutem Erdreiche eine kleine Grube einen Fuß tief, und legt Kuh- oder Schafmiſt hinein, ſchneidet ſodann den oberſten Gipfel des Schnittlings ab, bedeckt den Schnitt mit Baumwachs, krümmt den Schnittling ein wenig in einen Bogen, und legt ihn ſo ein, daß beide Enden in die Höhe, jedoch nur das obere über die Erde, etwa drei bis vier Querfinger hoch hervorgehe, bedeckt ihn mit Erde, und tritt ſolche feſt ein, ſo bekommt der Schnittling in der Erde Wurzel, und ſchlägt oben aus, ſo weit er aus der Erde ragt. Auf dieſe Art kann man beſonders die Roſen vermehren, welche ſonſt ohne Wurzel nicht leicht bekleiden. Außer dieſen laſſen ſich auch junge Bäume, als Weiden, Pappeln, Ulmen, Kaſtanien, Haſelſtauden, wilde Miſteln, ja faſt alles Laubholz durch Schnittlinge fortpflanzen. Dieſe Arbeit kann

Digitized by Google

im Herbste und im Frühjahre geschehen. Schneitlinge bei dem Winzer, s. unter Weinbau.

Schnittmesser, Schneidemesser, ein nur in einigen Fällen übliches Wort, ein Messer zu bezeichnen, welches zu einer besonderen Art des Schneidens gebraucht wird. So heißt das Schneidemesser oder Messer mit zwei Handhaben, deren sich die Böttcher, Wagner und andere Handwerker bedienen, in vielen Gegenden auch das Schnittmesser. Auch das Rebenmesser der Winzer ist unter diesem Namen bekannt; s. auch Schnitthippe.

Schnittnutzholz, die zweite Art des Nutzholzes. Unter diesem Namen sind alle diejenigen Holzwaaren zu rechnen, welche auf den Schneidemühlen oder durch Handsägen zum verschiedentlichen Bau, zur Tischler-, Wagener- und anderer Arbeit vorbereitet, und der Länge nach in bestimmte Theile getrennt werden. Alle Gattungen sind unter zwei Hauptklassen zu bringen, nämlich: 1) unter gerades und 2) krummes Schnittholz. Das gerade wird sowohl aus Bauhölzern, als allerlei Sägeblöcken a) in die Hälfte; b) in Bohlen und Bretter getheilt; c) zu Kreuzholz und d) zu Latten geschnitten. Das Krummholz, worunter die Schiffbaustücke aus Eichen, auch allerlei Stellmacherbäume gehören, kann auf der hohen Kante halbirt oder zu Bohlen und Brettern geschnitten, mit der Handsäge hingegen auch in Kreuzholz getrennt werden. Wenn das zum Schneiden bestimmte Holz gleich nach dem Fällen von der Rinde befreiet worden, ist es gleich viel, zu welcher Jahreszeit es gehauen wird, besonders wenn es gleich frisch aufgeschnitten werden kann; wenn aber dieses nicht Statt findet, so muß die Fällung außer der Saftzeit geschehen. Es muß an sich, bis auf die Eigenschaft des Geradespaltens, alle übrige Güte eines recht gesunden, fehlerfreien Kernnutzholzes haben, weil beim

Zerlegen alle Mängel ſichtbar werden. Zu dergleichen werden alle diejenige Holzarten gebraucht, deren Stämme eine zum Zertrennen hinlängliche Stärke erhalten. Ihre Anwendung iſt aber ſehr verſchieden. Eichen, Eſchen, Rüſtern und Buchen geben mit den übrigen Holzarten, welche im Verzeichniß der einheimiſchen Holzarten unter die Bauhölzer gerechnet worden ſind, ſ. unter Holz, Th. 24, allerlei halbirtes und Kreuzholz zum Verbauen. Zum Schiffbau wird vorzüglich das eichene und Kiefernholz geſucht. Die Latten werden aus Nadelholz geſchnitten, und ſo kann man endlich alle Bauholzarten zu Bohlen und Brettern anwenden.

Schnittpeterſilie, eine Benennung des Peterſilienkrautes, ſ. den Art. Peterſilie, Th. 109.

Schnitträume, beim Weingärtner, das Abſchneiden aller überflüſſigen Thauwurzeln.

Schnittriß, Steinſchnitt, Fr. Coup de Pierre, in der Baukunſt, eine Wiſſenſchaft, welche lehrt, wie die Steine ſo zuzuhauen ſind, daß man ſie hernach an Ort und Stelle gleich gebrauchen kann; z. B. bei Kreuz- und andern Gewölbern, oder wenn man ja die Steine nicht ſelbſt behauen will, daß man doch verſtehe, die Lehrbretter nach dem Schnittriß zu entwerfen, wornach alsdann die Steinmetzen oder Steinhauer die Steine behauen, welche ſo genau an einander paſſen müſſen, daß Alles ohne Mörtel und Kalk zuſammenhält.

Schnittſalat, in der Haushaltung, ein jeder Salat, von dem im Frühlinge die erſten Blätter abgeſchnitten werden, ſ. den Art. Salat, Th. 130.

Schnittſalatſamen, der Same des vorgenannten Salats. Zur Erziehung dieſes Samens muß der Gärtner in der erſten Woche des Aprils einige Pflanzen Fußweit von einander ſetzen, ſorgfältig hacken, und bei trockner Witterung begießen.

Digitized by Google

Schnittag, in der Landwirthschaft, gewisse Tage, an welchen die Bauersleute und Fröhner entweder wöchentlich oder monatlich zu Hofe gehen, und ihrer Herrschaft Getreide, Heu und Stroh schneiden müssen; diese Tage werden daher gemeiniglich zu den gemessenen oder gesetzten Frohndiensten gerechnet.

Schnittuch, eine Art Pommerscher schlechter Tücher, welche daselbst unter das Landvolk verschnitten werden. Zu diesen Tüchern kommt die schlechteste Wolle. Man kaufte ehemals diese Tücher die Elle für 6 bis 8 Groschen.

Schnittvergoldung, beim Buchbinder, die Vergoldung des Schnittes eines Buchs. Zu diesem Zweck wird das eingepreßte Buch beschabt, mit Wasser überfahren, getrocknet, mit Papierspänen abgerieben und geglättet. Einige Buchbinder mischen Safran unter das Wasser, um dem Golde eine tiefere Farbe zu geben; hierauf wird der Schnitt gegründet. Dieses geschieht mit zwei Theilen Wasser, mit einem Theile mit ein wenig Salz durchquerlten Eyweißes vermischt, welches sich von dem Schaume abgesondert hat. Zuviel Eyweiß dringt auch durch eine doppelte Schicht Goldblätter hindurch. Wenn der Schnitt auf diese Weise behandelt worden, so müssen die Goldblätter etwas reichlich nach der Länge und Breite des Schnitts mit dem Zirkel abgemessen werden; man wirfe das Gold über das Auftrageblatt, und läßt das überhangende Ende von dem mit einem Schwamme aufgetragenen Eyweiße des Schnittes ansaugen, indem man das Auftrageblatt schnell mit der Hand zurückzieht; denn der geringste Luftzug verweht die Goldblätter. Das Goldblatt wird mit einem scharfen zweischneidigen Messer ohne Spitze auf einem kalbledernen, mit Haaren ausgestopften Kissen zerschnitten. Zur gewöhnlichen Vergoldung bedient man sich des Zwischengoldes, welches auf einer Seite

Silber hat; zur beſſeren des Franzöſiſchen Goldes oder auch der feinen großen oder kleinen Goldblätter, von denen das Buch 7 und 12 Gr. koſtet. Das auf den Schnitt gebrachte Gold wird mit Baumwolle aufgedrückt, wobei man Sorge tragen muß, daß ein jeder Druck ohne Näſſe zurückkomme. Die Vergoldung muß eine halbe Stunde trocknen. Wenn das [illegible] den Eyweiße völlig trocken geworden, ſo [illegible] Schnitt mit der Schärfe der Hand bedrückt, [illegible] man nämlich dieſelbe mit einem Körnchen [illegible] vorher eingerieben hat. Hierauf wird das [illegible] über den Schnitt mit einem Hundszahn oder [illegible] polirten Achatſtein polirt. Das Glätten wird [illegible] nach der Länge und Breite einigemal wiederholt. Den Zahn reibt man auf einem rauhen Kalbleder mit Kreide glatt; ſ. auch unter Buchbinder, Th. 7, S. 164.

Schnittzwiebel, bei den Gärtnern, verſetzte Zwiebeln, [illegible] die Blätter um des beſſeren Wachsthums [illegible] geſchnitten worden.

Schnitz, [illegible]delung, wird ein in Geſtalt einer Scheibe [illegible]ttenes Stück in der Kochkunſt Schnitzgebacknes, Aepfelſchnitze, Aepfelſchnitte, Citronenſchnitze, Citronenſchnitte oder Scheiben. Dürre Aepfelſchnitze, Citronenſchnitze, gedörrte Aepfelſchnitte ꝛc. Man gebraucht es gewöhnlich nur von dünn oder klein geſchnittenen Stücken, wodurch es ſich von Schnitt oder Schnitte unterſcheidet; daher auch klein durch Schneiden oder Schnitzen gemachte Späne im Diminutivum Schnitzchen und Schnitzlein heißen; alſo Papierſchnitzlein. In der Lauſitz wird halb verdorbenes Obſt, welches man im Ofen oder an der Sonne dörrt, Schnitz genannt. In einigen Oberdeutſchen Gegenden, beſonders in der Schweitz, wird die Acciſe der Schnitz genannt, wo

Google

es nach Adelung bloß eine buchstäbliche Uebersetzung dieses fremden Wortes ist; s. Steuer.

Schnitzarbeit, Fr. Sculpture, die Arbeiten des Bildhauers, sie mögen in Bildern, Laub- oder andern Schnitzwerken bestehen. Die Erfindung des Schnitzwerks ist sehr alt; unter die ältesten historischen Denkmäler gehören die Schilde der Tapeten und Vertäfelungen. Schon in der Bibel heißt es: Salomo ließ Cherubim schnitzen an die Wände, 2 Chron. 3, 7. Er schnitzet das Holz mit Fleiß und bildet es nach seiner Kunst. Weisheit 13, 13. Der Altdeutsche Geschmack an Bogenstellungen breitete sich im 12ten Jahrhunderte in Europa aus, wurde aber bald von der Gothischen Bauart, die in Nachahmung der Bäume, Buschwerke und Bogengänge bestand, verdrängt. Das Schnitzwerk brachte man ehemals meistens auf Trinkgeschirren oder Bechern an. Die Materie dazu war jederzeit kostbar. Der größte Vortheil, diese Kunst durch Holzschnitte und den Kupferstich zu vervielfältigen und auf die Nachwelt zu bringen, war den Alten unbekannt; denn diese Kunst ist erst zu Ende des 15ten Jahrhunderts, nach Erfindung der Buchdruckerey, von einem Goldschmid zu Florenz erfunden worden; s. unter Kupferstecher-Kunst, Th. 56, S. 297; unter Bildhauer, Th. 5, S. 298, und unter Schnitzwerk.

Schnitzbank, eine hölzerne Bank mit einem beweglichen Tritte, deren sich die Böttcher, Stellmacher ꝛc. bedienen; s. Schneidebank.

Schnitzeisen, Kratzeisen, bei den Papiermachern, ein kleines Messer, dessen sich die Ausschüsserin bedient, um Flecke und andere Unreinigkeiten wegzubringen.

Schnitzeln, das Diminutivum von schnitzen, oft und viel an einer Sache schneiden, und zwar so, daß

nur kleine Schnitte geſchehen, oder kleine Späne abfallen, wo es jedoch mehr von einem unnützen, als künſtlichen Schneiden dieſer Art gebraucht wird; ſ. Schnitzen.

Schnitzen, erhabene Figuren in Holz ausſchneiden, oder auch hölzerne Bildſäulen bilden. Letztere nennt man ein[illegible], jene aber Schnitzwerk. Der Bildhauer in Holz wird Schnitzer oder auch [illegible] genannt. Auch heißt Schnitzer [illegible] zum Schneiden oder Schnitzen. Es [illegible] krummen Hefte befeſtigtes, [illegible] Meſſer.

S[illegible] Böttcher, ein kleines Meſſer, wel[illegible] zwiſchen zwei Stäbe zu [illegible] daß das Flüſſige hin[illegible] — Beim Sattler, Riemer und [illegible] Schnitzer ein vorne breites, [illegible] zulaufendes Meſſer, [illegible] einem dicken Rücken, [illegible] gerundeten Scheermeſſ[illegible] Stück Leder beim Zuſ[illegible] ſchärfen, oder auch wohl [illegible] kann. — Beim Zeug[illegible], kurzes Meſſer an [illegible] Die Klinge bildet ein [illegible] aus Schwediſchem Eiſen [illegible] und gut verſtählt, nachher [illegible] geſchliffen. Faſt alle Holzarbeiter bedienen ſich deſſelben.

Schnitzer (Bild-), derjenige Künſtler, welcher erhabene Figuren aus Holz ſchnitzt oder ſchneidet; ſ. Bildhauer, Th. 5.

—, beim Böttcher, ſ. oben, S. 5.

— (Donat-), ein Fehler wider die Lateiniſche Grammatik.

Digitized by Google

Schnitzer, beim Kammmacher, ein gekrümmtes Messer, das Horn damit zu schneiden.

—, beim Riemer, s. den folgenden Artikel.

—, beim Sattler, Riemer und Schuhmacher, s. oben, S. 527.

— (Schleiffen-), ein eigenes Messer, die Schleiffen damit zu schneiden.

—, beim Schuhmacher, s. Schnitzer der Sattler, Riemer ꝛc.

— (Sprach-), in der Sprachkunst [illegible] Grammatik ein Fehler gegen dieselbe. [illegible] man auch: Einen Schnitzer machen. [illegible] diesem Worte in der Bedeutung ähnlichen Bock, Pudel, schlägeln gründen sich auf ähnliche [illegible].

—, in der Sprachkunst, s. der vorhergehenden Artikel.

—, beim Tischler, ein Messer mit [illegible] Hefte, welcher auf die Achsel gelegt wird, [illegible] damit auszuschneiden.

—, beim Zeugschmid, s. oben [illegible].

Schnitzern, ein regelmäßiges [illegible] der Mittelgattung, von dem Worte Schnitzer, einen Schnitzer machen, das ist, einen Fehler oder die Regel der Sprachkunst begehen; daher das Schnitzern.

Schnitzkunst, die Kunst, erhaben [illegible] aus Holz zu schnitzen; s. Schnitzarbeit und Schnitzwerk.

Schnitzmesser, Schnitzelmesser, s. Schnitzer. Man nennt überhaupt so das mit zwei Hälften versehene Schneide- oder Schnittmesser vieler Holzarbeiter.

Schnitzwerk, s. Schnitzarbeit. Zu den Schnitzwerken in Holz, die hier eigentlich her gehören, da diejenigen aus Alabaster, besonders die Figuren oder Bildsäulen und Basreliefs dem Bildhauer im Großen, oder dem Figuristen angehören, s. unter Bildhauer, Th. 5, und diesen Art. im Supple-

ment, wählt man bei uns am besten Lindenholz, weil diese Holzart dem Wurme nicht so sehr ausgesetzt ist, und die Jahrringe oder Holzlagen, Holzansätze, nicht so sehr in die Augen fallen. Die Engländer nehmen in Ermanglung desselben Tannen- und die Franzosen Buchenholz. Der Künstler bedient sich hier bloß des Eisens oder vielmehr Meissels, aber nie des Bohrers, wie bei dem Marmor oder Alabaster. Diese Meissel sind von verschiedener Gestalt; z. B. das Balleisen mit einer geraden Schneide, das Flacheisen mit einer unmerklichen Krümmung; das ganze Flachhohleisen, das sich der Ründung einer halben Walze nähert, das Flachhohleisen, dessen Krümmung sehr merklich ist, und das ganze Hohleisen, das nach einer halben Walze ausgehöhlt ist. Die Bossireisen sind stärker, diejenigen aber schwächer, womit er die Arbeit rein schneidet. Er schleift sie auf einem Sandstrine, dann auf einem Abziehesteine, und am Ende zirht er sie auf einem glatten Stücke Lindenholz ab, das man das Streichholz nennt, und welches mit Zinnasche und Lichtschnuppen überzogen ist. Alle diese Eisen treibt er mit einem Klippel. Bei der Ausarbeitung führt er die scharfen Eisen mit der bloßen Hand, raspelt seine Figur, und scheuret sie mit Fischhaut, Sandleder oder Bimsstein; s. auch den Art. Verzierer, in V.

Mit dem Schnitzwerke beschäftigen sich auch, außer dem Bildhauer, andere Holzarbeiter, als die Tischler, Drechsler, Zimmerleute, Geigenmacher, Büchsenschäfter, Orgelmacher ꝛc. An vielen Orten legen sich Leute ganz allein auf das Schnitzwerk, als auf eine freie Handthierung, wozu denn auch besondere Eigenschaften erfordert werden. Dergleichen Leute verfertigen nicht nur Zierrathe, sondern auch verschiedenes anderes kleines Gräth, kleine hölzerne Maschinen, Modelle ꝛc. Ein guter Schnitzer ist zu

Digitized by Google

vielen Gegenständen in Manufakturſachen, beſonders beim Modellmachen und bei mechaniſchen Arbeiten ſehr nützlich. In den Ländern, wo ein reichlicher Holzwuchs iſt, beſonders auf dem Lande, giebt es eine große Menge ſolcher Schnitzer, die allerhand kleine hölzerne Waaren, z. B. Tabakspfeifenköpfe, Figuren, Thiere, Löffel, Querl ꝛc. ſchnitzen; um Berchtoldsgaden, desgleichen am Thüringerwalde, im Coburgſchen, im Hildburghauſiſchen ꝛc. iſt alles voll davon. Ein guter Schnitzer muß das Holz, ſeine Arten, ſeine Feſtigkeit, Dauer ꝛc. gut verſtehen, und Geſchicklichkeit zu ſeiner Arbeit beſitzen, ein gutes Geſicht haben, und eine geübte Hand. Dann braucht er verſchiedene Schnitzer oder Schnitzmeſſer, als Hauptinſtrumente, dabei Bohrer, Meiſſel, feine Sägen, kleine Hammer Holzſchlägel ꝛc. ꝛc.

Eine Art von erhabenem Schnitzwerke auf einem friſchen Ey anzubringen. Man wählt hierzu ein Ey von ziemlich dicker Schale, wäſcht es in friſchem Waſſer rein, und trocknet es an Leinwand ab. Wenn dieſes geſchehen, hält man in einem ſilbernen Löffel ein wenig Talg oder Fett über das Feuer. Iſt das Fett gut geſchmolzen und recht heiß, ſo bedient man ſich deſſelben ſtatt der Dinte, und macht mit einer friſch geſchnittenen Feder, die noch nicht gebraucht worden, eine beliebige Zeichnung auf das Ey. Iſt dies geſchehen, ſo hält man die zwei Enden, oder die Achſe des Eyes zwiſchen zweien Fingern, und legt es ſanft in ein Glas mit ſtarkem Weineſſig. In dieſem läßt man es 3½ Stunde liegen, während welcher Zeit die Säure des Weineſſigs einen ziemlichen Theil der Eyerſchale zernagt, weil ſie aber dieſelbe Wirkung nicht an den Fettzügen verrichten kann, ſo behalten ſolche ihre erſte Dicke, und bilden daher das verlangte Relief. Auf dieſe Weiſe läßt ſich der Name einer Perſon, ihr Wappen,

ein Medaillon, oder eine jede magiſche Hieroglyphe, welche auf eine geſchehene oder noch künftige Begebenheit Beziehung hat, oder auch ein Geheimniß ausdrücken.

Schnöde, ein Bei- und Nebenwort, welches in einer doppelten Bedeutung vorkommt. 1. In einer ſubjectiven, weder den inneren Werth, noch die gehörige Güte habend, daher ſchlecht, untauglich. Snode Veſtin, bei dem Jeroſchin, ſchlechte, untaugliche Feſtungen. Schnöde Wahre, ſchlechte untaugliche. In weiterer Bedeutung, niedrig, geringe, verächtlich. Schnöden Geſchlechts ſeyn, bei dem Ottfried, von niedriger Herkunft. Schnöde Werke, bei dem Kaiſersberg, verächtliche, geringe Arbeiten; auch kommt es in dieſer Bedeutung einige Male in der Bibel vor. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer ſubjectiven Bedeutung größtentheils veraltet, und kommt mit einigen Hauptwörtern nur noch in der Poeſie vor, um, nach Adelung, ihre eitele und verächtliche Beſchaffenheit anzudeuten. — 2. In einer objectiven, ſein Urtheil von eines Andern verächtlichen Beſchaffenheit durch Worte und Handlungen auf eine ihm empfindliche Art an den Tag legend, und darin gegründet; verächtlich. Jemanden ſchnöde begegnen, ihn ſchnöde halten. Einem ſchnöde Worte geben. Die ſchnödeſten Worte von Jemanden anhören müſſen.

Im Osnabrückiſchen, nach Adelung, in der letzten Bedeutung ſnäe, und in der erſten ſnode für ſchlecht. Die Abſtammung dieſes Wortes iſt ungewiß, weil mehrere Stämme mit faſt gleichem Rechte, darauf Anſpruch machen können. Friſch leitet es von ſchnäutzen her, was man als Unreinigkeit der Naſe wegwirft. Nach Adelung's Meinung ſoll die Ableitung dieſes Wortes von dem Schwediſchen

snöd herkommen, welches nackend bedeutet, und in figürlichem Verstande arm, dürftig, eitel, verächtlich, boshaft, schlecht; snöda werld, die schnöde, das ist, eitle und verächtliche Welt. Ein anderes Wort ist das Niedersächsische snöde, snöe, witzig, schlau.

Schnödigkeit, der Zustand oder die Eigenschaft, da ein Ding schnöde ist. In einem 1477 zu Augsburg gedruckten Buche, werden die Schamtheile die Schnödigkeit genannt, eigentlich, die Blöße.

Schnolle, in den Tabakspfeifenfabriken, eine Tünche, mit welcher man die fertig gebrannten Tabakspfeifen überzieht, und hernach reinigen und glätten läßt. Man kocht sie aus Gummi Tragant, weißen Wachs und Seife, bestreicht damit äußerlich die Pfeifen, und reibt sie, wenn die Tünche nach einigen Minuten ausgetrocknet ist, mit einem Tuche ab.

Schnopfweife, Zahlweife, eine Weife, worauf man das Garn aufweifet, und die, wenn die gehörige Anzahl Fäden zu einem Gebinde darauf sind, von selbst anzeigt, daß das Gebinde voll ist. Diese Weife besteht aus einem weiten Rade, das einige Speichen und an den Enden ein horizontales, glattes Hölzchen hat, worauf sich das Garn beim Aufweifen auflegt. Ihre Achse hat in dem Mittelpunkte eine Kurbel, an welcher sie umgedrehet werden kann, also liegt die Achse beweglich in einem Gestelle. Am Ende der Achse greift eine Schraube ohne Ende in ein Stirnrad von vierzig Zähnen, oder so viel, als das Gebinde Fäden haben soll, welches so oft, als es herum kommt, einen Klapp thut, indem ein kleines angebrachtes Brettchen über einen etwas längern Zahn schnappt, zum Zeichen, daß die Anzahl Fäden, so das Gebinde haben soll, vollzählig ist.

Schnörkel, ein im gemeinen Leben sehr gangbares Wort, eine Schneckenlinie, überhaupt jede auf ähn-

Digitized by Google

liche Art krumm gezogene oder geschlungene Linie zu bezeichnen, wo es in manchen Sprecharten auch Schnirkel und Schnerkel lautet. In der Baukunst sind die Schnörkel Verzierungen an den Kapitälen der Jonischen, Korinthischen und zusammengesetzten Ordnung in Gestalt einer Schnecke oder einer gewundenen Baumrinde. Nach dem Vitruv wollten die Griechen, die diesen Zierrath erfunden haben, die aufgebundenen Zöpfe der Frauenzimmer nachahmen. Die Schnörkel bestehen daher nicht nur aus Schneckenlinien, sondern auch aus Schlangenlinien in Gestalt eines Lateinischen S. Wegen des Mißbrauches dergleichen Verzierungen, werden oft auch alle überflüssige, und nach einem schlechten Geschmacke aus krummen Linien bestehende Zierrathen Schnörkel genannt. — Ein laubigter Schnörkel, Volute fleuronnée, ist ein Schnörkel, welcher das Ansehen eines Astes hat. — Bei den Eisenarbeitern ist der Schnörkel eine Biegung, die man dem Eisen giebt, welche gemeiniglich schneckenförmig ist.

Schnörkelperpendikel, Cathetus volutae, in der Baukunst, eine Perpendikularlinie, die durch das Auge des Schnörkels einer Säule gezogen wird.

Schnorpel, eine Benennung des Schnepels.

Schnotfisch, eine kleine Fischart, welche auch Häseling genannt wird, s. Th. 20, S. 817.

Schnottolf, Cyclopterus nudus, eine Art Seehasen, s. diesen Artikel.

Schnucht, eine Benennung des Hechtes, s. diesen, Th. 22.

Schnucke, ein nur im Niederdeutschen übliches Wort, eine Art kleiner Schafe zu bezeichnen, daher Heideschnucke, Heideschnacke; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138.

Digitized by Google

Schnuffeln, Schnüffeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, den Athem in kurzen Absätzen und mit einem merklichen Laute durch die Nase einziehen; daher etwas beschnüffeln, es auf solche Art beriechen, wie die Hunde, alles durchschnüffeln, es auf eine unanständige Art durchsuchen. Die verstärkenden schnoppern, schnuppern werden auf ähnliche Art gebraucht; s. Schnuppen.

Schnupfen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung. Nach Adelung soll es der Form nach ein Intensivum von schnauben, schnauffen seyn, welches eigentlich den Laut nachahmt, welcher entsteht, wenn man die Luft mit verstärkter Heftigkeit durch die Nase einzieht, indem es in den vertraulichen Sprecharten der Ober- und Niedersachsen auch schnuppen lautet. Schnupfen oder schnuppen, als ein Neutrum, die Luft mit Heftigkeit in die Nase ziehen, daher es im Oberdeutschen auch von einer ungesitteten Art des Riechens gebraucht wird, wofür man in gemeinen Sprecharten der Hochdeutschen auch das Diminutivum schnüffeln hat. Im Hochdeutschen braucht man schnupfen und schnuppen nur auf eine solche Art mit der Luft in die Nase ziehen; daher Tabak schnupfen; s. Schnupftabak.

Schnupfen, Gravedo; Fr. le Rhume, eine Krankheit, welche ihren Sitz in dem Gehirne über der Nase hat, woselbst sich gewisse Feuchtigkeiten häufen, die dann gewöhnlich, wenn sie nicht stocken (Stockschnupfen), durch die Nase abfließen. Der Schnupfen hat mit dem Katharr gleiche Ursachen; s. Catarrh, Th. 7, S. 720 u. f.; er entsteht, wenn man mit erhitztem, stark ausdünstendem Körper sich plötzlich der kalten Luft, feuchten Witterung ꝛc. aussetzt, wodurch die Ausdünstung sogleich gehemmt wird, die Ausdünstungsmaterie geht dann zurück und macht Stockun-

gen in den Säften. In großen Städten iſt man dieſen Abwechſelungen ſehr oft ausgeſetzt, und man kann ihnen hier kaum ausweichen, welches auch ſchon mit in der mehr verzarteten Erziehung liegt, dagegen wiſſen die Landbewohner wenig von dergleichen Krankheiten, da ihr an jede Witterung gewöhnter Körper, einen ſolchen Grad von Abhärtung erhalten hat, daß ihm ein plötzlicher Wechſel von Hitze und Kälte nichts ſchadet. In großen Städten ſind aber ſo viele Lokalurſachen, welche auch den Vorſichtigſten betriegen und ihn Erkältungen Preis geben, welchen er oft nicht auszuweichen im Stande iſt. Begegnet man z. B. einem Manne auf der Straße, dem man ſeines Anſehens oder ſeines eigenen Nutzens wegen den Hof machen muß, ſo muß man natürlich ſeinen Hut ziehen; ſpricht er mit Einem, ſo iſt man genöthiget, wenn man auch in vollem Schweiße iſt, lange unbedeckt zu bleiben, bis es ihm gefällt, das Geſpräch zu enden, oder er müßte Einen dieſer Ceremonie, unbedeckt zu bleiben, überheben. Wie oft kommt man nicht in heiße Zimmer, und muß plötzlich wieder in die Kälte, wenn man gleich ſtark tranſpirirt, dies iſt beſonders der Fall bei Abendgeſellſchaften, Bällen, Conzerten, Redouten, Schauſpielen ꝛc., wo durch eine Menge Menſchen die Tranſpiration geſteigert wird; geht man nun ſchnell aus einer ſolchen Verſammlung in die Luft, ſo iſt das Wenigſte, was man davon trägt, einen Schnupfen.

Die Voranzeigen, oder vielmehr die Merkmale des Schnupfens ſind: eine gewiſſe Schwere im Kopfe, welche ſich bald in ein Drücken, einen Kopfſchmerz verwandelt, wobei ſich ein leichtes Fieber einſtellt; ein ſtarkes Nieſen, welches oft hintereinander erfolgt, und wenn der Schnupfen ausbricht, ein Brennen in den Augen, und ein Laufen aus der Naſe. Sobald der Schnupfen im Anzuge iſt, und man einen leich-

ten Schauer verspürt, so muß man im Zimmer bleiben, das Zimmer hüten, wie man zu sagen pflegt, und sich in gleichmäßiger Temperatur zu erhalten suchen, welches man durch Fliederthee, oder andern Thee mit etwas Rum, oder durch Fleischbrühe hervorbringt. Bekommt man Fieber dabei, so reinige man den Körper auf folgende Weise: Man theile 2 Loth gereinigten Weinstein (Cremor Tartari) in drei Theile, und nehme solche früh, Mittags und Abends, und wiederhole dieses so lange, bis der Körper gereiniget ist. Hierauf nimmt man ein Nößel (1/2 Quart) Milch, zu welcher man 1 Loth Zucker setzt, und stellt sie auf Kohlen, bis der Zucker zergangen ist, nur darf die Milch nicht zum Sieden kommen. Dieses Mittel nimmt man auf viermal in einem Tage ein, und wiederholt solches drei Tage lang. Am dritten Tage ist man dann gewöhnlich schon wieder hergestellt, und kann seinen Geschäften wieder vorstehen. Nach der Vorschrift der Englischen Aerzte soll der Schnupfen-Kranke sogleich seine Diät einschränken, und sich starker Getränke enthalten, und nur Hafergrütze, mit etwas Honig versüßt, trinken; auch einen Aufguß von Melissen oder Leinsamen, mit Orangen- oder Limoniensaft säuerlich gemacht, eine Abkochung von Gerste und Süßholz mit Tamarinden, oder irgend ein anderes kühlendes, verdünnendes, säuerliches Getränk. Sein Abendessen soll leicht seyn, z. B. eine Art sehr dünnen Biers, oder Hafergrütze mit Honig versüßt, und etwas geröstetes Brod darin. Diejenigen, welche sich an etwas starke Getränke gewöhnt haben, können, statt der Hafergrütze, weiße Weinmolken mit Zucker versüßt nehmen. Der Kranke muß auch länger im Bette liegen, als gewöhnlich, und den Schweiß abwarten, der sich gegen Morgen leicht einstellt, wenn er Thee, oder irgend ein warmes verdünnendes Getränk trinkt. Viele Leute sind durch die-

Digitized by Google

ſes Verfahren in einem einzigen Tage vom Schnupfen erlöſet worden. In England giebt es auch Viele, die durch einen Rauſch den Schnupfen zu heben ſuchen, welches auch zuweilen gelingt, indem man plötzlich die Ausdünſtung wieder herſtellt; allein der Verſuch iſt ſehr gefährlich, weil durch ein ſolches Verfahren ein gemeiner Schnupfen in ein entzündungsartiges Fieber verwandelt werden kann. Auch die Engliſchen Aerzte rathen an, bei den Symptomen des Schnupfens ſich warm und ruhig zu verhalten, und enthaltſam zu ſeyn; denn durch ein ſolches Verfahren kann man den üblen Wirkungen deſſelben begegnen; wenn aber erſt die Krankheit durch ein falſches Verfahren Stärke bekommen hat, ſo ſind die Bemühungen, ſie zu heben, ſehr oft vergeblich. Seitenſtiche, Lungenentzündungen, oder eine tödtliche Lungenſchwindſucht ſind dann die gewöhnlichen Folgen der Schnupfenkrankheiten, welche vernachläſſiget oder ungeſchickt behandelt worden.

Diejenigen, welche leicht den Schnupfen bekommen, müſſen ſich häufig mäßige Leibesbewegungen machen, und ſolche Arzneien nehmen, welche die Lebhaftigkeit des Blutumlaufs vermehren, und den ganzen Körper ſtärken. Sie können die zu große Reizbarkeit ihres Körpers durch Opium, Chinarinde, durch das Wohnen an trocknen, kalten Oertern ꝛc. ſchwächen. Die Neigung des Körpers ſich zu erkälten, kann in einem hohen Grade verringert werden, wenn man ſich nach und nach angewöhnt ſich ſchleunigen Veränderungen von Hitze und Kälte auszuſetzen. Auch läßt ſich im Anfange die Krankheit leicht dadurch heben, wenn man die Füße gerade vor dem Schlafengehen in warmes Waſſer ſetzt.

Ein genauer Beobachter der Symptome des Schnupfens im nördlichen Deutſchland, hat folgende

Bemerkungen an sich selbst gemacht. Ich rücke hier seine eigenen Beobachtungen wörtlich ein: *)

„Einst befand ich mich im Theater auf dem Parterre, wo es sehr voll und heiß war; das Stück hatte fünf Aufzüge, bei jedem Aufzuge war mein entblößter Kopf von einer so durchdringenden Kälte ergriffen, daß ich einem starken Schnupfen entgegensah, den zweiten Tag war der Schnupfen auch wirklich in vollem Anzuge, und er war mir um deßwillen nicht so unangenehm, da ich schon längst versuchen wollte, ob ich bei ihm nicht einen Unterschied finden würde, indem ich mir den Kopf durch Räuspern und Wasser reinigte. Der Unterschied war ziemlich auffallend, und ich fürchtete keinen Schnupfen mehr. Erstlich blieb die Beschwerde des Niesens weg, und zweitens blieb die Brust von Schleim frei. So lange ich einen leichten Schauer spürte, blieb ich zu Hause, und nahm nichts als des Morgens meinen gewöhnlichen Thee. Die Kopfschmerzen, die trüben brennenden Augen, und alle sonst gewöhnliche, höchst unangenehme Empfindungen bei einem starken Schnupfen fielen weg; ich wurde bloß von einem starken Zufluß von Schleim in der Nase beschwert, der mir drei Tage hintereinander nicht erlaubte die Luft durch dieselbe einzuziehen. Ich vermuthete nun, weil ich dennoch ein leichtes Fieber dabei gehabt und in drei Tagen nicht das Zimmer verlassen hatte, daß sich im Unterleibe Schleim und Schärfe abgesetzt haben möchten; deshalb machte ich alle Stunden sechs Minuten lang meine Bewegungen. Die Folge davon war, daß ich in vier und zwanzig Stunden neunmal ohne Zwang und Uebelkeit offnen Leib erhielt. Auch hatte ich nachher nicht die geringste Mattigkeit, wie dieses oft bei Purgiermitteln der Fall ist. Die Eßlust, der Geruch, die gute Verdauung, der Schlaf, kurz Alles blieb während der acht Tage

*) Die Heilkraft gewisser Bewegungen des Körpers zur Vertreibung hartnäckiger Hypochondrie, Gicht ꝛc. ꝛc. Leipz. 1817, S. 97 u. f.

dieſes Schnupfenanfalls ſo gut wie vorher. Die gewöhnlichen Beſchwerden des Schnupfens und Katharrs blieben hier alſo aus, und hieran war nichts ſchuld, als die fortwährende Reinigung des Kopfes; der Schleim wurde immer fortgeſchaft und nicht aufgehalten, er konnte daher die benachbarten Theile ſowohl, als diejenigen, wo er unmittelbar ſaß, nicht reizen. Ich habe ſeitdem die ſtärkſten Katharre gehabt, wo der Auswurf von der Bruſt ſehr wenig und nur des Morgens gekommen iſt; der Schleim iſt dagegen vom Kopfe durch die Gewohnheit der Reinigung, beſonders in den Wintermonaten ſo häufig abgegangen, daß ich nicht genug auswerfen konnte. Dieſes geſchah aber ohne Kopfſchmerzen, ohne Nieſen, und überhaupt ohne das geringſte Zeichen eines Schnupfens. Wollte ein ſtarker Tabakſchnupfer meiner Art den Kopf zu reinigen ſich angewöhnen, ſo muß er den Tabak nicht ſo geſchwind und gewaltſam hinaufziehen, weil ſolcher die Nerven zu ſehr reizt, und wenn man nun die Reinigung macht, leicht Kopfſchmerzen entſtehen. Wenn der Kopf recht rein iſt, hört ohnedies die meiſte Urſache auf, warum man den Tabak nimmt; der Kopf iſt frei; es iſt daher irrig Tabak zu nehmen, um ſich, wenn man verſtopft in der Naſe iſt, Luft dadurch zu verſchaffen. Dies geſchieht zwar zuweilen augenblicklich; allein die Verſtopfung wird nachher ärger, als zuvor. In meinem dreißigſten Jahre wurde ich von einem ſonderbaren Schnupfen täglich einmal überfallen, und zwar zu ungleichen Stunden. Plötzlich kam Nieſen, ohne vorher das Geringſte zu vermuthen. Das Waſſer lief dabei häufig aus Augen, Mund und Naſe. Dieſer Zufall überraſchte mich oft in der Kirche, in Geſellſchaften und in den wichtigſten Geſchäften, ſo daß ich, ohne ein Wort ſprechen zu können, abtreten mußte. Er hielt zuweilen eine Stunde, aber nie länger an; denn wenn ſich der Kopf von dieſen ſcharfen Feuchtigkeiten gereiniget hatte, konnte ich ſogleich wieder erſcheinen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Von Natur mußte ich ſtark nieſen, und aus dieſem Grunde wurde mir dieſer Zufall, der mehrere Jahre dauerte, bedenklich. Alle meine Freunde ſahen ſich nach Hülfsmitteln um, es fand ſich aber Niemand,

Digitized by Google

der mir etwas rathen oder helfen konnte. Ich dachte daher sehr ernstlich über diesen Zufall nach, und gab mir viel Mühe die Ursache desselben zu entdecken. Indessen verstrichen dennoch einige Jahre, ehe ich, ungeachtet ich höchst aufmerksam auf Alles war, enträthseln konnte, was doch so deutlich vor Augen lag. Die Ursache meines besondern Geschwindschnupfens, wenn ich ihn so nennen darf, war nun folgende: Ich war von Jugend auf gewöhnt sehr früh aufzustehen, und fand ein besondres Vergnügen darin, die Wirkung des Lichtes bei aufgehender Sonne zu beobachten. Mich ergötzte es ungemein, wenn ich bemerkte, wie die Gegenstände nach und nach erhellt, gestärkt und durch Licht und Schatten so schön geschieden wurden. Die Abwechselung von Tag und Nacht, die mannigfaltige herrliche Ansicht des Gewölks, wo die Größe des Schöpfers sich in ihrer ganzen Erhabenheit zeigt, die große Stille und das allmählige Lautwerden der mannigfaltigen Bewohner des Waldes und der Fluren, machte auf mich den größten Eindruck. In diesem Genusse nun, oder vielmehr in der Art, wie ich diese Schönheiten der Natur genoß, lag die Ursache dieses Geschwindschnupfens verborgen. Ich hatte mich nämlich so gewöhnt, daß ich täglich, so wie ich erwachte, mit dem noch ausdünstenden Kopfe zum Fenster hinaussah, um meine Begierde zu befriedigen, und die Sonne zu belauschen. Selbst im Sommer wird die Luft bei aufgehender Sonne sehr kühl; die Ausdünstung meines Kopfes mußte folglich plötzlich zurückschlagen und Stockungen verursachen, die sich jedoch zu meinem Glücke täglich zertheilten. Sobald ich dieses entdeckt hatte, öffnete ich das Fenster acht Tage lang gar nicht, und mein Schnupfen blieb weg. Um mich hiervon recht zu überzeugen, versuchte ich bei aufgehender Sonne wie zuvor den Kopf zum Fenster hinauszustecken, und siehe da, das Niesen kam denselben Tag weit heftiger wieder, als je. Hierauf vertiegelte ich einige Zeit das Fenster, und so ward dieser unangenehme Zufall auf immer gehoben. So brachte ich also sechs Jahre zu, um die Ursache dieses Uebels, die doch leicht zu finden war, zu entdecken."

Der sogenannte Stockschnupfen, ist, wie schon oben bemerkt worden, ein Schnupfen, wo die Flüssigkeiten in dem Gehirne sich verstopft haben und nicht fließen wollen, man muß daher Alles versuchen, die Verstopfung zu heben, am besten ist es hier bei demjenigen, der an Schnupftabak nicht gewöhnt ist, so lange Tabak zu nehmen, oder sich die Nase nach der Stirn herauf zum öfteren mit warmen Wasser zu waschen, wodurch derselben, wie man zu sagen pflegt, Luft gemacht wird. Die innern Mittel, um die Transspiration zu befördern, sind die oben angeführten, worunter der Thee einen besondern Platz verdient. Der Geheime Staatsrath Hufeland *) räth denjenigen an, welche bei der geringsten Einwirkung einer kalten oder Zugluft, bei Veränderung des Wetters Husten, Schnupfen, Flüsse bekommen, täglich mit kaltem Wasser die ganze Körperfläche zu waschen und zu reiben, täglich die frische Luft zu genießen, sich viele Bewegungen zu machen, und wöchentlich ein oder zwei laue Bäder zu nehmen, auch sorgfältig feuchte Wohnungen und Gegenden zu meiden. Ist die Anlage schon zu weit gediehen, um sie zu heben, so ist flanellene Bekleidung das sicherste Mittel ihre Wirkung zu verhindern.

In Rücksicht der Sprache soll das Wort Schnupfen, nach Adelung, von der Krankheit selbst hergenommen worden seyn, das heißt, wo die Feuchtigkeiten noch stocken, weil man dabei nicht nur durch die Nase redet, sondern auch den Athem mit Heftigkeit durch die Nase einzieht.

*) Makrobiotik, 2. Th. Berlin, 1805, S. 256.

Digitized by Google

Schnupftabak, Pulvis Tabaci s. sternutatorius; Fr. Tabac en poudre, ein von gedörrten, geſtampften, geſtoßenen oder gemahlenen Tabaksblättern, entweder fein, oder gekörnt verfertigter Tabak, welcher von den Spaniern zuerſt gebraucht, und von dort nach Frankreich und Italien gebracht worden, ſ. unter Tabak, in T. — Die zum Schnupftabak beſtimmten, meiſtens von der Brühe noch triefenden, Blätter, werden dergeſtalt in einem leinenen Tuche zuſammengelegt, durch Hülfe des Karottenzugs zuſammengepreßt, und mit einem Seile umſchnürt, damit ein ſpindelförmiger Körper, den man Karotte*) nennt, entſteht. Die Karotten werden nachher aus dem Seile und Tuche wieder herausgenommen, und dagegen mit Bindfaden umwunden oder fiſellirt **). Der Karottenzug iſt ein Geſtell, an dem der Faden feſt um die Karotten angezogen werden kann, ſowohl um dieſen die erſte Bildung und Feſtigkeit zu geben, als auch um ſie nachher fiſelliren zu können. In einigen Fabriken, z. B. in Weende ward das Seil an zwei Wände befeſtiget, und nicht mit einer Winde, ſondern mit einem Kloben angezogen. Ein Arbeiter legte die Blätter auf einem groben leinenen Tuche zu recht; ein Anderer zog die Karotten. Auf dieſe Weiſe wurden in einem Tage 60 große Karotten gezogen, welche einige Tage nachher noch einmal ſtärker geſchnürt und dann fiſellirt wurden. In Frankreich wird der Schnupftabak geſponnen. Man windet nämlich das geſponnene Seil zu einer Rolle, die unter eine Preſſe gebracht wird. Die

*) Ein aus dem Franzöſiſchen entlehntes Wort, weil die Wurzel dieſes Namens Carotte heißt.

**) Dieſes Wort iſt aus ficeller, ficellage, mit Bindfaden umwickeln, entſtanden.

Digitized by Google

gepreßten Rollen zerschneiden sie in gleich große Enden, legen solche einzeln zwischen zwei Formen oder halbe Röhren. Dergleichen Formen bringen sie viele auf einmal unter eine große Presse, welche, nach Art der Tuchpressen, mit einem Hebel getrieben wird. Erst nachher werden diese walzenförmige Karotten, ohne Karottenzug, durch Hülfe einer hölzernen Nadel, mit Garn umwunden oder fisellirt, und zuletzt an beiden Enden mit einem Messer abgestutzt oder gleich gemacht. Das Karottiren oder Fiselliren geschieht, um durch Abhaltung der freien Luft die Gährung zu befördern, und die dadurch entwickelten Theile beieinander zu erhalten. Die Karotten werden dann, um wieder in Gährung zu gerathen, einige Zeit in einem Schranke verwahrt, und hierauf entweder ohne weitere Zurichtung verkauft, oder sie werden rapirt, das ist, auf einer aus vielen großen Sägeblättern zusammengesetzten Reibe, die man die Rape nennt, zerrieben. Der rapirte Tabak wird gesiebt, und das Gröbere mit einer Handstampfe oder einem Stampfeisen zu einem gröblichen Pulver gemacht. Diese Arbeit wird auch in einigen Fabriken von einer vom Wasser getriebenen Stampfmühle verrichtet. Die Rapirmühle ist auf folgende Weise gebauet. Durch einen Kasten geht eine Welle, deren Oberfläche eine Reibe ist. In der obern Decke des Kastens ist eine Oeffnung, durch welche der Arbeiter die Karotte an die Welle hält, deren Kurbel er mit der andern Hand umdreht. Unten ist eine Schieblade, in welche der rapirte Tabak fällt. In einigen Fabriken Frankreichs und Hollands geschieht auch das Sieben des Tabaks durch Hülfe des Mühlwerks, da nämlich ein krummer Zapfen eine Ramme, worauf Siebe von verschiedener Feinheit stehen, über einem Kasten hin- und herzieht. So z. B. hob die Daumwelle in dem

oben angeführten Werke fünf Paar Stampfen, davon allemal zwei in eine Grube des Löcherbaums wechselsweise niederfielen. Jede Stampfe hatte zwei Stoßeisen. Diese waren zu dem Tabak, der naß zerstoßen ward, keilförmig oder spadenförmig; dahingegen wurde der trockene Tabak mit krausen Eisen zerkleinert. Durch dieses Stoß- und Siebwerk konnten täglich 100 Pfund und zwar 1/3 feuchter und 2/3 trockner Tabak gestoßen und gesiebt werden. Daselbst war auch die Einrichtung gemacht, daß eine horizontale vom Mühlwerk getriebene Welle, der Länge nach, mit dreihundert Sägeblättern besetzt werden konnte. Ueber der Welle war ein Gerüste gemacht worden, durch dessen Oeffnung jeder Arbeiter zwei Karotten an die Welle halten konnte. Der rapirte Tabak fiel in einen unter der Welle angebrachten Kasten. Die oben angeführte Handstampfe hat folgende Theile. An der Decke des Zimmers ist eine starke Prelstange befestiget, mit welcher Stange eine zweite vermittelst eines Gewindes zusammenhängt. An der letzten Stange sind am untersten Ende vier Klingen, die unter sich rechtwinklicht zusammengesetzt sind, angebracht, die zum öftern geschliffen werden müssen. Unter diesen Klingen steht ein hölzernes Faß, in welches man den Tabak schüttet. Die Stange mit den Klingen wird dergestalt in Bewegung gesetzt, daß die Klingen bald auf die eine, bald auf die andere Stelle des Tabaks in das Faß fallen, und den Tabak zermalmen. Nach einiger Zeit wird der zermalmte Tabak gesiebt. Das Stampfen und Sieben wird so lange fortgesetzt, bis der Tabak in dem Fasse völlig in Schnupftabak verwandelt worden. Die auf die oben erwähnte Mühle zu liefernden Blätter und Rippen werden erst in eine stark geheizte Trockenstube gebracht, und darin auf Horden ge-

worfen, die auf einem Gerüſte liegen. In dieſer Trockenſtube werden nun die Blätter und Rippen vorbereitet, ſo daß ſie auf der Mühle gemahlen werden können. Die feineren Arten des Schnupftabaks werden, nachdem die dazu dienlichen Rippen der Blätter und die Blätter ſelbſt in der ſtark geheizten Trockenſtube auf Horden in Gerüſten gedörrt worden, unter zwei ſenkrechten Mühlſteinen, auf einem, mit einer Einfaſſung verſehenen, Herde fein gemahlen und zu Staub geſiebt. Eine ſolche Tabaksmühle kann auch vom Waſſer getrieben werden. Die Welle des Waſſerrades hat ein Kammrad, welches in ein Getriebe greift, deſſen ſenkrechte Welle oben ein anderes Getriebe hat, welches ein Stirnrad, und mit demſelben die auf den Armen der Welle dieſes Stirnrades umlaufenden Mühlſteine umtreibt. In Weende war der Durchmeſſer des Bodenſteins 7 Schuhe, der Durchmeſſer der beiden Läufer aber ungefähr 5 Schuh; die Dicke derſelben war etwas über 1 Schuh. Nach Beckmann ſollen dergleichen große und ſchwere Steine nicht nöthig geweſen ſeyn; auch wird der von ſolchen Steinen gemachte Schnupftabak leicht durch den abgeriebenen Staub verunreiniget. In Weende wurden die ſtarken Rippen der Amerikaniſchen Blätter angefeuchtet, und zwiſchen zwei Walzen von gegoſſenem Eiſen, die, wie bei einer Plettmühle, mit einer Kurbel gedreht wurden, breit gequetſcht. Dieſes Plettwerk wurde gleichfalls von der Mühle getrieben, und daher war nur ein ſchwacher Arbeiter nöthig, um die Rippen zwiſchen die Walzen zu werfen.

Zu dem geſtampften oder gröblich gemahlnen Tabak gehört der ſogenannte Rapé, St. Omer ꝛc., zu dem gemahlenen der Tonka, Eſpagnol ꝛc. Bei denjenigen Schnupftabaken, welche nur aus Blättern gemahlen werden ſollen, werden bei einigen

Digitized by Google

Arten die Blätter vor dem Mahlen, bei andern aber nach dem Mahlen saucirt, einige auch erst, nachdem sie gesiebt worden, weil die Rippen nicht so gleich mit den Blättern saucirt werden. Die Farbe erhält man durch Beimischung einer feinen Erde, manche Fabrikanten nehmen auch wohl Bleykalke, als Mennige; Vitriol, Alaun, ja sogar Sublimat dazu, welches aber der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Der Geruch wird dem Tabake durch Beymischung wohlriechender Sachen gegeben, unter denen die Tonkafrucht besonders den ersten Platz einnimmt; ferner nimmt man auch Melilothen, die Wurzeln der Iris, Safran, Tamarinden; nach Beckmann soll man auch das Ruchgras, Anthoxantum odoratum, oder Asperula odorata, dazu gebrauchen können. So werden von dem St. Omer und St. Vincentabak die Blätter in Salzsäuren und Tamarindensuppe saucirt, und hernach zu Karotten verarbeitet. Bei dem Rapé finden beide Behandlungen ebenfalls Statt. Zu den Spanischen, Portugiesischen und Holländischen Tabaksorten werden die Blätter und Stiele getrocknet, gepülvert und durch verschiedene Siebe nach Nummern gebeutelt. Ihre Parfümirung geschieht bald mit Bisam, bald mit Zibeth, die man mit Zucker abreibt, bald auch mit ersterem allein, wie beim Spanischen Tabak, oder mit Bisam, Wein, Zucker und Branntwein, wie beim Neapolitanischen, oder mit Vanille, wie beim Sevilla; mit Tonkabohnen, wie beim Spanischen sogenannten Tonca oder Son de Tonca, oder mit Ambra und Zucker abgerieben, wie beim feinen Italienischen; mit Ambra, Zibeth und Orangenblüthessenz, wie beim Maltheser; mit Ambra, Bisam und Zucker, wie beim Römischen Schnupftabak; mit Veilchenwurz, wie beim Staßburger Violetrapé; mit Steinkleeblumen, wie beim Hannöverschen Tabak ꝛc. In

den Ungarischen und Französischen Fabriken wird der Schnupftabak zum Theil ohne allen Zusatz fabricirt, man macht ihn aber auch mit mancherlei künstlichen Beitzen und Salzen an. Man kann auch Schnupftabak aus Landtabak machen. Dieser [illegible] dann fermentirt und ein Centner [illegible] mit folgender Anfeuchtung vermischt: [illegible] Pfund Wermuthsalz, 12 Quart Wasser, [illegible] Kochsalz, 1 Pfd. Honig, und 1/2 Pfund Weinsteinsalz. Mit dieser Anfeuchtung oder Ansprengung muß der eingetretene Landtabak acht Tage lang fermentiren.

Man schlägt den Schnupftabak, nachdem er bereitet worden, entweder in blecherne Dosen oder in Bley ein, und dann in Papier. — Das Einschlagen oder Einpacken geschieht auf folgende Weise: Auf der obersten Fläche eines Klotzes steht eine vierkantige oder runde Form von Holz, die zum Theil in dem Klotz versenkt und gerade so weit ist, als das künftige Pack Tabak, nur etwas länger. Man kann in den Klotz eine Form zu 1/4, 1/2 und 1/1 Pfund einsetzen, und mit einem Keile befestigen. In jede Form paßt ein hölzerner Trichter; [illegible] den untern Theil desselben wird eine dünne [illegible], und ein Papier um diese geschlagen, und [illegible] an der untern Oeffnung des Trichters [illegible]. Man setzt hierauf den unwickelten [illegible] Form, und wirft in den obern [illegible] etwas Tabak, zieht den Trichter [illegible] stampft den Tabak mit der hölzernen [illegible] in das Bley und Papier fest ein. Die [illegible] muß daher auch genau in die Form [illegible]. Auf diese Weise wird das Papier und das [illegible] und nach mit Tabak angefüllt, und jede Lage eingestampft. Zuletzt, nachdem das Pack seinen gehörigen und abgewogenen Tabak erhalten hat, wird dasselbe aus der Form ge-

Digitized by Google

zogen, oben zusammengelegt, gesiegelt und gestempelt. Das Stempeln geschieht auf jeder Zusammenfügung.

Das Blei wird in vielen Fabriken auf folgende Weise zu Blechen gegossen. Man setzt einen viereckigten mit grobem feuchtem Leinen bespannten Rahmen an die Wand. Ein Arbeiter hält an das Leinen einen beweglichen Rahmen, der einem umgekehrten Fußschemel gleicht; ein andrer gießt alsdann das geschmolzene Blei auf diesen beweglichen Rahmen, den jener darauf langsam von oben nach unten über das Leinen herunterzieht. Unter dieser Zeit hängt sich eine dünne Lage Blei an das Leinen, die abgenommen, und zu Stücken von beliebiger Größe zerschnitten wird. In einer Zeit von sechs Stunden können auf solche Weise 2 bis 300 Blätter gegossen werden, davon jedes ungefähr 6 Fuß lang und 2 Fuß breit ist.

Die Namen der Schnupftabake sind sehr mannigfaltig, indem von Zeit zu Zeit Fabrikanten ihre Waaren durch neue Namen auszeichnen und empfehlen wollen. Viele fremde Tabake werden bei uns nachgemacht, und ihnen dasselbe Etiquett gegeben, um sie als fremde zu verkaufen. Noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts ließen einige Deutsche Fabrikanten sogar aus England alte Zeitungen und alte beschriebene Papiere kommen, um den von ihnen bereiteten Tabak ein Englisches Gewand zu geben, und in Bremen sammelten arme Leute das schon einmal gebrauchte Englische Papier, und verkauften es wieder an die Tabaksfabrikanten, um es noch einmal zum Umschlage zu gebrauchen. Folgende Sorten Schnupftabak finden jetzt in dem Handel den stärksten Abgang. 1) Der St. Omer oder Rapé, welcher entweder aus Karotten, die Dünkirchen, St. Omer, Strasburg, Ostende, Al-

tona, Hamburg, St. Gallen und Holland liefern, gemachte, oder aus Virginischen, Ungarischen und zum Theil Ukrainischen Blättern verfertiget. Man erhält ihn auch in Fässern, bleyernen Büchsen ꝛc. von Dünkirchen, St. Omer, St. Gallen und Strasburg. Er muß gut rapirt und saucirt seyn, und einen angenehmen [illegible]lichen Geruch haben. — Eine Sauce zur Verfertigung des St. Omer oder D[illegible]nkircher Schnupftabaks. Man nehme 1[illegible] Pfd. gute reine weiße kalcinirte Pottasche, 3/4 Pfd. Colnuck, 1/2 Pfd. rothen Weinstein, [illegible] Pfd. Kochsalz, und zerlasse es in so viel [illegible], als dazu nöthig ist. Diese Lösung [illegible] mit 4 Pfd. rothem Wein, einem Pfunde [illegible], und einem Pfunde Wachholdersaft gut unter[illegible] menge, und bei gelindem Feuer eine Viertelstunde lang im Sieden erhalten. Nachdem dieses geschehen, werden 16 Loth Alandwurzel, 16 Loth Galgantwurzel, 12 Loth Sassafraßholz, 16 Loth Althaewurzel, und 6 Loth gereinigte Potasche, alles im verkleinerten Zustande, mit 12 Pfd. Flußwasser eine Stunde lang gelinde im Sieden erhalten; dann das Fluidum durch Leinwand gegossen, der Rückstand ausgepreßt, und nachdem die Brühe mit der vorher gewonnenen Flüssigkeit gemengt worden, kann man die Sauce zum Gebrauche anwenden. Diese Sauce, welche der Geheime Rath Hermbstädt in seinem Bülletin *) mittheilt, giebt unserm Landtabak einen so guten Geruch und Geschmack, wie der beste uns zugeführte Dünkirchner nur haben kann.

2) Der Holländische Schnupftabak, von dem es braunen und schwarzen giebt, und der von

*) 5. Bd. 4s Heft, Berlin, 1810, S. 358.

Digitized by Google

Amsterdam, Rotterdam, Ameersfort ꝛc. häufig in den Handel kommt. Der schwarze ist in viereckigten Stangen, und geht insbesondere nach Polen, und in die angrenzenden Länder ꝛc. — 3) Der Marocco, welcher theils von Ungarischen fetten Blättern, theils vom Maryländischen gemacht wird, und aus der Gegend um Frankfurt am Main kommt, besonders von Offenbach. Er wird jetzt an vielen Orten nachgemacht, und kommt in Bley eingeschlagenen Paqueten von 1/1, 1/2 und 1/4 Pfunden, welche noch in buntes Papier eingeschlagen, mit Bindfaden umschnürt, und mit dem Etiquette der Fabrik versehen sind. Seine Farbe ist ein gelbröthliches Braun; er hat einen sehr anziehenden und angenehmen Geschmack und Geruch, und wird stark verbraucht, da er viele Liebhaber findet. — 4) Der Spanische Tabak, von welchem es verschiedene Arten giebt, und der fast durch ganz Europa geht. Die Hauptsorten dieses Tabaks bestehen aus Sevilla, welcher aus Havanna Blättern mit Zusatz einer feinen Ochererde zubereitet wird. Man macht den sehr fein gemahlenen Tabak mit dieser rothen Erde an, wodurch er die ihm eigene Flüchtigkeit, Farbe, und Annehmlichkeit im Geruch und Geschmack bekommt. Wenn man dann diese reine, flüchtige, in Europa einzige, Erde mit Blättern von dem Eylande Trinidad und vom San Spiritu auf der Insel Cuba, welche zur kleinsten Sorte des Sevillatabaks dienen, vermischt hat, nachdem jene durch Mühlsteine von unterschiedlicher Schwere zermalmt, und hernach auf das feinste gesiebt worden sind, so erhält man die Primasorte, welche Caranza heißt, oder den allerfeinsten Tabak. Alle Sorten des Spanischen Tabaks, nämlich Sevilla, Havanna oder Espannol, Tonka, und Sou de Touca, Cuba, kommen in Vasen von einem Spanischen Pfunde, in

doppelten dergleichen, in ganzen und halben Suronen ꝛc. zum Handel. — 5) Ungarischer Tabak, der entweder braun oder schwarz von Farbe aussieht, und sehr stark ist, wird am besten im Lande selbst, und zwar zu Presburg, Debreczin, zu Dioszeg, im Biharer Komitat, zu Janoschaza, im Eisenburger Komitat, zu Debree in der Heweſcher Gespannschaft, wie auch zu Hapar, Jant, klein Manok und Izmeny, verfertiget. Der Debreer ist in sogenannten Karten von einem halben Pfunde Wiener Gewicht. Auch der Fünfkirchner und Insulaner Schnupftabak in Ungarn findet starken Vertrieb. — 6) Brasilientabak ist nicht durchgängig beliebt, doch giebt es Länder und Gegenden, wo man Geschmack daran findet, z. B. die Afrikanischen Küsten, Italien, die Böhmischen Grenzen nach Sachsen zu ꝛc. — 7) Granirter oder granulirter, gekörnter schwarzer Tabak, der besonders in Italien stark verbraucht wird. Außer diesen hier angeführten Hauptsorten der Schnupftabake, welche größtentheils auch jetzt noch in Gebrauch geblieben, und durch keine anderen Sorten oder vielmehr andern Namen verdrängt werden, wie dies bei dem Rauchtabake fast täglich geschieht, hat man nun noch mehrere andere Sorten, welche theils den Namen der ersten Fabrikanten führen, theils auch ihre Namen von den Oertern entlehnt haben, wo die Art am ersten gemacht worden oder am meisten gemacht wird, oder auch ihren Ursprung von der Farbe, von dem Geruche, oder dem aufgedruckten Zeichen des Fabrikanten oder Kaufmanns haben ꝛc. So hatte und hat man, Schotten d'Hollande, Tabac de Chevalier, Cusco oder Cuzco, sowohl fleur de cusco, als grascusco, (von Cusco einer Stadt in Südamerika) Robillard, eine Gattung Pariser Tabaks, welche den Namen des Fabrikanten trägt, und

Digitized by Google

sehr beliebt ist; Tonka oder Son de Tonca, Marino, Dünkirchner, ꝛc. ꝛc., worüber man die Preiscourante der Tabakshändler nachsehen kann. — Die erste Eigenschaft, die man von gutem Tabak verlangt, ist die, daß er sich lange unverdorben erhalte und gut von Geruch sei und bleibe. Das erste erlangt der Fabrikant durch die gehörige Salzsaucirung, das andere durch Zusatz von Ingredienzen, welche den Tabak einen angenehmen Geruch mittheilen, wie solches zur Befriedigung der Liebhaber erforderlich ist, und oben angeführt worden. Ueber die Bereitung des Schnupftabaks, s. auch den Art. Tabak, in T.

Was nun die Benutzung des Schnupftabaks anbetrifft, so sind die meisten Aerzte gegen dessen Gebrauch, weil er der Gesundheit keineswegs vortheilhaft seyn soll, und statt die Augen zu stärken, aus welcher Ursache ihn sich viele Personen angewöhnt haben, sie nur schwäche; auch soll er, übermäßig gebraucht, sogar Verstopfungen im Kopfe bewirken. Hufeland verwirft das Schnupfen durchaus, ja er hält es in Absicht der Unreinlichkeit noch für schlimmer, als das Rauchen. Er sagt darüber in seiner Makrobiotik *): „Das Schnupfen reizt die Nerven und schwächt sie am Ende, und erzeugt Kopf- und Augenkrankheiten. Zu allem dem kommt nun noch etwas, was die Nachtheile des Schnupfens ausnehmend vermehrt, die mancherlei Zusätze und Beitzen, wodurch die Tabaksfabrikanten die Käufer mehr zu reizen suchen, und die zum Theil wahre Vergiftungen des Publikums sind. Es ist mir unbegreiflich, daß die Gesundheitspolizeyen, die alle Consumtiblien so genau beobachten, diese jetzt

*) Th. 2, Berlin, 1805, S. 209.

so wichtige Klasse derselben nicht genauer untersuchen; denn es ist doch wohl am Ende einerlei, ob ein Mensch durch Verschlucken oder durch Rauchen und Schnupfen vergiftet wird. Nur ein Factum zum Beispiel, was ich ganz genau weiß. In einer Tabaksfabrik war es herkömmlich, den Spanischen Tabak immer mit rother Mennige zu vermischen, um ihm schönere Farbe und Gewicht zu geben. — Hier schnupften also die Käufer täglich eine Portion Bleykalk, das fürchterlichste schleichende Gift. Muß man sich denn noch wundern, wenn manche Arten Schnupftabak unheilbare Blindheiten und Nervenkrankheiten nach sich ziehen, wie mir Fälle vorgekommen sind, und ist es nicht Zeit, diese, der öffentlichen Gesundheit so gefährlichen, Betrügereyen der Dunkelheit zu entziehen, und keinem Rauch- und Schnupftabak den Verkauf zu erlauben, bis er chemisch untersucht und unschädlich befunden worden ist." Dasselbe sagt auch Beckmann, der von dem Hofrath Mönch schon im Jahre 1778 den Beweis erhielt; denn dieser erhielt aus einem halben Pfunde Tabak durch Auslaugen, Einkochen und Reduciren ein Korn Bley von 9 Gran, ein Beweis, daß Bleyzucker ꝛc. beigemischt gewesen. Die gefährlichen Verfälschungen des Tabaks gehören nicht bloß der neueren Zeit an, sondern man findet auch schon in Johann Neander's Tabacologia, welche im Jahre 1626 zu Leiden herauskam, eine Anweisung Tabak mit schädlichen Brühen oder mit solchen, die der Gesundheit nachtheilig sind, anzumachen. Dieses geschah nicht in der Absicht um zu schaden, sondern weil man wahrscheinlich deren Schädlichkeit nicht kannte, wohl aber ihre reizende, anziehende Wirkung. Uebrigens ist bei den verschieden beobachteten Wirkungen des Schnupftabaks seine eigentliche Schädlichkeit und Nützlichkeit schwer

Google

zu entscheiden; denn Einige wollen eine sehr gute Wirkung von seinem ununterbrochenen Gebrauche verspürt haben, und sind daher voll der Lobeserhebungen, die sie ihm ertheilen, Andere wollen ihn dagegen gar nicht loben, und erschöpfen sich in Redensarten über seinen Nachtheil; es ist daher schwer, hier eine Gränzlinie zwischen seinen guten und bösen Eigenschaften zu ziehen. Wenn der Schnupftabak, rein und gut bereitet worden, keine der Gesundheit nachtheilige beigemischte Ingredienzen enthält, so kann sein mäßiger Gebrauch wohl von keinen nachtheiligen Folgen begleitet seyn, welche gute Eigenschaft sich dadurch offenbart, wenn der Tabak noch Niesen erregt, ist aber dies nicht mehr der Fall, so hat er seine arzneiliche Eigenschaft abgelegt und ist ein Gewohnheitsprodukt geworden, wie Kaffee, Thee und Chocolade, und er soll dann schädlich auf die Gehirnnerven wirken; da er ihre Thätigkeit vermindert und unheilbare Verstopfungen, Kopfschmerzen und Augenkrankheiten erzeugt. — Daß das Schnupfen des Tabaks immer eine garstige Angewohnheit ist und bleibt, besonders bei dem Frauenzimmer, welches mit der Bereitung der Speisen ꝛc. zu thun hat, ist gewiß; allein seine wahre Schädlichkeit ist wohl noch in Zweifel zu ziehen, besonders wenn er nicht im Uebermaaß genommen wird; denn man findet alte Leute, die sich desselben schon von ihrer Jugend an bedient haben, ohne davon den geringsten Nachtheil zu verspüren; auch Friedrich der Große bediente sich des Espagnols in starken Portionen des Tages bis zu seinem Tode, ohne davon Nachtheile zu verspüren. Es thut hier allerdings die Gewohnheit sehr viel, wie wir dieses bei dem Opiumnehmen der Türken gewahren; allein ist nicht so Manches bei uns Gewohnheit geworden? wir dürfen nur eine Menge von Speisen annehmen, die dem Körper eher Scha-

Digitized by Google

den zufügen, als ihm Nutzen gewähren, nur die Gewohnheit und ein anhaltender Gebrauch hat sie minder schädlich gemacht. Hierher gehören auch die schon oben erwähnte Getränke Kaffee, Thee und Chocolade, welches erst Arzneien waren, und jetzt alltägliche Getränke geworden sind, und so geht es auch mit dem Schnupftabak. Seine Schädlichkeit liegt daher wohl nur in den mancherlei Beitzen, wozu oft der Gesundheit schädliche Ingredienzen genommen werden; s. auch den Art. Tabak.

Schnupftabaksdose, s. Tabaksdose. Ein Kunststück mit einer Schnupftabaksdose vom Ritter Pinetti. Der Künstler bat sich von den Zuschauern zwei Schnupftabaksdosen aus, von denen er die eine ausleerte, die andere aber mit Tabak anfüllte. Die eine wurde hierauf auf den einen Tisch, die andere auf den zweiten Tisch in die Mitte der Schaubühne gestellt. Die Zuschauer überzeugten sich davon, daß die eine noch mit Tabak angefüllt, und die andere leer war. Auf die eine legte nun ein Zuschauer seine Hand, die andere wurde unter einen Leuchter mit einem großen hohlen Fuße gestellt, und sowohl die Dose, als der Leuchter wurden fest gehalten. Der Leuchter fing sich nun mit einem Male an zu bewegen, und die Dose, welche unter ihm lag, dergestalt an zu schwingen, daß es schien, als ob sie in die Luft springen wollte, und da man beide öffnete, fand man die gefüllte leer, und die leere gefüllt. In der anfangs mit Tabak gefüllten Dose entdeckte sich nun ein Billettchen, welches künftig vorsichtiger zu seyn und die Dose fester zu halten bat, damit so kostbare Sachen nicht verloren gehen möchten.

Die Enthüllung dieses Kunststückes ist folgende. Beide geliehene Dosen wurden sorgfältig unter mehreren ausgewählt, damit gewisse Platten, welche der Künstler besaß, in sie passen möchten.

Digitized by Google

Unter dem Vorwande, solche zu füllen, versah man die eine mit einer eisernen Platte, zwischen welche und den Deckel man das Warnungszettelchen hineinschob, die andere aber mit einer Springfeder und feinem Schnupftabak, nebst einer anderen Platte, welche die Springfeder andrückte und den Tabak verdeckte. Jene wurde auf den magnetischen, diese auf den mechanischen Tisch gesetzt. Der Magnet zog die eiserne Platte an, die ihr eigenes Gewicht schon zu Boden drückte, daß sie den feinen Tabak verbarg, der Schwunghebel aber, welchen der Gehülfe stark bewegte, ließ die Springfeder die andere Platte unter dem Deckel hinausschnellen und den verborgenen Tabak zum Vorschein kommen.

Schnupftuch, Nasentuch, Taschentuch, Schneuztuch, Fr. Mouchoir, Engl. Handkerchief, ein viereckigtes Gewebe aus verschiedenem Stoffe, dessen Gebrauch hinlänglich bekannt ist. Die Alten sollen leinene Schnupftücher gehabt haben, wie man solches in von Murr's Herkul. Entdeckungen, Th. 7, S. 61 u. f., angeführt findet. Es giebt seidene, baumwollene und leinene; auch aus gemischter Materie, z. B. aus Leinen und Baumwolle, aus Baumwolle und Seide, und aus Seide und aus Leinen. Man hat ferner nach der Façon glatte, gedruckte, gestreifte, gegitterte, geblümte, gemusterte, gefärbte, bemalte, mit Kupferdruck rc. Die seidenen, welche Dutzendweise, oder nach dem Gewichte gehandelt werden, kommen aus Italien, von Mayland, Como, Mantua, Reggio, Genua, Venedig und Neapel; aus Spanien von Valencia und Barcelona; aus der Schweiz, besonders von St. Gallen; aus Frankreich und aus England. Bei uns in Deutschland liefern Barmen, Crefeld, Elberfeld, Berlin, Mühlheim, Leipzig, Langenberg, Grätz in Steyermark seidene Schnupftücher. Die May-

Digitized by Google

ländiſchen Tücher werden wegen ihrer Güte und ihres billigen Preiſes in ganz Europa ſehr geſucht; eben ſo die von Barcellona und Valencia, die man noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts in übergroßer Menge nach den Seeſtädten an der Oſtſee und ganz Norden, ja ſelbſt nach Frankreich verführte. In neueſter Zeit hat freilich der politiſche Zuſtand Spaniens vieles geändert. Aus England gehen, beſonders von Manchester und Spitalfields, viele leichte ſeidene Tücher nach dem übrigen Europa, vorzüglich aber nach Amerika. Auch die Schweitzer Waare wird ſehr geſucht. — Die halbſeidenen oder leinenen, mit Seide durchſchoſſenen Tücher macht man in Schleſien, Sachſen und Böhmen von vorzüglicher Güte; floreſeidene liefern das Mayländiſche und die Schweiz. Von baumwollenen Schnupftüchern kommen die ſchönſten und feinſten aus Oſtindien, beſonders von Bengalen, welche entweder ganz baumwollen, oder halb baumwollen und halb Seide ſind. Sie haben verſchiedene Farben, welche der Baumwolle oder Seide, woraus ſie gewebt worden, erſt vorher gegeben wird. Sie ſind meiſt in ganzen Stücken, die nach Beſchaffenheit bald mehr, bald weniger Tücher enthalten. Die von Cairo werden Bundweiſe verkauft; ein Bund von den feinern und mittleren Tüchern enthält achtzehn, von den gemeinen aber nur zehn Stück. Sie werden auf den Auctionen der Compagnien zu Kopenhagen, London, Amſterdam ꝛc. eingekauft; ihre Güte, Größe und Preiſe findet man unter den Artikeln Ketmis, Romals, Palicat, Muſſelins ꝛc. beſchrieben. Man bekommt auch aus Oſtindien gemalte Schnupftücher, welche mit unter die ſeidenen Zeuge gerechnet werden. Mittelfeine baumwollene Tücher kommen aus der Schweiz, beſonders von Baſel, Genf, Zürich, St. Gallen, Heriſon, wie auch von Hamburg, Augsburg, Chem-

Digitized by Google

nitz, Elberfeld, Barmen, Hirschberg im Voigtlande, Hof im Voigtlande, Grimma, Rhemscheid, Herrenhut ꝛc. Leinene Schnupftücher aller Art werden in Sachsen, Schlesien, Böhmen, Mähren am besten und schönsten verfertiget, und zwar besonders zu Landshut, Schmiedeberg, Hirschberg, Zuckmantel, Wirbenthal, Freudenthal und Gnadenfrei in Schlesien, zu Lauban, Löbau, Zittau, Herrnhut ꝛc. in der Lausitz, zu Mitweida ꝛc. Aus England kommen jetzt auch baumwollene Schnupftücher, welche mit John Bull's aller Art bedeckt sind, auch mit Landkarten ꝛc. — Doppelfarbige Schnupftücher werden in Kattunmanufakturen in dem Kessel gedeckt gemacht. Die Muster werden auf blauem Papiere gemacht und weiß gezeichnet. Schnupftücher von Baumwollengarn, s. auch Th. 36, S. 51; reich gestickte Schnupftücher auf den Philippinischen Inseln, s. Th. 40, S. 175. Wie baumwollene Schnupftücher zu drucken, s. Th. 36, S. 75.

Schnupftuch der Venus, Fr. Mouchoir de Venus, ein Schnupftuch, wozu die Leinewand mit einer die Schönheit befördernden Composition zubereitet worden. Man bedient sich hierzu gemeiniglich des Wallraths. Die auf folgende Weise bereitete Schnupftücher werden fast gar nicht schmutzig. Man nimmt 1/8 Briazoner Kreide, calzinirt sie in einem Glasofen, oder auf eine andere Art, gießt hierauf guten Branntwein auf die calzinirte Masse, und läßt es vier und zwanzig Stunden stehen, taucht dann das Tuch darein, und läßt es im Schatten, so daß weder Staub, noch Sonne oder Feuer dazu komme, trocken werden, und wiederholt diese Operation dreimal. Diese Schnupftücher bedient man sich, ohne sie naß zu machen. — Eine andere, jedoch umständlichere Art dergleichen Schnupftü-

cher zu verfertigen. Man nehme 2 Pfund Felsalaun, 1 Pfd. Borax, Gummi Arabikum und Traganth, von jedem 4 Pfd. Auf Alles gieße man 2 Pfd. Malvasier und 2 Maaß Ziegenmilch. Dann nimmt man 2 Pfd. Bleiweiß, thut es in ein leinenes Tuch, und läßt es in einer hinlänglichen Menge gemeinen Wassers kochen. Dieses Wasser gießt man auf die [illegible] erwähnte Infusion. Man nimmt dann 2 Pfd. weißen Honig, 3 Pfd. Terpenthin, und eben so viel [illegible] Zucker, und läßt es in weißem destillirten Weinessig kochen. Wenn es halb eingekocht ist, gießt man es zu dem vorigen Mengsel, thut dann 4 Unzen klein zerstoßene Myrrhe hinzu, und einige Schnecken ohne Schalen, die im gemeinen Wasser gut gereiniget werden müssen. Man rühre nun das Ganze eine halbe Stunde tüchtig um, damit sich Alles gehörig mische. Man werfe nun Alles in einen Kolben mit einem fetten Huhne, welches rein gewaschen und in Stücke geschnitten werden muß, thue 1 Unze Kampher, das Weiße von 10 frischen Eyern, und die Schalen von 5 Pomeranzen hinzu, und destillire es. Das erste Wasser, welches bei der Destillation zum Vorschein kommt, ist sehr klar, und dieses muß besonders aufgehoben werden; das zweite sehr weiße Wasser, dient zur Bereitung des Tuches, und wird auf folgende Weise genutzt: Man nimmt ein feines Tuch, wäscht es in Rosenwasser, und läßt es trocken werden. Hierauf läßt man es vier und zwanzig Stunden in dem vorher beschriebenen weißen Wasser liegen, und darauf im Schatten trocknen. Will man sich des Schnupftuchs bedienen, so sehe man vorher zu, daß das Gesicht recht rein sei, dann kann man damit über das Gesicht hin und her fahren, wovon man eine wunderbare Wirkung verspüren soll; denn die Haut wird davon klar, glänzend und so weich wie Atlaß. Man kann dieses Schnupftuch

Digitized by Google

in der Tasche tragen. Wenn das Gesicht voll Schweiß ist, und man wischt sich damit ab, so thut es eine herrliche Wirkung. Wenn man Bleyweiß unter diese Zubereitung nimmt, so kann der Gebrauch gefährlich werden.

Die Hottentotten bedienen sich des Schwanzes einer wilden Katze oder eines anderen Thieres, das einen Knebelbart hat, als Schnupftuch. Diese Art Schnupftuch ist an ein kleines Stöckchen befestiget, welches sie auf ihren Reisen immer bei sich führen. Sie wischen sich mit dem Schwanze das Gesicht und die Nase ab, auch den an den Augen sich festsetzenden Staub weg. Wenn dieser Schwanz schmuzig geworden, stecken sie ihn ins Wasser und schütteln ihn sehr geschickt hin und her, bis er trocken geworden ist. Dieses Hottentottische Taschentuch heißt in ihrer Sprache Schzock. — Das Gevatterschnupftuch, s. unter Gevatter, Th. 31, S. 18. — Vom Zuwerfen des Schnupftuchs, ein Türkischer Gebrauch des Großherrn bei seinen Frauen im Serail, s. den Art. Serail. — Von einem im Schnupftuche gemachten Knoten, als ein Gedächtnißmittel, s. Th. 16, S. 576.

Bergius neues Magazin, 3r Th., S. 171.
Prager Gewerbszeitung, 1787, S. 5.
Journal der Moden, Decemberheft, 1786, S. 422 u. f.
Hannöversches Magazin, 1781, Col. 1394.
Ludovici und Schedel, encyklopädisches Kaufmannslexicon, 5r Th., Leipzig, 1800, S. 1806.

Schnuppe, der ausgebrannte Docht von einem Lichte, welcher abgeschnuppt wird oder abgeschnuppt worden; die Lichtschnuppe. Die gesammelten Lichtschnuppen kann man auf das Leder eines Streichholzes streichen, oder vielmehr solches damit bekleiden, um Barbier- und Federmesser zu schärfen.

1. Schnuppen, Schnupfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches eigentlich eine Onomatopöie

iſt, und einen gröbern Laut als ſchnappen und ſchnippen ausdrückt. Es wird nur noch in einigen Fällen des gemeinen Lebens figürlich gebraucht; ſo ſagt man, das ſchnupft ihm vor die Naſe, wenn Jemand über einen unerwarteten, unangenehmen Vorfall, beſonders über eine unvermuthete Beleidigung und [illegible] unvermutheten Verweis betreten oder [illegible] auch verſchnupfen brauchen. Man ſtieß ihn vor den K[illegible], welche Redensart ſich auf [illegible] gründet. Nach Adelung ſoll ſchnuppen einen unvermutheten Stoß oder Fall bedeuten, das Diminutivum ſchnuppen im Oberdeutſchen und das Frequentativum ſchnubbeln im Niederdeutſchen noch [illegible] ſind.

2. Schnupfen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, wie ſchnupfen, ſ. daſſelbe. In einigen Gegenden, beſonders Ober-Deutſchlands, bedeutet es auch das Licht putzen, entweder als eine Onomatopöie, oder auch nach derſelben Figur, nach welcher auch ſchnäuzen in dieſem Verſtande gebraucht wird; ſ. dieſen Artikel.

1. Schnur, Diminutivum das Schnürchen, Schnürlein, ein im Hochdeutſchen veraltetes, aber noch im Oberdeutſchen übliches Wort, die Schwiegertochter zu bezeichnen, welches auch in der Bibel vorkommt. Du ſollt deiner Schnur Schaam nicht bloßen; denn ſie iſt deines Sohnes Weib, 3 Moſ. 18, 15, und ſo an andern Stellen mehr. Nach Adelung ſoll es aller Wahrſcheinlichkeit nach von dem Hebräiſchen Naar, ein Sohn, dem Lappländiſchen und Finnländiſchen Nuori, ein Sohn, Jüngling, und dem veralteten Deutſchen nar, klein, wovon noch im Schwediſchen snert, dünn, ſchmächtig, und im Niederſächſiſchen nürig, nirig, klein und artig iſt, abſtammen, weil Söhne

und Schwiegertöchter in Ansehung der Aeltern und Schwiegeraltern doch allemal als klein und jung betrachtet werden können.

2. Schnur, Schnüre, das Schnürchen, Schnürlein, ein aus mehreren Fäden zusammengedrehetes rundes Band von mittlerer Stärke, wo denn die Schnur das Mittel zwischen dem schwächeren Faden und der stärkeren Leine hält. Ein Kleid mit Schnüren besetzen, ein Gut mit einer Schnur umziehen, die Meßschnur, so auch Angelschnur, Haarschnur, Bettenschnur, Meßschnur, Nabelschnur, Radschnur ꝛc. s. weiter unten. — In so fern eine Schnur dazu dient, gewisse Körper daran zu reihen, hat man auch dergleichen Schnüre, die den Namen von dem Körper führen, der darauf gereihet worden. Zum Beispiel Perlen, Korallen, Tabaksblätter ꝛc. auf eine Schnur ziehen, daher eine Schnur Perlen, Korallen; eine Schnur Tabak, auf eine Schnur gereihete Tabaksblätter. So auch in den schönen Künsten Fruchtschnur, Blumenschnur. Nach Adelung scheint hierher auch die im gemeinen Leben übliche Redensart zu gehören: etwas an einem Schnürchen haben, Fertigkeit darin besitzen. — Ingleichen, wenn eine ausgespannte Schnur den Werkleuten, Gärtnern ꝛc., dient, gewissen Körpern eine gerade Richtung zu geben; die Richtschnur. Bäume nach der Schnur setzen, in der Gartenkunst sie ganz gerade nach einer Schnur pflanzen. Daher schnurgleich, schnurgerade, so gleich, so gerade, als wenn es nach der Schnur gemacht wäre. Hierher gehören auch die figürlichen Redensarten. Nach der Schnur leben, ordentlich, nach der Regel oder Vorschrift. Alles nach der Schnur haben wollen, pünktlich und ordentlich. Ueber die

Schnur hauen, das gehörige Maaß der Menge, der Billigkeit, der Wahrscheinlichkeit ꝛc. überschreiten; ſ. auch im Art. Hauen, Th. 22, S. 263. In ſo fern die Schnur zum Meſſen gebraucht wird, gehört hierher auch die ſchon oben erwähnte Meßſchnur. Etwas mit der Schnur ausmeſſen; daher im Bergbau die Schnur auch ein Lehen von ſieben Lachtern iſt. — In der, im gemeinen Leben üblichen Redensart, von der Schnur zehren oder leben, das iſt, von dem vorher erſparten oder erworbenen Vermögen mäßig leben, iſt es ein wenig dunkel. Nach Friſch's Erklärung ſoll dieſe Redensart aus dem ehemaligen Gebrauche, beſonders gemeiner Leute, ihre Gold- und Silbermünzen zuſammen zu bringen, ſie an eine Schnur zu reihen, und zur Zierde um den Hals zu tragen, herkommen. Im 14ten und 15ten St. der freiwilligen Beiträge zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit aus dem Jahre 1779, S. 119, wird derſelbe Grund der Entſtehung dieſer Redensart angegeben. Es heißt daſelbſt: das Sprichwort von der Schnur zehren iſt in den Gegenden Oberdeutſchlands gewöhnlich und will ſo viel ſagen: nichts erwerben, zu ſeinem Unterhalte keine zureichende Einkünfte haben, ſo daß ein zum Nothpfennig beſtimmtes kleines Kapital angegriffen und ſolches nach und nach verzehrt werde. Der Urſprung deſſelben iſt vermuthlich folgender. Vor hundert und mehreren Jahren, da unſere Großväter und Großmütter auch ſchön geſchmückt erſchienen; aber bei ihrem Staate mehr auf Solidität, als auf glänzendes Flitterwerk ſahen, war es Mode, daß wohlhabende Frauen vom Bürgerſtande ihre Halsbänder aus zuſammengerollten und auf Schnüren gezogenen Dukaten und Roſenobeln verfertigten. Mit wem es alſo ſo weit gekommen war, daß er von dem Halsbande ein Stück nach dem an-

dern nehmen, und zu seinem und der Seinigen Unterhalt anwenden mußte, der zehrte im buchstäblichen Verstande von der Schnur. — In diesem Verstande findet nun dieses Sprichwort in unsern Tagen keine Statt mehr; denn Schnüre von der Art sind völlig aus der Mode gekommen. [illegible], im nördlichen Deutschland, ist dieses [illegible] aus der Mode gekommen, vielleicht ist es [illegible] Deutschland nach dem, was es ausdrückt, [illegible].

In den Gewerben ist Schnur, [illegible] Cordon, Corde, überhaupt ein aus verschiedenen Fäden zusammengedreheter starker Faden, eine Leine. Die Verfertigung geschieht vermittelst eines Rades oder eines sogenannten Schnurholzes, oder endlich mit Klöppeln oder Kegeln. Alle Dinge, womit man Fäden macht oder machen kann, dienen zur Verfertigung der Schnüre aus Hanf, Flachs, Baumrinden, Baumwolle, Seide, Wolle, Haaren, Saiten, Gold- oder Silberdraht, entweder allein, oder mit einander vermischt, und nach diesen verschiedene Materien, womit sie verfertiget werden, heißen sie denn auch hanfene, flächsene, bastene, baumwollene, seidene ꝛc. Schnüre. Man macht solche ferner entweder rund oder platt; jene werden Rundschnüre, Senkelschnüre, Schraubschnüre, diese aber gemeine Schnüre genannt. Nach der Materie, woraus sie gemacht werden, sind sie eine Waare theils der Posamentirer oder Bortenwirker, theils der Gold- und Silberspinner. Die Ungarischen und Polnischen Schnüre werden gemeiniglich auf einer Art Werkmühlen, Maschinen, welche bei Manufakturen und andern Gewerben gebraucht werden, welche Kratzmühle, von Einigen auch Schnur-Mühle genannt wird, verfertiget. Die Anwendung der Schnüre ist zu allerlei Putz beiderlei Geschlechter.

Im Bergwerke ist 1) die Schnur ein Faden

mit einem schweren Gewichte am Ende, damit die seigere Linie einer hohen Sache untersucht wird; s. Bleywurf, Th. 5, S. 721. 2) Ein Faden, daran der Bergmeister die Muthzettel fädelt, so lange noch nicht bestätiget ist. Daher kommt die Redensart: das Gemuthete an der Schnur halten, das ist, durch Erlangen das Recht am Gemutheten erhalten, damit es nicht ins Freie falle und die Muthung erlösche.

Ein Bindfaden, dessen man sich bedient, um die Werke mit Beihulfe der Absteckpfahle abzustecken, führt den Namen der Schnur, Fr. Cordeau.

Bei dem Bildhauer ist die Schnur ein mit Früchten, Blumen und Blättern ausgehauener Zierrath; daher die Fruchtschnur, Blumenschnur, Laubschnur, s. unten, das Register.

Bei dem Borteuwirker ist die Schnur das schwache Leinchen, welches von Garn, Zwirn, Seide, Gold oder Silber ꝛc., entweder über ein sogenanntes Schnürholz verfertiget, oder mit vier Klöppeln oder Kegeln bereitet worden, und in der Haushaltung zu vielerlei Sachen angewendet wird, z. B. zu Einschnürung der Bettüberzüge, zu den Schnürbrüsten, Lätzen und Leibern, zu den Fensterquasten ꝛc. Man theilt sie in gemeine, und in Rund- oder Schraubschnüre.

Bei dem Maurer ist die Schnur, Fr. Ligne de Chanvre, ein kleines Strick, dessen sie sich bedienen, um die Mauer nach der Länge in gleicher Dicke darnach aufzuführen und zu machen.

Bei dem Seiler ist die Schnur, wenn mehrere einfach gesponnene Faden zu einem einzigen zusammengedrehet werden. Der Seiler wirkt nämlich mit den Fingern die äußersten Spitzen zweier Faden neben dem Nachhalter zusammen, und hängt sie vereiniget auf den Haken des Nachhalters. An dem

Digitized by Google

Vorderrade hängt er jeden dieser beiden Fäden in einen besondern Faden ein, und läßt hierauf die Scheibe des Vorderrades links drehen. Die zwischen dem Haken des Vorrades und dem Nachhalter ausgespannten Fäden, werden hierdurch zu einer Schnur zusammen gesponnen. Die Verwickelung nimmt, wie jederzeit bei der Seilerarbeit, neben dem Nachhalter ihren Anfang, und geht hierauf bis zum Vorderrade. Die Schnur wird aber, wie leicht zu erachten, durch das Spinnen kürzer, als die Fäden waren, woraus sie entsteht, und aus dieser Ursache muß der Nachhalter an einer Schnur befestiget seyn, die nur mit einem Strine ausgespannt ist, wenn nämlich der Nachhalter bloß an einem Stocke hängt. Man bringt zwar auch ein Gegengewicht an, welches die Schnur spannt, die sich um zwei Kloben schlingt; in beiden Fällen können aber die Fäden, welche zwischen dem Nachhalter und dem Vorderrade ausgespannt sind, den Nachhalter nach dem Vorderrade zu vorwärts ziehen, wenn sich die Fäden bei dem Zusammenspinnen verkürzen. Die Scheibe des Vorderrades muß sich schnell umdrehen, wenn zwei Fäden zu einer Schnur zusammengeschnürt werden. Der Seiler läuft beim Zusammenspinnen schnell von dem Nachhalter zum Vorderrade, hält die Schnur jedesmal an dem Orte, wo sich beide Fäden verwickeln, zwischen zwei Fingern, und hindert hierdurch, daß keine Krangeln entstehen. Wenn er die Stütze erreicht, so legt er beide Fäden zwischen zwei benachbarte Zähne, da vorher jeder Faden zwischen zwei besondern Nägeln lag, damit sich die Fäden nicht verwickeln. So verfertiget der Seiler hinter einander aus jeden zwei Fäden Schnüre, und spannt diese zwischen dem Rückbrett und dem Streichstiel aus. Aus diesen so zusammengedrehten Schnüren wird

hernach der Bindfaden rund gedrehet; ſ. Bindfaden, Th. 5, S. 317.

Bei dem Ziegelbrenner iſt die Schnur, die in einem Ziegelofen rückwärts parallel liegende Ziegel, wenn ſolche zum Brand eingelegt worden. Dieſe Ziegel werden nach jeden zehn Feldern aufgeſetzter Ziegel ſo gelegt, daß ſie eine Oeffnung von 3 Zoll zwiſchen ſich laſſen, ſo daß das Feuer durchſtreichen kann.

Bei dem Zimmermann iſt die Schnur ein ſtarker Bindfaden auf eine Rolle gewickelt, welche auf einem kleinen hölzernen Zapfen läuft, der einen Stiel hat. Mit dieſer Schnur ſchnürt man das Bauholz.

Nach dem Adelung in Hinſicht der Sprache, ſchon in dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei dem Schilter Snur, im Niederſächſiſchen Snoor, wo auch Snirre, eine Schlinge, daher iſt im Engl. Snare, im Schwediſchen Snara und Snöre, im Böhmiſchen und Polniſchen Sznur, im Finniſchen ohne Ziſchlaut Nuora, woraus die Verwandſchaft mit dem Griechiſchen νευρα und Lateiniſchen Neruus erhellt. Dem oben genannten Schriftſteller ſcheint die Zuſammendrehung, welche zu einer Schnur nothwendig iſt, der Grund ihrer Benennung zu ſeyn, ſo daß dieſes Wort zu dem Niederſächſiſchen ſnar, ſchnell, ſchnurren und andern ähnlichen gehöre, in welchen eine ſchnelle Bewegung, beſonders in die Runde, der Stammbegriff iſt.

Schnur (Angel-), ſ. unter Fiſch-Fang, Th. 13.
—, im Bergwerke, ſ. oben, S. 564.
—, beim Bildhauer, ſ. daſ., S. 565.
—, ein Bindfaden, ſ. daſelbſt.
— (Blumen-), ſ. Th. 5, S. 783, und Feſton, Th. 12, S. 647.
—, beim Buchbinder, ſ. Th. 68, S. 750 u. f.
— ohne Ende, ſ. unter Uhrmacher, in U.
— (Faiſch-), ſ. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 400.

Digitized by Google

Schnur (Frucht-), s. Th. 15, S. 311, und Feston, Th. 12, S. 647.

— (geklöppelte), s. Th. 41, S. 654.

— (gekreuzte), beim Wollspinner. Das Garn zum Einschlage wird jederzeit loser und links gesponnen, und damit dieses bewerkstelliget werde, so wird die Schnelligkeit des Spinnrades beim Spinnen dadurch gehemmt, daß die Schnur des Rades, indem sie nach der Spille geleitet wird, sich durchkreuzt, wodurch die Spille sich langsamer dreht. Die Ursache, warum dieser Faden links gesponnen wird, ist diese, damit in der Folge bei dem Walken sich die Fasern der beiden entgegengesponnenen Fäden begegnen und besser sitzen können.

— (gemeine, s. oben, S. 564.

— (Haar-), s. Th. 20, S. 538.

— (Hals-), s. Th. 21, S. 305.

— (Hut-), s. Th. 27, S. 198.

— (Kegel-), s. Th. 36.

— (Ketten-), bei den Knopfmachern, s. unter Knopf, Th. 41.

— (Kleider-), Schnüre, welche zum Besatz ꝛc. der Frauenzimmerkleider, auch der Mannskleider dienen, und aus Zwirn, Seide ꝛc. verfertiget werden.

— (Korallen-), s. oben, S. 562, und Th. 44.

— (Lachter-), s. Th. 58, S. 565.

— (Laub-), s. Th. 65, S. 629.

—, beim Maurer, s. oben, S. 565.

— (Meß-), in der Geometrie, s. Th. 60, S. 658.

— (Nabel-), s. Th. 99, S. 655.

— (Nagel-), Nahtschnur, an dem Kasten einer Kutsche, s. Th. 57, S. 294, u. 392.

— (Naht-), s. Schnur (Nagel-).

— (Perlen-), s. oben, S. 562 und Th. 108, S. 576.

—, bei den Pferden, eine Art eines schleichenden Fiebers, welches von einer Erhitzung herrührt. Es

hat den Namen Schnur daher erhalten, weil sich bei dem Athemholen an jeder Seite nach den Rippen zu, eine Rinne bildet, in welche man eine Schnur legen kann.

Schnur (Rad-), Spinnradschnur, eine Darmsaite, welche an dem Spinnrade die Spule und das Rad, um welche beide sie geschlagen worden, herumlaufend macht.

— (Richt-), s. oben, S. 562, und Th. 123.

— (Rund-), s. oben, S. 564, und Th. 128, S. 690.

—, beim Seiler, s. oben, S. 565.

— (Spinnrad-), s. Schnur (Rad-).

— (Schraub-), s. oben, S. 564, 565, und Th. 128, S. 690.

— (Schweiß-), s. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 400.

—, beim Ziegelbrenner, s. oben, S. 567.

—, beim Zimmermann, s. daselbst.

— (Zwirn-), Schnüre von Zwirn werden von den Frauenzimmern mit vier Kegeln oder Klöppeln, einer Spanne lang von Holz gedrehet, von weißem, zuweilen auch von blauem oder weißem Zwirne in einander geschlungen, und zu den Kissen-, Deck- und Bettzügen, um solche damit einzuschnüren, gebraucht.

Die übrigen Benennungen der Schnüre nach der Materie, woraus sie gemacht worden, als baumwollene, flachsene, hanfene, seidene, wollene ꝛc. können hier nicht mit einregistrirt werden, weil sie oben, unter den Angeführten schon mit begriffen sind, indem man wollenes, seidenes, Kamelgarnenes, zwirnenes Rundschnur ꝛc. hat.

Schnürband, Schnurfenkel, Schnurneftel, ein Band oder eine Schnur, gewisse Kleidungsstücke damit zusammen zu schnüren. Ist ein solches Band von Leder, so heißt es ein Schnürriemen.

Schnürbret, beim Buchbinder, Bretter, welche

zum Schnüren der Bücher gebraucht werden. Sie bestehen aus hinlänglich langen buchnen Brettern, die auf der rechten Seite, das ist, auf der, mit welcher sie gegen das Buch anliegen sollen, glatt gehobelt sind. Auf der andern werden in der Länge herunter, ungefähr 1/2 Zoll vom Falze, da sie hier gegen die andere Seite zu abgeschärft sind, in einer geraden Linie, so lang, als das Brett ist, Löcher schräg und so durchbohrt, daß die hineinkommenden hölzernen Nägel, die die Dicke eines guten Pfeifenstiels haben, und einen Zoll hoch seyn müssen, herabwärts geneigt sind. Diese Löcher stehen eines von dem andern 1/2 Zoll weit ab; s. auch Th. 68, S. 750.

Schnürbrust, Schnürleib, bei dem **Frauenschneider,** diejenige Bekleidung der Frauenzimmer, womit sie den Oberleib einschnüren, um dadurch eine gute Leibesproportion zu unterhalten. Die Schnürbrust hat vorn ein ungetheiltes steifes und gerundetes Bruststück, und wird hinten zugeschnürt. Das Maaß wird dazu auf folgende Weise von dem Schneider genommen. Zuerst mißt derselbe mit einem Papierstreifen hinten vom Halse hinab bis zur Taille, dann die hintere Breite zwischen beiden Schultern, hierauf an dem Vorderleibe gleichfalls bis zur Taille, ferner die Brustbreite und endlich den ganzen Umfang des Leibes, sowohl in der Brust, als in der Mitte, zuletzt auch in der Taille. Jedes genommene Maaß an jeder Stelle legt er doppelt zusammen, und markirt es mit der Scheere auf dem Papierstreifen durch einen besonderen und ihm eigenen Einschnitt. Die Schnürbrust wird aus zwölf, gewöhnlich aber aus zehn besondern Theilen zusammengesetzt. Daher muß der Schneider die Kunst verstehen, das nach dem Umfange des Leibes genommene Maaß dergestalt abzutheilen, daß jeder Theil allenthalben die erforderliche Weite erhält, so daß die

fertige Schnürbruſt paßt. Um nun ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, wenn er beſonders hierin noch nicht recht geübt iſt, ſo bediene er ſich bei dem Zuſchneiden papierner Modelle oder Muſter, nach welcher er zuſchneidet, und dabei, nach Anleitung ſeines genommenen Maaßes, zu oder abnimmt. Die Vorderbruſt, oder das eigentliche Bruſtſtück beſteht aus vier einzelnen Theilen, woran ſowohl die beiden äußeren, als mittleren Stücke einander gleich ſind, bloß daß die Mittelſtücke etwas größer, als die Seitenſtücke ſind. Jeder Theil wird vorläufig aus einfacher Leinwand zugeſchnitten, welches auch an den übrigen Stücken gilt, als den beiden Seitenſtücken unter dem Arme, die wieder jedes in zwei Stücke getheilt ſind. Endlich ſind noch zwei einzelne Hinterſtücke, die an die beiden äußern Seitenſtücke unter dem Arme angeſetzt werden, welche gleichfalls aus zwei Stücken beſtehen, wenn nämlich das Ganze aus zwölf Stücken zuſammengeſetzt wird. Eine gute Schnürbruſt beſteht aus ſehr vielen Stangen Fiſchbein, die zwiſchen die doppelte Leinwand in einer Reihe neben einander geſteckt werden. Die zugeſchnittenen einfachen Leinwandtheile dienen gleichſam nur zur Grundlage, und nach der Größe dieſer müſſen noch mehrere Stücke zugeſchnitten werden. Denn gewöhnlich beſteht ſowohl der Ueberzug, als auch das Unterfutter aus doppelter Leinwand, ſo daß alſo das Fiſchbein oben und unten mit doppelter Leinwand bedeckt iſt. Zuweilen nimmt man auch zu dem Bruſtſtücke einfache Leinwand, und ſchlägt dagegen ſteife Leinwand unter, um dem Bruſtſtücke hierdurch mehr Steife zu geben. Zuerſt wird der doppelte Ueberzug auf dem doppelten Unterfutter jedes einzelnen Theiles, beſonders an der Kante, gewöhnlich zuſammengenähet, jedoch muß bei jedem Theile die obere Kante offen bleiben, weil hier in der Folge das Fiſchbein einge-

Google

steckt wird. Aus dieser Ursache zeichnet sich der Schneider die Lage des Fischbeins auf jedem Theile vermittelst eines Lineals mit Kreide durch Parallellinien ab. Je breiter und dicker das Fischbein ist, um so mehr müssen die Parallellinien von einander abstehen, damit in der Folge das Fischbein gut eingestecke werden kann. Auf jeder Parallellinie wird mit Hinterstrichen eine Steppnath durchgesteppt, so daß für jede Fischbeinstange eine Scheide oder ein Futteral entsteht. In jede dieser Scheiden wird nunmehr eine Stange Fischbein eingesteckt, das Brustſtück und vorzüglich die Mitte desſelben, erhält die stärksten Stangen, und wenn die Theile dieses Brustſtücks zusammengefügt sind, so wird das Ganze entweder durch eine gekrümmte eiserne Stange, oder durch eine krummgebogene Fischbeinstange oben, wo die Brust zu liegen kommt, nach einem Bogen gerundet. Bei den Seitenstücken wird bei dem Zwikkel, da wo jedes Theil mit dem andern zusammengesetzt wird, und ein Stück von jedem Theile, ohne mit dem andern zusammengenäht zu werden, loß bleibt, ein besonderes Zwickelstück untergesetzt, worin das Ende des daselbst befindlichen Fischbeins unten ruht. An beiden Hinterstücken an ihrer einen äußeren Kante wird gleichfalls ein Eisen oder eine vorzüglich starke Stange Fischbein angebracht, damit die daſelbſt vorhandenen Schnürlöcher nicht ausreißen. Diese werden mit einem starken Oert oder Pfriemen durchgestochen, und wie ein Knopfloch benähet. Jetzt werden alle einzelne Theile mit der überwindlichen Nath zusammengesetzt. Erstlich die Brustſtücke, dann an jeder Seite derselben die Seitenstücke, und an jeder das ihm zugehörige Hinterstück. Diese sind der Länge nach rund ausgeschnitten, und bei dem Zusammennähen zieht der Schneider die vordere Seite derselben nach und nach ein, damit der Schluß

der Taille entstehe. Es versteht sich, daß vor dieser Zusammensetzung der Haupttheile erst alle einzelne Theile jedes Haupttheils auf eben die Art zusammengenähet werden. Hierauf wird das Schulterstück auf beiden Seiten zugeschnitten, und an das Hintertheil angesetzt, und an dem Vorder- und Brusttheile vermittelst zweier Schnürlöcher und einem Bande zusammen gebunden. Dann wird der ganze Umfang der Schnürbrust mit einem seidenen Bande eingefaßt, auch wohl mit Seide statt Zwirn gesteppt, auch wohl mit seidenem Zeuge überzogen.

Ob die Schnürbrüste oder Schnürleiber, und das Schnüren des Körpers schädlich sei, darüber ist in dem verwichenen Jahrhunderte, wo das Schnüren Mode und also an der Tagesordnung war, viel gestritten worden. Die Meisten, sowohl Aerzte als Erzieher der weiblichen Jugend, erklärten sich dagegen. Es wird daher hier nicht unwichtig seyn, dasjenige darüber einzurücken, was damals von unterrichteten und erfahrenen Männern darüber gesagt worden, besonders da jetzt die Mode oder die Sucht, den Körper einzuschnüren, um ihm eine schlanke Gestalt zu geben, wieder anfängt in einem hohen Grade einzureissen. — Was nun das Schnüren anbetrifft, so ist dabei sowohl bei den Erwachsenen, als auch bei kleinen Kindern die höchste Vorsicht nöthig; denn sowohl die erwachsene Jugend, als auch kleine Kinder können verschnürt werden. Unter dem Verschnüren wird das Verfahren der Anziehenden verstanden, wenn sie von unten anfangend gleich in den untersten oder allerersten Zügen schon aufs Allerfesteste so zuziehen, daß damit auf gleiche Weise bis oben hinauf fortgefahren und beschlossen wird. Diese Art zu schnüren, wenn sie besonders in der Eile und mit starken Rukken geschieht, kann schon einen Rückgratswirbel ver-

Digitized by Google

renken, oder eine Schulter hochwachsen und schief werden lassen, welches noch bis zum zwölften Jahre und wohl noch darüber hinaus geschieht. Fast der sechste Theil der Töchter haben in der Modezeit des Schnürleibes im verwichenen Jahrhunderte vom Verschnüren eine hohe Schulter bekommen, die in der Folge von dem Schneider verkleidet und dem Auge entzogen werden mußte. Obgleich dieser Mangel der geraden Schulter nur ein geringerer Fehler, als der Auswuchs des Rückgrades zu einem Buckel von vorn oder nach hinten zu ist; so ist es doch immer ein wahrer Fehler, und macht die jungen Mädchen auf die ganze Lebensdauer schwächlich und zu Brustbeschwerden geneigt, wovon sie dann gewöhnlich frühzeitiger, als andere sterben müssen; und gesetzt auch, sie schleppten sich mit ihren Schwächlichkeiten bis ins Alter hinein, so können sie doch dem Geschäfte des Hauswesens nicht ganz obliegen. Dieses auf alle Weise so schädliche Schnüren, muß daher auf jede nur mögliche Weise abgewendet werden. Da nun das Schnüren auf die oben angezeigte Weise, das Schnürleib unvermerkt nach einer Seite in die Höhe zieht, hiermit aber Rücken und Schultern gleichfalls mit gehoben werden, und nach einiger Zeit so stehen bleiben, und ihre feste schiefe Richtung davon auch nach abgelegtem Schnürleibe nun völlig behalten, so muß die schnürende Person in den zwei untersten Schnürlöchern zuerst noch nicht feste, sondern nur lose den Schnürsenkel lassen. und nach diesem Anfange in allen übrigen Löchern eben so lose Züge machen, und den Schnürsenkel in allen Schnürlöchern so weit auseinander stehen lassen, daß man mit zwei Fingern ganz gemächlich zwischen dem Leibe des Kindes und dem Schnürsenkel hindurch kommen kann. Ist man nun mit dem Schnüren bis an das oberste letzte Schnürloch ge-

kommen, so wird der Senkel mittelst einer Schleife darin befestiget. Jetzt geht man wieder zu den untersten Schnürlöchern zurück, hebt mit dem Zeigefinger die erste Linie des Senkels in die Höhe, und zieht ihn mit der andern Hand fester an, und fährt mit gleicher Verrichtung durch alle Linien des Senkels bis zu dem Ende oben hinan fort, wo man dann das Schnürleib mittelst des Senkels zubindet. Bei dieser Art zu schnüren muß Schnürleib und Körper gerade bleiben. Sie müssen daher nie zu feste geschnürt werden. Hierbei ist noch zu bemerken, daß der Schnürsenkel lieber zu lang, als zu kurz seyn kann. Bei zu kurzen Senkeln ist das Verschnüren unvermeidlich, indem sie nicht zureichen, daß die gute, oder die der Gesundheit nicht schädliche Art zu schnüren damit ausgeführt oder vollendet werde. So muß man auch seine Aufmerksamkeit darauf richten, daß bei abgetragenen Schnürleibern kein Fischbein hervorstehe und das Kind nöthige, die Achsel in die Höhe zu ziehen, und sie dahin zu verwöhnen, um dem Schmerz des stechenden Fischbeins auszuweichen. Endlich muß man noch auf die Stellung des Kindes während des Schnürens eben so sehr, als auf die schon vor dem Schnüren angelegten Röcke Acht haben. Steht das Kind ungerade, oder es ist ein einziger Platz dazu angenommen, der seiner besondern Lage nach dem Kinde zur Angewöhnung eines Ungeradestehens dienen kann, so entsteht, bei sonst richtiger Art zu schnüren, doch eine schiefe Anlegung des Schnürleibes zur Hervorbringung einer hohen Schulter. Ein gleiches muß geschehen, wenn die Unterröcke nicht über den Hüften gerade, sondern schief aufsitzen. Das Schnürleib muß dann von ungerade ansitzenden Röcken ebenfalls schief werden. Eine achtsame Mutter soll wenigstens zweimal an einigen dazu bestimmten Tagen, sowohl den kleineren

Digitized by Google

als größeren Kindern den Rücken entblößen, und mit dem Zeigefinger vom Halse an bis gegen das Kreuz zu, die Rückgratswirbel betasten. Schreit oder zuckt das Kind, bei der Berührung eines Ortes, so giebt es zu erkennen, daß eine Verrenkung geschehen, und daß man entweder gleich selbst dawider Hülfe brauchen, oder solche bei einem geschickten Wundarzte suchen muß, bevor der Schaden alt wird und dann nicht mehr abzuhelfen ist.

Wenn Kinder ihre Spiele abwarten, so können sie unter andern Kindern sich so schnell und gewaltsam mit den Hüften wenden, daß eine davon verrenkt wird. Die größeren Kinder verhehlen gern dergleichen sich zugezogene Uebel. Die Hüften können nun durch eine stäte ungehinderte Bewegung wieder schadlos werden; allein die Kinder können sich dabei eine im Anfange unmerkliche, und nur mit der Zeit und den Jahren erst recht in die Augen fallende Erhöhung der einen Schulter sich zugezogen haben. Dieses begegnet am meisten den in Schnürleibern gehenden Mädchen, weshalb man sie auch beim Aus- oder Anziehen, öfters an beiden Hüften begreifen und damit erforschen soll, ob sie einen Schmerz beim Angriffe äussern. So hat man auch Beispiele, daß junge Mädchen unter vierzehn Jahren, bevor sie ihrer Glieder sich geschickt zu bedienen gewußt haben, beim Tanzenlernen, besonders der Englischen zu raschen Tänze, sich eine Verrenkung der Hüften zugezogen haben. Wenn eine hohe Schulter zu erscheinen anfängt, so muß man versuchen das Schnürleib gegen die zu niedrige Seite höher, als auf die andere zu bringen, und ein solches Verfahren im Zuschnüren gegen die niedrige Seite eine Zeitlang zu beobachten, als vorher widerrathen worden, um das Verschnüren zu vermeiden. Es muß daher in Ansehung der niedrigen Seite das

Gegentheil geschehen: es muß gerade darauf angelegt werden, sie zu verschnüren. Die Kinder, die einiger Ueberlegung fähig sind, müssen sich ferner Zwang anthun, die niedrige Schulter beständig hoch zu tragen, auch täglich auf der hohen Seite eine schwere Last, z. B. einen Eymer voll Wasser zu tragen, und zwar eine gute Zeit hindurch, etwa in einem Garten, von einem entfernten Orte her, um Blumen oder Küchengewächse zu begießen. Mit der Hand und dem Arme der niedrigen Seite muß eine Zeitlang gar keine Last gehoben oder getragen werden, wenn es schon die rechte Hand oder der rechte Arm seyn sollte. Es ist nicht nur unschädlich, sondern sogar in vielen Fällen nützlich, wenn man mit der linken Hand auch Fertigkeiten erlangt, und sich eben so gut links, als rechts gewöhnen kann.

Die erste Absicht bei Einführung der Schnürbrüste ist wohl gewesen, den Körper in einer geraden Stellung zu erhalten, und sich gegen einen jeden gefährlichen Stoß in Sicherheit zu setzen; man hat aber nachher noch eine andere Absicht damit verbunden, den Kindern, besonders den Mädchen, einen schlanken, dünnen Leib, und eine schöne Taille zu verschaffen. Mat hat dadurch die armen Kinder in ihren Schnürleibern dem größten Zwange unterworfen. Der große, daraus entstandene, Schaden hatte die engen und steifen Schnürleiber bei vielen Aeltern endlich in Mißkredit gebracht, nachdem mehrere berühmte Männer, als Andry, Winslow, Plattner, des Essarz ꝛc. sie eifrigst widerriethen. Winslow behauptet besonders, daß unter hundert gegen einander gestellten Frauen kaum zehne zu finden wären, deren Achseln gleich hoch und stark seyen. Zückert sagt, daß die rechte Schulter und das rechte Schulterblatt größer, stärker und mehr hervorstechend wären, als die der linken Seite. Dieses

kommt daher, weil die Armlöcher der Schnürleiber gemeiniglich so enge sind, daß sie auf die Schultern drücken, weil aber der rechte Arm am meisten zur Bewegung gebraucht wird, so ziehen sie diesen Arm aus dem Loche in die Höhe, welcher dann, da er mehrere Freiheit hat, besser wächst, und also höher und stärker wird, dagegen bleibt die linke Schulter niedergedrückt, und daher in ihrem Wachsthume auch gehindert. — Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß bei nicht engen Armlöchern der Schnürleiber der Zufall der hohen Schultern und des auswachsenden Rückens vom Verschnüren am meisten entstehe, wie solches oben gesagt worden. — Die Knochen der Brust und des Rückens werden gedrückt, der freie Wachsthum und die Stärke des Körpers verhindert, Bleichsucht, Schwindsucht, Mutterbeschwerden, und nicht selten Unfruchtbarkeit der Frauen hervorgebracht. Die von den Schnürleibern eingepreßten Brüste, bleiben klein und flach, ihre Gefäße enge und verwachsen zuweilen gänzlich. Dieses soll der Grund seyn, warum viele Mütter oft so wenigen Vorrath von Milch in den Brüsten haben, und wovon sie zum Stillen untüchtig sind, und sich, wenn sie solches unternehmen, durch Auszehrungen und Schwindsuchten dem Tode in die Hände liefern. Um die Nothwendigkeit der Schnürleiber zu widerlegen, darf man nur die Dorfmädchen oder andere Mädchen in den Städten ansehen, welche ihrer Arbeit wegen keine Schnürleiber tragen können; man erblicke unter ihnen viele, welche ganz gerade sind, und einen schlanken Körper haben. Zückert sagt ferner: es habe mit dem jungen menschlichen Körper eben die Bewandniß, wie mit einer Pflanze, die, sich selbst überlassen, gerade wächst, zwinge man sie aber sich zu biegen, so werde sie anfangs der Gewalt nachgeben, aber bald darauf ihre

erſte Richtung wieder annehmen. Es ſei ausgemacht, daß diejenigen Kinder, welche ihren Leib vorwärts fallen ließen, mehrentheils ſolche ſind, welche zu lange gewohnt geweſen, ſich vermittelſt eines Schnürleibes gerade zu halten. Dieſes bemerkt man nun täglich bei Kindern und ſolchen Perſonen, welche ihre Schnürleiber erſt abgelegt haben. Auch der dicke Leib der Jungfern, der freilich nicht ſchön läßt, kommt dann größtentheils zum Vorſchein, wenn ſie ein Schnürleib zu tragen gewohnt waren, und ſolches eine Zeitlang ablegen. Die aber dergleichen niemals tragen, bekommen keinen ſtärkeren Leib, als diejenigen, welche beſtändig geſchnürt gehen. Kein Arzt wird den Gebrauch der Schnürleiber gänzlich verbannen; es iſt aber nöthig, daß ſie eine ſolche Beſchaffenheit haben, wodurch der Zweck, den Körper wider alle äußere Gewalt zu ſchützen, ohne Nachtheil der guten Bildung und der Geſundheit des Körpers erreicht werde. Wenn daher die Schnürleiber den Körper nicht einſt verunſtalten ſollen, ſo müſſen ſie aus biegſamen, wohl ausgefüttertem Fiſchbeine beſtehen, vorn an der Bruſt weit ſind und abſtehen, nach dem Unterleibe nicht zu eng und ſpitz zugehen, mäßig zugeſchnürt werden, ſo, daß ſie nur locker anſitzen, und weite Armlöcher haben, damit die Arme zureichend auswärts geſtreckt werden können. Dieſes ſind die Eigenſchaften eines guten Schnürleibes. Einige wollen diejenigen ganz und gar abgeſchafft wiſſen, welche von Fiſchbein verfertiget werden, und ſo hart ſind, daß man ſie nicht umbiegen kann. Zu Ende des verwichenen Jahrhunderts wurden von mehreren Aerzten zum Gebrauche des erwachſenen Frauenzimmers wollene, ſeidene, oder auch aus anderem Zeuge verfertigte Leibchen angerathen, welche vorn mit ſehr breiten Bändern zugeſtochen werden, und unter deren Schnüren Läße, die

Digitized by Google

aus recht geschmeidigem steifem Fischbeine verfertiget sind, zu nehmen, damit diese Leibchen gerade bleiben, und den Körper in einer beständigen geraden Stellung erhalten, ohne daß sie auf die Brust einen gefährlichen Druck ausüben. Was die Kinder anbetrifft, so sollen diese Schnürleiber von Darmsaiten tragen, welche weicher sind als diejenigen, deren man sich gewöhnlich zu bedienen pflegt, und solche niemals fest zu schnüren. So wie das Kind größer und dicker wird, muß man ihm auch größere und weitere Schnürleiber anziehen. Wenn es zwei Jahr alt geworden, soll man wohl thun, das Schnürleib etwas stärker zu machen, es muß aber dabei immer weich und schlaff genug seyn, damit es beim Athemholen nicht hinderlich werde. Ueberhaupt muß das Schnürleib so gemacht seyn, daß es sich nach der Gestalt des Leibes bequeme, und nicht, wie man gewöhnlich glaubt, durch seinen Bau und Gestalt die Taille zwinge, und den Körper schlank erhalte. Auch Schnürbrüste von Filz, ohne allen Fischbein, werden für Kinder empfohlen. Sie werden von den Hutmachern verfertiget, und mit Leinwand von aussen und innen überzogen. An dem hintern Theile, wo sie zugeschnüret werden, muß an jeder Seite ein schmales, kurzes und biegsames Stückchen Fischbein gut eingenähet seyn, weil sie sich sonst nicht gut zuschnüren lassen. Diese Art Schnürbrüste haben alle die Eigenschaften, die man von einer Schnürbrust nur verlangen kann; sie erhalten den obern Körper gerade, der Filz weicht leicht, wo eine andere Schnürbrust von Fischbein oder Rohr heftig drückt; sie liegen ordentlich an dem Körper, wenn sie gut gemacht worden sind, an, und die Kinder lassen sich recht gut in ihnen warten und behandeln. Von ihnen kann man auf keine Weise die Nachtheile, die andere Schnürbrüste so oft nach sich ziehen, die Verunstal-

tungen und das Eindrücken der Ränder der Darmbeine befürchten.

Unter dem 14ten August 1783 erschien zu Wien ein K. K. Hofdecret, in welchem den Waisenhäusern, Klöstern, wie auch allen öffentlichen weiblichen Erziehungsanstalten und Schulhaltern anbefohlen ward, in Rücksicht der schädlichen Wirkungen der Schnürleiber auf die Gesundheit, den Wuchs und die Fruchtbarkeit des [illegible]n Geschlechts, das Tragen derselben nicht zu [illegible]rten, und keine Mädchen, die mit Miedern von dieser oder jener Gattung angethan sind, in ihren Schulen aufzunehmen. Am 30sten August desselben oben angeführten Jahres, meldete man von Prag, daß eine Kleiderordnung erscheinen und das Tragen der Schnürbrüste verboten werden würde, theils weil dieses unnatürliche Pressen des Körpers eine Hauptursache so vieler Auswüchse und das Beförderungsmittel nicht weniger Krankheiten sei; theils auch, damit der Mann bei der Wahl seiner Frau, nicht mit sehenden Augen betrogen werde, weil das schöne Geschlecht hier und da unglücklicher weise existirende Vertiefungen und Erhöhungen sehr künstlich auszugleichen und zu verbergen wisse, nach welcher Entdeckung sich nicht selten Stoff zu mißvergnügten Ehen ergäbe. Auch in Ungarn wurden die Schnürbrüste im Jahre 1784 in den Waisenhäusern, Klöstern, Stiftern und andern Erziehungshäusern für Mädchen zu tragen auf das strengste verboten.

Aus dem Allen gewahrt man nun, wie wichtig es ist, besonders bei der Jugend, auf die Schnürleiber Rücksicht zu nehmen, damit solche nicht aus wenigen biegsamen Materien verfertiget werden, die dem Körper beim festen Zusammenschnüren Nachtheil bringen können. Das Schnüren ist besonders [illegible] wieder an der Tagesordnung, und geschieht, um eine

Digitized by Google

schlanke Taille und den Cul de Paris recht sichtbar werden zu lassen, mit ungewöhnlicher Strenge, so daß sehr oft junge Mädchen im Schauspiele, auf Conzerten, Bällen ꝛc. ohnmächtig davon geworden sind. Man achtet aber dennoch nicht auf die Warnungen, welche die Natur selbst durch dergleichen Unfälle giebt, man hört nicht auf die Stimme der Aerzte, so viel auch schon von denselben darüber geschrieben und der Nachtheil für die Gesundheit gezeigt worden ist. Bei schon in jeder Hinsicht ausgewachsenen Personen würde dieses Schnüren, da es ihren eigenen Körper betrifft, und sie selbst den Nachtheil fühlen müssen, immer hingehen, nur bei der aufkeimenden Generation, bei der Blüthe des weiblichen Geschlechtes, sollte dieses doch besonders berücksichtiget werden, weil oft davon ein kränklicher, sicher Körper auf die ganze Lebensdauer bleibt. — Etwas über den Nachtheil des Tragens der Schnürbrüste bei den Kindern, s. auch unter Kind, Th. 37, S. 640 u. f. und 651. Was das Tragen der Schnürbrüste bei Verwachsenen anbetrifft, um dadurch den Körper wieder seine gerade Gestalt zu geben, s. unter Verwachsen, in V. — Ueber die Schnürbrüste und Schnürleiber, sehe man noch von älteren Schriften nach:

Der deutsche Merkur. Febr. 1776, in K.
Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen aus dem Jahre 1778, S. 65, u. f.
Leipziger Intelligenzblatt, 1780, S. 115.
Wittenberger Wochenblatt, 1781, S. 113.
Hausmutter, Th. V.
Gothaisches Wochenblatt, 1781, S. 73.
Der Arzt für Liebhaber der Schönheit. Heidelberg, 1781, S. 236.
Funk, medicinische Polizey III, 756.
Rahn's gemeinnütziges Magazin IV, S. 404. — Dessen Archiv. 2, S. 727.

Kostiski, vom Schaden des Einwickelns und des Tragens der Kinder, wie auch der Schnürbrüste. Erlangen, 1788.
Göttingisches Taschenbuch, 1789, S. 162.
Journal der Moden. Febr. 1791, S. 47.
Stein, Schlesische Monatsschrift, 1792, 9tes Stück, S. 111.
Scherf's, Archiv der medizinischen Polizey. III, S. 273.

Schnurbund, Trochus conulus, eine Art Kräuselschnecken, s. unter Schnecke.

Schnüre, s. Schnur.

Schnüre austrodeln, beim Buchbinder, wenn sie den Bindfaden an beiden Enden auseinander drehen, und mit dem Messer ein wenig schaben, daß er wieder ganz zu Fasern wird, damit, wenn solcher auf die Flügel angekleistert, und die Pappen oder Späne darauf angesetzt werden, durch seine Dicke keine Erhöhungen auf der glatten Fläche verursache.

Schnüreisen, bei dem Pergamentmacher, ein Eisen, womit die Haut, die in Pergament verwandelt werden soll, in dem Rahmen ausgespannt und angeschnürt wird. Der Arbeiter stellt sich vor eine Bank, legt die Schnur zwischen die beiden Zacken des eigentlich senkrecht stehenden Eisens auf der Bank, so daß der Stein, der in der Schlinge ist, hinter die Zacken fällt, und zieht die Schlinge fest an. Auf diese Weise wird in jedem Zipfel der Haut eine Schnur befestigt. Der eingeschnürte Kieselstein hält die Schnur fest, daß sie nicht abgleiten kann, und mit den Schnüren selbst wird die Haut in dem Rahmen ausgespannt; s. unter Pergament, Th. 108, S. 456.

Schnürerz, eine Zinnobererz, in etwas breiten gerundeten Bändern, die durch die ganze Gangart setzen. Man findet es besonders bei Idria.

Digitized by Google

Schnuren, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in der Jägerey von dem Wolfe, dem Luchse und Fuchse üblich ist, welche im Traben die Tritte so schnurgerade aneinander setzen, als kein anderes Thier thun kann, weil solche sowohl mit den hintern in die vordern Tritte fehlen, als auch den Trab nicht so fortführen können, weshalb es auch heißt: der Wolf schnuret; daher die Spur dieser Thiere daselbst auch das Schnuren heißt.

Schnüren, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt.

I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, wo es nur im Bergbau üblich ist, wo zwei Zechen mit einander schnüren, wenn sie mit einander gränzen, nahe an einander liegen, wahrscheinlich auch als eine von der Meßschnur, womit ihre Gränzen bestimmt werden, hergeleitete Figur; s. Schnurnachbar.

II. Als ein thätiges Zeitwort, mit einer Schnur befestigen, auf eine Schnur reihen, mit der Schnur zeichnen ꝛc. — 1. Einem Dinge die Schnur anlegen, eine nur in einigen Fällen übliche Bedeutung. Eine Wage schnüren, sie mit Schnüren versehen. Ein Thier männlichen Geschlechts schnüren, ihm die Hoden mit einer Schnur abbinden; eine Art des Castrirens. Einen Missethäter schnüren, eine Art der Tortur, da ihm schwache Schnüre um die Arme gelegt und solche fest zugezogen werden. Das Schnüren mit vollen Banden, der höchste Grad dieser Tortur. In einem andern Verstande schnüren Arbeitsleute, Handwerker in einer Fabrik ꝛc. Zuschauer oder Fremde, wenn sie solche mit einer Schnur umgeben, oder eine Schnur vor dem Ausgange spannen, um ein Trinkgeld von ihnen zu erhalten, welches auch das Anbinden genannt wird. Nach Adelung

Digitized by Google

ist es vermuthlich eine Figur dieses Gebrauchs, wenn schnüren im gemeinen Leben oft für prellen und schnellen gebraucht wird, das ist, Jemandem mit List oder unter einem falschen Vorwande um sein Geld bringen; wenn es hier nicht zu dem Niedersächsischen schnor, geschwinde, schnell gehört, und so wie schnellen eine Figur der Geschwindigkeit ist.

2. Mit einer durchgezogenen Schnur befestigen. Den Mantelsack auf das Pferd schnüren; besonders in den Zusammensetzungen abschnüren, anschnüren, aufschnüren ꝛc. Die Schnürbrust lockerer schnüren, daher in engerer Bedeutung sich schnüren, bei dem andern Geschlechte so viel ist, als eine Schnürbrust, oder ein Schnürleib tragen; geschnürt gehen; daher die Ausdrücke: sich locker, sich fester schnüren, das Schnürleib oder die Schnürbrust lockerer oder fester schnüren. Der Ausdruck ein geschnürter Styl, welchen Adelung, in seinem Wörterbuche anführt, und womit eine Art des gezwungenen Styls bezeichnet werden soll, der gleichsam so steif, als ein geschnürtes Frauenzimmer ist, ist jetzt nicht mehr gebräuchlich, wenigstens kommt er selten vor. — 3. Mit der Richtschnur zeichnen, welches die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen ꝛc. thun, indem sie gerade Linien mit einer, mit Kreide Röthel, Kohle ꝛc. gefärbten Schnur machen. So z. B. beschreibt der Zimmermann mit der Schnur auf dem Bauholze eine gerade Linie, nach welcher dasselbe behauen werden soll. Er bestreicht nämlich zu diesem Ende die Schnur mit Kreide oder Kohle, spannt die Schnur auf dem Stücke Holz der Länge nach aus, und läßt sie auf demselben an beiden Enden fest halten; dann wird sie in der Mitte aufgehoben, und so gegen das Holz geschnellt, das sich die zu beschreibende Linie auf dem Holze gefärbt zeigt.

Digitized by Google

In einigen Zuſammenſetzungen, z. B. abſchnüren, bedeutet es auch zuweilen mit einer Schnur abmeſſen. — 4. Auf eine Schnur reihen, eine am häufigſten in Niederſachſen übliche Bedeutung, ſo reiht man Perlen, Korallen ꝛc. auf eine Schnur. Im Oberdeutſchen ſchnürt man auch die Tabaksblätter, wenn man ſie auf eine Schnur reihet. Schnüren beim Buchhändler, die Ballen mit Bücher, welche zur Fuhre nach Leipzig in der Oſter- oder Michaelimeſſe geſandt werden, mit Bindfaden oder vielmehr Stricken überſchnüren, nachdem vorher die Leinwand, die darum gezogen worden, mit einer Packnadel feſtgenähet worden iſt; ſ. auch Schnüren, beim Kaufmann.

Schnüren, beim Frauenzimmer, ſ. unter Schnürbruſt, und oben, S. 585.

—, beim Kaufmann, Paquete und Kiſten, mit Schnüren, Bindfaden oder Stricken, überziehen, wenn man ſie verſendet. Der Bindfaden oder die Stricke werden nämlich um das Colli kreuzweis gezogen, damit, wenn die Nahr ꝛc. auch aufgeht, doch das Ganze noch zuſammengehalten werde.

—, beim Marktſcheider, geſchieht beim Vermeſſen, wenn eine Schnur von dem Orte des Anhaltens fortgezogen, und die Fundgruben oder Maaſen dadurch gemeſſen werden. — Mit verlornen Schnüren vermeſſen oder überſchlagen, in der Marktſcheidekunſt, wenn man das auf Gängen, Flötzen, Stockwerken und Seifen verliehene Feld am Tage, ohne daß es ordentlich vermeſſen wird, abpfählt. — Das Schnüren mit einander, iſt in der genannten Kunſt, mit dem Felde an einander ſtoßen und gemeine Gränzen haben. — In die Schnur greifen, iſt im Bergwerke

ſen eines das Vermeſſen eines Berggebäudes hindern, und
n, daß damit verfahren werde.

Digitized by Google

Schnüren, mit der Meßschnur, Richtschnur, s. oben, S. 585.

—, beim Probieer, die Probirwage mit neuen Schnüren versehen.

—, mit der Richtschnur, s. Schnüren, beim Markscheider, und S. 585.

—, in der Schriftstellerey, s. oben, S. 585.

—, beim Tuchmacher, heißt, wenn diesen Handwerkern ihre Tücher auf Ballen gesetzt und gebunden werden.

—, beim Zimmermann ꝛc., s. Schnüren, mit der Richtschnur.

— der Zuschauer und Fremde, s. oben, S. 584.

Schnurfeuer, in der Feuerwerkskunst, eine Art eines künstlichen Feuers, welches an einer Schnur herabläuft. Wenn nämlich eine Rakete auf einer hohlen Röhre, die auf einer ausgespannten und mit Seife beschmierten Schnur steckt, erforderlich befestiget ist, so treibt die angezündete Rakete die hohle Röhre nach der Länge der Schnur fort. Befestiget man nun an jedem Ende der hohlen Röhre eine Rakete, so daß die eine, wenn sie ausgebrannt ist, die andere durch eine Stopiene anzündet, so treibt die letzte Rakete die Röhre wieder zurück. Durch dieses Schnurfeuer wird man in den Stand gesetzt, das Feuer nach einer andern Gegend des Feuerwerkes hinzuleiten.

Schnurfliege, Tipula monilis, s. unter Fliege, im Supplement.

Schnurfolge, Richtung nach der Schnur, Fr. Alignement, in der Baukunst, wenn etwas nach einer abgesteckten Schnur, oder einer daran gekielspitzten Rinne aufgeführt wird. So sagt man nach der Schnurfolge erbauen, wenn die Häuser in einer Straße in einer geraden Linie erbauet sind, und keines vor dem andern vorsteht.

Digitized by Google

Schnurgerade, Bei- und Nebenwort, in der vertraulichen Sprechart, so gerade, als wenn es nach der Schnur oder Richtschnur gemacht wäre.

Schnürhaken, s. Schnurkette.

Schnürholz, ein Werkzeug von feinem Holze oder Elfenbein, die runden Schnüre damit zu verfertigen.

Schnürkasten, ein Stück des weiblichen Schmucks, welches in einem einzigen oder einzeln gefaßten Edelsteine besteht, durch welches das an eine saubere Schnur geknüpfte Angehenke fest um den Hals geschnürt wird.

Schnürkette, eine silberne, auch wohl goldene Kette, womit das Frauenzimmer an einigen Orten, besonders im Reiche oder in dem südlichen Deutschlande, die Schnürleibchen oder Schnürbrüste zu befestigen pflegte; es waren dann statt der Schnürlöcher, einige Schnürhaken an den Kleidungsstücken befestiget.

Schnürkleid, ein Frauenkleid, welches zugeschnürt wird, das heißt, wo der Leib daran so gemacht worden, daß er gleich einem Schnürleibe zugeschnürt werden kann.

Schnürlatz, s. Schnürleib.

Schnürleib, Schnürleibchen, Brustleib, Brustleibchen, Schnürlatz, Fr. Corsett, beim Schneider, ein enges, dicht an den Leib passendes Kleidungsstück ohne Ermel für das Frauenzimmer, welches nur den Oberleib bis an den Busen bedeckt, und vom Zuschnüren die erste Hälfte des Namens erhalten hat. Gemeiniglich wird es auch bloß Leibchen genannt. Es unterscheidet sich von der Schnürbrust dadurch, daß diese mehr ausgestopft und an der Brust mehr gewölbt ist.

Schnürleibchen, s. Schnürleib.

Schnürloch, beim Schneider, runde, beschlungene

Löcher an den Kleidungsstücken, die zum Zuschnüren gemacht sind, z. B. an einer Schnürbrust.

Schnürlocheisen, beim Handschuhmacher, ein rundes hohles, als ein abgekürzter Kegel gestaltetes Eisen, womit die Schnürlöcher durch das Leder gestochen werden.

Schnürlzinoble, ein eisenschüssiger Jaspis mit Adern, s. Sinopel.

Schnurmacher, s. Posamentier, Th. 115, S. 621.

Schnurmühle, ein künstlicher Weberstuhl, auf welchem ein Arbeiter viele Schnüre zugleich verfertigen kann; s. Bandmühle, Th. 3, und Kratzmühle, Th. 47, S. 727.

Schnurnachbar, im Bergbaue, der nächst angränzende Besitzer einer Zeche, dessen Zeche mit der des Andern schnüre.

Schnürnadel, beim Nadler, Nadeln mit einem Oehre, womit die Schnürsenkel der Schnürbrüste zusammengeschnüret werden. Sie werden von einem doppelt zusammengelegten Drahte zusammengedreht, und auf dem einen Ende wird ein Oehr oder eine Oeffnung gelassen, um den Schnürsenkel durchziehen zu können. Dieses Oehr wird flach geschlagen und befeilt. Man schlägt sie auch aus einem einzigen Stücke, oder aus Flachdraht, von Messing, Silber oder Eisen; das Oehr wird dann eingeschlagen, die Spitze befeilt, und das Ganze geglättet. Man macht sie auch aus Elfenbein und hartem Holze, als aus Ebenholz.

Schnürnestel, Schnürsenkel, s. Schnürband.

Schnurperlen, Schnurkorallen, Perlen oder Korallen, welche auf eine Schnur gereihet werden können.

Schnurquäcke, s. unter Quecke, Th. 119.

Schnurrbart, Knebelbart, Schweitzerbart, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprech-

Digitized by Google

art, ein Bart auf der Oberlippe, unter der Nase, der besonders beim Militär getragen wird, um den Soldaten ein martiales Ansehen zu geben. Besonders trugen sie ehemals die schweren Reiter oder Kürassier, und die Husaren, beim Fußvolke die Grenadier. Bei den Husaren wurden die Spitzen desselben ineinander gedrehet, so daß sie wie ein Rattenschwanz von beiden Seiten wegstanden; bei den schwerern Reitern und Grenadieren wurde er mit sogenannten Bartwachs gesteift, damit er recht gerade an der Oberlippe anlag und glänzte; auch wurde er schwarz gefärbt. Wer aber bei den beiden erwähnten Truppentheilen kein schwarzes Haar hatte, der mußte es erst färben, welches man auch schon durch den schwarz gefärbten Bartwachs erreichte, welcher daher auch den Namen Bartwachs erhielt. Die Husaren trugen ihn aber ganz so, wie ihn die Natur hervorbrachte, nur waren die Enden, wie schon oben erwähnt, gedrehet. Im Mittelalter war der Schnurrbart auch eine Zierde beim Civilisten, wie man solches noch auf den Gemälden aus jener Zeit gewahrt; s. auch Knebelbart, Th. 41, S. 268. — Das Urtheil über die Schnurr-, Backen- und Stutzbärte der Soldaten, s. Th. 52, S. 630, 642. — Der Gadus Cimbrius, eine Art Schellfisch, führt auch den Namen Schnurrbart. Auch eine Art Phalänen, Phalaena Bombyx, wird großer Schnurrbart genannt.

Schnurre, die, ein nur in den niedrigen Sprecharten einiger Oerter übliches Wort, einen Nachtwächter, Häscher zu bezeichnen, welcher die öffentliche Ruhe auf den Gassen oder auf den Straßen bewache und sichere. Adelung leitet dieses Wort von den Schnurrbärten, welche sie an manchen Orten tragen, her; daher wurden auch ehemals auf einigen Universitäten, besonders zu Jena, die Soldaten, in so fern

Digitized by Google

sie Schnurrbärte trugen, zum Spotte Schnurren genannt.

Schnurre, die. 1. Von dem Zeitworte schnurren, ein Werkzeug, womit man schnurrt, ein schnurrendes Ding. (1) Eigentlich. Im Niedersächsischen nennt man noch häufig die Nase und das Maul die Schnurre, weil damit in manchen Fällen gleichfalls ein schnurrender Laut hervorgebracht wird. Jemanden über die Schnurre hauen, im Niedersächsischen ihm [illegible]hn anschnurren. — Eine Schnarre, [illegible] einen groben dumpfigen Laut verursacht, wird [illegible]fig eine Schnurre genannt, welchen [illegible] gemeinen Leben auch ein schnurrender [illegible]ad ꝛc. im verächtlichen Verstande bekommt. — [illegible]ch. Im gemeinen Leben nennt man [illegible]g schlechtes Hausgeräth Schnurren. Nach [illegible]lung vielleicht wegen des schnurrenden Lautes, welchen es im Handthieren macht, und aus welcher Ursache man es auch Gerümpel nennt. In weiterer Ausdehnung ist Schnurre, ein jedes schnurrendes elendes Ding seiner Art.

2. In Niedersachsen nennt man einen jeden scherzhaften Einfall, eine [illegible]che Erzählung im gemeinen Leben eine Schnurre. Daher allerlei Schnurren vorbringen, allerlei Possen. Da nach Adelung die gleichbedeutenden Schnack, Schwank ꝛc. alle zunächst lächerliche gaukelhafte Bewegungen, und ihrem Ursprunge noch näher, schnelle Bewegungen überhaupt bedeuten, so scheint auch Schnurre in dieser Bedeutung auf ähnliche Art gebildet worden zu seyn, da es denn zu schnurren, so fern es der Ausdruck einer schnellen kreisförmigen Bewegung, ja einer jeden schnellen Bewegung ist, und zu dem Schwedischen und Niedersäch-

Digitized by Google

fischen snar, snarre, schnell, hurtig, gehören würde. S. auch Schn[illegible]rig.

Schnurren, ein regelmäß[illegible]es Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich [illegible]t. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, einen [illegible]umpfigen, brummenden, zitternden Ton von sich [illegible]geben oder hervorbringen. 1. Eigentlich. Die M[illegible]aikäfer schnurren im Fliegen, ein altes S[illegible]prw. ad schnurret; die Nachtwächter schnurr[illegible]n einigen Orten mit einer Schnurre. [illegible]haarsen schnurren auch die Säue, wen[illegible]der Brunst sind, und da man ehemals d[illegible]eiwere von mehreren Arten der menschlichen [illegible]en Laute brauchte, so wird die Schnau[illegible]ersächsischen noch jetzt die Schnurre g[illegible]. — 2. Figürlich. (1) Sich schnell im K[illegible]en, wird in einigen Gegenden auch schnurr[illegible]nt; daher schnurren der Kreusel, wenn e[illegible]t der Peitsche schnell im Kreise herumgetrieben [illegible]. Diese Benennung rühret daher, weil [illegible] beim [illegible] kreisförmige Bewegung sehr oft mit einem [illegible]schäldenden Laute verbunden ist. In weiterer Bedeu[illegible], Th. [illegible] nach jeder Richtung schnell bewegen, dah[illegible] Schn[illegible], snarren, snarrig im Niedersächsischen [illegible] bedeutet. Schnell, hurtig, rasch ꝛc. gi[illegible]n sich auf ähnliche Onomatopöien; s. auch Sch[illegible]kel. (2) Jemanden anschnurren, ihn heftig anfahren; ihn über die Schnurre hauen, s. auch oben, unter Schnurre. Hier wird schnurren auf ähnliche Art gebraucht, wie brummen. Wenn aber schnurren im gemeinen Leben mancher Gegenden, seinen Unwillen durch ein murrisches Stillschweigen an den Tag legen bedeutet, so soll es nach Adelung unmittelbar von dem Niedersächsischen Schnurre, die Schnauze, wie das gleichbedeutende maulen von Maul abstammen. (3) Zusammen-

Digitized by Google

schnurren ist im gemeinen Leben zusammentrocknen, dürre werden, einkriechen. Der oben genannte Schriftsteller glaubt auch, daß es eine Figur von schnurren, sich schnell bewegen, schnell einkriechen sei. II. Als ein thätiges Zeitwort, für betteln Schnurren gehen, betteln, daher ein Betteljude ein Schnurrer genannt wird. Auch die Handwerksburschen schnurren, wenn sie hier und da um einen Zehrpfennig ansprechen. Sich etwas schnurren, erbetteln. Nach Adelung soll es auch für listig stehlen üblich seyn, allein in dieser Bedeutung findet man es in der Umgangssprache wohl nicht, auch würde sich der Begriff dieses Wortes nicht damit verbinden; denn schnurren heißt hier von einem Hause zum andern laufen, um sich etwas zu erbetteln; dahingegen stehlen oder mausen wohl immer an einem bestimmten Orte haftet.

Schnürriemen, ein schmaler, dünner Riemen, der statt einer Schnur zum Zuschnüren gebraucht wird.

Schnurrig, Bei- und Nebenwort, welches für possierlich, lächerlich, schnackisch, drollig, doch nur in der vertraulichen Sprechart Niederdeutschlands üblich ist; daher die Ausdrücke: das ist schnurrig. Ein schnurriger Einfall. Ein schnurriger Mensch. Ein schnurriger Witz ꝛc.

Schnurring, beim Pictorius, eine Art Wasserhühner, welche in unsern Gegenden unter dem Namen der Schnarre bekannt ist; s. diesen Artikel.

Schnurrolle, die große Rolle unter der Karottentafel.

Schnurrpfeife, nach dem Frisch, ein schnarrendes oder schnurrendes messingenes Blech, welche Bedeutung Adelung jedoch nie gehört haben will. Am üblichsten ist Schnurrpfeife und Schnurrpfeiferey im gemeinen Leben von altem unbrauchbarem Hausrathe, schlechtem Gerumpel, und nach einer noch weiteren Figur, von schlechten Zierrathen, ja

Digitized by Google

von einer jeden schlechten unerheblichen Sache. Daher, nach Adelung, die Ausdrücke: Bedeuten sie, daß dergleichen Schnurrpfeifen oder Schnurrpfeifereyen nichts werth sind. Das ist eine Schnurrpfeiferey, ein nichtswürdiges Ding, ein Ding ohne Werth. Hier scheint jedoch das Wort Schnurrpfeife oder Schnurrpfeiferey nicht jedes alte unbrauchbare Geräth zu bezeichnen, sondern kleinliche, keinen großen Werth habende, Dinge, Spielereyen. Dies sind Schnurrpfeifereyen, Kleinigkeiten ohne Werth, z. B. kleine Figuren und anderes Schnitzwerk, Dosen, Pfeifenköpfe ꝛc. ꝛc. Nach des schon oben erwähnten Schriftsteller's Meinung scheint es, wenn es nicht eine Figur einer ehedem üblichen schlechten schnurrenden Pfeife ist, die erste Hälfte dieses Wortes das Wort Schnurre zu seyn, welches, besonders in Niederdeutschland, von einem jeden untauglichen Stücke Geräthes gebraucht wird, wenn es nicht aus dem Niedersächsischen Snörpipe, Schnürpfeife, verderbt ist, welches die blecherne kleine Röhre ist, womit die Schnürbänder am Ende beschlagen werden, und welches unerhebliche Dinge von geringem Werthe sind. Das letztere scheint gerade zu beweisen, daß die oben angeführten Spielereyen wohl eigentlich damit gemeint seien, welches man eigentlich als Dinge ohne Werth betrachtet, so wie alle Kleinigkeiten, welche der Mode unterworfen sind.

Schnurrposten, einzelne Schildwachen, welche dicht bei den Feldwachen ausgestellt werden, um Acht zu geben, daß sich Niemand unerwartet denselben nähern kann. Auch in der Garnison werden dergleichen Schnurrposten ohne Obergewehr an diejenigen Orte gestellt, welche der Posten vor dem Gewehre nicht übersehen kann, um die Wache benachrichtigen zu

Digitized by Google

können, wenn sich der Officier du jour oder ein Vorgesetzter, dem die Honneurs gemacht werden müssen, nähert.

Schnurschaft, Schnurstecken, beim Tuchmacher, ein runder Stecken, der im Geschrenke neben der Schnur steht, daran die Gänge angeheftet oder angeschränkt sind. Die Werst wird gelennert, wenn sie vom Garnbaum herunter geht, man bindet da den Schaft an vier Strickchen, und läßt es nachgehen, bis eine Hand breit ans Geschirr, so lange, als der Schütze hindurch will.

Schnurseide, Cordonseide, von der gezwirnten Nähseide die 4te, 5te und 6te Nummer.

Schnürsenkel, s. Schnürband.

Schnurstab, beim Mechanikus, ein Spielwerk, welches aus einer hohlen Walze von Holz besteht, die auf beiden Seiten mit einem Knopfe versehen ist. Diese Walze hat acht Löcher, wo seidene Schnüre von verschiedenen Farben herausgezogen werden; zieht man nämlich eine schwarze Schnur heraus, so geht auf der entgegengesetzten Seite eine weiße Schnur hinein, und so wieder umgekehrt; es gewinnt hierdurch das Ansehen, als wenn die Schnüre im Durchziehen umgefärbt wurden.

Schnurstecken, s. Schnurschaft.

Schnurstein, im Bergwerke, ein Gränzstein der Fund- und Erzgruben, weil solche mit der Schnur abgemessen werden.

Schnurstock, beim Tapetenweber, der Stab, der in die Schnürung oder in das Untergelese der Kette zu den Hauteliſſe-Tapeten gesteckt wird. Er ist 1 Zoll dick und paßt in die Fuge des Unterbaums am Weberstuhle, als worein er mit dem untern Ende der Kettenfäden gelegt wird, um solche darin zu befestigen. Auch in das Obergelese wird ein dergleichen Schnur-

stock gesteckt, und derselbe mit dem Gelese in dem Oberbaume befestiget.

Schnurstracks, Nebenwort, in gerader Linie. Den Gesetzen schnurstracks zuwiderlaufen. Das läuft ihrem Glücke schnurstracks zuwider. Es ist von Schnur, Richtschnur abgeleitet, so fern sie das Maaß einer geraden Linie ist.

Schnurstrecken, mit der Schnur von dem Punkte des Anhaltens das Feld einer Zeche vermessen.

Schnürung, beim Weber, die Vereinigung der Schäfte mit den Fußtritten, wodurch der Kieper eines Zeuges entsteht. Der Weber hat hierzu eine Vorschrift oder Patrone auf Papier, die aus lauter Quadraten besteht, die zum Theil punktirt sind. Wenn er nun die Fußtritte mit den Schäften vereinigen will, so sieht er nur nach der Patrone, zeigt ihm diese gleich zuerst ein punktirtes Quadrat, so nimmt er den ersten Schaft, geht die ganze erste Reihe von Quadraten durch, und nimmt so viele Schäfte zu einem Fußtritte, als die Patrone Punkte zeigt, die aber leer sind, geht er vorbei. Die Quadrate bedeuten die Schäfte. Alle genommene Schäfte bindet er an den ersten Fußtritt, und so fährt er fort, alle Reihen zu behandeln, bis alle Fußtritte angeschnürt sind.

Schnurrenfeger, im Niedersächsischen, besonders im Delmenhorstischen, eine Benennung des Barbiers.

Schob, Schaub, Schoof, Cova; Fr. Javelle; Engl. Sheaf, in der Landwirthschaft Ober- und Niedersachsens, aus glattem Rockenstroh in einer gemessenen Stärke verfertigte Bündel, dergleichen z. B. diejenigen sind, womit die Strohdächer auf dem Lande gedeckt werden; daher sagt man ein Schob Stroh, ein Haufen Stroh. Bei den Dachdekkern werden die Strohbunde aus glattem Rockenstroh in gemessener Stärke verfertiget, davon zwei und zwei oben bei den Sturzen vermittelst eines

Strohseils fest zusammen und ordentlich platt gebunden werden. Es werden gewöhnlich zehn in ein Bund gebunden, und die Arbeit wird nach den Schocken gedachter Bunde bezahlt. Man theilt die Schoben in gemeine Deckschöbe, Foestschöbe und Satzschöbe. Diese letzte kommen unten längst dem ganzen Gebäude in der Länge an den Giebeln zu liegen.

Schobendecker, derjenige, der die Schoben verfertiget, und damit ein Strohdach deckt.

1. **Schober**, ein Woet, in welchen nach der Sprachforschung der Begriff der Vertiefung, des hohlen Raumes der herrschende ist, welches aber nue im gemeinen Leben einiger Gegenden vorkommt. So sind in den Salzkothen die Fegeschober kleine Pfannen, welche in die größeren gesetzt werden, ehe das Salz körnet, damit sich der Schlamm in solche ziehe. Das Schlammpfännchen.

2. **Schober**, in der Landwirthschaft, ein Haufen Heues oder Strohes von beträchtlicher Größe. So werden z. B. die großen Haufen Heues, in welchen das getrocknete Heu zusammengesetzt wird, ehe man es einfähret, Heuschober oder nue Schober schlechthin genannt. Ein solcher großer Schober wird aus den vorher gemachten Brechschobeen oder Windhaufen zusammengesetzt; s. unter Heu, Th. 23, und auch Schoberfleck. — In einigen Gegenden führen diesen Namen auch ähnliche Haufen noch nicht ausgedroschenen Getreides, welche jedoch häufiger Feimen genannt werden; s. Th. 12, S. 425. In andern Gegenden ist der Schober ein Haufe von bestimmter Größe oder Zahl. So hält in Nürnberg ein Schober Steoh 60, ein Schöberlein aber 10 Büschel Stroh.

Schoberfleck, in der Landwirthschaft, runde Flecke oder Plätze auf den Wiesen, von 5, 6 oder 8

Digitized by Google

Klaftern im Umfange, welche eine Elle hoch mit Heu beſtreut werden. Sie werden aus den Brechſchobern oder Windhaufen gemacht, ſo wie aus den Schoberflecken nachher die Schober zuſammengeſetzt werden; ſ. unter Heu, Th. 23. In den gemeinen Sprecharten heißen ſie Schoberflatſchen.

Schöberl, heißt in Oeſterreich ein Gericht von Mehl, Semmel und Eyern.

Schobern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, in Schober ſetzen. Das Heu ſchobern; Stroh ſchobern.

Schobhut, ein aus grobem Stroh geflochtener und zuſammengenäheter Hut, mit einem breiten, unter ſich gezogenen Rande. Die gewöhnlichen Frauenzimmer bedienen ſich deſſelben gegen Regen und Sonnenſchein. Manche dieſer Hüte ſind auch von zuſammengeflochtenen Strohborten dicht auf einander genähet, und theils nach der beſchriebenen, theils auch nach einer andern Form verfertiget.

Schoblatte, ſ. Th. 65.

Schock, in eigentlicher Bedeutung, ſowohl ein Haufe, als auch eine Menge; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung; nur im gemeinen Leben pflegt man noch eine beträchtliche unbeſtimmte Menge ein Schock zu nennen. In einigen Oberdeutſchen Gegenden wird ein Schober und Feimen, noch jetzt ein Schoch genannt; daſelbſt hat man auch das Zeitwort ſchochen und ſchöcheln, in ſolche Schoche oder Haufen ſetzen. Bei dem Horneck iſt geſchockt, gehäuft, häufig. Nach Adelung's Vermuthung gehört hierher auch die bei den Jägern mancher Gegenden übliche Bedeutung, wo ein dicker Strauch ein Schock genannt wird.

In engerer Bedeutung iſt das Schock eine Menge einzelner Dinge von einer beſtimmten Zahl, wo aber die Schocke nicht überall gleich ſind. Man hat

eigentlich im Zählen zweierlei Schock, das alte, welches 20 Stück, und das neue, welches 60 Stück enthält. In Schlesien besteht ein schwer Schock aus 60, ein leichtes Schock aber aus 40 Stücken. In vielen Gegenden beträgt ein Schock nur 20 Einheiten; hierunter sind aber immer alte Schock verstanden. Am üblichsten ist das oben angeführte neue Schock von 60 Stück, nach welchem gewöhnlich gezählt wird. Ein Schock Eyer, Käse, Nüsse, Gurken, Garben, Aepfel, Stabholz, Klammern, Krebse, Froschkeulen ꝛc. Das Schock hat vier Mandeln, die Mandel zu 15 Stück; daher nach Schocken zählen, Schockweise. Man sagt auch ein Schock Leinwand, das ist, 60 Ellen; ja man nennt auch sehr oft diejenige Leinwand, die gewöhnlich bei Stücken von 60 Ellen verkauft wird, Schockleinwand; s. unten.

In noch engerer Bedeutung ist ein Schock eine Zahl von 60 Stück der an jedem Orte gangbarsten Münzsorte, welche Rechnungsart ehemals sehr gewöhnlich war, und noch in einigen Gegenden, z. B. in Böhmen, Sachsen, Schlesien ꝛc. nicht ganz veraltet ist, wo aber die Verschiedenheit der nach Schocken gezählten Münzsorten, auch eine große Verschiedenheit dieser Schocke verursacht. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte prägte man in Böhmen Groschen, davon 60 eine Mark Silber ausmachten, und damals waren eine Mark und ein Schock, oder vielmehr ein Schock Groschen gleichbedeutende Wörter. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß 60 Stück auf 1 Pfund oder eine Mark gegangen, und da so viel Stück, wie schon erwähnt, der Zahl eines Schocks gleich sind, so hat man letzteres, weil es im gemeinen Leben gewöhnlicher und bei den Münzsorten bequemer zu zählen, als zu wägen ist, mit dem Gewichte verwechselt. Man hat

Digitized by Google

auch noch späterhin, als der Gehalt der Münzen leichter wurde, oder man leichtere Münzen zu schlagen anfing, den Zählsatz von 60 Groschen beibehalten. Ein Schock breiter Groschen hieß ein breites Schock, ein Schock Schwertgroschen ein Schwertschock, ein Schock schmahler Groschen ein Schmahlschock, ein Schock Kreuzgroschen ein Kreuzschock, ein Schock Silbergroschen ein Silberschock. — In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden in Thüringen und Sachsen zweierlei Groschen gemünzt; man prägte Groschen, deren 20 auf einen Gulden gingen, und dieses nannte man ein altes Schock, man prägte aber auch welche, deren 60 einen Gulden machten, und dieses hieß ein neues Schock. In Sachsen ist die Rechnungsart nach Schocken noch bei den Steuern, bei den Geldstrafen in den Gerichten, und bei dem gemeinen Manne auf dem Lande gangbar; da man aber zu Ende des verwichenen Jahrhunderts nur einerlei Groschen hatte, so ist ein altes Schock jetzt 20, und ein neues Schock 60 Meißnische Groschen oder 2½ Rthlr. Als um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Landsteuern oder die beständigen Abgaben von den Feldgütern in Sachsen ihren Anfang nahmen, schätzte man den Werth der Feldgüter nach damals üblichen Schocken, und legte auf jedes Schock 5 Pfennige, welche 1606 auf 8 Pfennige erhöhet wurden. Diese in Sachsen noch bis auf die neueste Zeit gangbare Art der Landsteuer wird der Stockanschlag genannt, und die von den nach Schocken taxierten Feldgütern bestimmte Steuer gleichfalls mit dem Namen der Schocke belegt. In Böhmen, der Mark, in Schlesien ꝛc. rechnet man noch zuweilen nach Schocken, allein sie sind anders bestimmt. So ist z. B. ein Schock Böhmischer Groschen so viel als 2 Rthlr. Es giebt nämlich in Böhmen zweierlei Schock, das Schock

Böhmischer Groschen zu 60 Kaisergroschen oder Böhmen (180 Kreuzer); und das gemeine Schock zu 30 weiße Groschen oder 90 Kreuzer, wonach dasselbe also 1/2 Schock ist, und ehemals vermuthlich 60 Stück geringere Sorten enthalten hat, davon 2 Stück für einen Weißgroschen gerechnet worden seyn mögen. In Schlesien unter den Landleuten ist das schwere Schock 60 Silbergroschen oder 180 Kreuzer, das leichte Schock zu 40 Silbergroschen oder 120 Kreuzer, womit es wahrscheinlich eben die Beschaffenheit, als mit den Böhmischen gehabt hat. In manchen Gegenden zählte man ehemals auch die Pfennige nach Schocken, und da war ein Schock oder ein Schock Pfennige, 60 Pfennige von der damals üblichen Währung, und da man zu der Zeit Pfennige hatte, welche soviel als jetzt 4 Pfennige galten, so kommt das Meißnische alte Schock, welches 20 Gr. hält, eigentlich auch 60 solcher Pfennige zu bedeuten.

Schock, bei den Jägern, die Ringe an den Hörnern des Steinbocks. Es ist jedoch nur in einigen Gegenden gebräuchlich. Adelung sagt, daß es hier zunächst zu Schake, der Ring, das Glied einer Kette, gehört.

Schockanschlag, die Bestimmung der Abgaben nach Schocken; s. unter Schock.

Schocke, s. Schockleinwand.

Schockel, s. unter Schocken.

1. Schocken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort und ein Zeitwort der Mittelgattung. I. In Schocke setzen, nach Schocken zählen. Das Unterholz schocken, in der Forstwirthschaft, das Unterholz zu Reißbündeln schlagen und diese in Haufen von 60 Stück setzen. — In der Landwirthschaft ist schocken so viel, als in Schocken sich ergeben. Die Gerste schockt gut, wenn sie

Digitized by Google

viel Körner aus einem Schocke Garben giebt, ode auch wenn sie viele Schocke Garben giebt. De feühe oder Augusthafer schockt besser, al anderer Hafer, er giebt mehe Schocke. Das Kor schockt dieses Jahr besser, als im vers chenen, das heißt, man bekommt mehr davon Schocken. Auf ähnliche Art sagt man auch man deln, scheffeln ꝛc. — In dem Zusammengesetzten beschocken bedeutet es auch mit einer nach Schok ken bestimmten Steuer belegen. —

2. Schocken, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeit wort der Mittelgattung, Fr. choquer; Engl. joggle, stoßen, in welcher Bedeutung es noch in einigen ge meinen Sprecharten, besonders am Nieder-Rhein üblich ist. — Ferner heißt es hin und her bewegen, schweben, schaukeln. So sagt man in der Schiff fahrt ein Schiff schockt, wenn es von einer Seite gegen die andere wankt, welcher Fehler vom schlechten Bau des Körpers des Schiffes, falscher Be maßung oder Schichtung, auch vom üblen Gebrauch der Segel herrühret. Dieses Schocken kann durch einen Pendel bemerkt und geschützt werden, wenn es bei gewissen Beobachtungen oder beim Setzen des Gleichgewichtes nöthig ist. — Auch die Schaukel wird in einigen Gegenden Schockel genannt, s. Schaukel; daher Jemanden schockeln oder schocken, ihn schaukeln.

Schockfrei, Bei- und Nebenwort, frei von der nach Schocken bestimmten Abgabe; daher ein schock freies Gut.

Schockgroschen, s. oben, unter Schock. Von den ältesten Schockgroschen gingen 60 auf eine Mark; in den folgenden Zeiten wurden sie immer geringer, bis man endlich in Sachsen die Kreuzgroschen, welche ein Kreuz zum Gepräge hatten, und deren

20 einen Gulden machten, am häufigſten mit dem Namen der Schockgroſchen belegte.

Schockholz, im Foeſtweſen, Holz, welches nach Schocken verkauft und aus den Aeſten der gefällten Bäume geſchlagen wird. In einigen Gegenden pflegt man auch das Reisholz, welches in Bündeln Schockweiſe verkauft wird, Schockholz zu nennen.

Schockleinwand, Schocke, in den Böhmiſchen Leinwandfakturen die ordinaire 5/4 und 6/4 breite Leinwand in Stücken von 60 Ellen, welche größtentheils zum Druck beſtimmt iſt, und um Reichenberg, Friedberg, Arnau, Böhmiſchaicha, Neupacka, Politz ꝛc. gewebt wird. In Böhmen heißt man auch Schocke die von weißem oder indigblauem Garn geſtreiften und gegitterten Leinwande, die in der Breite 5, 6 und 7 Viertel in der Länge aber 60 Ellen halten. Dieſe werden größtentheils in der Gegend um Reichenberg, wie auch auf der Böhmiſchaicher Herrſchaft im Bunzlauer Kreiſe, in den ſogenannten Siebendörfern verfertiget, als Langebrück, Harzmanitz, Saskal, Dörſtel ꝛc. Dergleichen Leinwand von weißen Leinen und rothem Türkiſchem Garne in obigee Breite und Länge werden im Leutmeritzer Kreiſe, in der Gegend von Romburg, Anſpach und Schlatenau, und in dem Bunzlauer Kreiſe in der Gegend von Krottau, Friedland und Kratzau verfertiget. Bunte Schocke, von leinenem gefärbtem Garne, zum Theil auch wohl mit Seide durchwebt, von oben gedachter Länge und Breite, macht man häufig um Romburg, Schlückenau, Böhmiſchkamnitz ꝛc. In den Schleſiſchen Leinwand-Manufakturen hat man auch dergleichen Schockleinwand; ſ. unter Leinwand und Leinwandmanufaktur, Th. 75.

ed by Google

Schoenus, heißt eigentlich ein Seil von Binsen, weil man damit aber auch zu messen pflegte, wurde es daher auch ein gewisses Maaß genannt, welches zwei Parasangis oder 60 Stadien enthielt. Dieses hieß ein Schoenus major; ein Schoenus minor war dagegen nur 30 Stadien. Ersterer war üblicher oder mehr im Gebrauch.

Schofel, Schofelig, Bei- und Nebenwort, welches nur in den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden üblich ist, und im hohen Grade schlecht, armselig bedeutet; z. B. das sieht schofel oder schofelig aus, schlecht. Schofelige Waare, schlechte Waare. Das ist Schofel, schlechtes Zeug, Ausschuß.

Schofen, im Deichbau, eine alte Dossirung eben und glatt machen, abstechen, gleichsam abschaben, um ein Settels davor aufzuziehen.

Schoff, s. Schaff.

Schöffe, s. Schöppe.

Schöffengericht, s. Schöppengericht.

Schöffenmeister, s. Schöppenmeister.

Schofung, s. Krautung.

Schöker, s. Schäker.

Schokolade, s. Chokolade.

Schola, s. Schule.

Scholar, aus dem Lateinischen Scholaris, ein Schüler, wo es, nach dem Adelung, für edler gehalten wird, als das durch den häufigen Gebrauch gemeiner gewordene Schüler. Besonders gebrauchte man es ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts von Personen, welche, außer den gewöhnlichen Schulen, von Andern eine anständige Kunst oder Wissenschaft erlernen; daher sagt man ein Sprachmeister, Tanzmeister, Fechtmeister, Musikus ꝛc. hat viele Scholaren, wenn viele Personen seine Kunst von und bei ihm erlernen, besonders, wenn

solches Stundenweise geschieht, um sie von den Lehrlingen der mechanischen Künstler und Handwerker zu unterscheiden. Man hat aber in neuester Zeit das Wort Schüler wieder für Scholar zu gebrauchen angefangen, und sagt der Tanzmeister, Fechtmeister ꝛc. hat so und so viel Schüler; dagegen wird das Wort Scholar, wenn man es anwendet, von den Schülern der obersten Klassen in den Gymnasien gesagt. — Bei den Griechischen Kaisern waren die Scholares Garde-Soldaten.

Scholarch, aus dem Griechischen und Lateinischen Scholarcha, eine Person von Ansehen, welche die Aufsicht über eine oder mehrere Schulen hat. Daher das Scholarchat, dessen Amt und Würde, zuweilen auch dessen Wohnung.

Scholarchat, s. Scholarch.

Scholaster, Scholaster, derjenige Kanonikus oder Domherr an einem Dom- oder Kanonikatstifte, welcher nach der ersten Einrichtung solcher Stifter der Lehrer in der damit verbundenen Schule war, und auch Scholasticus genannt wird. Ehemals hieß er im Deutschen auch der Schulmeister, der Schulherr.

Scholastisch, Bei- und Nebenwort, aus dem mittleren Latein scholasticus, welches im 11ten Jahrhundert aufkam, da man die Wissenschaften bloß in den Klöstern trieb, und die Lehrer derselben Scholasticum nannte, welcher Name blieb, als man die Universitäten errichtete, und die Lehrer der Philosophie die Aristotelische Weisheit mit einer Menge unnützer Schulfragen vermengten. Daher die Scholastische Philosophie, die Philosophie dieses mittleren Zeitraumes von dem 11ten oder 12ten Jahrhunderte an. Die scholastische Theologie, die dogmatische Theologie des mittlern Zeitalters, welche in einer Verbindung der Aristote-

Digitized by Google

lischen Philosophie mit den Lehren des Christenthums bestand. Die Lehrer beider Wissenschaften pflegt man auch wohl nach dem Lateinischen Scholasticus, Scholastiker zu nennen.

Schölbretter, im Deichbau, diejenigen Bretter, welche bei einem schnellen und starken Anhäufen des Wassers, wenn der Deich die Höhe nicht hat, und in der Geschwindigkeit mit Erde nicht erhöht werden kann, oben auf der Koppe der Deiche befestiget werden, um den Ueberlauf des Wassers über den Deich zu verhüten.

Schölbusch, im Wasserbau, ein gewöhnlicher Busch, der diesen Namen erhält, wenn er bei starken Sturmwinden vor die Deiche gebracht wird, um die Aushöhlung oder Ausspülung derselben zu verhindern. Hierzu ist der Tannenbusch der beste. Er wird schräg mit dem Laufe des Stromes vorgelegt, und ordentlich mit zwei Reihen Faschinen befestiget. Einige legen den Busch nur an den Deich, und stecken durch jeden Bundbusch einen Pfahl.

Schölfaschine, im Deichbau, diejenige Faschine, die auf der obersten Fläche eines Stockwerkes hinter dem Kantenzaun festgepfählt wird, um zu verhindern, daß das Wasser die Erde von der Schwipp- und Stapellage nicht so leicht abspüle.

Schölfert, s. Kropftaucher, unter Taucher.

Schölkraut, s. Schöllkraut.

1. Scholle, ein unförmliches, durch Zerbrechung entstandenes Stück von einer beträchtlichen Größe, in welchem Verstande es jedoch nur von solchen Stükken Erde und Eis gebraucht wird. Die Erdscholle, ein zusammenhängendes, unförmliches Stück Erde, so wie es von der Pflugschar oder von dem Grabscheite ausgeworfen wird; und die Eisscholle, ein solches unförmliches Stück Eis, welches entsteht, wenn das Eis der Flüsse, Gräben ꝛc.

aufgehe, oder aufgehauen und zersprengt wird. — Nach der Sprachforschung im Oberdeutschen auch Zolle und Schrolle, im Niederdeutschen Schulle, Schulpe, im Ital. Zolla, im Lothringischen Cholle. Es kommt, nach Adelung, entweder von schellen, in zerschellen, so daß es zunächst ein Bruchstück bedeutet, oder auch mit dem herrschenden Begriff der Dicke und Größe, also eine Anhäufung, welches auch schon Pictorius anführet, indem bei ihm aufschollen, aufhäufen, ist, oder auch mit der folgenden Scholle aus einer Quelle, weil die Schollen ehemahls breiter zu seyn pflegten, als sie dick sind. Im Niedersächsischen ist Schulle auch ein ausgestochnes Stück Rasen mit seiner Erde.

2. Scholle, Platteiße, Pleuronectes Platessa, oculis dextris, corpore glabro, tuberculis 6, capitis Linn. Pleuronectes laevis tuberculis post oculos, cauda rotundata, dentibus conicis obtusis. Gronov. Z. n. 246. Passer laevis. Jonst. tab. 22 Quadratulus Rondeletii. Passer ex obscure cinereo marmoratus etc. Klein. Hl. 4. p. 34. Passer Marinus; Fr. la Plie ou Solo; Ital. Passere.

Die Scholle ist ein Seefisch, dessen Körper rautenförmig oder einem geschobenen Quadrate ähnlich ist; die Augen stehen an der rechten Seite, und an eben dieser Seite hat der Kopf sechs Höcker. Sie hat eine braune Farbe, mit rothen Flecken, und ist fast auf allen Seiten mit Floßfedern umgeben; s. auch den Art. Schollen. Man hat verschiedene Arten von Schollen; gewöhnlich theilt man sie aber in schuppichte Schollen, Passeres squamosas, und in glatte Schollen, Passeres laeves. Diese werden zu uns gebracht, und wieder in große und kleine unterschieden; von jenen giebt es wieder drei Arten: die erste heißt Schuppplatteiße, Li-

Digitized by Google

manda; sie ist flach und länglicht, und mit kleinen rauhen Schuppen bedeckt, welche fest auf der Haut zu sitzen pflegen. Ihr Fleisch ist weiß und weich, und ein wenig schleimig; die andere Art wird Flunder, Flöz genannt, und ist mit roth und schwarz-marmorirten Schuppen bedeckt; die dritte Art heißt Flettelor, und ist ein wenig kleiner, als die Flunder. Alle drei Arten werden gegessen, jedoch ist der Schuppenplatteis darunter die beste Art. Diese letzteren werden unter dem Namen Flunder als eine besondere, jedoch zu der Scholle gehörige Gattung gerechnet. Der Aufenthalt der Schollen ist zwar das Weltmeer, allein sie kommen auch in die großen Meerbusen der Ost- und Nordsee und des Mittelländischen Meeres, ja selbst treibt sie ihre Lüsternheit in die Mündung der Ströme, obgleich der größte Haufe von ihnen in dem großen Weltmeere bleibt. Von diesen ihren verschiedenen Aufenthalte wird ihr Fleisch dergestalt unterschieden, daß a) die aus dem Meere, welche man an der dunkleren Farbe erkennen kann, das beste Fleisch haben, weil es trockner und köstlicher von Geschmack ist; b) diejenigen, welche in den Meerseen gefangen werden, haben ein weichlicheres und weißeres Fleisch, und einen leimartigen Nachgeschmack; c) diejenigen, welche eine Zeitlang in den Strömen aufgehalten haben, haben das weichlichste Fleisch, und einen schlechten Geschmack. In der Nordsee wird dieser Fisch in Menge von den Holländischen Schiffern gefangen, an der Sonne getrocknet, und unter dem Namen der getrockneten Schollen oder Holländischen Butten verkauft. In der Ostsee fängt man ihn gleichfalls in Menge, besonders in Preußen, Curland und Liefland. Er wird hier auf eine besondere Art geräuchert, oder im Rauche getrocknet, und unter dem Namen der Rigischen Butten verführt. Diese werden größtentheils

roh gegessen, können aber auch auf dem Roste gebraten werden; da man hingegen die getrockneten erst einweichen muß, ehe sie zur Speise zugerichtet werden können. Von diesen getrockneten Schollen wird jährlich eine ansehnliche Menge, nicht allein aus Holland, sondern auch aus Dännemark und Hollstein in die Seestädte zum Kauf gebracht, und daselbst bei großen Hunderten, deren eins 2 Schock oder 60 Stiege oder 120 Stück; oder bei großen Tausenden, deren eins 10 große Hunderte oder 20 Schock oder 60 Stiege, oder 1200 Stück hält; auch wohl bei Bünden nach dem Gesichte, oder auch nach sogenannten Rosen von 20 Stück verkauft. In Lübeck handelt man die Schollen oder Platteißen nach Kiepen von 30 Stiegen oder zusammen 600 Stück. In Hamburg verkauft man die Schollen nach Schockstück und nach Rosen zu 20 Stück. Ueberhaupt treiben mit diesem Artikel Hamburg, Stettin, Danzig, Elbing, Königsberg, Bremen und Holland einen ansehnlichen Handel, besonders nach den katholischen Ländern. Diejenigen Schollen, welche schön weiß, fleischigt und frisch sind, werden für die besten gehalten. Diese trocknen Schollen sind von nicht geringem Vortheile in der Haushaltung, besonders im Sommer, wo sie mit grünen Erbsen ein angenehmes Essen geben. Die kleinern sind sehr gemein, die großen und fleischigten aber schon seltener. Die frischen Schollen dienen in der Kochkunst zum Braten auf dem Roste, in Mehl und Butter gebraten; s. unten. Man verschreibt sie aus den Seestädten.

Schollenpotage an Festtagen. Man nehme gute und frische Schollen, schabe sie ab und wasche sie. Von diesen Fischen nehme man zwei, wenn sie klein seyn sollten, wo nicht, so nur einen, zum Füllen, um sie nachher in die Mitte zu legen. Diese nun zum Füllen bestimmten Schollen werden

Digitized by Google

beim Kopfe genommen, oben zusammengedrückt, da
mit die Gräten alle herausgehen, und umgekehr
Hierauf nehme man etwas von ihrem Fleische, daz
Karpfenfleisch, einige Champignons, nebst ein weni
gehackter Petersilie und kleinen Zwiebeln; würze e
mit Salz, Pfeffer, feinen Gewürzen und guten Kräu
tern, thue das Gelbe von zwei bis drei rohen Eyern,
wie auch so viel in Sahne geweichte Semmelkrume,
als ein Ey groß ist. Man hacke alles zusammen,
zerstoße es in einem Mörser, und fülle damit die
Schollen. Hierauf streiche man eine Tortenpfanne
oder Schüssel mit frischer Butter aus, thue ein we-
nig Pfeffer, Salz, gehackte Petersilie und feine Kräu-
ter hinein, lege die Schollen darin ordentlich bei ein-
ander, befeuchte sie mit geschmolzener Butter, solche
eben so oben, wie unten, gewürzt, mit feiner Semmel
krume bestreut, sie im Ofen oder unter einem Deckel
gar werden und wohl färben lassen. Man brate
ferner drei bis vier Schollen in Butter, schneide sie
in Stücke, und thue diese mit einigen Scheibenweise
geschnittenen Trüffeln, kleinen Champignons, ein
wenig frischer Butter, und einem Bündchen feiner
Kräuter in eine Kasserolle, dazu etwas Weniges von
Fleischbrühe, und lasse es bei gelindem Feuer kochen;
dann gut abgesettet, mit dem unten folgenden Schol-
len-Coulis dicklich gemacht, die Fleischstücke der
Schollen hineingelegt und zusammen auf heißer Asche
gelinde kochen lassen. Zuletzt lasse man Semmel-
rinde in einer Potagenschüssel aufschwellen, die ge-
füllten Schollen zierlich darüber legen, hernach die
Potage mit den Fleischstücken von Schollen belegen,
zuletzt das Ragout und Coulis, welches einen guten
Geschmack haben und nicht zu dicklich seyn muß,
darüberschütten, und zwar so, daß die Schollen frei
und bloß bleiben, und es warm anrichten. — Das
Coulis von Schollen wird auf folgende Weise

bereitet. Man nimmt eine oder zwei Schollen, bratet sie in Butter, schneidet hernach den Kopf ab; stößt nachher ein Dutzend abgeschälte Mandeln, und ein Dutzend Krebsschalen im Mörser, thut die Schollen dazu, stößt sie damit, schneidet ein wenig gelbe Rüben, Pastinaken und eine große Zwiebel in Scheiben, wirft sie mit ein wenig Butter in eine Kasserolle, läßt sie auf dem Kasserollofe braun werden und gut färben; gießt dann etwas Fleischbrühe daran, würzt es mit 2 bis 3 Gewürznelken, ein wenig Petersilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, wie auch mit in Scheiben zerschnittenen Trüffeln und Champignons, thue Semmelrinde dazu, lasse es zusammen gelinde kochen, nehme hierauf das gestoßene Coulis aus dem Mörser, zerlasse es mit dem in der Kasserolle, schlage es durch ein Haartuch, schütte das Durchgeschlagene in einen Topf oder in eine Terrine, und gebrauche es zu der Potage von Schollen und zu dem Ragout.

Schollenpotage an Fleischtagen. Hier werden die Schollen eben so, wie bei der vorhergehenden Schollenpotage angezeigt worden, zubereitet. Wenn solches geschehen, macht man ein Füllsel von Federvieh, ein wenig blanschirtem Speck, etwas Rindsfett, kleinen Zwiebeln, einigen Champignons und gehackter Petersilie, würzt es mit Salz, Pfeffer, guten Gewürzen, als Muskatennuß, Englischem Gewürz, und feinen Kräutern, thut das Gelbe von drei bis vier rohen Eyern, eines Ey's groß in Sahne geweichte Semmelkrumen, ein wenig gar gekochten Schinken dazu, hackt alles zusammen wohl, stößt es im Mörser und füllt mit dieser Fullsel die Schollen, nachdem sie zuvor wieder umgekehrt worden. Wenn man sie nun gefüllt hat, kann man eine Schüssel oder Tortenpfanne mit Butter bestreichen, Salz, Pfeffer, gehackte Petersilie, feine Gewürze und Kräu-

Digitized by Google

ter hineinthun, die Schollen darauf legen, solche mit geschmolzener Butter oder zerlassenem Speck befeuchten, sie eben so oben, wie unten, würzen, mit Semmelkrumen bestreuen, sie im Ofen gar werden und gut färben lassen. Wenn solches geschehen, muß man drei bis vier Schollen in Butter oder Schmalz braten, das Fleisch daran schneiden, in Scheiben geschnittene Teüffeln und kleine Champignons, nebst etwas ausgeschmolzenem Speck in eine Kasserolle thun, sie mit Kalbfleischjus benetzen, ein Bündchen guter Kräuter dazu legen, und es gelinde kochen lassen. Wenn es gar geworden, gut abgefettet, die Fleischstücke von den Schollen dazu gethan, darin einen Augenblick kochen lassen, und das Ragout mit einer klaren Schinken- und Kalbfleisch-Coulis dicklich gemacht. Man lasse Semmelrinden in einer Potagenschüssel in guter Fleischbrühe aufschwellen, lege die mit Semmelkrumen bestreuete Schollen darüber, garnire die Potage mit den Fleischstücken von Schollen, schütte das Ragout und Coulis in die Potage, jedoch nicht über die Schollen, und richte es warm an. Wenn das Coulis von Kalbfleisch und Schinken bereitet wird, schneide man eine oder zwei Schollen in Stücke, thue solche mit dazu, damit das Coulis einen Geschmack davon erhalte. Man kann auch die Fleischstücken von Schollen mit eben der Füllsel füllen, wenn nämlich das rohe Fleisch von den Schollen abgelöset worden. Man reibe eine Tortenpfanne mit Butter aus, streue Salz, Pfeffer, Petersilie und etwas von feinen Kräutern, als Estragon, Thymian ꝛc. hinein, mache das Füllsel über die Fleischstücke, und bestreiche solche, damit sie um so besser haften und dicker werden, mit geklopftem Ey. Man lege dann die Stücke in die Tortenpfanne, befeuchte sie mit zerlassener Butter oder Speck, bestreue sie mit zarten Semmelkrumen, und backe sie im Ofen oder

unter einem Deckel, damit sie sich gut färben. Man belege die Potage damit.

Schollen mit einer braunen Coulis. Die Fische werden ausgenommen, geschuppt, gewaschen und getrocknet. Der Rücken wird aufgespalten, dann werden sie in Mehl umgewendet und in Butter ausgebacken. Wenn solches geschehen, wird der Kopf und das äußerste des Schwanzes abgeschnitten, ein kleines Stück Butter in eine Kasserolle gethan und solche auf dem Kasserollofe schmelzen lassen. Man bratet darin ein wenig gehackte kleine Zwiebeln und Petersilie, gießt etwas Fleischbrühe dazu, würzt es mit Salz und Pfeffer, und läßt es bei gelindem Feuer kochen, thut einige Kapern dazu, macht die Sauce mit einer braunen Coulis dicklich, läßt die Fische darin dicklich kochen, sieht zu, daß sie einen guten Geschmack haben, legt sie dann ordentlich in die Schüssel, in welcher man anrichten will, macht die Sauce etwas scharf, schüttet dieselbe darüber, und richtet warm an.

Schollen mit Ragout. Die Schollen werden geputzt und ausgenommen, mit Mehl bestreut und in einer Kasserolle passirt, bis sie braun werden. Wenn solches geschehen ist, läßt man sie wieder kalt werden, thut die Gräten davon, und füllt sie mit einem Gehackten von Champignons, Trüffeln, Karpfenmilch, frischer Butter, geriebener Semmel, und gehackten kleinen Zwiebeln. Wenn nun die Schollen gefüllt worden, werden sie in eine Kasserolle mit Fleischbrühe oder klarer Erbsenbrühe, und ein wenig Weinessig gethan, zusammen kochen lassen und die Sauce mit geröstetem Mehle dicklich gemacht. Einige pflegen statt des oben erwähnten Füllsels ein anderes zu machen, nämlich von Petersilie, kleinen Zwiebeln und Thymian, welches gehackt und mit einem Stücke Butter versehen wird, womit die Schollen ge-

Digitized by Google

füllt werden. Man thut sie dann in eine Tortenpfanne, und läßt sie eine schöne braune Farbe nehmen.

Butterschollen. Die Fische werden ausgenommen und wohl gewaschen, dann das Aeußerste des Kopfs und der Schwanz abgeschnitten und in eine Kasserolle gelegt. Dann thue man Wein, Champignons, Fischmilch, Morcheln, Trüffeln, Petersilie, kleine Zwiebeln, Thymian, ein Stück Butter und ein wenig Mehl dazu, rühre es behutsam um, damit die Scheiben nicht von einander gehen. Wenn sie nun gar gekocht worden, einen guten Geschmack haben, und sehr weiß sind, so werden sie gehörig in eine Schüssel gelegt, die weiße Sauce darüber geschüttet, und mit welchen Ingredienzen man will belegt. Wenn man sie backen will, wendet man sie in Mehl um, backt sie darauf, färbt sie wohl, und richtet sie hernach mit gebackner Petersilie an. Sie können auch auf dem Roste gebraten und nachher mit einer weißen Sauce angerichtet werden.

Butteeschollen mit Krebscoulis. Wenn man die Schollen ausgenommen, abgewaschen, und hernach wieder abgetrocknet hat, so rangirt man sie ordentlich neben einander in einer Kasserolle, und würzt sie mit Salz, Pfeffer, großen Zwiebeln, Citronenscheiben, Lorbeerblättern, kleinen Zwiebeln und Petersilie, und gießt Weinessig darauf. Hierauf werden sie über dem Kasserollofe gekocht. Wenn sie gar sind, nimmt man sie ab, und läßt sie in einer kurzen Brühe stehen, damit sie einen Geschmack bekommen. Man bereitet hierauf folgende Sauce: Man thue ein Stück Butter, nebst einem Paar Sardellen, und zwei kleinen ganzen Zwiebeln in eine Kasserolle, würze sie mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß, thue so viel Mehl, als man zwischen zwei oder drei Fingern fassen kann, nebst ein wenig Weinessig und Wasser dazu, rühre die Sauce auf dem

Feuer um, und wenn ſie etwas dicklich geworden, thue man ſo viel Coulis von Krebſen dazu, bis die Sauce dieſelbe Farbe erhält. Hierauf nehme man die Schollen aus ihrer kurzen Brühe, und laſſe ſie ablaufen, gehörig in eine Schüſſel gelegt, die Sauce, nachdem man ſie gekoſtet, und ſie einen kräftigen Geſchmack hat, darüber gegoſſen, und warm angerichtet.

Schollen mit einer Sardellenſauce und Kapern. Wenn die Schollen in der vorher beſchriebenen kurzen Brühe gekocht worden, bereite man folgende Sauce: Man thue friſche Butter, ein Paar Sardellen, Kapern, und zwei kleine ganze Zwiebeln in eine Kaſſerolle, würze ſie mit Salz, Pfeffer, Muskatennuß, thue etwas Mehl, Weineſſig und Waſſer dazu, rühre die Sauce um, nehme darauf die Schollen aus der kurzen Brühe, laße ſie wohl abdampfen, lege ſie gehörig in eine Schüſſel, koſte die Sauce, ob ſie einen guten Geſchmack hat, gieße ſie darüber, und richte ſie warm an.

Schollen zu backen. Die Fiſche werden oben an der Seite des Kopfs ausgenommen, abgeſchuppt, gewaſchen und wieder abgetrocknet, im Mehl umgewendet, der Rücken aufgeſpalten und in Butter gebacken. Wenn ſolches geſchehen, und ſie ſich wohl gefärbt haben, ſo nimmt man ſie heraus, läßt ſie abtropfen, legt eine Serviette über die Schüſſel, darin ſie angerichtet werden ſollen, lege die Schollen darauf und richte ſie mit gehackter Peterſilie an. Gewöhnlich ißt man ſie mit geſtoßenem Pfeffer, Salz und Citronenſaft.

Paſtete von Schollen oder Schollenpaſtete. Wenn die Schollen abgeſchuppt worden, werden ſie halb gar gebacken und Filets daraus geſchnitten. Man bildet nun eine Paſtete von mittelmäßiger Höhe, macht ein kleines Füllſel von Kalbfleiſch, friſcher Butter, Salz, Pfeffer, Champignons, Trüf-

Digitized by Google

feln und feinen Kräutern, belegt damit den Pasteten-boden, legt die länglich geschnittenen Schollenstücken ordentlich darauf, würzt sie mit Pfeffer, Salz, guten Kräutern und Gewürzen, bedeckt sie mit frischer Butter, schließt die Pastete mit einem Deckel von eben dem Teige, bestreicht sie mit dem Gelben von Eyern, setzt sie in den Ofen, und macht ein Ragout von Trüffeln darauf. Wenn die Pastete gar ist, kann man sie öffnen, wohl absetten, das Trüffelragout hineinthun, sie zu einem Gerichte warm anrichten, und auf den Tisch geben.

Schollentorte. Nachdem die Gräten aus den Schollen genommen und die Köpfe abgeschnitten worden, muß man sie in Butter braten, auch das Fleisch von der Torte mit Morcheln, Champignons und Trüffeln in der Butter backen; sie mit Salz, Pfeffer, kleinen Zwiebeln und gehackten guten Kräutern würzen, dann zudecken, im Anrichten Citronensaft hineinthun, und um den Rand der Schüssel die Gräten und Köpfe legen.

Schollen zu mariniren. Sie werden gehörig geputzt, abgewaschen, ausgenommen und der Rücken hier und da eingeschnitten, damit die Marinade eindringe. Die Marinade besteht aus Weinessig, Salz, Pfeffer, kleinen Zwiebeln, Lorbeerblättern und Citronenscheiben. Man taucht die Fische in zerlassene Butter, bestreut sie mit Salz und fein geriebenen Semmelkrumen, setzt sie in einer Tortenpfanne in den Ofen, und wenn man vermuthet, daß sie gar sind, und sich wohl gefärbt haben, werden sie angerichtet, und mit kleinen Pasteten oder gerösteten Semmelrinden und Petersilie, oder mit Rissolles, oder auch mit Spießchen, welche mit Aalfleisch gefüllt worden, belegt.

Schollen, als Salat zuzubereiten. Die Schollen werden in einer kurzen Brühe gekocht,

wenn sie kalt geworden, werden sie in kleine Stücke geschnitten, der Teller mit denselben belegt, wie mit einem kleinen Salat, und dann solche mit Salz, Pfeffer und Weinessig gewürzt, Provenzeröl darauf gegossen, und als ein Beigericht angerichtet.

Kleine Schollen oder Platteißen, mit einer kurzen Brühe. Man nimmt eine Stunde vorher, ehe man diese Fische kochen will, so viel Salz, als zu der Größe der Fische nöthig ist, löset solches in Wasser auf, läßt es darauf stille stehen, und gießt es hernach langsam durch ein leinenes Tuch, damit das Grobe zurückbleibe; legt dann den Fisch in eine Kasserolle, die sich zu seiner Größe schickt, gießt das Salzwasser und so viel anderes Wasser dazu, daß solches über den Fisch gehe, thut einige Gewürznelken, Lorbeerblätter, große Zwiebeln und weißen Pfeffer dazu, kocht den Fisch gar, nimmt ihn ab, setzt denselben auf nasse Asche, gießt ein Maaß oder Quart Milch daran, und richtet ihn nachher auf einer weißen Serviette auf einer Schüssel trocken an, und belegt ihn mit grüner Petersilie. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Fische nicht lange gekocht werden dürfen. Einige wickeln den Fisch in eine Serviette, und kochen ihn darin; dieses kommt jedoch auf eines jeden Belieben an.

Zubereitung der kleinen Schollen oder Platteißen auf eine andere Art. Wenn man kein Essen mit einer weißen Brühe hat, so kann man die Platteißen ganz lassen, und mit einer weißen dicklichen Brühe mit Rahm, Salz und weißen Pfeffer gewürzt anrichten. Oder man schneidet die kleinen Schollen in Stücke und richtet sie mit Sardellensauce an, oder sie werden in kurzer Brühe gekocht und kalt auf einer Serviette angerichtet, oder auch zu grünen Erbsen gegeben, wie auch schon oben, S. 609 angeführt worden. Es kann auch eine

Digitized by Google

Pastete davon bereitet werden. Sonst dürfen sie nicht zu lange kochen.

Schollen, Pleuronectes; Fr. Pleuronectes, im Wasserreiche die einzigen bekannten Thiere, deren Körper nicht symmetrisch ist. Er ist von den Seiten völlig platt zusammengedrückt. Die Flossen, die Seitenlinien und das Maul liegen wie gewöhnlich, aber die beiden Augen liegen an einer Seite. Dasjenige, welches über dem andern steht, ist kleiner; dasselbe ist auch der Fall mit den Nasenlöchern. Die Seite des Körpers, an welcher die Augen liegen, ist von dunkler Farbe, die andere Seite ist weiß; der Kiemendeckel dieser Seite ist zum Theil geschlossen. Diese Fische haben eine längs dem Rücken laufende Flosse, und eine andere, welche fast der ganzen Länge des Bauches nach läuft, weil der After sehr weit vorwärts liegt. Ihre Rippen sind sehr klein. Sie haben keine Schwimmblase und bleiben im Schlamme; sie schwimmen in schräger Richtung, die Augenseite nach oben gewandt. Ihr Magen besteht nur in einer leichten Auftreibung des Darmkanals, welcher entweder ganz ohne Blinddärme ist, oder deren nur zwei bis drei kleine hat. Die Leber ist klein und ohne Einschnitte. Die Bauchhöhle verlängert sich zu beiden Seiten der unteren Dornfortsatze der Schwanzwirbel. Die Zeugungstheile und selbst ein Theil der Därme liegen in diesen beiden Verlängerungen. In einigen Gattungen, z. B. den Zungen, vereinigen sich die erwähnten beiden Flossen mit der Schwanzflosse; in andern Gattungen ist die Rücken- und Sterzflosse von der des Schwanzes abgesondert, wie z. B. bei den Butten, Schollen ꝛc. Eine genaue Beschreibung von den Schollen liefert der Doctor Walbaum in Lübeck in dem Hannöverschen Magazin vom Jahre 1781, S. 1003 u. f., wovon ich hier einen Auszug geben will; denn da dieser Fisch,

nach der Beschreibung des genannten Schriftstellers, eben so gut eine Butte, als eine Scholle seyn kann, so führe ich ihn hier auf.

Bei den Hamburgern führt dieser Fisch den Namen Schulle, bei den Lübeckern Goldbüte, bei den Holländern Scholle, bei den Engländern Plaise, bei den Franzosen le Quarlet, bei den Schweden Skalla oder Rodsputta, bei den Dänen Skuller, bei den Normännern Hellebutt. Der Kopf ist mittelmäßig, über die Hälfte schmäler, als der Rumpf, wovon er auf die Hälfte eingeschlossen ist; er ist ferner sehr zusammengedrückt, eyförmig, vorn verengt, hervorstehend, mit einer kurzen, stumpfen und schiefen Schnautze; diese ist sehr kurz, breiter, als lang, zusammengedrückt, vorn stumpf und nach der linken Seite gewendet. Zwischen und vor den Augen ist der Kopf höckerig und wie der Rumpf gefärbt. — Die Mundspalte befindet sich überzwerg am Ende des Kopfes und geht an der linken Seite weiter nach hinten zu, so daß der linke Mundwinkel viel tiefer eingeschnitten ist, als der rechte. — Die Kiefer sind fast gleich, an der linken Seite und vorn gezähnt, und an der rechten meistens zahnlos, beweglich, etwas nach der linken Seite gewendet, bogigt, so daß der linke Arm des Bogens den rechten an der Länge weit übertrifft; um sie her liegen etwas dicke häutige Lippen, welche gegen die Mitte enger werden und an den Winkeln des Mundes abgetheilt sind. — Die Zähne in den Kinnbacken sind nur klein, gleich hoch, unten walzenförmig, am Ende kielförmig abgestutzt, und stumpf, stehen aufgerichtet in einer Reihe dicht aneinander, wie die Schneidezähne der Menschen, nehmen bei dem linken Mundwinkel und an der Mitte des Kiefers in der Länge nach und nach ab. Die meisten sitzen fest in dem linken Arme des Bogens. Auf dem rechten Arme des Oberkiefers,

Digitized by Google

bei der Mitte befinden sich drei dergleichen Zähne, welche von den andern durch einen Zwischenraum entfernt und nach innen gerichtet sind, und noch zwei andere ähnliche an eben der Stelle des Unterkiefers. Die Zähne des Schlundes sind gleich groß, oben stumpf, in doppelte Reihen, an den obern Höckern in drei Felder, und an den untern in zwei Felder geordnet und abgetheilt. — Die Zunge ist glatt, kegelförmig, sehr kurz, knorplicht steif, und liegt weit zurück in dem Munde vor den Kiemen. — Der Gaumen ist glatt, kielförmig ausgehöhlt, mit länglichten Runzeln begabt, und wird hinten durch zwei unterbrochene Gruben von den Kiemen abgesondert. — Vor dem Anfange des Schlundes gewahrt man vier rauhe, oval gezähnte Höcker, wovon die beiden obersten dreifach getheilt, schief auf den obern Enden der Kiemen durch die Muskeln befestiget sind; die untern sind schmal, wie zwei Hörner in einem spitzigen Winkel zusammengewachsen, und liegen hinter dem untern Ende der letzten Kieme auf den Knochen des Schlundes. — Die Augen sind mittelmäßig groß, fast rund, vorn flach, haben einen ovalen schwarzen Stern, welcher mit einem weißgelben Regenbogen umgeben ist. Sie liegen frei auf der rechten Seite des Kopfs nahe bei einander, jedoch so, daß das obere ein wenig weiter von der Schnauze entfernt ist. — Die Augenhöhle desselben, ist eine ovale, flache, weit ausgebreitete Grube, welche vorn einen scharfen, hervorstehenden Rand hat. Das untere Auge liegt in keiner Höhle, sondern auf dem rechten Backenbeine unter der Höhle des obern Auges. Es wird von dem hervorstehenden rechten Seitenrande des Stirnbeins beschützt. — Die Nasenlöcher sind klein, von einander entfernt, wovon zwei auf jeder Seite der Schnauze hintereinander liegen; die vordersten umgiebt eine röhrichte Klappe, die beiden hintersten,

Digitized by Google

welche nahe vor dem Auge wahrgenommen werden, sind oval, schief und stehen offen. — Die Kiemendeckel sind biegsam, breit, bogigt, bei dem Hinterhaupte winklicht, mit einem häutigen Rande eingefaßt, und bestehen aus drei Blättern, den Backenknochen nicht mitgerechnet, welcher einen bogigten ganzen Rand hat, und sehr breit ist. — Die Kiemenöffnung ist mittelmäßig bogigt, liegt an der Seite, und wird von dem Deckel ganz geschlossen. Die Kiemenhaut befindet sich sowohl an der Seite, als unter der Kehle, ist ganz bedeckt, hat an jeder Seite sieben zusammengedrückte, fast gleiche, gekrümmte Strahlen, wovon die beiden ersten und kürzesten mit der äußersten Spitze an einander gewachsen sind, und also eine andere Richtung, als die übrigen haben. Sie ist übrigens nicht an der Kehle festgewachsen, sondern liegt frei über derselben. — Die vier Kiemen haben einen zusammengedrückten, knochigten, gelenkigten Bogen, dessen unterer Arm dreimal so lang, als der obere ist, und welche in einen spitzen Winkel zusammengeschlagen liegen. An dem auswendigen Rande derselben sitzen rothe, parallele Franzen in zwei Reihen dicht aneinander, an dem inwendigen Rande aber kurze, bewegliche, von einander entfernte Stacheln in einer Reihe, welche an der ersten Kieme größer sind, als an den andern. Zwischen den Kiemen befinden sich fünf ungleiche Löcher, das eingeschluckte Wasser durchzulassen. — Der Rumpf ist eyförmig, halb so breit, als lang, vorn, wo der Kopf liegt, hohl ausgeschnitten, an welchem er bis an das oberste Auge hervortritt, hinterwärts nach und nach verenge, und zuletzt spatelförmig mit einem abgerundeten Ende, oben und unten bogigt, scharf kielförmig oder zweischneidig, und mit Flossen besetzt; an der Oberfläche etwas erhaben rund, glatt und grubicht, an der Unterfläche aber

Digitized by Google

glatt und nur wenig grubicht. Der Nacken ist kielförmig, steigt nach dem Rücken schräge in die Höhe. Der Rücken, welcher auch scharf kielförmig ist, geht von dem Nacken etwas weiter in die Höhe, bis auf den dritten Theil seiner Länge, hernach steigt er mit einer geringen Krümme wieder herab bis an den Fortsatz des Schwanzes. Die Kehle und der Bauch sind kielförmig kurz, und steigen von dem Kopfe bis an den After in einer Bogenlinie herab. Die allgemeine Höhle des Bauches ist oval, höher und enger, als lang. Sie nimmt ungefähr den sechsten Theil des Rumpfes ein. Aus dieser gehen zwei zugespitzte Nebenhöhlen unten an beiden Seiten des Schwanzes an den Fortsätzen der Rückenwinkel hindurch, worin die Geburtstheile liegen. Der Schwanz macht den größten Theil des Rumpfes aus. Er ist sehr zusammengedrückt, halb eyförmig, und endiget sich mit einem kurzen, breiten, spatelförmigen Fortsatze, welcher am Ende abgerundet und ungefähr 1½ Zoll lang und breit ist. Die Seitenlinie ist glatt, ein wenig erhaben, aus länglichten, in einer Reihe hintereinander liegenden Grübchen zusammengesetzt. Sie liegt fast in der Mitte des Rumpfs, doch dem Rücken etwas näher, als dem Bauche. Sie kommt von dem Hinterhaupte, läuft gerade fort bis über die Mitte der Bauchhöhle, von da steigt sie schräg und etwas gekrümmt nieder über das Ende der allgemeinen Bauchhöhle, alsdann läuft sie in der Mitte des Schwanzes bis an die Flossen fort und verliert sich in dem Grundtheile derselben. — Der After befindet sich nahe bei der Brust an der linken Seite des Bauchrandes, zwischen den Bauchflossen. Er ist oblong, und so weit, daß der Mastdarm auf einen oder zwei Zoll lang umgewandt heraustreten kann. Vielleicht geschieht dieses in der Begattung, wie bei den Enten männlichen Geschlechts. Hinter demsel-

ben und vor dem Anfange der Afterflosse steht nach vorn zu ein kurzer starker Stachel hervor. Die Glieder bestehen in sieben Flossen mit biegsamen Strahlen, deren weiche Spitzen etwas über die gemeinschaftliche Haut hervorragen. Eine derselben liegt längs dem Rücken, zwei zur Seite der Brust, zwei unter der Brust, eine unter dem Schwanze, und die letzte am Ende desselben. — Die Rückenflosse ist mondförmig lang ausgestreckt, abgesondert, deren gröste Breite sich zu der Länge verhält, wie 1 zu 6. Sie nimmt bei dem obersten Auge ihren Anfang, läuft über den Nacken und Rücken fort, und nimmt in der Breite nach und nach zu, bis kurz vor der Mitte des Schwanzes, alsdann wird sie wieder nach und nach schmaler und endiget sich bei dem Fortsatze des Schwanzes. Sie enthält über siebzig einfache, von einander entfernte zu- und abnehmende Strahlen, wovon die hintern sich gegen die vordern neigen. — Die Brustflossen sind klein, sitzen hinter den Kiemendeckeln, schief aufsteigend, fast in der Mitte, doch etwas näher nach dem Rande des Bauches. Die rechte ist schief abgestutzt, hat zwölf dicht aneinander sitzende Strahlen, nämlich drei einfache zunehmende und neun abnehmende, worunter sieben gespalten, und die beiden letzten einfach sind. Sie ist so lang, als der dritte Theil des Kopfes, und ihre Breite am Grundtheile verhält sich zu ihrer Länge, wie 2 zu 5. Die linke ist kürzer, spitz winklicht, und nur mit eilf einfachen zu- und abnehmenden Strahlen begabt, worunter die fünfte die längste ist. — Die Bauchflossen sind wenig kleiner, als die Brustflossen, spitzig, sitzen unter der Brust hinter der Kehle nahe bei einander, haben sechs einfache ab- und zunehmende Strahlen, worunter die dritte am längsten ist. Ihre Breite verhält sich zur Länge, wie sieben zu neunzehn. — Die Afterflosse ist

Digitized by Google

mondförmig, abgesondert, lang ausgestreckt, geht von dem Afterstachel bis an den Fortsatz des Schwanzes, enthält über fünf und funfzig einfache, entfernte, gegeneinander sich neigende Strahlen. Sie ist in der Form und Breite der Rückenflosse gleich, nur um den vierten Theil kürzer. Die Afterstachel, welche beim Anfange derselben liegt, gehört nicht dazu, sondern ist das hervorstehende Ende eines sichelförmigen Knochens, welcher am Hintertheile der Bauchhöhle liegt. — Die Schwanzflosse ist mittelmäßig, fast wie ein oblonges Viereck gestaltet, abgesondert, hinten etwas abgerundet, und dabei gezähnt oder verschiedentlich ausgehöhlt. Ihre Länge verhält sich zur Breite am Grundtheile wie zwei zu vier, und zu der Länge des Rumpfes, wie eins zu vier. Sie besteht aus zwanzig dichten, ungleichen Strahlen, wovon drei einfache an jeder Seite in der Länge nach und nach zunehmen; die übrigen sind gespalten und fast gleich lang. — Seine Farbe ist auf der rechten Seite bunt, gelblich grau und schwärzlich braun marmorirt, mit rundlichen, zerstreuten, pomeranzengelben Flecken geziert, wovon sechs oder sieben an der Rükkenflosse, und eben so viel auf der Afterflosse sich befinden; auf der linken Seite ist er gelblich weiß, hin und wieder mit kleinen, rundlichen, olivenfarbigen Flecken untermischt, an dem Kiemendeckel und gegen den Rand der Flosse schwach violett. Seine Bekleidung besteht aus einer zähen, glatten, schlüpfrichten Haut, worin kleine, runde, sehr dünne gestrahlte abgesonderte Schuppen tief verborgen liegen, so daß sie auf der Oberfläche der Haut flache Grübchen ausmachen.

Bei diesen Fischen scheint überhaupt noch manches Dunkele zu herrschen. So wird von einigen Naturforschern die Hellbutte, wie die oben beschriebene Fischgattung, die eigentlich die Scholle seyn soll,

auch benannt wird, als ein ganz anderer Fisch beschrieben; und sie hat im Lat. den Namen Pleuronectes Hippoglossus erhalten, soll sich an den Isländischen Küsten vorzüglich in großer Menge aufhalten, sehr groß und bis zu 150 Pfund schwer werden. Ihre Nahrung besteht in Krebsen und kleinen Fischen. Man fängt ihn mit starken Hammen; s. auch unten. Zu dieser Fischgattung gehören:

1) Die Schollen, Pleuronectes platessa, s. oben, S. 607.

2) Die Butten, Bütten, Meerbutten, Pleuronectes Rhombus Linn.; s. auch, Th. 87, S. 20. Diese Fischart ist in Ansehung ihrer äußerlichen Gestalt mit den eigentlichen Schollen nahe verwandt, nur daß jene dicker oder fleischiger, und auf der weißen Seite mit kleinen Flecken besetzt, dagegen längs dem Rücken etwas schärfer anzufühlen ist. Sie sind gleich den Schollen nicht von einerlei Art; denn man hat Dornbutten, Glattbutten und Winkelbutten.

Eine besondere Art der Schollen ist ferner die Steinbutte, Hillbutte oder Heilbutte, Pleuronectes maximus; Dänisch Hellefisk; Norwegisch Helleflynder oder Queite; Fr. le Flaitan, Flettan ou Turbot; Engl. Holibut, Turbot, Turbut. Sie hat einen rautenförmigen, höckerigen Körper, und die Augen an der linken Seite. Oben und unten hat sie eine doppelte Reihe etwas gekrümmter und einwärts gebogener sehr harter Zähne; ferner hat dieser Fisch eine große steife Zunge, und über derselben vor dem Schlunde an dem Oberrachen zwei runde, aus vielen spitzigen Zähnchen bestehende und daher ganz rauhe Stellen; er hat ferner auf seinen Kiefern spitzige Stacheln, mit dreifachen Kieferdeckeln oder Ohren. Die Augenseite hat eine schöne schwarze Farbe. Die Größe dieses Fisches

beträgt oft 3 Ellen und darüber; er ist daher die größte Art seiner Gattung. Wegen seiner Breite und Fläche, und weil er dabei keine proportionirte Dicke oder Runde, auch keine Fertigkeit hat, sich zu tummeln, Fischen nachzueilen ꝛc. wie andere große und langrunde Fische, so dienen ihm diese Spitzen, Haken und Zähne, um seines Raubes desto weniger zu verfehlen, und das, was er erhascht, desto besser zu halten. Sein Raub sind Heringe und andere kleine Fische; auch hascht er größere, als Schellfische, Dorsche ꝛc. Im Uebrigen ist dieser Fisch der äußern Gestalt, Floßfedern, so wie auch der inwendigen an Eingeweiden andern Butten ganz ähnlich, und weil er, wie die andern Fische seines Geschlechtes, keine Luftblase hat, so kann er sich nicht sonderlich in die Höhe heben und stark und weit schwimmen. Er hält sich daher meistens im Grunde auf; auch ist an ihm diejenige Haut sehr kenntlich und sichtbar, womit alle Fische seiner Gattung vor andern deswegen versehen sind, damit sie solche vor die Augen ziehen können, um diese dadurch vor dem Schneiden des scharfen, eckigten Meersandes zu verwahren, wenn sie sich nämlich bei Stürmen in den Sand wühlen, um sich dann zu verbergen. Daß aus diesem Fische der Raf oder Reckling gemacht werde, ist schon Th. 120 angeführt worden. — Auch diese Gattung findet man in allen Europäischen Meeren.

3) Die gemeine Zunge, Sohle, Pleuronectes solea; Fr. la Sole commune. Sie hat einen länglichen Körper und die Augen auf der rechten Seite, welche Seite gleichfarbig braun ist. Der Oberkiefer legt sich wie ein Haken über den untern; s. den Art. Zunge, in Z.

4) Der Flunder, Pleuronectes flesus; Fr. le Flet ou Picaud, s. auch oben, S. 625 und Th. 14, S. 368, von wo diese Fischgattung hierher verwie-

sen worden. Er unterscheidet sich von der Scholle durch den Mangel der Höcker, welche durch eine rauhe Linie ersetzt worden, und durch die einförmig braune Farbe der Augenseite. Er hat ein zartes schmackhaftes Fleisch, und wird, besonders geräuchert, zu Markte gebracht. S. auch den Art. Seitenschwimmer, worunter eigentlich alle diese Gattungen begriffen werden, obgleich Cüvier und andere Naturforscher sie unter den Namen Scholle gebracht.

Schollen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden, besonders Meissens, üblich ist, sein Wasser lassen, harnen. Es ist, nach Adelung, eine Onomatopöie, der Form nach aber ein Intensivum von dem Niedersächsischen schälen, spühlen. Ohne Zischlaut gehören auch das bei den Jägern übliche gallen, harnen, und das Französische couler, fließen, hierher.

Schollenpastete, s. oben, S. 615.

Schollenpotage, s. daselbst, S. 611.

Schollentorte, s. das., S. 616.

Schöllkraut, Chelidonium Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und zu den mohnartigen Pflanzen gehört. Kennzeichen sind viele, dem Fruchtboden einverleibte, Staubfäden, ein Staubweg, ein hinfälliger Kelch, und eine schotenartige Frucht.

1) Großes Schöllkraut, Schwalbenkraut, Maienkraut, Chelidonium majus, pedunculis umbellatis. Linn. Syst. plant. Tom. I. p. 723. Chelidonium pedunculis multiflores. Hort. cliff. pag. 201. Chelidonium majus vulgare. Bauh. pin. p. 144. Chelidonium majus, folio laciniato. Clus. hist. 2. p. 203. Die Wurzel dieser Pflanze ist ästig und zaserigt, im frischen Zustande

Digitized by Google

braunroth; getrocknet aber schwarz. Die Blätter sitzen auf langen Stielen, sind groß und auf besondere Art zusammengesetzt, so daß jedes Blättchen wieder in einige Lappen getheilt wird, davon die unteren kleiner sind, das oberste aber das größeste ist. Sie sind sämmtlich am Rande weitläuftig eingeschnitten und haben eine hellgrüne Farbe. Zwischen den Blättern kommen lange Stiele hervor, worauf die gelben, vierblättrigen Blumen schirmförmig sitzen. Das Samenbehältniß ist eine runde, dünne Schale, 1 1/2 Zoll lang, zweiklappig, aber nur mit einer Kapsel versehen. In dieser erst grünen, nachher braunröthlichen Schale befinden sich schwarze, glänzende rundliche, glatte und 1/2 Linie breite Samen. Man findet diese Pflanze in ganz Europa an altem Gemäuer ic. wildwachsend an; in Deutschland an allen trocknen Hügeln, aufgeworfenen Graben und auf alten verfallenenen Mauern. Sie wird, da sie sehr gemein ist, selten in den Gärten gezogen. Kraut und Wurzel sind officinell; jedoch findet man sie in neueren Arzneimittellehren noch selten angeführt. Sie geben, so lange sie frisch sind, wenn sie verletzt worden, einen safrangelben scharfen Saft, der das blaue Papier roth färbt, und haben einen widerlichen Geruch, der sich aber im trocknen Zustande verliert. Aeltere Chemiker, die diese Pflanze untersuche haben, erhielten aus fünf Pfund Schwalbenkrautblättern und Stängeln, welche in einer Retorte destillirt wurden, 1 Pfd. 11 Unzen, 3 Drachmen und 18 Gran klare, fast nicht schmeckende und riechende, etwas scharfe, kaum merklich saure Feuchtigkeit; 2 Pfd., 13 Unzen und 18 Gran klare, saure, und kaum merklich herbe Feuchtigkeit; 1 Unze, 7 Drachmen und 36 Gran braunröthliche, etwas salzige, uriuöse Feuchtigkeit, 1 Drachme festes flüchtiges urinöses Salz, nebst 4 Drachmen und 36 Gran dickes Oel. Die in der

Retorte übrig gebliebene schwarze Masse wog 2 Unzen, 7 Drachmen und 18 Gran, welche, nachdem sie gehörig kalcinirt worden, 1 Unze, 2 Drachmen und 36 Gran Asche zurückgelassen, woraus durchs Auslaugen 6 Drachmen und 27 Gran fixes, bloß alkalisches Salz gezogen worden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 2 Unzen und 18 Gran, in der Kalcination aber 1 Unze, 4 Drachmen und 54 Gran betragen.

Das Schöllkraut innerlich genommen, soll die Verstopfung heben, den Urin und Schweiß erregen, die Cacherie und Wassersucht heilen, das Fieber und die gelbe Sucht vertreiben. Man verschrieb das Pulver von der getrockneten Wurzel zu einer halben bis ganzen Drachme, oder man goß auf eine Unze von der frischen Wurzel zwei Pfund Wein, oder kochte sie im Wasser und ließ es zu 6 Unzen trinken; von dem safranfarbigen Safte aber wurden 3 oder 4 Tropfen in einem Glase Wein oder in einer andern bequemen Feuchtigkeit verschrieben. Man hielt die Wurzel auch ehemals in bösartigen und pestilenzialischen Fiebern für ein vortreffliches schweißtreibendes Mittel, wenn sie mit Essig gekocht wird. Wenn man nach dem Tragus eine Handvoll von dieser Wurzel nimmt, solche reiniget, in einem halben Maaße Rosenessig kocht, hernach durchseiht, 1½ Drachme Theriak dem Dekocte zusetzt, und eine Schale davon zu trinken giebt, so soll es diejenigen, die an der Pest leiden, davon befreien; sie müssen aber dabei im Bette liegen und schwitzen. Mehrere ältere Aerzte, z. B. Emanuel König, Lobel, Rajus stimmen zwar für ihre Benutzung in der Heilkunde, jedoch nicht in zu großen Dosen. Nach des Ersten Versicherung sollen 2 Unzen von der Infusion dieser Wurzel schreckliche Zufälle erregen. Lobel will sie nur selten innerlich genommen wissen, und dieser Meinung ist auch Rajus. Das Schwal-

Digitized by Google

benkraut äußerlich gebraucht, reiniget die Wunden, besonders alte, auch die Geschwüre, man mag nun die zerstoßenen Blätter auflegen, oder das Pulver davon einstreuen, oder den Saft von solchen eintröpfeln. Der safranfarbige Saft soll die Warzen wegnehmen, wenn sie damit bestrichen werden. Auch bei den Augenkrankheiten soll das Schöllkraut sehr dienlich seyn. Einige preisen den aus dem abgerissenen Stängel herauslaufenden gelben Saft an, und tröpfeln ihn in die Augen, die Augengeschwüre damit zu reinigen und die Flecken zu vertreiben. Da er aber sehr scharf ist, so muß er mit einer jeden bequemen Feuchtigkeit verdünnt werden, oder man gebrauche das destillirte Wasser von demselben, welches milder ist. Nach dem Fabricius Hildanus soll der Extract von dem Schöllkraute nicht allein bei äußerlichen Flecken, sondern auch beim angehenden Staar sehr dienlich seyn, jedoch müsse man es wegen der Schärfe nicht größer als ein Stecknadelknopf auflegen. Ehemals hatte man in den Apotheken ein destillirtes Wasser von diesem Kraute, welches für ein vortreffliches Augenmittel gehalten wurde. — Leonhardi hat aus dem Schöllkraute vollkommenen Salpeter erhalten.

2) Großblüthiges Schöllkraut, großes Schöllkraut aus Virginien und Kanada, gelber, gehörneer Mohn, Hörnermohn; Chelidonium glaucium, pedunculis unifloris, foliis amplexicaulibus sinuatis, caule glabro. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724. Chelidonium glabrum, pedunculis unifloris. Hort. ups. 137. Papaver corniculatum luteum. Bauh. pin. 171. Papaver corniculatum, flavo flore. Clus. hist. 2, p. 91. Die Pflanze ist gräulich, der Stängel glatt, unbehaart, die Wurzel-Blätter sind lang, breit, dick, fleischigt, rauh, gelappt,

am Rande ausgezackt oder eingekerbt, meergrün, und liegen auf der Erde. Der Blumenstiel ist unbehaart, theilt sich in viele Aeste und treibt Blätter, welche viel kleiner, als die Wurzelblätter, und nicht so tief gekerbt sind. Die Blumen wachsen auf den Gipfeln, haben die Größe derjenigen des zahmen Mohns, vier gelbe Blätter in Rosenform; so bald sie abgeblühet, erscheint eine lange, rauh anzufühlende Hülse, worin die Samenkörner, welche dem gemeinen Mohne ähnlich sind, liegen. Die Wurzel hat die Dicke eines Fingers, ist lang und schwärzlich. Auch diese Pflanze enthält einen gelben Saft, der einen üblen Geruch hat, und bitter schmeckt. Das Vaterland ist England, die Schweiz, Frankreich, Italien, Virginien, und Kanada, wo sie an sandigen an der See gelegenen Orten angetroffen wird.

3) Gehörntes Schöllkraut, Chelidonium corniculatum, pedunculis unifloris, foliis sessilibus pinnatifidis, caule hispido. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724. Chelidonium hispidum, pedunculis unifloris, Hort. ups. 137. Glaucium hirsutum, flore phoeniceo, Tournef. inst. 254. Papaver corniculatum phoeniceum, hirsutum. Bauh. pin. 171. Papaver cornutum, phoeniceo flore. Clus. hist. 2, p. 91. Die Stängel dieser Pflanze sind viel schwächer und schlanker, als die an der vorhergehenden, und liegen auf dem Boden. Ihre Blüthen sind gleichfalls kleiner, anfangs roth, nachher blässer, und endlich ganz blaßroth oder gelblich roth. Wenn die Blumen abgefallen, so erscheinen lange schlanke Schoten, welche Samen enthalten, die viel dicker sind, als diejenigen des gemeinen Mohns, und runzlich. Die Wurzel ist lang, ziemlich dick, weiß und in Seitenwurzeln getheilt. Man findet diese Art in Ungarn, Böh-

Digitized by Google

men, Deutschland ꝛc. auf dem Felde und in den Gärten.

4) **Violetter gehörnter Mohn, unechter Mohn**, Chelidonium hybridum, pedunculis unifloris, foliis pinnatifidis linearibus, caule laevi, siliquis trivalvibus. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724, Papaver corniculatum violaceum. Bauh. pin. 172, Papaver corniculatum, violaceo flore. Clus. hist. 2, p. 92. Die Blätter dieser Pflanze sind noch kleiner, als die der vorhergehenden, auch viel zarter ausgeschnitten und grauer in der Farbe. Die Stängel derselben sind klein und zart, und ein wenig rauh. Die Blumen gleichen den vorigen, nur sind sie dunkler violett. Die rauhen Schoten enthalten schwärzliche Samenkörner. Die Wurzel ist dünn. Man trifft sie in dem südlichen Europa auf dem Felde wildwachsend an.

Die beiden letzteren Arten zieht man der Veränderung wegen in den Gärten. Von der ersten Art wird nur eine Abänderung, nämlich **das große Schöllkraut mit gefüllter Blume**, Chelidonium majus, flore pleno in den Gärten gezogen, wo sie schön gefüllte Blumen trägt. Sie wächst in schattigen Rabatten, wo sie zur Abwechselung der Schönheit vieles beiträgt; auch vermehrt sie sich in kurzer Zeit so sehr, daß man weiter keine Mühe mit ihr hat, als nur ihre Wurzeln zu theilen. Die aus Virginien und Kanada zu uns gebrachte Sorte, welche auch, wie schon oben erwähnt worden, in England, der Schweiz, Frankreich und Italien wachsend angetroffen wird, erträgt auch in Deutschland das Klima im Freien.

Das perennirende Schöllkraut kann durch Theilung der Wurzel fortgepflanzt werden, die einjährigen Arten erzieht man aus Samen, den man, gleich nach

seiner Reife, in einen entbehrlichen Winkel des Gartens aussäet. Auf diese Weise behandelt, erhält man ohne Mühe einen beständigen Vorrath von Pflanzen.

Schöllrasen, im Deichbau, werden aus Busch, auch wohl mit Stroh melirt, gebunden, etwa 1 auch 1½ Fuß dick und 8 bis 12 Zoll lang, und in der Höhe des vom Deiche stehenden Wassers befestiget, um die Schölung abzuhalten. Wenn aber der Deich überlaufen will, kann man sie im Fall der Noth oben auf der Kappe fest pfählen.

Schölstellen, im Deichbau, werden an einem Deiche solche Stellen genannt, welche vom Wasser ausgeschölt oder ausgespült sind.

Schölung, im Wasserbau, die Bewegung des Wassers durch den Schwung, auch nach der Seite, wo doch kein Wind aufsteht, folglich auch kein ordentlicher Wellenschlag oder keine Brandung ist.

Scholz, s. Schulz.

Schon, eine Partikel, welche in einer doppelten Gestalt üblich ist. 1. Als ein Nebenwort, im nächsten Verstande, als ein Nebenwort der Zeit, denjenigen Umstand der Zeit zu bezeichnen, da eine Sache geschehen ist, oder wirklich geschieht. 1. Eigentlich, sowohl bei geschehenen Dingen, als von solchen, welche jetzt wirklich geschehen, wofür man im Hochdeutschen auch bereits gebraucht, im Niederdeutschen all und im Oberdeutschen allschon. Wir haben schon gegessen. Er ist schon da; kommt schon. In dieser Bedeutung kommt es auch in vielen biblischen Stellen vor. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt, Matth. 31, 10. Da die Tiefen noch nicht waren, da war ich schon bereitet, Sprichw. 8, 24 ꝛc. ꝛc. — Ich weiß schon was ich thun will. Schon damals; jetzt schon; schon

Digitized by Google

vorlängst. Ich höre es schon, sie sind ein Freigeist ꝛc. ꝛc. So auch die Fragen: Bist Du schon wieder da? Sind sie schon gekommen? Hast du es schon gehört? Hier kann es schon für sich allein eine fragende Bewunderung ausdrücken. Er ist schon da! Schon? Nach der Regel steht es, gleich den meisten übrigen Nebenwörtern, hinter dem Zeitworte, allein wegen des Nachdrucks wird es in der edleren Schreibart auch oft zu Anfange des Satzes gesetzt. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Schon glänzte die Sonne durch das Reblaub am Fenster ꝛc. — In weiterem Verstande, wo sich neben dem Begriffe der geschehenen Sache allerlei Nebenbegriffe mit einschleichen, welche den ersten oft ganz verdrängen. (1) Eine Begleitung des Wunsches, daß etwas geschehen möge. Wär' er doch schon da! Wenn nur meine Braut, mein Bräutigam schon da wäre! Wäre doch schon mein Lieschen mein! Weiße. (2) Für ohne dieß, ohne sie, besonders in der vertraulichen Sprechart. Des Volks ist schon so viel, 2 Mos. 5, 5. Dein Herz, daß schon so viel gequält wird. (3) Mit dem Nebenbegriffe der gehörigen Zeit. Ich will schon kommen (zur rechten Zeit). Ich will dich schon rufen. (4) Oft zeigt es eine Versicherung in Rücksicht auf einen vorhergegangenen Ausspruch an. Wenn sie nur nach ihm gerathen, so bin ich schon zufrieden. Nur ein solches Herz wieder zu finden, ist schon eine Freude ꝛc. (5) Oft wird es zu einem Ausdrucke einer Art einer Versicherung. Es wird schon reichen. Wir wollen heute schon noch eins werden. Ich will es ein andee Mal schon wieder einbringen. Ich weiß

schon wie junge Leute sind. Lauter Ausdrücke, welche man beim Gellert findet. Das ging schon noch an. Sie wird mit den Jahren schon anders werden. Die Zeit wird mich schon rechtfertigen. Sie können einander schon heirathen. Ich muß nun schon Wort halten. Und in der vertraulichen Sprechart. Das muß ich schon thun, das war ihm schon recht, das ging schon noch an. Schon gut!

II. Als ein Bindewort. 1. Als ein zugestehendes für zwar, welcher Gebrauch im Hochdeutschen fremd, und nur in Niedersachsen nach Adelung geläufig ist. Es ist schon war. — 2. Als ein bedingendes, welches einen Gegensatz begleitet, wo es im gemeinen Leben besonders Niederdeutschlands sehr üblich ist, für auch, gleich, besonders mit den Nebenwörtern wenn und ob. Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so ꝛc. Ps. 27, 3. Und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, Es. 1, 15. Er denkt es, ob er es schon nicht sagt. Ingleichen mit Auslassung des wenn und ob, wie gleich. Muß ich schon kümmerlich leben, so ꝛc. — Für dennoch, gleich wohl, eine im Hochdeutschen unbekannte Bedeutung.

Schön, Bei- und Nebenwort. 1. Im eigentlichen Verstande glänzend, hell, und in weiterer Bedeutung rein, sauber. Diese Bedeutung ist im Hochdeutschen veraltet; es sind nach Adelung jedoch noch Spuren genug vorhanden, daß sie ehemals gangbar gewesen. Im Niedersächsischen und Holländischen ist schön noch jetzt sauber, rein, hell; ein schönes Hemd anlegen, ein reines; schön machen, putzen, reinigen. Lauterer Wein, abgezogener reiner Wein ohne Satz, heißt im Holländischen blank-

schön. Der schöne Glanz Gottes, Ps. 50, 2. Nach Adelung der helle Glanz, so wie wir noch jetzt von schönem Wetter und von einem schönen Tage reden, worunter gleichfalls ein heiteres, helles Wetter verstanden wird. Siehe auch die Artikel Schönbaum, Schönblind, Schöndruck, Schönfärber, in welchen Wörtern diese Bedeutung noch zum Grunde liegt. In einigen Altdeutschen Bibeln des 15ten Jahrhunderts lieset man Richt. 5, 10 für schöne Eselinnen, scheinende Eselinnen, woraus erhellt, daß man scheinend und schön ehedem als gleichbedeutend gebraucht habe. — 2. In weiterer und gewöhnlicherer Bedeutung nennt man alles dasjenige schön, was mit Bewunderung und Wohlgefallen empfunden wird, wo es dann wiederum in verschiedenen Fällen gebraucht wird. (1) Was durch seine äußere Gestalt Bewunderung und Vergnügen erweckt, wozu oft helle Farben, Glanz und Reinlichkeit im Aeußeren hinlänglich sind, oft aber auch noch Uebereinstimmung aller Theile zu einem vollkommenen Ganzen erfordert wird; im Gegensatz des häßlich. Schöne Kleider, schönes Hausgeräth, ein schöner Edelstein, ein schönes Gemälde, ein schönes Haus, ein schöner Garten, ein schöner Baum, eine schöne Blume, schöne Haare, schöne Farben. Ein schönes Pferd. Eine schöne Hand schreiben. Ein schönes Colorit im Gemälde; eine schöne Gegend; eine schöne Stadt. Schön lassen, schön aussehen, schön stehen. Schön, schön ist die ganze Gegend in des Herbstes feierlichem Schmucke, Geßn. O wie schön bist du Natur, in deiner kleinsten Verzierung wie schön. Ebend. Wunderschön, im gemeinen Leben, im hohen Grade schön. Besonders von der

Gesichtsbildung, Gestalt des Leibes und dessen Theile. Ein schönes Gesicht. Eine schöne Gestalt. Eine schöne Person. Ein schöner Körper. Bildschön, so schön wie ein gemahltes Bild. Schön von Gesicht, von Gestalt. Schöne Augen, schöne Zähne, schöne Hände haben. Das schöne Geschlecht, das weibliche, weil die Schönheit demselben vorzüglich eigen ist. Wo die schöne Welt beim Spieltische sich sammelt, von mehreren Personen des zweiten Geschlechts nach Adelung, auch wohl von der Jugend beider Geschlechter aus den höheren Ständen. Die Schöne, eine schmeichelhafte Benennung einer Person weiblichen Geschlechtes. Aus dem Obigen erhellt, daß man in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche alles schön nennt, was mit Bewunderung und Wohlgefallen durch das Gesicht empfunden wird. Die Schönheit kann nur empfunden werden, und daher nur Empfindung ist und aus dem inneren Gefühle des Anschauens hervorgeht, so rührt daher auch die große Verschiedenheit in dem Urtheile über dasjenige, was schön ist. In Afrika ist eine stumpfe Nase schön, in Europa nicht. Rothes Haar war bei vielen alten Völkern eine Schönheit, bei uns findet man es häßlich. Lichtwehr führt dieses Wort in seinen Fabeln an: Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen. Von dem Begriff des Schönen in den Wissenschaften, s. weiter unten. — (2) In weiterer Bedeutung ist schön, was auch durch die übrigen Sinne, wenigstens durch einige derselben, mit einem hohen Grade des Wohlgefallens empfunden wird. Vornehmlich in Ansehung des Gehöre. Eine schöne Musik. Eine schöne Melodie. Eine schöne Stimme. Eine schöne Arie. Schön singen, spielen. Der Vogel schlägt schön, sagt man von allen Gesangvögeln, deren Ge-

Digitized by Google

sang etwas Melodisches hat, z. B. den der Nacheigallen, Grasmücken, Kanarienvögel ꝛc. Im gemeinen Leben auch zuweilen von dem Geschmacke und Geruche. Das schmeckt, das riecht schön. Von dem Gefühle brauche man es wohl nur in so fern, als es in weiterer Bedeutung von der ganzen heimlichen Empfindung gesagt wird. Schönes Wetter, welches uns in einem hohen Grade angenehm ist. Ein schöner Frühling, Herbst ꝛc., ein angenehmer, dessen Witterung auf unser Gefühl eine angenehme Wirkung hervorbringt. Unsere schönen Tage, die Jugend. — (3) In noch weiterem Verstande, was von der Seele und ihren Fähigkeiten unmittelbar mit einem vorzüglichen Wohlgefallen empfunden wird, da es denn wieder von den untern Fähigkeiten der Seele, in weiterem Umfange auch von den obern gebraucht wird. Ein schöner Gedanke. Eine schöne Antwort. Ein schönes Buch. Eine schöne That, welche in uns ein vorzügliches Vergnügen erweckt; daher der Ausdruck: sie müssen noch viel schöne Thaten thun, wenn sie das Gewebe von Unedlem vereilgen wollen. Eine schöne Seele haben. Schöne Gesänge künstlicher Saiteenspieler entzücken das Ohr, Geßn. Hier beziehe sich schön nicht bloß auf die Musik. Welches Lob ist größer, blühende Wangen, oder eine schöne Seele, Dusch.

Auch unter schlauen Scherzen
Bleibt doch die Liebe schön. Weiße.

Nimmt man die vorige und die erste Hälfte dieser Bedeutung zusammen, so ist schön, was von den Sinnen und der Einbildungskraft mit Wohlgefallen empfunden wird, was sinnliches Vergnügen erweckt. In diesem Verstande sagt man die schöne Natur, dasjenige in der Natur zu bezeichnen, was einen ho-

hen Grad dieses Wohlgefallens in uns hervorbringt. Daher die schönen Künste, s. unter Kunst, Th. 55, S. 95, die schönen Wissenschaften, s. unter Wissenschaft, in W., deren Absicht es ist zu gefallen und zu vergnügen. Ein schöner Geist, bei welchem sinnliche Empfindungen, Einbildungskraft und Geschmack vorzüglich wirksam sind.

3. Figürlich. (1) Schön mit einer Person thun, in der vertraulichen Sprechart, verliebt. Jemandem schöne Worte geben, freundliche, schmeichelhafte. Jemanden schön oder auf das Schönste grüßen, freundlich; so auch schön danken, zum schönsten bedanken. (2) Oft, jedoch nur im gemeinen Leben, braucht man es als eine Art einer Intension. Eine schöne Summe Geldes, eine beträchtliche. Ein schönes Alter, ein hohes. (3) Noch öfter ist es im gemeinen Leben für sehr gut, das ist, seiner Bestimmung sehr gemäß, üblich. Eine schöne Gelegenheit. (4) Ingleichen, doch höchstens nur in der vertraulichen Sprechart, wird es ironisch gebraucht, das Gegentheil zu bezeichnen. Er ist mir ein schöner Herr. Du bist ein schöner Vogel. Das wäre schön! Da würde ich schön ankommen. Das wird ihm schön bekommen seyn. ꝛc.

In der Kunst ist schön, Fr. Beau, dasjenige, was die Natur, in Absicht auf unsere Sinne, in den Gegenständen [illegible] vollkommensten hat. So sagt man von einem Gemälde, welches viele Vollkommenheiten der Kunst in sich faßt, es hat ein schönes Kolorit, eine schöne Haltung, eine schöne Anordnung ꝛc. Man hat den Begriff dessen, was schön ist, fest zu setzen gesucht, und es bald durch sinnliche Vollkommenheit, bald durch genaue Uebereinstimmung aller regelmäßigen

Digitized by Google

Theil erklärt; allein hierdurch ist der Begriff des Schönen nicht erschöpft, indem die Uebereinstimmung aller regelmäßigen Theile nur eine Art der Schönheit ausmacht. Hierbei kann man sich jedoch nicht aufhalten; denn wenn auch sinnliche Vollkommenheit ein eben so schwankender Ausdruck, als Schönheit selbst ist, so ist doch die Kunst des Schönen eine Darstellung des höchsten oder idealen Lebens. Jedes Leben fällt in den Begriff der Zeit, sagt St. Schütze *), und setzt daher Veränderungen voraus, es muß daher auch jedes Kunstwerk ein Mannigfaltiges enthalten, das sich nach innerer Uebereinstimmung, Zweckmäßigkeit genannt, zur schönen Einheit verbindet. Was daher die Kunst auch jemals zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen mag, so wird sie immer in das Todte Leben und Geist, in das Lebendige Ruhe und Würde, in das Vielfache Einheit, in das Einfache Mannigfaltiges oder Vielfaches, und in das Ganze Uebereinstimmung bringen; das höchste Leben zu empfinden, ist dem Menschen nur in dem freiesten, glücklichsten Zustande, in der Vereinigung aller Seelenkräfte, in der Regsamkeit der Phantasie möglich; sie flieht alles Todte und Bedürftige, und unterscheidet daher das Schöne und Edle von dem Gemeinen sehr wohl, aber auch in dem Gemeinsten erblickt man gern das Edle, Schöne, Freie, Göttliche und Ewige. Tiefer dringt das Schöne in den Kreislauf der Dinge, überall Leben, Geist und Saft; auch das Verworfenste erscheint wieder thätig und belebend, selbst das Lebloſe, der Fels in seiner Dürftigkeit, steht vor ihr, als eine redende Gottheit da. Für den Gebrauch oder die Auffassung der äußeren Dinge würden Verstand

*) Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1806, S. 716.

und Erinnerung schon hinreichen, wie wir an Menschen in beschränkten Verhältnissen wirklich wahrnehmen; die Phantasie begnüge sich aber mit diesen bloß sinnlichen Beziehungen nicht, sie geht über die Gränze der Erscheinungen hinaus, sucht in das Innere, in den Geist und das Wahre der Dinge einzudringen, das Vorhandene sowohl nach seiner innern Lebendigkeit zu ergreifen, als auch nach der Beziehung des Unermeßlichen nach seiner ganzen Bedeutsamkeit zu ergründen und zu verstehen; und wo die Kunst des Schönen von außen die Dinge durchforscht und, überall den schaffenden Geist ahnend, wieder schafft und gebiert, so wendet sie sich nach innen zu sich selbst, zur denkenden Seele zurück, und strebt auch hier das Leben, mit allen seinen Erscheinungen, (Empfindungen, Gedanken, Trieben und Leidenschaften) aufzufassen und darzustellen. So in Besitz der ganzen Natur bleibt sie endlich bei der Wirklichkeit, bei dem, was einst geworden ist, nicht stehen, sondern erhebt sich zu dem Denkbaren und Möglichen, erweitert die Verhältnisse der Kräfte zu einer größeren Wechselwirkung. Ueber das Leben über die Erde hinaus baut sie sich einen Himmel, wovon ihr die sichtbare Welt nur ein schwaches Abbild ist. Sie verläßt ihre eigene Brust, um in der Seele einer Gottheit zu wohnen, und mit ihr das Weltall zu überschauen. Indem die Phantasie zwischen der äußeren und inneren Welt, zwischen der Empfindung ihres eigenen Geistes und den Gestalten der Dinge schwankt, und beides auf einander bezieht, erkennt sie als zwei Grundelemente der Welt und ihrer eigenen Vorstellung das Daseyn eines Körpers, als das Todte, und das Daseyn eines Geistes, als das Lebendige, das sie aber im Sinn des Ganzen immer, als etwas Verbundenes, immer, als etwas Unzertrennliches, wie es auch ist,

Digitized by Google

betrachtet. So stellt die Kunst des Schönen z. B. nie einen todten Menschen dar, insofern er todt ist und verweset, sondern in sofern er nur in einem schlummerähnlichen Zustande liegt, und sich in seinem Gesichte noch das vorige Leben und sein Geist ausdrückt, ja selbst die Alten sollen sogar in Statüen oder Bildsäulen wohl einen Sterbenden, aber nie einen schon völlig entseelten Leichnam abgebildet und dargestellt haben. Es ist daher wohl unbezweifelt wahr, daß die Kunst nur das Leben, und zwar das geistige, schöne Leben vor Augen hat. In sofern sie aber mehr oder weniger, bald nach innen, bald nach außen wirkt, muß sie bald mehr körperlicher, bald mehr geistiger Art werden, und sich nach denselben Grundelementen in Körper und Geist, in Plastik und Musik theilen, zwischen welchen die Poesie die Mitte hält. Es ist daher ein Bedingniß der Kunst überhaupt, daß man überall in derselben das Schöne zu wählen wisse. So ist es in der Malerei nicht genug, daß man die Natur so male, wie sie sich überall unsern Augen zeigt, sondern man muß in derselben das Schönste, was sie hat, zu wählen wissen; man muß sie von Allem, was schlecht und gemein ist, frei machen, und sie in ihren vollkommensten Werken studieren. Die meisten Maler aus der Niederländischen Schule nahmen die Natur, unter dem Vorwande, dieselbe nachzuahmen, ohne allen Unterschied, und oft selbst in demjenigen, was sie am Niedrigsten und Gemeinsten hat. Man muß das Schöne nicht mit dem Reize verwechseln, den eine Sache haben kann; denn dieser ist davon ganz verschieden. Das Schöne ist sehr selten, und wenigen bekannt, und daher ist es auch schwer zu wählen, und sich Begriffe davon zu machen, welche zum Muster dienen könnten. Man muß es daher nach den Gesetzen, den Basreliefs und andern alten

Werken der Griechen und Römer studieren, weil die Alten aus den Vollkommenheiten der Natur ein besonderes Studium gemacht haben. Die im höchsten Grade schönen Gegenstände sollen, nach den Regeln der alten Maler, etwas große edle Umrisse haben, sie müssen entwickelt rein und ohne Veränderung seyn, sauber und unter einander verbunden, aus großen, aber wenigen Parthieen zusammengesetzt, und endlich durch lebhafte und jederzeit freundschaftliche Farben unterschieden seyn. Man sagt auch figürlich, daß die Werkzeuge schön sind, welche man zur Verfertigung des Werkes gebraucht hat, und dann fällt das Lob auf die Hand des Künstlers zurück; daher sagt man ein schöner Pinsel, ein schöner Meissel, ein schöner Grabstichel. Man nennt auch schön ein geschmeicheltes Portrait, welches dem Originale von der schönen Seite ähnlich ist, wenn in demselben nur sonst das Original zu erkennen ist. Ueber das Schöne, s. auch den Artik. Schönheit.

Daß das Beiwort schön auch häufig als ein Hauptwort gebraucht wird, wird man schon aus dem vorhergehenden Artikel, schön, in der Kunst, ersehen. Man sagt auch noch die Schöne, eine schöne Person weiblichen Geschlechtes, und in weiterer schmeichelhafter Bedeutung, eine jede weibliche Person. Das Schöne, dasjenige, das an einem Dinge schön ist, wofür man in manchen Fällen auch die Schönheit braucht, s. diesen Artikel. Sulzer sagt, die Natur, die Malerey, die Baukunst und die Musik geben uns das Schöne für die Sinne. Nach dem Frisch stammt es von schonen ab, Wachter will es aber von scheinen abgeleitet wissen, so daß dieses Wort zunächst glänzen bedeutet. Adelung sagt, wenn man lieber die Niedersächsische Bedeutung, in welcher es für rein,

Digitized by Google

sauber gebraucht wird, als die erste ursprünglich annehmen, so würde man es von scheuen, dem veralteten Stammworte des heutigen intensiven scheuern abstammen lassen, welches jedoch mit scheinen auch nahe verwandt ist.

Schönadel, in einigen Gegenden ein Stamm derjenigen Weintrauben und ihrer Stöcke, welche am häufigsten Gutadel genannt werden; hier steht also schön, für gut.

Schönbaum, Schönholz, Pinus Lárix, in einigen Gegenden ein Name des Lerchenbaums, vermuthlich wegen seines guten Wuchses und seiner röthlichen Rinde; daher er auch Brechtanne, von brechen, glänzen, und Rothbaum genannt wird; s. Lärchenbaum, Th. 65, S. 2.

Schönblatt, Calophyllum, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und in Indien angetroffen wird. Es ist ein baumartiges Gewächs, von welchem es zwei Arten giebt, wenigstens führt Linné nur zwei Arten davon an: Calophyllum Inophyllum, und Calophyllum Calaba. Die erste Art wird auch Indianischer Baum genannt. Da beide Arten nur in botanischen Gärten gezogen werden, und sonst keine Anwendung finden, so wird ihre nähere Beschreibung hier übergangen.

Schönblind, Bei- und Nebenwort, welches im gemeinen Leben von den Pferden üblich ist, wenn sie den Mondschein nicht vertragen können, beim Mondschein blind sind; mondblind. Adelung leitet diese Bedeutung des Wortes von schön, in so fern es ehemals Schein, Glanz bedeutet hat.

Schöndruck, beim Buchdrucker, die erste bedruckte Seite eines noch weißen Bogens, im Gegensatz des Widerdruckes. Der Schöndruck ist die in-

Digitized by Google

nere Seite des Bogens, der Widerdruck die äußere. Die Form, die den Schöndruck enthält, wird die Schöndrucksform genannt.

Schöne, die, eine schöne weibliche Person; s. oben, unter Schön.

Die Schöne, das Abstractum von schön, der Zustand, die Eigenschaft eines Dinges, da es schön ist; die Schönheit, s. diesen Artikel. Bei dem Ottfried, Scono und Sconi. Ir Schoono lengert mir den tod, Markg. Heinrich von Meissen, und bei allen Schwäbischen Dichtern sehr häufig.

Sy sey auch bekleyd,
Mit Schön und Schicklicheyt, Theuerd. Kap. 25.

Seine Schöne wird verzehrt wie von Motten, Ps. 39, 12. Der König wird Lust an deiner Schöne haben, Ps. 45, 12. Laß dich ihre Schöne nicht gelüsten, Sprichw. 6, 25, und so in andern Stellen mehr. Im Hochdeutschen ist es veraltet, seitdem Schönheit üblicher geworden. Zu Ende des verwichnen Jahrhunderts haben es einige Dichter wieder einzuführen gesucht, jedoch ohne Erfolg, oder wenigstens ohne Nachahmer zu finden.

Schöne von Rocmont, eine Benennung der großen gemeinen Marmorkirsche, Fr. Gros bigarreau commun ou belle de Rocmont; s. unter Kirsche, Th. 39, S. 61. — Die Schöne von Vitry, oder spätreife Wunderschöne, Fr. la Belle de Vitry ou l'Admirabel tardive, eine Pfirsiche, s. Th. 111, S. 246.

Der Schöne, eine Art Papageyenfische, wegen seiner schönen Farbe.

Schöne Künste, s. unter Kunst, Th. 55, S. 95.

Digitized by Google

Schönen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, schön machen, ein veraltetes Zeitwort, welches noch in beschönen, noch mehr aber in dem Intensivo beschönigen üblich ist.

Das Schönen bei den Weinhändlern, ist eine Art des Weinabklärens oder Klärens des Weines. Die alten Römer mischten unter ihren Most Meerwasser, um ihn aufzuhellen. Die beste Art des Schönens ist aber, wenn man Hausenblase in dem Weine auflöset, zu Schaum schüttelt, das schäumende Gemenge unter langem, anhaltendem Umrühren des Faßweins nach und nach eingießt. Vorher wird die Hausenblase lange gekocht und umgerührt, und warm und schäumend eingegossen. Nach dem Schönen wird der Wein bald auf ein anderes Faß gebracht, wo er sich ruhig wieder aufhellt. Das Schönen drückt daher ein Verschönern oder Aufhellen, ohne alle Wolken, und eine durchgängige, klare Durchsichtigkeit aus. Zu gleicher Zeit sorgt man auch für den Glanz des Weins, indem man das Trübe desselben durch ein dichtes, feines, dickes, wollenes oder seidenes Tuch, oder eins von Baumwolle durchseihet; allein der flüchtige Geist verrauche bei warmer Luft. Das Schönen wird auch durch das öftere Ablassen durch den Schlauch befördert, da man die Häfen zurückläßt. Man kann den Wein auch auf folgende Art schönen. Man schlägt Hausenblase mit einem Holze mürbe, erweiche sie eine Nacht im Wasser, gießt das Wasser ab und dagegen einen Finger hoch Wein darüber, läßt es zwei Tage und zwei Nächte stehen, oder so lange, bis aus der Hausenblase eine Gallerte geworden ist, preßt sie dann durch Leinwand, damit alles klar werde, nimmt davon einen Löffel voll auf sechs Imi, verdünnt es mit anderem Wein, gießt es ins Faß, rührt die Weinmasse wohl um, und läßt sie Tag und Nacht in Ruhe.

Digitized by Google

Nach dieſer Zeit wird der Wein in ein gutes Faß abgezogen, welches einen guten Schwefeleinſchlag bekommen. Die Formel des Maunhartſchen Schönens iſt: Man gebe dem Moſte vor der Weingährung oder einem trüben Weine, die beſchriebene Hauſenblaſe; man rühre ihn darauf gut um, und ſchütte auf jeden Würtemberger Eymer ein Pulvermengſel von einem Lothe Weinſteinkryſtallen und einem halben Lothe Weinſteinſalz, welches man nochmals in den Wein einrührt; ſ. auch den Art. Wein.

Schonen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Sich ſcheuen, etwas zu thun; eine veraltete Bedeutung. Sie ſchonen nicht vor meinem Angeſichte zu ſpeyen, Hiob 30, 10. Man braucht es nur noch zuweilen in engerer Bedeutung, ſich ſcheuen etwas aus- oder wegzugeben. Die Unkoſten, das Geld ſchonen. — 2. Am häufigſten iſt ſchonen, durch Behutſamkeit vor Verletzung, Schaden, Verminderung oder Verſchlimmerung, und in weiterer Bedeutung vor unangenehmen Empfindungen zu bewahren ſuchen, wo es im Hochdeutſchen in der gewöhnlichen Schreib- und Sprechart mit der vierten Endung gebraucht wird. Den Acker ſchonen, ihn vor Verſchlimmerung bewahren. Seine Kleider ſchonen, ſie vor Verletzung oder Abnutzung bewahren. Keine Unkoſten, kein Geld ſchonen. Die Soldaten ſchonen, ihnen Beſchwerden zu erſparen ſuchen, ingleichen ihre Anzahl unverletzt zu erhalten ſuchen. Ich will ihn nicht weiter ſchonen, ihn nicht weiter mit Nachſicht behandeln. Sich ſchonen, ſich vor Beſchwerden, Ausgaben, unangenehmen Empfindungen ꝛc. zu bewahren ſuchen. Im Oberdeutſchen und in der höheren Schreibart der Hochdeutſchen auch mit der zweiten Endung. Du ſollt ihrer

nicht schonen, 5 Mos. 7, 16. Ein frech Volk, das nicht schonet der Jünglinge, Kap. 28, 50. Schone mein nach deiner Barmherzigkeit, Nehem. 13, 22. Herr, schone dein! Matth. 16, 22. Der Unkosten, der Zeit schonen. Schonet ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes, Geßn. Mit dem Infinitiv ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich. Er schonte zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, 2 Sam. 12, 4. So auch das Schonen und die Schonung. Kannst du vergessen, wie viel Schonung du ihm jetzt schuldig bist? Es war entweder Eigennutz oder Schonung, daß er nichts Entscheidendes sagen wollte. Nach Adelung kommt es bei unsern alten Oberdeutschen Schriftstellern sehr wenig vor, als in den verwandten Sprachen. Es stammt entweder von dem veralteten schon, ganz, welches noch bei dem Kaisersberg vorkommt, her, so daß es eigentlich ganz, unverletzt, erhalten bedeuten und mit dem Lateinischen sanus eines Geschlechtes seyn würde, oder auch, und zwar noch wahrscheinlicher von scheuen, von welchem es als ein Intensivum, vermittelst des Suffixo von gebildet worden, sich scheuen, schonen, sich scheuen, entsehen.

Schoner, in der Schifffahrt, in England eine übliche Art platter Chaluppen, welche zum Anbinden an größere Schiffe sehr bequem sind; s. unter Schiff, Th. 142.

Schönfahrsegel, in der Schifffahrt, das große Segel an dem Mittelmaste. Nach Adelung soll dieses Wort nicht von schön und fahren zusammengesetzt worden seyn, sondern aus einem andern Niederdeutschen Worte.

Schönfärber, s. unter Färber, Th. 12.

Schönfeiler, beim Weingärtner, eine Art Weintrauben und Weinreben, deren Trauben grünlicher und kürzer sind, als diejenigen des Gutädels; s. unter Wein, in W.

Schönfleckchen, s. Schönpflaster.

Schönhaar, Callitrix, eine Art der Meerkatzen, s. unter Meerkatze, Th. 87.

Schönheit, Fr. Beauté, als ein Abstractum des Wortes schön, der Zustand, die Eigenschaft eines Dinges, da es schön ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes, in der Allgemeinheit dieses Ausdruckes. Es ist daher die Eigenschaft, da ein durch die Sinne, besonders durch das Gesicht und Gehör, und durch die Einbildungskraft empfundener Körper einen hohen Grad des mit Bewunderung verknüpften Wohlgefallens in uns erweckt; also Vollkommenheit, sofern sie durch die Sinne und Einbildungskraft empfunden wird. Daher die Ausdrücke: Die Schönheit des Regenbogens, des Wetters, des Gesichts, einer Person oder eines Gemäldes, einer Gegend, der Seele, des Geistes ꝛc. — 2. Als ein Concretum (1) dasjenige, was an einem Dinge schön ist, ein schöner Theil eines Dinges. Das Grübchen in den Wangen wird für eine Schönheit gehalten. Wie begierig blieb dein Auge auf allen Schönheiten haften! Freuden, die die Schönheiten der Natur in endlosen Mannigfaltigkeiten uns anbiethen. Geßn. — (2) Eine schöne Person, besonders weiblichen Geschlechtes. Chloris ist eine wahre Schönheit.

In der bildenden Kunst ist die Schönheit, die richtige Uebereinstimmung oder Harmonie der einzelnen Theile zu einem Ganzen, welche Harmonie dermaßen unser Gefühl in Anspruch nimmt, daß es uns rührt und unsere Bewunderung erregt. Den

Digitized by Google

Begriff der Schönheit deutlich zu definiren, ist eine schwere Aufgabe; denn es kann leichter, wie Cotta beim Cicero *) vom Gott meint, von der Schönheit gesagt werden, was sie nicht ist, als was sie ist, und es verhält sich einigermaßen mit der Schönheit und ihrem Gegentheile, wie mit Gesundheit und Krankheit: diese fühlen wir, und jene nicht. Die Schönheit ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, sagt Winkelmann, deren Wirkung wir sehen und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört. Wäre dieser Begriff geometrisch deutlich, so würde das Urtheil der Menschen über das Schöne nicht verschieden seyn, und es würde die Ueberzeugung von der wahren Schönheit leicht werden; noch weniger würde es Menschen entweder von so unglücklicher Empfindung, oder von so widersprechendem Dünkel geben können, daß sie sich auf der einen Seite eine falsche Schönheit bilden, auf der andern dagegen keinen richtigen Begriff von derselben annehmen und mit dem Ennius sagen würden: Sed mihi neutiquam cor consentit cum oculorum adspectu **). Diese Letzteren sind schwerer zu überzeugen, als jene zu belehren. — Die Schönheit ist der höchste Endzweck und der Mittelpunkt der Kunst; allein es fehlt uns die Regel und der Canon des Schönen, nach welchem, wie Euripides sagt, das Garstige beurtheilt wird, und dieses ist auch die Ursache, warum wir über das, was wahrhaft schön ist, verschieden sind. Diese Verschiedenheit der Meinung zeigt sich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schön-

*) De nat. deor. L. 1. c. 21.
**) Ap. Cic. Lucull. c. 17.

heiten in der Kunst, als selbst in der Natur; denn weil jene weniger, als diese reizen, so werden auch jene, wenn sie nach den Begriffen hoher Schönheit gebildet und mehr ernsthaft, als leichtfertig sind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübsche Bildung in der wirklichen Welt, die reden und handeln kann; denn jene ist ein Ideal des Künstlers, wenn gleich ihm die wirkliche Welt Originale dazu geliefert. Die Ursache liegt in unsern Lüsten, welche bei den mehrsten Menschen durch den ersten Blick erregt werden; die Sinnlichkeit ist dann schon bestochen oder vielmehr gewonnen, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu geniessen; es ist dann aber nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erscheinung nach, werden jungen Leuten, bei welchen die Lüste in Gährung oder Wallung gerathen sind, mit schmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wenn sie auch nicht wirklich schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerührt werden bei dem Anblicke einer schönen Frau, die Zucht und Wohlstand in Geberden und Handlungen zeigt, wenn sie auch die Bildung und die Majestät der Juno hätte. Nach Winkelmann bilden sich die Begriffe der Schönheit bei den mehrsten Künstlern nur aus solchen unreifen ersten Eindrücken, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächt oder vertilgt werden, besonders wenn sie, von den Schönheiten der Alten entfernt, ihren Schönheitssinn nicht verbessern können; denn es ist mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben; wenige Knaben, welche schreiben lernen, werden mit Gründen von der Beschaffenheit der Züge und des Lichtes und Schattens an denselben, worin die Schönheit der Buchstaben besteht, angeführet, sondern man giebt ihnen die Vorschriften, ohne weiteren Unterricht nachzumachen, und die

Digitized by Google

Hand bildet sich im Schreiben, ehr der Knabe auf die Gründe von der Schönheit der Buchstaben achten würde. Eben so lernen die mehrsten jungen Leute zeichnen; und so wie die Züge im Schreiben in vorgerückten Jahren bleiben, wie sie sich in der Jugend geformt haben, so malen sich auch die Begriffe der Zeichner von der Schönheit ihrer Zeichnungen in ihrem Verstande, wie das Auge gewöhnt worden, dieselben zu betrachten und nachzuahmen, und da dieses größtentheils nur mechanisch geschieht, und nach unvollkommenen Mustern, so wird auch ihr Kunstsinn unrichtig. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß bei Künstlern, so wie überhaupt bei allen Menschen, der Begriff der Schönheit dem Gewebe und der Wirkung der Gesichtsnerven gemäß sei, so wie man aus dem unvollkommenen und oft unrichtigen Colorit der Maler zum Theil auf eine solche Vorstellung und Abbildung der Farben in ihrem Auge schließen muß; denn hiernach ist der Schluß, welchen die Secte der Zweifler in der Philosophie, von der verschiedenen Farbe der Augen, sowohl bei Thieren, als bei Menschen, auf die Ungewißheit unserer Kenntniß der wahren Beschaffenheit der Farbe, dieser oder jener Vorwürfe machte, nicht ohne Grund. So wie nun hier die Farbe der Feuchtigkeit des Auges als die Ursache angesehen werden könnte, eben so wird vielleicht auch in der Beschaffenheit der Nerven der verschiedene Begriffe der Formen liegen, welche die Schönheit bilden. Dieses wird nach dem oben genannten Schriftsteller begreiflich aus den unendlichen Geschlechten der Früchte und aus den unendlichen Arten eben derselben Frucht, deren verschiedene Form und Geschmack sich bildet, und durch die mancherlei Fäserchen erwächst, aus welchen die mancherlei Röhren gewebt und verschränkt sind, worin der Saft hinauf steige, geläutert und reif wird. Da

nun ein Grund von den mancherlei Eindrücken auch bei denen, die sich mit Abbildung derselben beschäftigen, vorhanden seyn muß, so kann man die gedachte Muthmaßung nicht schlechterdings verwerfen. In andern hat die Natur das sanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen lassen, und es ist ihnen entweder durch die Bemühung in der Kunst, ihr Wissen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten worden, wie an Michael Angelo, oder es hat sich dieses Gefühl durch eine pöbelhafte Schmeichelei des groben Sinnes, um demselben alles begreiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbt, wie im Bernini geschehen ist. Jener hat sich mit Betrachtung der hohen Schönheit beschäfeiget, wie man es aus seinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieselbe denkt; dieser sucht Formen aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertriebene zu veredlen.

Diejenigen von der zweiten Art, nämlich die Zweifler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schönheit, gründen sich vornämlich auf die Begriffe des Schönen unter entlegenen Völkern, die nach ihrer verschiedenen Gesichtsbildung, auch verschieden von den unsrigen seyn müssen; denn so wie viele Völker die Farbe ihrer Schönen mit Ebenholz, welches glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut ist, vergleichen würden, da wir dieselbe mit Elfenbein vergleichen, eben so werden vielleicht, nach ihrem Ausspruche, bei jenen die Vergleichungen der Formen des Gesichtes mit Thieren gemacht werden, an welchen uns eben die Theile ungestaltet und häßlich erscheinen. Es ist freilich wahr, daß man auch in den Europäischen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van

Digitized by Google

Veen, der Meister des Rubens, hat nach dem Porta dieses in einer besonderen Schrift gezeigt. Man muß hier aber auch zugeben, daß, je stärker diese Aehnlichkeit an einigen Theilen ist, desto mehr weicht die Form von den Eigenschaften unseres Geschlechts ab, und es wird dieselbe theils ausschweifend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfalt gestört wird, worin die Schönheit besteht. Je schräger z. B. die Augen stehen, wie an Katzen, desto mehr fällt diese Richtung von der Bahn und der Grundbahn des Gesichtes ab, welche das Kreuz ist, wodurch dasselbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilt wird, indem die senkrechte Linie die Nase durchschneidet, die horizontale Linie aber die Augen. Liegt das Auge schräg, so durchschneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu sehen ist. Es muß wenigstens hier eben die Ursache seyn, die den Uebelstand eines schief gezogenen Mundes macht; denn wenn unter zwei Linien die eine von der andern ohne Grund abweicht, so thut es dem Auge wehe. Daher sind dergleichen Augen, wo sie sich unter uns finden, und an Sineſen oder Chineſen und Japanern oder Japaneſen, als auch an den Aegyptischen Köpfen, eine Abweichung. Die geplatschte Nase der Kalmucken, der Sineſen und anderer entlegenen Völker ist ebenfalls eine Abweichung, denn sie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es ist kein Grund anzunehmen, warum die Nase so tief gesenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen soll, so wie hingegen die Stirn und Nase aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unserer Natur seyn würde. Der aufgeworfene schwulstige Mund, welchen die Mohren

mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, ist ein überflüssiges Gewächs und ein Schwulst, welchen die Hitze ihres Klimas verursacht, so wie uns die Lippen von Hitze oder von scharfen, salzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menschen im Zorn, aufschwellen. Die kleinen Augen der entlegenen nördlichen und östlichen Völker, sind in der Unvollkommenheit ihres Gewächses mit begriffen, welches kurz und klein ist. Solche Bildungen wirkt die Natur allgemeiner, je mehr sie sich ihren äußersten Enden nähere, und entweder mit der Hitze oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächse aller Art hervorbringt; denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibt sie ohne Farbe, ja die Pflanzen arten in einem verschlossenen feuchteren Orte aus; regelmäßiger bildet aber die Natur, je näher sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkte geht, unter einem gemäßigten Himmel. Daher sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigsten Bildung genommen sind, richtiger, als diejenigen, die sich Völker bilden können, die von einem schönen Ebenmaaße in der Körperbildung weit entfernt sind; denn was nicht schön ist, kann auch, nach dem Euripides, nirgends schön seyn. In diesen Begriffen sind wir aber selbst verschieden und vielleicht verschiedener, als selbst im Geschmack und Geruch, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlt, und es werden nicht leicht hundert Menschen über alle Theile der Schönheit eines Gesichtes einstimmig seyn, sie müßten denn vorher sämmtlich von den Schönheitsregeln unterrichtet und über dieselben nachgedacht haben; diejenigen aber, welche die Regeln der Schönheit zu ihrem Studium gewählt haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherlei ist,

Digitized by Google

nicht im Streite seyn, und diese, wenn sie die Schönheit in den vollkommenen Bildern der Alten untersucht haben, finden in den weiblichen Schönheiten einer stolzen und klugen Nation, die gemeiniglich so sehr gepriesenen Vorzüge nicht, weil sie nicht von der weißen Haut geblendet worden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden, aber durch den Verstand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlich auf Alles, aber richtiger gemacht wird. In der allgemeinen Form sind aber beständig sowohl die mehresten und die gesittetsten Völker in Europa, als in Asien und Afrika übereingekommen; daher sind die Begriffe derselben nicht für willkührlich angenommen zu halten; ob wir gleich nicht von allen einen Grund angeben können. — Das Geschmacksurtheil über das Schöne beruht zwar nicht wie das Erkenntnißurtheil auf bestimmten Begriffen; allein die Erkenntnißkräfte kommen doch bei ihm mit ins Spiel. Die Allgemeingültigkeit der Erkenntniß fordert nämlich ein allgemeingültiges, bei Jedermann sich findendes Verhältniß der zur Erkenntniß erforderlichen Seelenkräfte, Sinnlichkeit und Verstand; ist nun ein Gegenstand von der Art, daß er Sinnlichkeit und Verstand in eine zweckmäßige Thätigkeit versetzt, so daß sich beide untereinander wechselseitig beleben, so entspringt ein Gefühl der Lust, was wir Jedermann ansinnen, weil es auf einem, bei Jedermann vorauszusetzenden, Verhältniß der Erkenntnißkräfte beruht; da nun dieses Verhältniß nur im Subjecte gegeben ist und nicht objectiv dargestellt werden kann, so ist das Gefühl der Lust am Schönen zwar als allgemein mittheilbar zu betrachten, es kann aber dem andern nicht durch objective Gründe, wie die Wahrheit, aufgedrungen werden. Man nennt das Geschmacksurtheil rein, wenn es bloß das Wohlgefallen an Schön ausdrückt,

gemiſchte hingegen, wenn mit dieſem Wohlgefallen noch andere Gefühle von Luſt und Unluſt verbunden ſind. Wenn man das Schöne mit dem Erhabenen vergleicht, ſo findet man, daß beide darin übereinkommen, daß die über ſie gefällten Urtheile auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machen, ohne daß man dem Andern dieſe ihre Gültigkeit objektiv durch Begriffe darthun kann; daß aber beide ſich auch in folgenden Stücken von einander unterſcheiden. Bei dem Schönen befindet ſich das Gemüth in ruhiger Betrachtung, da es hingegen beim Erhabnen in Bewegung iſt; wir fühlen uns beim Schönen ſanft angezogen, da wir beim Erhabenen wechſelsweiſe bald angezogen, bald abgeſtoßen werden; bei dem Schönen, als ſolchem, findet bloß ein reines Gefühl von Luſt ſtatt, was aus der beförderten Thätigkeit der Erkenntnißkräfte entſpringt, beim Erhabenen findet ſich hingegen ein gemiſchtes Gefühl von Luſt und Unluſt, welches uns anzeigt, daß bei demſelben Beförderung und Hemmung der Gemüthskräfte ſich findet.

Die Farbe trägt zur Schönheit bei; allein ſie iſt nicht die Schönheit ſelbſt, ſondern ſie erhebt nur dieſelbe und ihre Formen, ſie macht ſie uns anſchaulicher, ſo wie der Geſchmack des Weines lieblicher wird durch deſſen Farbe in einem durchſichtigen Glaſe, als aus der koſtbarſten goldenen Schale getrunken. Da nun die weiße Farbe diejenige iſt, welche die mehrſten Lichtſtrahlen zurückſchickt, folglich ſich empfindlich macht, ſo wird auch ein ſchöner Körper um ſo ſchöner ſeyn, je weißer er iſt, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That iſt, erſcheinen, ſo wie wir auch gewahren, daß alle neu in Gyps geformte Figuren größer, als die Bildſäulen, von welchen jene genommen ſind, ſich vorſtellen. Ein Mohr könnte ſchön heißen, wenn ſeine Geſichts-

Digitized by Google

bildung schön ist, und ein Reisender versichert, daß der tägliche Umgang mit Mohren das Widrige der Farbe benimmt, und was schön an ihnen ist offenbart; so wie die Farbe des Metalls und des schwarzen oder gräulichen Basalts der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig ist. Ein schöner weiblicher Kopf in der letzten Art Stein würde in weißem Marmor nicht schöner erscheinen. Es offenbart sich daher bei uns eine Kenntniß des Schönen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung desselben, und in einer der Natur unangenehmen oder nicht zusagenden Farbe, die Schönheit ist daher verschieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit; denn lieblich und angenehm ist eine Person zu nennen, die durch ihr Wesen, durch ihre Rede und ihren Verstand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne schön zu seyn. Es verhält sich mit dem verschiedenen Urtheile über eine schöne Person, wie mit der verschiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen; derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer schönen weißen vorzieht, ist dieserhalb nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beipflichten, wenn er nämlich weniger durch das Gesicht, als durch das Gefühl gereizt wird; denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine sanftere Haut, als eine weiße schöne Person zu haben scheinen, da eine weiße Haut mehr Lichtstrahlen, als eine bräunliche zurückschickt, und also enger, dichter, und folglich stärker, als diese seyn muß. Eine bräunliche Haut würde daher durchsichtiger zu achten seyn, weil diese Farbe, wenn sie natürlich ist, von dem Durchscheinen des Blutes verursacht wird, und aus eben diesem Grunde färbt sich eine bräunliche Haut in der Sonne eher, als eine weiße; daher ist auch die Haut der Mohren weit sanfter anzufühlen, als die unsrige. Bei den Griechen war die bräunliche Farbe schöner

Knaben eine Deutung auf ihre Tapferkeit, die von weißer Farbe aber wurden Kinder der Götter genannt.

Die Weisen, welche den Ursachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, indem sie dasselbe in erschaffenen Dingen erforscht und bis zur Quelle des höchsten Schönen zu gelangen gesucht, haben dasselbe in der vollkommenen Uebereinstimmung des Geschöpfs mit dessen Absichten, und der That unter sich und mit dem Ganzen desselben gesetzt. Da dieses aber mit der Vollkommenheit gleichbedeutend ist, so bleibt unser Begriff von der allgemeinen Schönheit unbestimmt, und bildet sich in uns durch einzelne Kenntnisse, die, wenn sie richtig sind, gesammelt und verbunden, uns die höchste Idee menschlicher Schönheit geben, welche wir erhöhen, je mehr wir uns über die Materien erheben können. Da nun ferner diese Vollkommenheit durch den Schöpfer aller Wesen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff aus einer Ursache besteht, die außer demselben in etwas anderm gesucht werden muß, so kann die Ursache der Schönheit nicht außer ihr, da sie in allen erschaffenen Dingen ist, gefunden werden. Eben daher, und weil unsere Kenntnisse Vergleichungsbegriffe sind, die Schönheit aber mit nichts Höherem verglichen werden kann, rührt die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklärung derselben her.

Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen gebracht werden kann, welches uns den Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist, welcher sich ein Geschöpf nach dem

Digitized by Google

Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen, vernünftigen Wesen zu zeugen sucht. Die Formen eines solches Bildes sind einfach und ununterbrochen, und in der Einheit mannigfaltig, wodurch sie harmonisch werden. Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhoben, weil unser Geist leichter alles übersehen und fassen kann. Aus der Einheit folgt noch eine andere Eigenschaft der hohen Schönheit, die Unbezeichnung derselben, das ist, deren Formen weder durch Punkte, noch durch Linien beschrieben werden, als welche allein die Schönheit bilden; daher eine Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen ist, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrückt, als welche fremde Züge in die Schönheit mischen, und dadurch die Einheit unterbrechen. Nach diesem Begriff, sagt Winkelmann, soll die Schönheit seyn, wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, um so gesünder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist. Um zur Idee der höchsten Schönheit zu gelangen, bedarf es keiner philosophischen Kenntniß des Menschen, keiner Untersuchung der Leidenschaften der Seele und deren Ausdruck. Die reine Schönheit kann aber nicht allein der Gegenstand unserer Betrachtungen seyn, sondern wir müssen dieselbe auch in den Stand der Handlung und Leidenschaft setzen, welches in der Kunst mit dem Worte Ausdruck begeiffen wird. Es ist daher auch hier von der Bildung der Schönheit und von dem Ausdrucke zu handeln.

Die Bildung der Schönheit ist entweder individuel, das ist, auf das Einzelne gerichtet, oder sie ist eine Wahl schöner Theile aus vielen einzelnen, und Verbindung in eins, welche wir Idealisch nennen,

jedoch mit dieſer Erinnerung, daß etwas Idealiſch heißen kann, ohne ſchön zu ſeyn; denn die Geſtalt der Aegyptiſchen Figuren, in welchen weder Muskeln, noch Nerven und Adern angedeutet ſind, iſt idealiſch, bildet aber darum noch keine Schönheit, ſo wenig als die Bekleidung ihrer weiblichen Figuren, da ſolche nur gedacht werden muß, und alſo idealiſch iſt, ſchön genannt werden kann. Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen in Nachahmung einer ſchönen menſchlichen Geſtalt, auch in Vorſtellung der Götter, und es wurden noch in der Blüthe der Kunſt Göttinnen nach dem Ebenbilde ſchöner Weiber, ſogar die ihre Gunſt gemein und feil hatten, gemacht, und eine ſolche war Theodote, von welcher Xenophon redet. Denn die Alten dachten darüber ganz verſchieden von uns, ſo daß Strabo ſogar diejenigen, die ſich dem Dienſte der Venus auf dem Gebirge Eryx gewidmet hatten, heilige Leiber nennt; und der Anfang einer Ode des Pindarus zum Lobe des Xenophon aus Corinth, eines dreimal gekrönten olympiſchen Siegers, welcher für Mädchen zum öffentlichen Dienſte der Venus geweihet war, hieß: „Ihr viel vergnügende Mädchens, und Dienerinnen der Ueberredung in dem reichen Corinth.“ Die Gymnaſien und die Orte, wo ſich die Jugend im Ringen und in andern Spielen nackend übte, und wohin man wanderte die ſchöne Jugend zu ſehen, waren die Schulen, wo die Künſtler die Schönheit des Gebäudes ſahen, und durch die tägliche Gelegenheit das Schönſte nackend zu ſehen, wurde ihre Einbildung erhitzt und die Schönheit der Formen machte ſich ihnen eigen und gegenwärtig. In Sparta übten ſich ſogar junge Mädchen entkleidet, oder faſt ganz entblößt, im Ringen.

Digitized by Google

Die Schönheit ist jedem Alter eigen, jedoch in verschiedenen Graden, wie an den Göttinnen der Jahreszeiten; sie gehört jedoch vornämlich der Jugend an, und daher ist der Kunst größtes Werk diese zu bilden. In derselben fanden die Künstler mehr als in dem männlichen Alter die Ursache der Schönheit in der Einheit, in der Mannigfaltigkeit und in der Uebereinstimmung, indem die Formen der schönen Jugend der Einheit der Fläche des Meeres gleichen, welches in einiger Entfernung eben und stille, als ein Spiegel erscheint, ob es gleich stets in Bewegung ist, und Wogen wälzt; denn so wie die Seele, als ein einfaches Wesen, viele verschiedene Begriffe auf einmal und in einem Augenblicke hervorbringt, eben so ist es auch mit dem schönen jugendlichen Umriß, welcher einfach erscheint, und unendliche verschiedene Abweichungen auf einmal hat. Da nun in der großen Einheit der jugendlichen Formen die Gränzen derselben unmerklich eine in die andere fließen, und von vielen der eigentliche Punkt der Höhe und die Linie, welche dieselbe umschreibt, nicht genau bestimmt werden kann, so ist aus diesem Grunde die Zeichnung eines jugendlichen Körpers, in welchem alles ist und seyn, und nicht erscheint und erscheinen soll, schwerer, als einer männlichen oder betagten Figur, weil in dieser die Natur ihre Bildung theils ausgeführt hat, theils anfängt, ihr Gebäude wiederum aufzulösen, und also in beiden Stufen dieses Alters die Verbindung der Theile deutlicher vor Augen liegt; in jener ist hingegen die Bildung zwischen dem Wachsthume und der Vollendung gleichsam unbestimmt gelassen. Dieser Fehler in stark muskulirten Körpern aus den Umrissen herauszugehen, oder die Andeutung der Muskeln und anderer Theile zu verstärken oder zu übertreiben ist auch nicht so bedeutend, als es die geringste Abweichung in ei-

Digitized by Google

nem jugendlichen Körper ist, wo auch der geringste Schatten, wie man zu sagen pflegt, zum Körper wird, wie ein Lineal, wenn es kürzer oder schmäler wie das verlangte Maaß ist, dennoch die Eigenschaften eines Lineals hat, aber nicht so heißen kann, wenn es von der geraden Linie abweicht. Die Natur und das Gebäude der schönsten Körper ist selten ohne Mängel, und hat Formen oder Theile, die sich in andern Körpern vollkommener finden oder denken lassen, und dieser Erfahrung gemäß verfuhren auch die weisen Künstler bei den Alten. Die Begriffe der Schönheit bleiben nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeschränkt, wie es zuweilen die Begriffe der alten und neueren Dichter, und der mehrsten heutigen Künstler sind, sondern sie suchten das Schöne aus vielen schönen Körpern zu vereinigen, wie auch aus der Unterredung des Socrates mit dem berühmten Maler Parrhasius abzunehmen; sie reinigten ihre Bilder von aller persönlicher Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abzieht. Diese Wahl der schönsten Theile und deren harmonische Verbindung in einer Figur, brachte die idealische Schönheit hervor, welche also keine metaphysischer Begriff ist, so daß das Ideal nicht in allen Theilen der menschlichen Figur besonders State findet, sondern nur allein von dem Ganzen der Gestalt gesagt werden kann; denn Stückweise finden sich eben so hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunst hervorgebracht haben mag, aber im Ganzen muß die Natur der Kunst weichen.

Die Aufmerksamkeit Griechischer Künstler auf die Wahl der schönsten Theile unzählbar schöner Menschen, blieb nicht auf die männliche und weibliche Jugend allein eingeschränkt, sondern sie richtete sich auch auf das Gewächs der Verschnittenen, zu wel-

Digitized by Google

chen man wohlgebildete Knaben wählte. Diese zweideutigen Schönheiten, wie sich Winkelmann ausdrückt, in welchen die Männlichkeit, durch Benehmung der Samengefäße, sich der Weichlichkeit des weiblichen Geschlechts in zärtlichern Gliedern, und in einem fleischigern und rundlichern Gewächse nähert, wurden zuerst unter den Asiatischen Völkern hervorgebracht, um dadurch den schnellen Lauf der flüchtigen Jugend, nach dem Petronius, einzuhalten; ja unter den Griechen in klein Asien wurden dergleichen Knaben und Jünglinge, nach dem Strabo, dem Dienste der Cybele und der Diana zu Ephesus gewidmet. In männlichen Knaben suchte man auch unter den Römern die Bekleidung der Männlichkeit durch den Saft von Hiacynthenwurzeln, die in süßem Weine abgekocht wurden, zurückzuhalten, indem man damit das Kinn und andere Theile bestrich. Ja die Kunst ging noch weiter, und vereinigte die Schönheiten und Eigenschaften beiderlei Geschlechter in den Bildern der Hermaphroditen, die wenigstens, so wie wir dieselben von den alten Künstlern vorgestellt sehen, idealische Geschöpfe sind. Alle Figuren dieser Art haben eine jungfräuliche Brust, nebst den Zeugungsgliedern des männlichen oder unsern Geschlechtes, im übrigen aber eine weibliche Gestalt, so wie auch die Züge des Gesichts. Von Hermaphroditen befindet sich, außer den zwei liegenden Statüen in der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, und der noch berühmteren und schöneren Bildsäule in der Villa Borgheſe, eine kleine nicht weniger schöne stehende Figur in der Villa Albani, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhen läßt.

Nach der Wahl und der harmonischen Vereinigung und Einverleibung vorzüglicher einzelner schönen Theile der Bildung verschiedener Menschen,

Digitized by Google

ging die Betrachtung der Künstler zu Hervorbringung idealischer Schönheiten hinüber zu der Natur edler Thiere, so daß sie nicht allein die Formen der menschlichen Gesichtsbildung mit der Gestalt des Hauptes einiger Thiere in Vergleichung stellten, sondern sie unternahmen sogar ihre Bilder auch durch Thiere zu veredlen und zu erhöhen, wie man solche in den Köpfen des Jupiters und des Herkules wahrnimmt. Denn an der Bildung der Köpfe des Jupiters gewahrt man die ganze Gestalt des Löwen, des Königs der Thiere, nicht allein in den großen und runden Augen, in der Völligkeit der auwachsenden und gleichsam geschwollenen Stirn und in der Nase, sondern auch in den Haaren, die gleich den Mähnen der Löwen, von dessen Haupte herabfallen, von der Stirne aber sich erheben und getheilt in einem Bogen sich wiederum heruntersenken, welches kein Haarschlag am Menschen, sondern gedachtem Thiere eigen ist. Am Herkules aber zeigt sich die Form eines gewaltigen Stiers in dem Verhältnisse des Kopfes zum Halse, in dem jener kleiner, und dieser stärker, als gewöhnlich in der menschlichen Proportion ist, und so wie sich der Kopf zum Halse des Stiers verhält, um in diesem Helden eine Stärke und Macht zu bilden, welche die menschlichen Kräfte übersteigt. — Dieser Auszug der schönsten Formen wurde gleichsam zusammengeschmolzen, und aus diesem Inbegriff erstand, wie durch eine neue geistige Zeugung, eine edlere Geburt, deren höchster Begriff eine immerwährende Jugend war, zu welchem nothwendig die Betrachtung des Schönen führen mußte. Die Jugend hat in beiderlei Geschlecht ihre verschiedenen Stufen und Alter, in deren Vorstellung die Kunst alle ihre Schönheiten zu zeigen gesucht hat. Dieselbe ist ein Ideal, theils von männlichen schönen Körpern, theils von der Natur schöner Verschnitte-

Digitized by Google

nen genommen, und durch ein über die Menschheit erhabenes Gewächs erhöht. Das erste männliche Ideal hat seine verschiedenen Stufen, und fängt bei den jungen Satyrs oder Faunen, als niedrigen Begriffen von Göttern, an. Die schönsten Statüen zeigen uns ein Bild reifer schöner Jugend in vollkommener Proportion. Der höchste Begriff idealischer männlicher Jugend ist besonders im Apollo gebildet, in welchem sich die Stärke vollkommener Jahre mit den sanften Formen des schönsten Frühlings der Jugend vereiniget findet. Diese Formen sind in ihrer jugendlichen Einheit groß, und nicht wie an einem in kühlem Schatten gehegten Lieblinge, und welchen die Venus, wie Ibycus sagt, auf Rosen erzogen, sondern einem edlen, und zu großen Absichten gebohrnen Jüngling gemäß; daher war Apollo der schönste unter den Göttern. Die schöne Jugend in Apollo geht nachher in anderen jugendlichen Göttern zu ausgeführteren Jahren, und ist männlicher im Merkurius und im Mars. Herkules findet sich ebenfalls in der schönsten Jugend vorgestellt, mit Zügen, welche den Unterschied des Geschlechts fast zweideutig lassen, wie nach der Meinung der mit ihrer Gunst willfährigen Glycera die Schönheit eines jungen Menschen seyn sollte. Die zweite Art idealischer Jugend von verschnittenen Naturen genommen, ist mit der männlichen Jugend vermischt im Bacchus gebildet, und in dieser Gestalt erscheint derselbe in verschiedenem Alter bis zu einem vollkommenen Gewächse und in den schönsten Figuren allezeit mit feinen und rundlichen Gliedern und mit ausschweifenden Hüften des weiblichen Geschlechts, so wie derselbe nach der Fabel als ein Mädchen erzogen wurde. Die Formen seiner Glieder sind sanft und flüssig, wie mit einem gelinden Hauche geblasen, fast ohne Andeutung der Knöchel und der Knorpel an

Digitized by Google

den Knien, so wie diese in der schönsten Natur eines Knaben und in Verschnittenen gebildet sind. Winkelmann schildert diese Gottheit sehr reizend, um die Schönheit aus dem Uebergange des Knabenalters in das des Jünglings zu zeigen, wenn er sagt: das Bild dieser Gottheit ist ein schöner Knabe, welcher die Gränzen des Frühlings des Lebens und der Jünglingschaft betritt, bei welchem die Regung der Wollust wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen anfängt, und welcher, wie zwischen Schlummer und Wachen, in einem entzückenden Traume halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt; seine Züge sind voller Süßigkeit; allein die fröhliche Seele tritt nicht ganz ins Gesicht. Bacchus wurde nicht allein in jugendlicher Gestalt verehrt, sondern auch in der Figur eines männlichen Alters, welches nur allein durch einen langen Bart angezeigt wird, so daß das Gesicht in dem holden Blicke und in der Zartheit der Züge ein Bild der Fröhligkeit der Jugend giebt. In dieser Gestalt erhebt sich Bacchus, wie auf dessen Feldzuge in Indien vorgestellt worden, wo er sich den Bart wachsen ließ, und ein solches Bild gab den Künstlern Anlaß, theils zu einem besondern Ideale der mit der Jugend vermischten Männlichkeit, theils ihre Kunst und Geschicklichkeit in Ausarbeitung der Haare zu zeigen.

Dieses sind nun die Figuren jugendlicher Gottheiten, die verschiedenen Stufen, Alter und Formen ihrer Jugend, die auch in dem gemäßen Grade auf dem Gesichte der Gottheit vom männlichen Alter wohnt, welches besteht in einem Inbegriffe der Stärke gesetzter Jahre und der Fröhligkeit der Jugend, und diese zeiget sich, so wie an jenen Bildern in dem Mangel der Nerven und Sehnen, welche sich in der Blüthe der Jahre wenig äußern. Hierin liegt zugleich ein Ausdruck der göttlichen Genügsamkeit, welche die

zur Nahrung unsers Körpers bestimmten Theile nicht von nöthen hat. An den Bildungen der Götter in diesem Alter ist noch deutlicher, als an den jugendlichen Gottheiten offenbar, daß sie allenthalben in unzähligen Bildern ähnlich sind, so daß die Köpfe derselben vom Jupiter an bis auf den Vulkanus nicht weniger kenntlich sind, als die Bildnisse berühmter Personen des Alterthums. Nicht weniger, als durch die Heiterkeit des Blickes ist Jupiter durch seine Stirn, durch den Bart und durch die Haare kenntlich. So wie nun die Alten Stufenweise von der menschlichen Schönheit bis an die göttliche hinaufgestiegen waren, so blieb diese Staffel der Schönheit. In ihren Helden näherten sie sich bis an die Gränzen der Gottheit, ohne solche zu überschreiten, und den sehr feinen Unterschied zu vermischen. In allen diesen Betrachtungen war die Schönheit stets die vornehmste Absicht des Künstlers, und die Fabel nebst den Dichtern berechtigte sie, in Bildung auch der jungen Helden bis zur Zweideutigkeit des Geschlechts zu gehen, wie in der Figur des Achilles geschehen konnte, welcher vermöge der Reizungen seiner Gestalt, und in weiblicher Kleidung unter den Töchtern des Lycomedes, als ihre Gespielin unerkannt blieb, und also erscheint derselbe in dieser Vorstellung auf einem erhabenen Werke in der Villa Belvedere zu Frescati, so wie in andern erhabenen Werken der Villa Pamfili. Die Begriffe der alten Künstler, von der Schönheit der Helden gemäß, hätten auch die neueren Künstler die Figuren des Heilands bilden, und denselben der prophetischen Weissagung ähnlich machen sollen, die ihn, als den schönsten der Menschenkinder ankündigten. In den mehrsten Bildern aber, und vom Michael Angelo anzufangen, scheint man die Idee von den barbarischen Arbeiten der mittleren Zeit genommen zu haben, und man kann nichts unedleres

von Geſichtsbildung, als ſolche Köpfe des Chriſtus ſehen. Wie weit edler Raphael gedacht hat, gewahret man in einer kleinen Originalzeichnung deſſelben, die ſich in dem Königlichen Farneſiſchen Muſeum zu Neapel befindet, und die die Beerdigung des Heilands vorſtellt, wo das Haupt deſſelben die Schönheit eines jungen Helden ohne Bart zeigt. Hannibal Caracci iſt der Einzige, der ihm hierin gefolgt iſt. Sollte, ſagt Winkelmann, eine ſolche Bildung des Heilands wegen der abgenommenen bärtigen Geſtalt deſſelben, eine anſtößige Neuerung ſcheinen können, ſo betrachte der Künſtler den Heiland des Leonardo da Vinci, beſonders einen ſehr ſchönen Kopf von der Hand dieſes Künſtlers, welcher ſich in dem Kabinette des Fürſten Wenzel von Lichtenſtein zu Wien befindet. Denn in dieſem Bilde iſt, ungeachtet des Bartes, die höchſte männliche Schönheit abgebildet, und man kann dieſen Kopf als das vollkommenſte Muſter anpreiſen. Will man nun die Staffel, die wir von den Göttern, bis zu den Helden herabgeſtiegen ſind, von dieſen bis zu jenen wiederum hinaufſteigen, auf eben die Art, wie aus Helden Götter entſtanden ſind, ſo geſchiehe dieſes mehr durch Abnehmen, als durch Zuſätzen, durch Stufenweiſe Abſonderung desjenigen, was eckige und von der Natur ſelbſt ſtark angedeutet worden, bis daß die Form dergeſtalt verfeinert wird, daß nur allein der Geiſt in derſelben gewirkt zu haben ſcheint. Eben ſo viele Stufen verſchiedener Formen und Gewächſe ſind dagegen in den Figuren weiblicher Schönheit nicht, als deren Gewächs nur allein nach ihrem Alter verſchieden iſt; denn ob ſich gleich nebſt den Göttinnen, auch Heldinnen abgebildet finden, ſo ſind dennoch ſowohl an dem einen, als an dem andern die Glieder auf gleiche Art rundlich und völlig, und die Künſtler würden durch eine ſtärkere Andeutung einiger

Theile an Heldinnen aus der Eigenschaft ihres Geschlechtes gegangen seyn. Eben daher ist auch das Studium des Künstlers viel eingeschränkter und leichter, so wie die Natur selbst leichter in Bildung des weiblichen, als des männlichen Geschlechtes zu wirken scheint, indem wenigere Kinder von unserm, als von jenem Geschlechte geboren werden. Daher sagt Aristoteles, daß die Wirkungen, da sie auf das Vollkommene auch in der menschlichen Bildung gehen, wenn dieser Endzweck, welches das menschliche Geschlecht sei, durch den Widerstand der Materie nicht habe erreicht werden können, bilde dieselbe das weibliche Geschlecht. Es ist auch noch ein anderer Grund, woraus sich eben so leicht begreifen läßt, daß sowohl die Betrachtung, als die Nachahmung der Schönheit der Natur weiblicher Bildsäulen weniger Mühe erfordern, und dieser ist, weil die mehrsten Göttinnen nicht weniger, als alle Heldinnen bekleidet sind, dahingegen die mehrsten Bildsäulen unsers Geschlechts unbekleidet vorgestellt werden. Unter den Göttinnen steht Venus oben an, als die Göttin der Schönheit, und weil nur diese allein nebst den Gratien und den Göttinnen der Jahreszeiten, oder die Horen, unbekleidet ist, und deswegen, weil sie sich häufiger, als andere Göttinnen und in verschiedenem Alter vorgestellt finden. Die Mediceische Venus zu Florenz ist einer Rose gleich, die nach einer schönen Morgenröthe, beim Aufgange der Sonne aufbricht, und die in ein Alter tritt, in welchem sich die Gefäße zu erweitern und der Busen sich auszubreiten anfängt. Die himmlische Venus, das ist die vom Jupiter und der Harmonia erzeugt worden, und von der andern Venus der Diana Tochter verschie-
gen, ...n ist, würde durch ein erhobenes Diadem, nach
asselbe D... t desjenigen, welches der Juno eigen ist, bezeich-
... Dasselbe Diadem trägt auch die siegreiche Ve-

Digitized by Google

nus, deren schönste Bildsäule, ohne Arme, in dem Theater der alten Stadt Kapua entdeckt worden, und den linken Fuß auf einen Helm gesetzt hat. Sowohl diese, als jene Venus hat in den sanft geöffneten Augen das Schmachtende und Liebäugelnde. Dieser Blick ist jedoch von den geilen Zügen entfernt, durch welchen einige neuere Bildhauer ihre Venus haben kenntlich machen wollen; denn die Liebe ist von den alten Künstlern eben so, wie von ihren vernünftigen Weltweisen, als der Besitzer der Weisheit, wie sich Euripides ausdrückt, angesehen worden. Man findet übrigens die Venus nicht beständig unbekleidet, wie wir von der Venus des Praxiteles zu Gnidus wissen, Juno ist außer dem gipflichten Diadem an ihren großen Augen kenntlich, und an dem gebieterischen Munde, dessen Zug dieser Göttin so eigen ist. Pallas und Diana sind jederzeit ernsthaft und die erstere ist besonders ein Bild jungfräulicher Züchtigkeit, die alle weibliche Schwäche ausgezogen, ja die Liebe selbst besiegt zu haben scheint. Sie hat die Augen mäßiger gewölbt und weniger offen, als die Juno; ihr Haupt erhebt sich nicht stolz und ihr Blick ist gesenkt, wie in stiller Betrachtung. Diana hat mehr, als alle andere obere Göttinnen die Gestalt und das Wesen einer Jungfrau, und ist mit allen Reizungen ihres Geschlechtes begabt, ohne sich derselben bewußt zu seyn; allein ihr Blick ist nicht niedergeschlagen, wie das Auge der Pallas, sondern frei, munter und fröhlich, und auf den Gegenstand ihres Vergnügens die Jagd gerichtet, und so sind auch nach gewissen Graden die Bildung der übrigen Göttinnen. — Die Gratien waren in den ältesten Zeiten, wie die Venus, deren Nymphen und Gespielinnen jene sind, völlig bekleidet abgebildet, nachher hat man sie unbekleidet dargestellt. Die Horen, als Begleiterinnen der Gratien und Göttinnen der

Digitized by Google

Jahreszeiten und der Schönheiten werden tanzend vorgestellt, auch in langen Kleidern und in verschiedenem Alter die Jahreszeiten anzudeuten. Was die Nymphen anbetrifft, so hatte eine jede obere Gottheit, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, seine eigenen Nymphen, zu welchen auch die Musen, als Nymphen des Apollo gezählt werden; die bekanntesten sind die Nymphen der Diana, oder die Oreaden, und die Nymphen der Bäume oder Hamadryaden, und dann die Nymphen des Meers oder die Nereiden, und nebst denselben die Sirenen. Von den Parcen, welche Catulus in betagtem Alter mit bebenden und zitternden Gliedern, mit runzlichtem Angesicht und gebeugtem Rücken, und mit einem strengen Blicke gebildet, findet man das Gegentheil auf mehr als einem alten Denkmale, nach dem Winkelmann, wo sie als schöne Jungfrauen, mit oder ohne Flügel auf dem Haupte, dargestellt worden, und unterscheiden sich durch die ihnen beigelegten Zeichen, die eine schreibt jederzeit auf einem aufgerollten Zettel. So gar die Furien sind als schöne Jungfrauen, mit oder ohne Schlangen an dem Haupte vorgestellt. Zu den Göttinnen gesellen sich als idealische Bilder die Heldinnen oder Amazonen, die alle von ähnlicher Bildung, auch sogar in den Haaren sind, und im Gesichte nach einem und eben demselben Modelle gearbeitet scheinen. Es zeigen dieselbe eine ernsthafte und mit Betrübniß oder mit Schmerz vermischte Mine; denn ihre Bildsäulen sind alle mit einer Wunde in der Brust gebildet. Bei den weiblichen idealischen Schönheiten, sind noch die weiblichen Larven zu erwähnen, von welchen sich Bildungen der höchsten Schönheit, auch auf mittelmäßig gearbeiteten Werken, finden, wie ein Aufzug des Bacchus in einem Saale des Palastes Albani.

Digitized by Google

Man gewahret nun aus dem oben Gesagten, daß die Schönheit in der Vollkommenheit aller Theile eines Körpers beruhet, und die Maler müssen daher aus verschiedenen Körpern die Theile wählen, welche sie für die schönsten halten, und aus denselben eine Figur mit so vieler Klugheit und Geschicklichkeit zusammensetzen, daß es scheint, als wenn sie nur eine einzige Schönheit zum Muster gehabt hätten, welche Regel sowohl den Bildhauer, als den Maler angeht. Da nun die Alten diese Regel genau beobachtet haben, so sind auch ihre Werke noch bis auf die gegenwärtige Zeit die besten Muster zur Nachahmung. — Ueber die körperliche Schönheit s. auch im Art. Leibes-Schönheit, Th. 72, S. 182 u. f.

In der Baukunst ist die Schönheit eines Gebäudes, wenn es nach gehöriger Symmetrie aufgeführt worden, das heißt, wenn Uebereinstimmung und wohl angebrachte Ordnung sich in allen Theilen des Gebäudes zeigt, so, daß sich Alles wohl mit einander verhalte, z. B. daß die Theile, die ihres gleichen nicht haben, oder nur in der Einheit vorhanden sind, in der Mitte stehen, die andern hingegen zu den Seiten in ihrer Größe, Figur, Zahl, Höhe, Breite ꝛc. mit einander übereinkommen, daß nicht ein Theil in Ansehung des andern, oder des ganzen Gebäudes zu groß oder zu klein, nicht zu reichlich oder zu schlecht verziert, daß die Stärke, Bequemlichkeit und Zierrath der Absicht des Gebäudes gemäß sei, nichts ohne Noth gegen den Wohlstand und gemeinen Gebrauch gemacht worden. Ueberhaupt muß in dem Ganzen eine solche Harmonie, eine solche Gleichheit der Theile seyn, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen weder hervorstehe, noch durch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe; kurz alle Schönheit, die man im Bau eines

vollkommenen menschlichen Körpers bewundert, muß auch, nach Beschaffenheit des Gegenstandes, an einem vollkommenen Gebäude zu bemerken seyn; daher hat der Baumeister, wie jeder anderer Künstler, die Natur für seine eigene Schule zu halten; denn jeder organisirte Körper ist ein Gebäude, das in seiner Art sich durch gute Verhältnisse, durch genaue Uebereinstimmung der Theile, durch Glanz und Farbe schön darstellt, und diese Eigenschaften muß auch jedes vollkommene Bauwerk haben. Ueberhaupt bedarf der Baumeister wohl mehr Erfindungsgeist, als der Maler; denn dieser kann schon durch eine genaue Nachahmung der Natur ein gutes Gemälde schaffen; auch erfindet er nicht seine Formen, indem sie schon in der Natur vorhanden sind; der Baumeister muß aber erst schöne Formen schaffen und sich dabei nach dem Geschmack seiner Zeit richten. — Ueber die landschaftliche und Gartenschönheit, s. Th. 16, S. 204 u. f. —

Ueber die Schönheit im Anzuge oder in der Kleidung beider Geschlechter ist hier noch Einiges zu erwähnen. Bei der Bekleidung des Frauenzimmers wäre es sehr wünschenswerth, wenn dabei die Bekleidung der schönsten alten Bildsäulen zu Hülfe genommen würden, die immer als Muster des reinsten Geschmacks galten; es würden dann die Ellenlangen Taillen verschwinden, wobei überdies der Leib puppenmäßig beim Zusammenschnüren erscheint; man erinnert sich unwillkührlich an die sogenannten Klapperpuppen auf dem Christmarkte, worein Erbsen geschüttet werden, um die Kinder zu belustigen. Ein solcher Anzug ist nichts weniger, als schön, und macht einen unangenehmen Eindruck auf jedes Schönheitsgefühl. Die Mode wird sehr oft mit dem reinen Geschmack verwechselt. Mode in der Kleidung grün-et sich oft auf körperliche Fehler ganzer Nationen

oder einzelner Menschen, welche die Kleidung verstecken oder verbergen soll, oder auf Laune und Zeitumstände, und bei einer genauen Untersuchung zeigt sich das Mangelhafte in derselben sogleich, aber Regeln des Schönen lassen sich nicht aus ihr entwickeln, sie müßte denn zufällig sich dem wahren Schönen nähern. Anders verhält es sich mit dem wahren Geschmack in der Kleidung, der nun auf körperliche Fehler gegründet seyn kann. Er gilt in jedem Zeitalter das nämliche für eine Gestalt, die seiner empfänglich ist. Er gewinnt nur bei einer genaueren Untersuchung, und läßt sich, wenn auch nicht in seinen kleinen Launen, doch im Allgemeinen auf Regeln zurückbringen, die in ihm verborgen liegen. Wenn wir nicht von jedem den Grund angeben können, warum dieses oder jenes schön ist; dann liegt die Ursache gewiß nicht in einer Gesetzlosigkeit des Schönen, sondern in der Schwäche unserer Geistesgaben, es aufzusuchen. Im Ganzen mag dieses recht gut seyn, da wir doch nur an wahrem Vergnügen bei jeder Entwickelung des Schönen verlieren. Wollen wir uns aber gern des Vergnügens, welches wir in Betrachtung des Schönen genießen, berauben, und auf Kosten dieses Verlustes unsere Kenntnisse berichtigen, so können wir nicht anders verfahren, und müssen die Gesetze des Schönen immer erst aus den Kunstwerken entwickeln, was uns ein Genie dieser Kunst lieferte. Das Dichtergenie giebt uns die trefflichsten Werke der Poesie, ohne ihre Regel studirt zu haben; dem schöpferischen Genie der Malerei, der Bildhauer- und Baukunst danken wir die vollendeten Werke, und aus diesen Werken zieht der Kunstverständige erst die Gesetze; denn man hat nicht erst die Regeln des Versbaues, der Harmonie, der Aesthetik und der Säulenordnung entworfen, bevor man sie

Digitized by Google

in Ausübung brachte; die Künstler schritten auf Gesetzen voran.

Bei einer weiblichen Kleidung kommen mehrere Zwecke in Betracht, die alle erfüllt werden sen; denn die Regel des Schönen allein kann hier nicht leiten. Diesem zufolge müssen wir bei Untersuchung von folgendem ausgehen. Die Kleidung muß den Körper bedecken, muß ihn gegen Einfluß der Witterung schützen, sie muß der Gesundheit nicht nachtheilig seyn, die Geschäfte nicht hindern, den Geschlechtscharakter ausdrücken, und der schönsten Form des Körpers entsprechen, diese nicht zwingen, nicht vernichten, und da, wo es der Anstand erlaubt, sie uns ganz, oder ihre gröbere Umrisse zeigen. Finden wir nun diese Requisite in dem modernen Anzuge unsers schönen Geschlechts mehr, wie in dem ehemaligen, dann kann er unstreitig auch mehr Anspruch auf Schönheit und Zuverläßigkeit machen, als der veraltete. Je mehr wir uns aber von den angegebenen Grundsätzen entfernen, je schädlicher und häßlicher wird der Anzug. Verbirgt und entfernt er die schöne Gestalt ganz, läßt er uns, statt den schönen Wuchs ahnen zu lassen, eine verkrüppelte, widernatürliche Form sehen, raubt er uns von der wahren Gestalt des Körpers Alles, als ein allenfalls geschmücktes Gesicht und zwei Hände; drückt eine Schnürbrust die Rippen zusammen, zwängt sie den Unterleib ein, hat sie endlich der ganzen Taille eine zerbrechliche Feinheit gegeben, hat sie widernatürlich den schön gewölbten Busen zusammen und nach oben gepreßt, hindert sie seinen Wachsthum, und giebt sie zu verheerenden Krankheiten seiner Schönheit Anlaß, verunstalten künstliche Hüften und künstliche Cul de Paris diesen Theil, und die Wellenform der Hüften, verbergen lange und weite Aermel, die Hammelkeulen-Aermel, die schön gebogenen Arme, erhebt sich wi-

dernatürlich ein Putz auf dem Kopfe, verunstaltet dieser und schlecht geformte Schuhe das Ebenmaaß des Körpers; dann mag eine solche Kleidung immer einmal Mode gewesen und geschmackvoll genannt worden seyn, auch einer übelgewachsenen Figur mehr Reiz gegeben haben; allein ewig dauert er so wenig und seine Schönheit, als ihn ein Künstler wählen wird, seine Gemälde damit zu schmücken, deren Ruhm seine Jahre überleben soll, und indem er nicht sein oder ein anderes Zeitalter schildern will, dessen Costüm er beibehalten muß. Aber auch dann muß der Künstler, der Anspruch auf ein längeres Leben in seinen Werken macht, das Costüm modificiren, das Widersinnige mindern, und Alles idealisiren, sonst bringen so bekleidete Figuren, in uns die Empfindung des Lächerlichen, und der Aengstlichkeit hervor. Noch weniger wird ein Bildhauer, wenn er bekleiden muß, seinem Marmor solche Formen geben. Dieses kann zuweilen wegen eines feinen Gefühls bei lebenden weiblichen Figuren, die der Künstler darstellen will, nöthig werden; man sehe aber nur in der Agrippina zu Florenz, wie geschickt sich ein großer Künstler auch dann durch nasse Gewänder zu helfen weiß. Versteht dies der Arbeiter nicht, dann merken wir erst recht das Widersinnige einer verunstalteten modigen Kleidung, wenn sie sich in kostbaren Formen ausdrückt, mehr noch als der täuschenden Malerei. Ein Herr G. Ph. Michaelis *) sagt:

„Es machte den höchsten Eindruck des Lächerlichen auf mich, als ich in Cleve in Graubündten, da ich

*) Neues Hannöversches Magazin, 6r Jahrgang, Hannover, 1797, S. 1532. Diesem Schriftsteller bin ich auch größtentheils bei diesem Artikel gefolgt. K.

eben von den göttlichen Formen einer mediceischen Venus und des ganzen Florentinischen Schatzes so durchaus erfüllt war, einen der Grafen von Salis in Stein gehauen, ganz in neumodiger Tracht, mit dem Hute unter dem Arme, auf einem Brunnen erblickte. Unmöglich konnt' ich's lassen, eine Vergleichung mit dem wahrhaft göttlichen Neptun von Johann Bologneſe anzustellen, der einen Brunnen zu Bologna zu einer Quelle des Olymps veredelt, der mir seiner Form nach so frisch im Gedächtniß schwebte. Daß jener Handwerker eben so tief in seiner Kunst unter dem Künstler von Bologna stand, wie ihr Geschmack verschieden war, that im Ganzen wenig; denn selbst die Kunst des Johann Bologneſe mit dem Geschmack des Cleviſchen Arbeiters gepaart, würde nichts weniger Lächerliches hervorgebracht haben. Auffallend war es mir zugleich, daß der Geschmack vom wahrhaft Schönen, bei einer so geringen Entfernung, schon so verschieden war. Nur wenige Meilen südlicher nach Mailand versetzt, würde das Komische dieser Bildsäule den Pöbel zum Stillstehen gebracht haben, und hier bewundert man die Schönheit. Ich erinnere mich auch nicht, an dem kleinsten Orte in Italien etwas ähnliches Lächerliches bemerkt zu haben, wenn es nicht heilige Bilder waren, bei deren Ausschmückung nie Geschmack angebracht war. Es zeigt dies, wie viel Einfluß sowohl die höhere Kultur der Völker, als auch das Beispiel auf die Ausbildung des Gefühles für das Schöne hat. Die Bewohner von Graubünten sind unstreitig jetzt ein ganz anderes, nicht so fein fühlendes Volk, wie selbst die Bewohner von Oberitalien, und diesen fehlt wieder sehr viel, ehe sie wieder das feine Gefühl für das Schöne erlangen, wie sie es vor dem Einzuge der Longobarden hatten. Wie viel die rohen Sitten, der schlechte Geschmack, den diese mitbrachten, zur Verminderung des Kunstgefühls beitrugen, das beweißt besonders in Paria die abscheuliche Mischung des Gothiſchen und des alten Griechiſchen Geschmacks in der Baukunst. Nirgends sah ich solche Ausbrüche der übertriebenſten Einbildungskraft in der Gothiſchen Bauart, wie an einigen Kirchen daſelbst. Welches von

Digitized by Google

beiden der wahre Geschmack ist, wird aber darum doch nicht schwerer zu bestimmen."

Es wird bei der Bekleidung des Körpers zwar von Vielen eingewendet, daß man dabei nichts unbedeckt lassen müsse, dessen Entblößung unser sittliches Gefühl beleidige; daß ganze Nationen gewisse Theile des Körpers gar nicht bekleideten, durch deren Entblößung unser Gefühl beleidiget werden würde; andere ganz unbekleidet gingen, und es sei daher unmöglich zu bestimmen, welche Theile entblößt werden dürften, ohne dem moralisch Schicklichen zuwider zu handeln, da dieses, aus der angeführten Erscheinung zu schließen, keine gewisse Regeln habe. Diesen Schluß darf man aber nicht machen, weil man sonst mit eben dem Rechte behaupten könnte, das moralische Gefühl habe überhaupt keine gewissen Regeln; denn einigen Nationen erlaubt es zu rauben, andern seine Freunde zu verzehren, ohne daß diese Handlungen ihnen unerlaubt scheinen; allein hier ist auch ausgemacht, daß das moralische Gefühl erst durch die Kultur zu dem richtigen Takte erhoben wird, welches man nun freilich bei den erwähnten Nationen nicht suchen darf, die dergleichen Handlungen begehen. Man muß sich daher, um die Gesetze des Schicklichen im Anzuge zu beurtheilen, immer eine gebildete kultivirte Klasse von Menschen vorstellen, und für diese Klasse sind auch nur Regeln des Schicklichen zu entwerfen. Die Hauptbestimmung des weiblichen Anzuges liegt immer in dem moralischen Schicklichen, welches wir aus dem Charakter des Weibes selbst entwickeln müssen; und auch eben in der Verschiedenheit des weiblichen Charakters, weniger in dem Ausdrucke, den Rubens für das eigentlich Weibliche zu halten scheint, der uns nur wollüstige Fleischmassen darstellte, sondern neigt sich auf Raphael's

Seite und nimmt den weiblichen Charakter, den er seiner göttlichen Madonna, und den Correggio seiner liebenswürdigen Magdalena einhauchte, als den wahren an, so wird man hier leicht den Anzug finden, den man einem solchen Charakter geben muß. Das Weib charakterisirt Sittsamkeit, Schwäche und Liebe für ihre Kinder, und nur als Mittel dazu für den Mann; daher sagt auch Herder so wahr und schön: das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die in dem Gürtel der Liebe lag, ja, aus der bei allen reinen Weiberherzen er eigentlich ganz gewebt scheint. Güte des Herzens, Liebe zum häuslichen Leben, das Sanfte, was ihr ganzes Wesen gleich einem lieblichen Abendrothe überzieht, in dessen Widerschein wir uns selig fühlen, selbst die Vorzüge ihres Körpers führen alle hierauf zurück. Den Mann charakterisirt Stärke und Liebe zum Weibe; seine Kräfte und sein Geist verlangen einen größern Wirkungskreis, als die Kinderstube seines Hauses, an die er nur durch Liebe zuweilen gefesselt wird. Sie dient ihm nur, um seine Stärke nicht in übermäßige Härte und Wildheit ausarten zu lassen. Er verlangt, das Weib giebt, und giebt nur gedrängt. Sie leitet Liebe, das Verlangen nach Kindern und Schwäche, ihn treibt Schönheit des Weibes und Kraft. Diesem verschiedenen Charakter muß auch die Kleidung treu bleiben. So wie sich Sanftheit über das ganze weibliche Wesen verbreitet, so muß sich auch eine sanftere Hülle über ihren zarten Körper ziehen. Feinere Stoffe, die sich williger an die runden Formen legen, ohne straff über diese gezogen zu seyn, um alle Bewegungen zu deutlich sehn zu lassen, müssen den weiblichen Körper leicht umkleiden, und die Schönheit des Körpers mehr verrathen lassen, als darstellen. Weibliche Sittsamkeit und ihre geräuschlosen, wenige Kräfte erfordernden Geschäfte machen

eine deutlichere Darstellung ihres Körpers unschicklich und unnöthig, den der Ausdruck des männlichen Charakters und sein thätiges geschäftvolles Leben unverhüllter darzustellen erfordert und erlaubt. Bei dem Manne muß auch im Einzelnen seine ganze Muskelkraft sich mehr zeigen können und die Kleidung ihn nicht in seinen Arbeiten stören. Es würde lächerlich seyn, Männer in langen Röcken, die sittsam bis auf den Boden herabhingen, kleiden zu wollen, und da, wo der fremde Charakter, den der Mann bei einigen Religionen als Priester angenommen hat, eine Kleidung nöthig macht, die seinen männlichen Charakter verbirgt, kann diese Kleidung wohl Ehrfurcht erregen, wenn das Alter mitwirkt, aber nie wird ein so gekleideter Mann durch den Ausdruck des Männlichen wirken. Soll aber der Mann durch seinen ihm eigenen Charakter bei feierlichen Gelegenheiten Eindruck machen, dann darf der Mantel, der etwa von seinen Schultern herabhängt oder herabfällt, nie den vordern Theil des Körpers verhüllen. Dieser muß stets sichtbar bleiben, und so wird selbst bei Bildsäulen eine halb nackte Vorstellung, mit einem Gewande verbunden, welches mehr als Hintergrund dient, keinen üblen Eindruck machen. Bei dem Manne kann auch die ganze Form deutlicher dargestellt werden, weil offenbar die Liebe der Frau zum Manne sich nicht, wie es umgekehrt der Fall ist, auf die Form bezieht, und überhaupt Liebe zu ihm mehr Mittel, als Zweck ist. Bei der weiblichen Form ist es anders; sie zieht den Mann unwiderstehlich an, und hat daher auf die Erhaltung seiner Liebe einen großen Einfluß. Sie darf ihm nie etwas Gewöhnliches werden, er muß sie mehr ahnden, als sehen, und das Weib, was dieses recht zu benutzen versteht, wird sich gewiß länger die Liebe des Mannes erhalten. Die weiblichen Beschäfti-

Digitized by Google

gungen, ihre häuslichere Lebensart und ihre Bestimmung erlauben und erfordern aber auch wieder eine leichtere Bekleidung und Entblößung von Theilen, die man bei Männern zwar ohne Beleidigung des moralisch Schicklichen entblößen konnte, wo aber weder Schönheit, noch Bestimmung eine Ursache dazu giebt, und ihre weniger häusliche Lebensart es verbietet. Hierher gehört die Entblößung der Arme und einen Theil der Brust. Die Kleidung muß der schönsten Form des Körpers angemessen seyn, darf diese nicht zwängen, nicht verunstalten, und der Gesundheit nicht nachtheilig seyn, liegen so nahe zusammen, und indem das eine erfüllt wird, thut man schon einen Schritt zur Vollendung des andern. Nichts ist schön im Anzuge, was die freien Bewegungen und Lebensverrichtungen hindert, was also der Gesundheit nachtheilig ist; denn Zwang verträgt sich nicht mit Schönheit. Dieser Zwang mag nun offenbar am Tage liegen oder nicht; dem Geschmacklosen wird er nie sichtbar, und der Geschmackvolle findet sich oft, ohne daß er den Zwang deutlich sieht, in seinen innersten Empfindungen beleidigt. Wie sehr dies bei unsrer ehemaligen weiblichen Tracht der Fall war, z. B. bei den Reifröcken und Schnürleibern, die jetzt wieder Mode geworden, kann man noch aus Gemälden jener Zeit gewahren. — In Sömmering's Schrift über die Nachtheile der Schnürbrüste, 2te Ausgabe, findet man auf der Kupfertafel die Schnürbrust einer schönen Mainzer Dame, welche Schnürbrust er mit der schönsten bekannten Form, mit der der Mediceischen Venus, und mit einigen schön gebildeten Mainzer Frauenzimmern, die nur wenig durch das Schnüren litten, vergleicht. Er zeichnete den Umriß einer Venus, und unter demselben das Gerippe; eben so stellt er die Taille eines durch die Schnürbrust veränderten Frauen-

Digitized by Google

zimmers dar. Die Mißproportion, die diese Vergleichung uns zeigt, wie sehr und unnatürlich die kurzen Rippen zusammengepreßt werden, wie dieser Druck auf die noch nachgiebigen Knochen angebracht, bei den widernatürlich langen Taillen selbst die Hüften zusammendrückt; wie dadurch die Eingeweide, das Geschäft der Verdauung und Ernährung leiden, und endlich die edelsten weiblichen Pflichten, die Mutterfreuden, gestört werden. Bei der Mediceischen Venus beträgt der Durchmesser des Kopfes nur die Hälfte des schmalsten Umfangs der Taille, bei einer geschnürten Dame ist aber der Umfang des Kopfes größer, als der schmalste Umfang des Leibes, daher kann man eine solche Kleidung wohl nicht schön nennen. Daß eine Schnürbrust nicht zum schlanken, geraden Wuchse beiträgt, beweisen die schön gewachsenen Nationen, die ihre Kinder nie in Schnürbrüste preßten, und ihnen die Jahre der heiteren Freude nicht dadurch zu Jahren der Qual machten; die ihre Kinder aber auch nicht zu Arbeiten und einer sitzenden Lebensart zwangen, denen die Kräfte des Körpers und des Geistes nicht gewachsen waren. Ueberdies zeigen die Schnürbrüste, wie auch schon unter Schnürbrust, oben, S. 573, gezeigt worden, die Unzweckmäßigkeit um Verwachsungen vorzubeugen; denn die vielen Verwachsenen aus höheren Ständen und aus dem schönen Geschlechte beweisen zur Genüge, welchen Antheil die Schnürbrüste daran haben; denn statt Schiefwerden zu verhüten, müssen sie dasselbe durch den ungleichen Druck, den sie bei anfangender Verwachsung machen, nur vermehren, da die Knochen überdies noch weich sind, und jedem anhaltenden, selbst schwächerem Drucke leicht nachgeben. Sehr beherzenswerth ist dasjenige, was der Geheime Staatsrath Hufeland in seiner Abhandlung über

das Schiefwerden der Kinder sagt, welche Abhandlung, besonders jetzt, wo diese Mode wieder anfängt sich sehr auszubreiten, in den Händen aller Mütter aus den höheren und mittleren Ständen sich befinden sollte.

Wenn eine zu lange, durch ein Schnürleib eingeengte Taille nicht schön läßt, so läßt dagegen auch eine zu kurze, so daß der ganze Körper aus Beinen und Kopf zu bestehen scheint, auch nicht schön; denn als man zu Anfange dieses Jahrhunderts die Taille hinten so kurz machte, daß sie nicht bis zum Ende der Schulterblätter herunter reichte, so sahen unsere Schönen wie Mißgeburten darin aus. Allein man muß die Taillen doch kürzer machen, als man sie jetzt trägt, um sich dem Schönen und dem Gesunden zu nähern; denn nichts macht einen übleren Eindruck auf das Schönheitsgefühl, als ein zu langer Leib an einer weiblichen Figur. Der Grund davon liegt wahrscheinlich in der Proportion, die zwischen zwei aufeinander gestellten Körpern herrschen muß, von denen der eine den andern tragen soll. Wie würde es aussehen, wenn man eine Urne auf ein Piedestal setzte, welches jene weder an Dicke, noch Länge überträfe? Ist die Taille nun noch am untersten Ende widernatürlich zusammengeschnüret, steht sie wie ein umgekehrter Zuckerhut auf den künstlich verdickten Hüften, die, wie dies bei einigen Trachten der Bauern am Ufer der Niederelbe der Fall ist, durch 9 — 10 kurze Röcke und Wülste unförmlich gemacht werden, so muß dies wegen des gänzlichen Mangels der Aehnlichkeit mit der Natur nur unangenehme Eindrücke machen. Nirgends kerbt die Natur unsern Körper, so wie die Körper der Insekten ein, und bei manchen Moden scheint man doch aus Leib und Beinen zwei ganz verschiedene, nur aneinander geklebte Stücke machen zu

Digitized by Google

wollen. Allenthalben macht die Natur von einem Gliede zum andern sanfte Uebergänge, die wir auch, besonders im weiblichen Geschlechte, nicht aus den Augen setzen dürfen. Es findet sich in dem Bau des Körpers gar kein Grund, warum der Leib über den Hüften, nebst der Brust und den Rippen so zusammengepreßt und so ganz von dem übrigen Körper durch die verschiedene Art der Bekleidung geschieden werden muß. Es kann auch nicht anders seyn, als daß diese weichen nachgiebigen Theile selbst von dem gelindesten Drucke leiden, und besonders die freiere Ausdehnung des Unterleibes gehindert wird, wenn die Taille so viel herunter geht. Liegt in dem Bau des Körpers, und in der Bestimmung der Theile und der Kleidung irgend ein Grund, warum der Rumpf von den untern Theilen des Körpers getrennt werden muß, dann können wir diesen gewiß nicht in einer widernatürlichen Umbildung des Körpers suchen, noch darf diese dadurch hervorgebracht werden. Entweder muß das Charakteristische der weiblichen Kleidung, oder die Darstellung weiblicher Schönheiten, oder endlich die Form des Körpers selbst eine solche Abscheidung nöthig machen. In der Form des Körpers liegt aber über dem Hüftknochen, noch weniger unter demselben, eine Ursache dazu. Liegt der Grund einer solchen Trennung in der Form, dann findet er allein unter dem Busen statt. Hier macht ihn auch der Ausdruck der Charakteristik und der Schönheit nöthig. In den langen, durch Schnürleiber oder ähnliche Kleidungen zusammengepreßten Taillen, geht sowohl die schöne Form des Busens, wie auch seine edle Bestimmung ganz verloren. Er wird unnatürlich herausgepreßt, verliert seine Form und zugleich seinen Nutzen für die künftige Ernährung der zarten Frucht. Die ehemaligen sogenannten Chemisen waren wohl

unter den weiblichen Kleidungen die angemessenste Tracht; denn sie schmiegen sich nach dem, was sie bedecken, ohne es zu deutlich zu verrathen, und zwängen nirgends den Körper, sondern lassen ihm ein freies Spiel in allen seinen Bewegungen. Ein Gürtel, der unter dem Busen, in der Gegend der Herzgrube, lose die Kleidung umschließt, wird nie den Leib zusammendrücken und ihn verunstalten, und sei es in welcher Periode des Lebens es wolle, und wird, unter Umständen, mit Leichtigkeit getragen werden. Durch diese Tracht wird die schöne Form des Busens mehr geahndet, und zugleich auf das Charakteristische desselben fürs weibliche Geschlecht hingedeutet, da sich die sanfte innige Liebe der Mutter zum Kinde in dem Busen gleichsam körperlich darstellt. Bei der ehemaligen und jetzt wieder Mode werdenden steifen Kleidung geht mit dem Ausdrucke des weiblichen Charakters, auch meist die Erfüllung dieses sanften edlen Geschäfts der zarten Frucht ihrer Umarmung, das Leben selbst zu erhalten verloren. Ohne den Leib zu drücken und ohne ihn bloß zu stellen, muß die Kleidung ihn umhüllen, seine Umrisse verrathen lassen und bis zu den Füßen herabfallen. Die schönen Formen der Hüften und Schenkel werden da, wo die Natur sie mit üppigerer Schönheit beseelte, sich in dem Faltenwurfe eines biegsameren Gewandes verrathen. Da wo die Bildhauerei eine weibliche Darstellung unverstellt durchs Gewand nöthig macht, weil sie eigentlich nur für das tastende Gefühl bildete, dem die steinernen Gewänder nur lächerlich scheinen würden, begnügt sich die Malerei, und so auch der gesittetere Zirkel der Nationen bloß mit dem Genuß, der dem Gesichte verschafft wird, und dieser Sinn ist gutwillig genug, auch da, wo man ihn nur wenig ahnden läßt, sich durch die Phantasie fortzuhelfen und sich täuschen zu

lassen. Ueberhaupt kann man das Gesicht ja nur als den Diener des Gefühls betrachten, der für seinen Herrn Neuigkeiten zu erhaschen sucht, wo es diese nur erhaschen kann, woraus es für sich keinen Nutzen zu schöpfen im Stande ist. Alles Vergnügen, was der Mensch beim Anblick einer lebenden Schönheit empfindet, verschafft ihm das Gefühl, und Weniges ausgenommen, empfindet er es nur durch die Reducirung der sichtlichen Eindrücke auf diesen Sinn. Es ist daher eine kleine Verrätherin des Gewandes schon hinreichend, dem Gesichte Stoff zu großen Begebenheiten zu geben. Und dieser Sinn ist oftmals mit Wenigem besser zufrieden, wie mit Vielem; denn beim Ersteren bleibt seiner Thätigkeit so viel über, und beim Letztern merkt er nur zu deutlich seine Schwäche und daß er beim Ganzen nur eine Nebenrolle spielt. Es würde daher zwecklos seyn, wenn man die Art der Kleidung zu sehr den nassen Gewändern der älteren Griechischen Bildsäulen ähnlich machte. Die Füße dürfen, wenn auch der niedlichste Schuh sie zierte, nicht zu weit, und nie sichtbar werden; denn es läßt ungereimt, wenn eine so breite Figur, wie ein bekleideter Körper ist, auf zwei so feinen oder zarten Stützen ruht. Der ganze Körper muß auf einer breiten Grundfläche zu ruhen scheinen, wodurch er das Ansehen der Festigkeit erhält, daher muß die Kleidung etwas schleppen. Diese Regel findet man auch bei allen älteren bekleideten Bildsäulen und Gemälden beobachtet, sobald nicht ein heftiger Ausbruch von Leidenschaft, oder die Handlung, in der sie vorgestellt werden, dies unthunlich macht. In diesem Falle wird der Ausdruck der Handlung Haupt-Gegenstand, und was der Ausführung dieses Ausdruckes widerspricht, muß wegfallen. Es kann aber auch seyn, daß das damalige Gefühl des hergebracht Schicklichen eine völlige Be-

Digitized by Google

deckung der Füße erforderte; es bleibt aber immer noch die Frage, ob nicht damals das zarte Gefühl des Geschmackvollen und Schönen, diesem Gefühl des Schicklichen zum Grunde lag. Sind die Füße nicht von der schönsten Form, so möchten sie leicht bei wenigerer Bedeckung zu einem ähnlichen Wortspiele Veranlassung geben, wie die Füße der Frau von Stael, die auf einer Maskerade in Paris an ihrem Piedestal erkannt wurde. Was die Form der Schuhe anbetrifft, so muß sie sich mehr dem Natürlichen des Fußes nähern. In jedem Alter, in jedem Zustande des weiblichen Körpers kann dieser Anzug der nämliche bleiben. Eine Kleidung hingegen, die dem Leibe, der Ausdehnung der Brust und des Busens beständige Schranken setzt, wird in jedem Alter, in jeder Lage nachtheilig.

Der weibliche Putz kann und soll keinen andern Zweck haben, als die natürliche Schönheit des Körpers zu erhöhen, sie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, und den Eindrücken derselben noch mehr Gefälliges oder auch noch mehr Bestimmtes zu geben, Das Interesse des Weibes erfordert es, wie auch schon oben erwähnt, durch Schönheit, Bescheidenheit und Anmuth im Wesen Herz und Sinn zu gewinnen. Jeder Putz ist also diesem Interesse durchaus entgegen, der die Reize verbirgt, die sich nicht nur frei zeigen können, ohne zu beleidigen, sondern selbst durch ihn anziehender werden sollen, der das Auge durch zu großem Reichthume blendet, ohne es auf das zu heften, worauf er es eigentlich heften soll; der durch zu bunte Mannigfaltigkeit auffällt; der eine schlanke, edle, weibliche Figur, zu einer Carricatur umgestaltet, die da zu viel andeutet, wo ein zartes unverdorbenes Gefühl mit etwas Wenigerem zufrieden wäre. Vor dem Kriege 1806 näherte sich die weibliche Bekleidung mehr der schönen Form des

Digitized by Google

Körpers, und dieses ist auch geblieben bis auf die neueste Zeit, wo die Schnürleiber wieder ihr Recht geltend zu machen angefangen. Je weiter die Mode sich von alberner Etiquette entfernt, und sich einem natürlichen Negligée nähert, das noch nicht darum, weil es Negligée heißt, nachlässig seyn darf, je mehr wird sie dem Auge schmeicheln; je mehr sie aber der Etiquette, der Nachahmungssucht fröhnt, je mehr wird sie sich von dem Schönen entfernen, und nicht dieses allein ist zu erwägen, sondern auch die Gesundheit, die sehr oft dabei eingebüßt wird. Man denke sich nur ein Kind, das mit einer schwachen, zusammengepreßten Brust zum Mädchen heranwächst und die Jahre erreicht, in denen der ruhigere, gleichmäßigere, nur fröhliche Schlag der Empfindungen verschwindet, und körperliche und geistige Einflüsse stürmischer auf das Mädchen wirken. Beim Tanz, wo Bewegung, Musik und der Leidenschaften freies Spiel das Blut erhitzt, wo allenthalben dem Blute der Raum mangelt, verhindert eine harte Schnürbrust, oder eine andere enge Kleidung den freien Umlauf desselben in der Oberfläche des Körpers. Es wird zurück auf die innern Theile getrieben, besonders die Lunge, durch die doch alles Blut muß, was sich in unserm Körper bewegt; diese findet es nun durch den von Jugend auf erlittenen Druck verengt, der noch fortdauert. Es kann nicht so geschwinde vordringen, und wird doch immer heftiger getrieben; daher macht es sich durch Zersprengung seiner Gefäße Platz; ein Blutsturz und heftige Entzündung der Lunge, und ihr trauriges Gefolge, eine langsame Auszehrung machen der Scene ein Ende. Ein leichter, nirgends drückender Anzug, eine nie gepreßte Lunge, wird dies nie bewirken. Was nun die Wahl der Farben beim weiblichen Anzuge anbetrifft, so ist hier das höchste Studium

der Toilette nöthig, um Schönheit durch Harmonie des Körpers mit der Bekleidung zu erwecken. Beim weiblichen Putz kommt Alles auf eine schickliche Wahl und Verbindung der Farben an. Die Gesichtsfarbe wird an dem Wiederschein der Farben in der Bekleidung merklich abgeändert, entweder erhöhet oder gemildert, je nachdem die Farben heller oder dunkler gewählt sind. Ein Gewand, woran Rosa- und Nelkenfarbe die hervorstechendste ist, ein hochrothes Band auf dem Kopfputze, eine lichtfarbene Schleife, giebt der Gesichtsfarbe ein frischeres Ansehen, als eine blaue, eine grasgrüne oder gelbe Kleidung. Die Farben des Gewandes heben aber auch den natürlichen Ausdruck des ganzen Charakters, und stellen ihn in einem schönen Lichte dar. Welch einen erhöheten Ton von Fröhlichkeit und Aufheiterung kann nicht ein rosenfarbnes oder lichtgestreiftes Gewand in die Gesichtsbildung bringen? So wie ein himmelblaues Gewand diesen Ton schon mehr zum Sanften, Wehmüthigen oder einer stillen Zufriedenheit herabstimmt. Es giebt in der Natur eigentlich nur drei Hauptfarben, nämlich gelb, roth und blau, die man auch die gebornen Farben nennt, und aus denen alle übrige als Mischung entstehen; weiß und schwarz können hier nicht mitgezählt werden, weil sie das Licht und Dunkel anzeigen, und zu diesen beiden müssen alle Farben harmoniren; indessen wird ein gutes Auge von selbst bemerken, in welchem Tone, und ob sich eine Farbe hoch oder niedrig am schicklichsten zu schwarz oder weiß gesellen lasse. Nie wird der gute Geschmack, z. B. das dunkelste Blau, das dunkelste Grün oder das dunkelste Braun mit schwarz oder weiß verbinden. Die aus den drei Hauptfarben entstehenden Mischungen sind vorzüglich Orange, Grün, Purpur und Violett, die sich in der Malerei und im Färben der Zeuge ins

Digitized by Google

Unendliche verändern und vervielfältigen lassen. Die verschiedenen Töne der Hauptfarben und ihrer Mischung stehen mit sich selbst in sehr guter Harmonie, und es werden sich zum Beispiel Hellblau und Dunkelblau, Hellgelb und Dunkelgelb, Hellroth und Dunkelroth ꝛc. sehr wohl mit einander verbinden lassen, wenn sie nur, was wohl zu bemerken, harmoniren. Wie unnachahmlich schön ist die Harmonie der Nelken, Tulpen und anderer Blumen, welche oft aus einer und derselben Farbe hell und dunkel geflammt oder gesprengt sind. Grün ordnet die Natur allen ihren Blumen zu, daher harmonirt es auch mit allen Farben, wenn es nur in seinen Nebenfarben in Ansehung der Töne in gehörigem Verhältniße steht. Disharmonirende Farben sind zum Beispiel: Gelb und Roth, Roth und Hellblau, Gelb und Violett, Gelb und Braun, Blau und Rosenroth, Rosenroth und Ziegelroth, Violett und Hellblau, Feuerfarbe und Blau, Lila und Dunkelroth, Grau und Hellroth, Hellblau und Grau, Silberfarbe und Gelb, Schwarz und Braun; harmonirend sind: Schwarz und Paille, Himmelblau zu Weiß und Paille; zu blond: Weiß, sanftes Blau, und mattes Rosenroth; zu Schwarz: Weiß, Bois, Orange; zu Kardinal und Lila nur Weiß, Silberfarbe und mattes Paille; zu Dunkelbraun: Weiß und Paille, Gelb und Blaßgelb, Blau und Hellblau; zu Himmelblau: Gelblich, Weiß, Perlenfarbe, Dunkel- und Brau, Dunkelroth zu Hellgelb, Violett, Meergrün, Dunkelbraun, Dunkelroth; zu Purpur: Blau, Carmoisin; zu Brandgelb· Violett lichtes Himmelblau, Meergrün, Hellgrün; zu stark Blau: Rosenroth, Blaßgelb, Lichtgrün; zu Hellgrün: Hellroth, Hellgelb, Hellviolett und Rosenroth. Als allgemein ist anzunehmen, daß hellere Farben immer

durch dunklere, und dunklere jederzeit durch hellere, die mit ihnen in Harmonie ſtehen, verziert werden müſſen. Die Bekleidung des Menſchen und vorzüglich des weiblichen Geſchlechts ſollte ſich jederzeit nach der Farbe des Geſichts, des Haars und der Augen richten. Der Anzug einer Blondine ſollte z. B. in weichen, nicht weit von einander entfernten, ſondern ineinander ſpielenden Farben beſtehen; nämlich aus Grün und Roſa, helles Meergrün und helles Lila, Himmelblau und Grau ꝛc.; da hingegen die Brünette ſich dunklerer und etwas abſtechenderer, von einander entfernterer Farben mit Vortheil bedienen kann, als z. B. Ponceaux und Braun, Hellgelb und Violett, Feuerfarben und Schwarz ꝛc. Alles weiße Zeug, ſowohl Spitzen, Leinen, als auch Seide, muß niemals ins Bläuliche, ſondern immer etwas ins Gelbliche ſpielen, wenn es mit der Fleiſchfarbe gehörig harmoniren ſoll. Manche Mängel der Geſichtsfarbe können durch eine gute Wahl der Bekleidung vermindert werden. Iſt die Geſichtsfarbe durchaus zu roth, ſo wird eine ſehr dunkelrothe Bekleidung zu empfehlen ſeyn; ſpielt die Geſichtsfarbe ins Gräuliche oder Graue, ſo wird Dunkelgrün und Dunkelgrau am vorzüglichſten ſeyn; denn die ſtärkere Farbe der Bekleidung dringt die ſchwächere Farbe des Geſichts ſo zurück, daß ſie wenig oder gar nicht mehr auffällt. Die hellſten Farben müſſen dem Kopfe oder dem Geſichte am nächſten gebracht werden; der Zweck iſt nicht nur den Blick des Beſchauers auf das Angeſicht zu lenken, ſondern die dunklen Farben ſollen auch darum ſo viel, als möglich, in der Bekleidung hinab, und die lichteren empor geordnet werden, weil wir immer mit jenen die Idee des Schweren, mit dieſen aber den Begriff des Leichten verbinden, und weil man es nicht gern

Digitized by Google

sieht, wenn die leichteren Massen zum Fundamente der schwereren gemacht werden. Aus einem noch andern Grunde dürfen zu einer dunklen oder schwarzen Bekleidung niemals Schuhe von einer sehr hellen Farbe, als Roth, Rosa, Paille ꝛc. gewählt werden; denn sie machen alsdann den Fuß etwas groß und breit erscheinen, daher eine Mittelfarbe für die Schuhe am schicklichsten ist und bleibt. Doch findet hier auch wieder manche Abänderung Statt. So müßen, z. B. zu einem weißen oder jedem andern hellen Kleide keine zinnoberrothe, carmelitrothe, grasgrüne, mineralblaue, schwarze Schuhe getragen werden, weil diese das helle Kleid überstrahlen, und die Blicke oder das Auge nur auf den Fuß lenken oder führen, sondern sanftere Farben, als ein lichtes Grün, helles Blau, ein lichtes Gelb, z. B. Erbsfarbe, heller Ocher, Weiß ꝛc. Ist man genöthiget etwas grelle oder abstechende Farben zu tragen, so muß man sie zu vertheilen und nicht in Massen anzubringen suchen. Auf diese Art wird das Auge nicht zu sehr gereizt, mithin das Grelle nicht so bemerkbar werden. Hieraus erhellt, daß die meisten schreienden Farben selten die Hauptfarbe des Putzes, sondern nur die Decoration oder Verzierung seyn darf. Je weniger Farben in einem Anzuge zusammengestellt sind, desto angenehmer und lieblicher erscheint er dem Auge. Alles Bunte, Auffallende, Prahlende ist uns widrig. Man bringe nie mehr, als höchstens drei Farben in seinen ganzen Anzug; je weniger, desto schöner. Ein ganz weißer Anzug, selbst in Bändern und Schleifen übereinstimmend, ist sehr zart, und gewiß keine Sache des gemeinen Geschmacks, der immer farbige, bunte Bänder haben muß. Die seltene Erscheinung eines solchen Anzugs verdoppelt seinen Reiz und seine Schönheit noch mehr. Auch ist es zugleich der schönste Putz

Digitized by Google

bei fröhlichen Festen, nur muß er dann, um ihm das allzu Feierliche zu benehmen, einen leichten Auspuß irgend einer lichten Farbe, als Rosa, Himmelblau, Blasgrün, eine Blätter- und Blumenguirlande ꝛc. erhalten. Ferner muß das Alter stets bei der Wahl der Farben berücksichtiget werden. Die Jugend erfordert helle Farben, das Alter dunklere, ernstere, vermischte, zweifelhafte. Zu blühenden schönen Gesichtern stehen dunkle Farben selten übel; aber zu einem frischen und sehr rothen Teint nur die hellrothen und rothbraunen; einem blassen thut Gelb, Violett und Müllerblau nicht wohl, und ein bräunlich gelber Teint wird durch Incarnatroth und Orange gehoben, Himmelblau, Rosa, Gelb, Lila, Violett und Weiß steht ihm aber nicht wohl. Schwarze Bekleidungen stehen den jungen Blondinen sehr reizend; da sie aber den Ton des stillen Ernstes und der tiefen Trauer ausdrücken, so muß es uns widrig seyn, in einem schwarzen Gewande ein übermüthiges und ausschweifend lustiges Frauenzimmer zu sehen. Zuletzt ist auch bei der Wahl der Farben im Puß auf die Verzierung der Zimmer, in welchen man erscheinen soll, zu achten, wenn nicht jene durch diese zuweilen sehr merklich leiden sollen. So nimmt sich z. B. ein glänzender Puß in einem schönen blauen Zimmer nicht gut aus; denn außerdem, daß die weißen Farben auf einem hellblauen Grunde einen üblen Effect machen, indem die hellblaue Tapete das Auge vor allen Objecten im Zimmer auf sich zieht, so macht auch noch der Wiederschein der blauen Tapeten auf die Gegenstände ein widriges Ansehen, und thut besonders den Gesichtsfarben offenbaren Schaden, welchen eine Tapete von gebrochenen Farben so leicht nicht verursachen wird.

Digitized by Google

Ueber das Schöne und die Schönheit sehe man nach:

J. Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst. Dresden, 1763.

— dessen Geschichte der Künste des Alterthums. Wien, 1776, S. 248. u. f.

C. G. Schulz, de origine et sensu pulchritudinis. Halle, 1768.

J. Kant, über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg, 1764.

— dessen Kritik der Urtheilskraft, 3te Aufl., Berlin, 1790, S. 74 u. f.

Burke's philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1773.

Sulzer's Theorie der schönen Künste. Neu vermehrte 2te Auflage. Leipzig, 1792, 4r Bd.

Pernety Handlexicon der bildenden Künste. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, 1764, S. 287.

Schönheiten des Tages, eine Benennung der Blüthen des Kalopaßbaumes oder Kalabassienbaumes, welchen Adanson diesen Namen beigelegt.

Schönheitsmittel, eine Benennung der Schminken, s. diesen Artikel.

Schönmüller, werden diejenigen Müller genannt, welche recht klares Mehl liefern.

Schönpflaster, Schönfleckchen, s. Schminkpflaster.

Schönsäulig, in der Baukunst, eine Säulenstellung, wo zwei und eine halbe Säulendicke Raum zwischen den Säulen gelassen wird, so daß die Säulenweite sieben Modul beträgt.

Schönschreibekunst, Calligraphia, s. unter Schreibekunst.

Schönschreiber, Calligraphus, s. daselbst.

Schonung, die Schläge oder Gehaue schonen, in der Forstwissenschaft, den Nachwuchs der-

Digitized by Google

ſelben befördern. Eine Schonung iſt demnach ein mit jungen Baumpflanzen beſetzter Platz in den Wäldern, welcher ſo lange, bis dieſe jungen Baumpflanzen zu einem ſolchen Alter und Höhe gelangt ſind, daß ihnen von dem weidenden Vieh weiter keinen Schaden zugefügt werden kann, mit keinem Vieh behütet werden muß. Schonen müſſen iſt alſo nach der Sprachlehre, mit nicht behüten dürfen gleichbedeutend. Mat hat bei der Schonung auf folgendes zu merken.

1. Müſſen die abgeſtorbenen oder weggehauenen Holzſtämme in den Wäldern jederzeit durch neue Pflanzen wiederum erſetzt werden.

2. Dieſe Wiederbeſetzung kann zwar durch den von den Bäumen abfliegenden oder abfallenden Samen bewirkt werden; wenn aber öfters Hinderniſſe vorfallen, daß ſolches nicht auf die beſte und vollkommenſte Art möglich zu machen iſt, ſo muß

3. dasjenige, an deſſen völliger Ausführung die Natur gehindert worden, durch menſchlichen Fleiß erſetzt und vollkommen zu machen geſucht werden.

Dieſe drei Sätze ſind als die erſte Grundlage zu einem richtigen Begriff von den Schonungen in den Wäldern anzuſehen, wobei aber noch Nachſtehendes vorausgeſetzt und mit zu Hülfe genommen werden muß.

4. Die meiſten Wälder werden nicht bloß zur Erziehung des Holzes, ſondern auch zur Hütung von allen Arten des Viehes gebraucht, welches der Zuſammenhang der verſchiedenen Wirthſchaftstheile nothwendig macht.

5. Indeſſen bleibt doch die Abnutzung und Erhaltung des Holzes in allen Wäldern das Hauptaugenmerk des menſchlichen Fleißes und Sorgfalt, dergeſtalt, daß wenn Hütung und Waldnutzung nicht

Digitized by Google

miteinander bestehen können, die erstere der letzteren weichen muß.

6. Den jungen Baumpflanzen werden alle Vieharten bis zu einem gewissen Alter und einer erlangten Höhe schädlich.

So lange man Holz und Waldung für eine nothwendige und unentbehrliche Sache hält, so lange wird man auch die Schonungen in den Wäldern in der Art, wie sie oben bestimmt worden, für nothwendig halten. In Ansehung der Wirkungen solcher Schonungen ist hier zu erinnern, daß die jetzigen Waldeigenthümer, ungeachtet aller darauf gewendeten Sorgfalt, von ihren in den alten Wäldern anzulegenden Schonungen, niemals ein Holz von der Güte, als das vorhin daselbst gestandene zu erwarten haben werden. Der Menge nach können sie wohl eine gleiche, und vielleicht eine noch größere Anzahl von Stämmen erzwingen, niemals steht aber eine gleiche Güte von einem solchen auf alten Holzplätzen angezogenen Holze zu hoffen, weil der Boden schon zu entkräftet oder erschöpft ist, um von demselben immerfort eine gleiche Wirkung zu erhalten; denn seine einzigen Nahrungssäfte sind Thau und Regen. Man könnte hier nun freilich einwenden, daß hierunter zwischen den Bäumen und andern Pflanzen keine Vergleichung Statt finde, weil die ersteren ihre hauptsächlichste Nahrung und Kräfte zum Wachsthume mehr von den ihnen durch die Luft zugeführten Düngungstheile vermittelst ihrer Blätter, als aus dem Erdreiche durch die Wurzeln zu erwarten hätten. Es ist nun zwar gegründet, daß die Bäume durch das Einsaugen der Blätter der durch die Luft ihnen zukommenden verschiedenen nährenden Theile in ihrem Wachsthume sehr unterstützt werden, weil sich sonst das Fortkommen derselben durch die Mittheilung der wenigen Nahrungssäfte, die sie aus dem

Digitized by Google

Erdreiche ziehen, nicht denken läßt; indeſſen wird man nicht in Abrede ſtellen, daß dieſer angenommene Grundſatz nur hauptſächlich auf die bereits erwachſenen und mit vielen Blättern und Zweigen verſehenen Bäume Statt finden kann; denn bei dem jungen Aufſchlage, ſo wie überhaupt bei allen noch in ihrem erſten Wuchſe befindlichen Holzarten fällt dieſes Hülfsmittel, ihre hauptſächlichſte Nahrung aus den in der Luft befindlichen Nahrungstheilen vermittelſt der Blätter zu ziehen von ſelbſt weg; denn die jungen Stämme haben in ihrer Jugend nur noch wenige Blätter, welche ihnen die nöthigen Nahrungsſäfte zuführen könnten, und dann haben ſie auch noch nicht diejenige Höhe erreicht, in welcher ihnen ſolche auf eine bequeme Art mitgetheilt werden können; ſie müſſen daher ihre Nahrung hauptſächlich von dem Erdreiche erwarten, worin ſie ſtehen. Hieraus folgt nun, daß wenn ein Baum ausgemergelt und erſchöpft iſt, er niemals ein ſo geſundes, kerniges und dauerhaftes Holz liefern kann, als wenn er noch mit den gehörigen Nahrungsſäften verſehen iſt.

Die Forſten und Waldungen haben nun verſchiedene Feinde, welche an ihrem Verderben arbeiten, und wider welche man ſie, wenn man auf ihre Erhaltung bedacht ſeyn will, nach Möglichkeit zu ſchützen ſuchen muß. Dieſe Feinde beſtehen theils aus ungefähren Zufällen, deren Anwendung in der Gewalt keines Menſchen ſteht, theils in der Bewirthſchaftung oder Benutzung der Waldungen, in Wildfuhren, Viehweiden, Gras-, Laub- und Streurechen. Zu den erſten kann man einen unglücklichen Brand, unvermutheten Windbruch, und öfters auch einen Raupenfraß rechnen, durch welchen letzteren nicht ſelten in den ſchönſten Wäldern eine ſchädliche Verwüſtung und Verheerung angerichtet wird. Dieſe Unglücksfälle raffen nicht hier und da einige einzelne Bäume

hinweg, sondern sie verwüsten ganze Gegenden des Waldes mit einem Male. Daher ist es sehr natürlich, daß ein aufmerksamer Forstmann oder Landwirth auf die baldigste Wiedereinsetzung dergleichen verwüsteten Holzplätze bedacht seyn muß; er muß daher die von Holz leeren Plätze durch einen neuen Aufschlag wieder gut machen, wozu sie geschont, und einige Jahre hintereinander mit keinem Vieh betrieben werden müssen. Wenn aber auch dem Walde keine von den oben angeführten Unglücksfällen widerfahren, so liegt es doch in der Natur der Forstwirthschaft, daß durch den Verbrauch oder Verkauf des Holzes von Zeit zu Zeit in den Waldungen leere Plätze entstehen müssen. An denjenigen Orten, wo die ganze Waldung in gewisse Reviere abgeschlagen oder eingetheilt ist, und jährlich eins von diesen Revieren gänzlich abgetrieben wird, fällt solches von selbst in die Augen; allein auch da, wo solches nicht gewöhnlich ist, fehlt es von Zeit zu Zeit nicht an Plätzen, die von dem brauchbaren Holze entblößt sind, und durch einen neuen Aufschlag wieder ergänzt werden müssen. Auch die durch den gewöhnlichen und selbst forstmäßigen Holzverbrauch leer gewordenen Plätze müssen wieder besäet und daher geschont werden, und wegen die nothwendigen, zur Erhaltung der Wälder erforderlichen, Schonungsaussteckungen, kann auch kein fremder Hütungsberechtigter nichts einwenden; indessen ist doch bei derjenigen Art von Schonung, welche bloß durch die gewöhnliche Holzconsumtion veranlaßt wird, ein solches Maaß zu halten, daß dadurch das Hütungsrecht der fremden Mitinteressenten nicht gänzlich vereitelt werde. In den landesherrlichen Forstordnungen ist solches gemeiniglich nach der Zeit, welche eine jede Holzart zu ihrer Vollständigung oder Vollständigkeit nöthig hat, bestimmt. So ist bei Fichten und Kiefern, welche in einem gu-

Digitized by Google

ten Boden ihre Vollständigkeit in achtzig Jahren, in einem schlechten aber erst in hundert Jahren erlangen, jeden Gutsbesitzer, der mit fremden Hütungsdienstbarkeiten in seinen Fichten- und Kiefer-Wäldern belästiget ist, den 80sten und 100sten Theil jährlich in Schonung zu schlagen frei gelassen worden. Bei den eben erwähnten Unglücksfällen hat es aber eine ganz andere Bewandniß; denn durch einen unglücklichen Brand wird z. B. der vierte Theil des Waldes zu Grunde gerichtet. Hier kann nun der Eigenthümer das angeführte Maaß der Schonung nicht beobachten, weil sonst halbe Jahrhunderte, ehe der neue Holzbau vollendet werden könnte, hingehen würden. In diesem Fall muß also von der vorgedachten Regel eine Ausnahme gemacht werden. Es ist zwar wahr, daß die Hütungsberechtigten in Ansehung der Schonungen offenbar verlieren, ohne von denselben in Ansehung des Holzes, wie der Eigenthümer, einen Nutzen zu haben; vielmehr wächst auf den Waldblößen, welche zuerst in Schonungen eingeschlagen werden müssen, die meiste Zeit das häufigste und beste Gras, weil solches nicht von den hohen Bäumen verdämmt worden, sondern die Sonne und freie Luft ungehindert genießen kann. Das Holz ist aber in jedem Walde die Hauptsache, und die Hütung darin nur als eine Nebennutzung anzusehen; denn er würde ein Wald zu seyn aufhören, wenn nicht das darin von Zeit zu Zeit abgehende oder absterbende Holz durch eine junge Baumzucht wieder ersetzt werden sollte. Die Wiedereinsetzung des alten Holzes durch eine junge Baumzucht kann aber nicht auf die gehörige Art geschehen, wenn nicht die jungen Stämme auf eine bestimmte Zeit mit der Behütung des Viehes verschont werden, und davon frei bleiben. Die ersten Constituenten solcher Hütungsservituten können wohl nicht die Absicht ge-

Digitized by Google

habt haben, den hütenden Theil so weit zu berechtigen, daß er auch sogar den Eigenthümer für die Erhaltung seines Waldes die gehörigen, und von der Natur selbst an die Hand gegebenen, Mittel anzuwenden, verhindern könnte. Ein jeder Nießbraucher, zu welcher Zahl die Hütungsberechtigten, in Ansehung der Befugniß, fremde Wälder behüten zu dürfen, ebenfalls zu rechnen sind, muß die ihm zum Mitgenuß eingeräumte Sache dergestalt gebrauchen, daß die Sache selbst in ihren wesentlichen Theilen nicht verändert werde. Das Holz ist aber ein wesentlicher Theil des Waldes, und seine Substanz wird gänzlich geändert, wenn in demselben nicht ein ungehinderter Anbau von jungem Holze frei bleibt. An der Erhaltung der Wälder ist dem ganzen Staate gelegen, und muß ihm gelegen seyn, weil die Nachkommen, besonders in nördlichen Ländern, nicht erfrieren können, auch würde ein großer Theil der darin gangbaren Gewerbe, ungangbar werden, wenn durch die verhinderte Erhaltung der Wälder ein allgemeiner Holzmangel entstehen sollte. Auch sind in allen landesherrlichen Forstordnungen die Schonungen ausdrücklich befohlen, und den Hütungsberechtigten solche ebenfalls gehörig zu respectiren auferlegt worden. Dieses sind Gründe genug, einen Eigenthümer zur Anlegung nöthiger Schonungen in seinem eigenthümlichen Walde, auch wider den Willen der Hütungsberechtigten, zu authorisiren. Es erfordern indessen alle Forstordnungen, so wie die Billigkeit, daß dergleichen anzulegende Schonungen der in einem jeden Walde befindlichen und in den Schonungen wiederum anzuziehenden jungen Holzart verhältnißmäßig seyn müsse; denn nur unter dieser Bedingung kann keinem Hütungsberechtigten, den von dem Eigenthümer anzulegenden Schonungen zu widersprechen oder sie zu verhindern gestattet werden;

Digitized by Google

wird aber dieses Verhältniß überschritten, und es werden entweder häufigere oder größere Schonungen, als es die Holzarten des Waldes erfordern, angelegt, so können solche alsdann den Hütungsberechtigten nicht mehr gleichgültig seyn, und sie haben dann ein gegründetes Recht, sich denselben zu widersetzen. In sehr verwüsteten und zu Grunde gerichteten Wäldern kann sich dieser Fall sehr leicht ereignen; so z. B. will öfters ein Eigenthümer eine Wunde, die ihm seine Vorfahren geschlagen haben, wieder heilen; er läßt daher von seinem Walde doppelt so viel, als sonst die Ordnung erforderte, zu Schonungen einschlagen; damit er um so eher wieder zu Holz kommen möge. Man kann nun ein solches Beginnen des Eigenthümers an und für sich nicht tadeln, vielmehr handelt er weislich und klug, denn ob er die verwüsteten Holzplätze erst in hundert oder schon in funfzig Jahren wieder angebauet hat, macht für ihn, noch mehr aber für seine Nachkommen in der künftigen Waldnutzung einen großen Unterschied, die Hütungsberechtigten könne solches aber nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, indem sie dadurch in dem Genuß ihres Rechtes offenbar verkürzt werden, und es nicht einerlei ist, ob sie jährlich nur funfzig oder hundert Morgen wenigere Hütung für ihr Vieh haben, welches sich überdies in den folgenden Schonungsjahren noch immer mehr verdoppelt. Ueberhaupt kommt hierbei Alles auf die Verhältnißmäßigkeit der angelegten Schonungen an. Schon in den alten Forstordnungen, welche den Eigenthümern das Recht der Schonungsanlegung zugestanden haben, ist vorausgesetzt worden, daß dabei das Alter der Vollständigkeit derjenigen Holzarten, mit welchen der Wald, in welchem dergleichen Schonungen angelegt werden sollen, besetzt ist, zum Grunde gelegt werden müssen. Man kann aber hierbei bei allen

Holzarten nicht ein gleiches Alter annehmen, indem einige weit eher, als andere zur Vollständigkeit gelangen. Nach den Bemerkungen erfahrener Forstmänner haben die in unsern Gegenden bekannten Holzarten zu ihrer Vollständigkeit folgende Jahre nöthig:

Die Fichte	. .	100 Jahre.
Die Tanne	. .	120 —
Die Kiefer	. .	120 —
Die Eiche	. . .	400 —
Die Rothbüche	.	150 —
Die Weißbüche	.	100 —
Die Linde	. . .	200 —
Die Rüster	. .	100 —
Die Birke	. . .	80 —
Die Erle	. . .	40 —
Die Esche	. . .	120 —
Die Espe	. . .	60 —

Fällt man das Holz eher, so thut man sich, wenigstens in den ersten acht Arten, in Absicht der Nutzung, Schaden. Hierbei muß ferner vorausgesetzt werden, daß der ganze Wald in so viele Theile, als nach dem Alter der verschiedenen darin vorhandenen Holzsorten erforderlich sind, eingetheilt, und folglich auch nicht mehr, als nur jährlich ein Theil davon zur Schonung eingeschlagen werde. Dieses macht den wahren Begriff von verhältnißmäßigen Schonungen. Man muß hierbei annehmen, daß wenn jährlich ein solcher Theil des Waldes abgenutzt und wiederum geschont wird, der ganze Wald nach so vielen Jahren, als seine Eintheilungen betragen, sich wieder in eben demjenigen Zustande, worin er vor dieser Eintheilung gewesen, befinden, und folglich die immerwährende Erhaltung desselben dadurch auf die beste Art bewirkt werden kann. Wird nun ein Wald in so viele Theile, als es das Alter der Vollständigkeit der darin befindlichen Holzarten erfordert, eingetheilt, und nur immer

Digitized by Google

jährlich ein Theil davon abgetrieben, von neuem besamt und zur Sicherheit des neuen Aufschlages in Schonungen eingeschlagen, so folgt auch von selbst, daß keine andere, als nur bloß verhältnißmäßige Schonungen, Statt finden können. Eine dergleichen Eintheilung des Waldes darf nicht sowohl nach dessen Flächeninhalt, als vielmehr nach der verschiedenen Güte des darin befindlichen Holzes eingerichtet werden, und es kann daher leicht geschehen, daß ein Theil vor dem andern in Ansehung der Morgenzahl, einen ganz merklichen Unterschied ausmache. Hierbei kann nun leicht ein Zweifel vorfallen, ob sich auch solches die Hütungsberechtigten gefallen zu lassen schuldig sind, indem es für dieselben, wie schon oben erwähnt worden, nicht gleichgültig ist, wenn sie in einem Jahre nur 30 bis 40 Morgen, und in einem andern 100 und mehrere Morgen schonen, und mit ihrem Vieh davon zurückbleiben müssen, weil dadurch ihre ganze Viehhütung verrückt werden würde, und sie niemals auf einen sichern und allemal gleichen Viehstand Rechnung machen könnten, besonders da diejenigen Hütungsplätze, welche nöthig machen, daß eine größere Morgenzahl zu Schonungen eingeschlagen werde, gemeiniglich, weil sie am wenigsten bewachsen gewesen sind, die beste und meiste Hütung gewährt haben. Die Eintheilung der Wälder und folglich auch der darin anzulegenden Schonungen muß nicht nach der Morgenzahl des Flächeninhalts, sondern nach der verschiedenen Beschaffenheit und Güte des Holzes geschehen. Die Holzabnutzung und die dabei beobachtende Ordnung ist ein wesentliches Stück aller Waldungen; dahingegen kann die Behütung derselben, nur als etwas Zufälliges angesehen werden, daß aber das Zufällige dem Wesentlichen, wenn beides nicht zusammen bestehen kann, sondern dabei eine Ausnahme zu machen erfordert

Digitized by Google

wird, in allen Dingen weichen muß, ist ein allgemeiner Satz, der überall, folglich auch bei der Waldnutzung, Statt findet. Die Hütungsberechtigten leiden auch durch die Schonungen von verschiedener Größe im Ganzen keine Verkürzung ihres Rechts; denn z. B. ein Kiefernwald kann und muß in hundert Jahren nicht mehr, als nur einmal durch und durch zur Schonung eingeschlagen werden. Wenn auch diese öfters in größern, nachher wieder in kleinern Theilen besteht, so verursacht solches denselben doch keinen eigentlichen Nachtheil, indem sie, wie schon erwähnt, den ganzen Wald in hundert Jahren nur einmal schonen dürfen. Auch das Angeben, daß sie bei einer solchen Ungleichheit der Schonungen, niemals auf einen gleichen Viehstand Rechnung machen können, ist gleichfalls unerheblich. Ueberhaupt ist das Hütungsrecht bei den dazu Berechtigten gemeiniglich nur eine Beihülfe zur besseren Unterhaltung ihres Viehstandes; denn ein jeder Hütungsberechtigter hat schon auf seinem eigenen Grund und Boden eine bestimmte Hütung, nach welcher er das Verhältniß seines Viehstandes einrichten muß, und es würde ein zu großes Recht der Hütungsausdehnung seyn, wenn er dasselbe, nämlich einen fremden Boden behüten zu dürfen, zum einzigen Grunde dabei legen wollte. Man kann sich auch kaum einen solchen Mangel an Heide gedenken, daß eine ganze Gemeinde wegen eines Abgangs von dreißig oder mehreren Morgen in einem Jahre deshalb ihren ganzen Viehstand abzuändern genöthigt seyn sollte. Was die Besamung der Schonungen anbetrifft, s. unter Holz, Th. 24, und unter Wald und Waldnuzzung, in W.

Wenn die zur Besamung bestimmten Plätze besäet worden, so geht die Zeit der Schonung an, wo das Vieh von diesen Plätzen, es mag dem Eigen-

thumsherrn selbst, oder den Hütungsberechtigten zugehören, zurückbleiben muß. Solches muß daher den Hirten und besonders denen, die das Vieh der Hütungsberechtigten hüten, bekannt gemacht werden. Man kann sich jedoch nur selten auf dergleichen Leute verlassen. In den ersten Paar Jahren bleiben sie zwar von selbst zurück, weil durch das Abtreiben des Holzes auch zugleich der Graswuchs zerstört und verhindert wird; weil aber in den folgenden Jahren auf solchen Schonungsplätzen mehr und besseres Gras wächst, so hält es schwer, dieselben davon abzuhalten, indem sie sich, beim Antreffen darauf, damit entschuldigen, daß sie nicht gewußt, wie weit eigentlich die Schonungen gehen. Dieses macht es daher nöthwendig, dergleichen Schonungsplätze mit gewissen sicheren Merkmalen und Kennzeichen zu versehen. Nach den Verschiedenheiten der Holzarten, die in den eingeschlagenen Schonungen gezogen werden, müssen auch diese Merkmale und Kennzeichen verschieden seyn. In den Kiefer- und Tannenwäldern muß man die Schonungen durch besondere Graben bezeichnen, um solche von den Seiten, wo das Vieh eindringen kann, zu verschließen. In den landesherrlichen Waldungen trifft man solches überall an; auch in den meisten Privatwäldern. In großen landesherrlichen Waldungen ist ein vorzüglich in die Augen fallendes Merkmal der angelegten Schonungen deshalb nöthig, damit nicht allein Durchreisende, weil dergleichen große Forsten mit vielen Wegen und Landstraßen durchschnitten zu seyn pflegen, solche gehörig beachten, sondern auch die Holzberechtigten oder Holzkäufer ihre Pferde darin zu weiden abgehalten werden mögen; denn nichts ist gewöhnlicher, als daß beide, die Durchreisenden, als auch diejenigen, welche Holz aus dem Walde holen, wenn sie Gras antreffen, ihre Pferde ausspannen und solche daselbst recht satt fres-

sen lassen, woraus in großen landesherrlichen Forsten oder Wäldern auch nicht viel gemacht wird; weil aber in den angelegten Schonungen, wie auch schon angeführt worden, das beste und frischeste Gras angetroffen wird, so werden diese Leute angelockt, ihre Pferde vorzüglich da zu hüten. Ist daher eine Schonung mit Graben eingefaßt, so kann dieses nicht Statt finden, und auch jede Entschuldigung des Nichtwissens, wenn es dessen ungeachtet geschehen sollte, fällt dann von selbst weg, und es wird daher Niemand so leicht die bezeichnete Gränze der Schonungen übertreten. In den Privatwäldern ist dieses nicht gleich, da sie nur einen mäßigen Umfang haben, und den landesherrlichen Forsten hierin nicht gleich kommen. Ein Privateigenthümer hat daher schon mehr Ursache mit dem Grund und Boden seines Waldes sparsam umzugehen, und solche nicht nutzloser Weise zu verschwenden. Denn es ist gewiß, daß wenn ein Wald von etwa 3000 bis 4000 Morgen, in 100 verschiedene Schonungen eingetheilt, und eine jede solche Schonung mit einem dergleichen Graben umschlossen wird, dadurch viel Erdreich, welches mit Holz besetzt werden könnte, verloren gehen muß, welches hingegen in einer Forst von 20 bis 30,000 Morgen nur wenig zu achten ist, zumal ein solcher Graben, die Schonung mag groß oder klein seyn, immer einerlei Breite haben muß, wenn der dabei abgezielte Endzweck erreicht werden soll. Bei einer Schonung von 30 Morgen wird durch diesen Graben wenigstens jährlich 1 Morgen zum Holzanbau unnütz gemacht. In hundert Jahren beträgt solches 100 Morgen, welche ein Privat-Eigenthümer, der solches den landesherrlichen Forsten nachmachen will, weniger an Holz hat. Daher sind in Privatwäldern ausgesetzte Warnungstafeln schon hinlänglich, die Schonungen zu bezeichnen; man darf nur auf einer jeden Ecke der einzu-

Digitized by Google

schlagenden Schonung eine dergleichen Tafel aufrichten, so werden sie ganz bequem von allen Seiten übersehen werden können, so daß daselbst kein Vieh eingelassen werde; ihre Wegnahme ist dagegen das sicherste Kennzeichen, daß die Schonung wieder aufgehoben ist. Die Kosten dergleichen Tafeln sind, wenn selbst die Tafel mit Oelfarbe überstrichen würde, gegen die Unkosten, welche Graben verursachen, nur geringe. Auch können diese Tafeln, sobald eine Schonung aufgehoben worden ist, wieder zu den neuen gebraucht werden. Dergleichen Warnungstafeln kann man sich auch bei den in dem Unterholze nöthigen Schonungen, es mögen solche unter dem Oberholze stehen, oder einen eigenen Platz einnehmen, bedienen.

Was bisher von den Begränzungen und Verhägung der Schonungen gesagt worden, begreift nur diejenigen, die in den Kiefer- oder Tannenwäldern eingeschlagen worden; denn was die Eichen- und Buchenwälder betrifft, so müssen solche ganz anders geschützt werden, indem es dabei nicht auf die Sicherheit gegen das zahme Vieh und die dabei bestellten Hirten, sondern auch zugleich auf den Schaden, den das große, und besonders Rothwild darin verursachen kann, ankommt. Aus dieser Ursache trifft man in den landesherrlichen Forsten öfters 6 bis 8 Fuß hohe Stackenzäune an, womit dieselben umgeben sind, damit die darin befindlichen jungen Eichenstämme gegen das Wild sicher gestellt werden können. Diese Art Zäune kosten aber viel Holz, und wenn man auch dazu nur Kiefernholz gebrauchen sollte; es ist daher besser, statt dieser kostbaren Zäune, die Eichelkämpe ganz durch geflochtene und oben mit Dornensträuchern versehene Strauchzäune zu sichern; denn wenn dergleichen Zäune nur gehörig und regelmäßig angefertiget sind, so wird kein Hirsch Lust

Digitized by Google

durchzubringen haben. Um die gepflanzten jungen Eichenstämme in den Eichenbaumschulen gegen das Wild zu bewahren, muß man jeden gepflanzten jungen Baum mit Dornsträuchern umwinden, damit das Wild ihn nicht berühren kann. Die zu verpflanzenden jungen Bäume müssen aber schon eine solche Höhe erreicht haben, daß weder das Wild, noch das größere zahme Vieh ihnen an ihren Kronen einen merklichen Schaden zufügen kann.

Die Zeit, wie lange eine junge Holzart zu schonen ist, und mit keinem Vieh behütet werden darf, hängt sowohl von der Verschiedenheit der Holz- als auch der Vieharten ab. In den meisten Forstordnungen ist zwar die Zeit festgesetzt; allein die beiden oben angeführten Grundsätze geben uns einen noch besseren Leitfaden an die Hand. Der erste Satz ist demnach, daß die Zeit der Schonungen nach der Verschiedenheit der Holzarten bestimmt und festgesetzt werden muß. Die Absicht aller Schonungen besteht bloß darin, daß den jungen neu aufgeschlagenen Baumpflanzen kein Schade zugefügt werden soll. Der hauptsächlichste Schaden, den nun das Vieh darunter anrichten kann, besteht in dem Anbeißen und Abfressen des Herzens der Baumpflanze, aus welchem der nachherige Stamm entstehen und gebildet werden soll; sobald daher die junge Baumpflanze eine solche Höhe erreicht hat, daß das weidende Vieh die Krone seines Stammes nicht mehr erreichen kann, so hört es auch auf demselben schädlich zu werden, und es ist daher keine weitere Ursache vorhanden, warum das Vieh von solchen neu aufgeschlagenen Holzplätzen zurückgewiesen werden soll. Da nun die Holzarten langsam und geschwinde wachsen, so folgt auch daraus, daß die Schonungen nicht bei allen auf einerlei Fuß bestimmt und festgesetzt werden können, sondern man sich nach dem schnelleren und langsameren

Digitized by Google

Wachsthum der jungen Baumpflanzen zu richten habe. Eine junge Kiefer oder Tanne geht weit schneller in die Höhe, als eine junge Eiche, und kommt daher auch weit eher zu einer solchen Höhe, wo ihr durch den Biß des Viehes am Hauptstamme, weiter keinen Schaden zugefügt werden kann; daher müssen auch die Schonungen in den Kiefer- und Tannenwäldern weit eher, als die Eichelkämpe zur Hütung wieder aufgegeben werden. Eben so ist auch bekannt, daß der junge Aufschlag der Erlen weit eher in die Höhe schießt und aus der Gefahr des Viehverbisses kommt, als die Birke, folglich ist es auch nöthig, daß der Birkenaufschlag länger, als der erlene zu schonen ist.

Bei der Bestimmung einer richtigen Schonungszeit sind auch die Vieharten zu berücksichtigen. Die Schweine sind die Verderber und Verwüster aller beraseten Hütungsplätze, daher sollten sie aus den Wäldern gänzlich verbannt werden. Die eigentliche Wald-Hütung bleibt also nur den Pferden, Ochsen, Kühen, dem jungen Rindvieh, nebst den Schafen offen. Die jungen Stämme entwachsen nun den Schafen weit eher, als den Pferden und dem Rindvieh, daher muß das junge Holz auch vor den ersteren weit länger geschont werden. Daher kann eine eingeschlagene Schonung für die Schafe wieder aufgegeben werden, und dennoch dem Rindvieh und den Pferden eine geraume Zeit versperrt bleiben. Die Schonungen werden nun nach der Verschiedenheit der Holzarten, nach der verschiedenen Güte des Bodens, und endlich nach der Verschiedenheit der Vieharten eingetheilt. Jede Holzart kann hier nicht erwähnt werden, da es der Arten zu viel giebt; allein die Hauptarten müssen hier angeführt werden. Bei dem Kiefer- und Tannenholz hat man zuerst auf die Verschiedenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen.

Digitized by Google

Man kann denselben in drei Klassen bringen, nämlich in guten, Mittel- und schlechten Boden. Nach der Erfahrung gelangen die Kiefern oder Tannen in einem zur ersten Klasse gehörigen Boden gemeiniglich schon im 80sten Jahre zu ihrer Vollkommenheit, in einem Boden zweiter Klasse brauchen sie aber 100, und in dem zur dritten Klasse 120 Jahre. Nach diesem Verhältniß wird nun auch das weidende Vieh dem jungen Holze in der dritten Klasse länger, als in der zweiten, und in dieser wieder länger, als in der ersten Klasse Schaden zufügen können. Dieses ist nun der eigentliche Grund, warum nicht in allen Wäldern die Schonungen gleichmäßig aufgehoben werden können, sondern ihre Dauer bald kürzer, bald länger ist. Ein in Ansehung seines Bodens und folglich auch seines Holzwuchses zur ersten Klasse gehöriger Kiefer- oder Tannenwald kann sicher angenommen werden, daß die jungen Baumstämme nach fünf Jahren schon zu einer solchen Höhe gelangt sind, daß das Schafvieh die Krone des Hauptstammes nicht mehr langen, folglich auch durch das gewöhnliche Verbeißen weiter keinen Schaden zufügen, und daher die Schonung nach dieser Zeit wieder aufgegeben werden kann. Es versteht sich, daß es hier mit den Pferden und dem Rindvieh eine andere Bewandniß hat, als mit den Schafen; denn die jungen Baumpflanzen wachsen nicht so schnell empor, daß sie auch diesen nicht mehr zugänglich sind, daher können die Schafe schon weiden, wenn das Rindvieh und die Pferde noch nicht zugelassen werden dürfen. Ein vernünftiger Schäfer wird auch so früh seine Schafe, wenn sie in voller Wolle stehen, nicht in die dick bewachsenen Schonungen treiben, weil er und der Eigenthümer durch die Wolle, welche in einem dergleichen dicken Aufschlage hangen bleibt, mehr verlieren,

Digitized by Google

als die Schafe durch die darin befindliche frische Weide gewinnen.

In einem guten zur ersten Klasse gehörigen Boden werden die jungen Kiefer- und Tannenstämme nach Verfließung von acht Jahren schon zu einer solchen Höhe gelangt seyn, daß ihnen auch das große Vieh an ihren Kronen nicht mehr schädlich werden kann, besonders da die Kiefern und Tannen nach Verfließung dieser Zeit schon zu einer gewissen Steifigkeit gediehen sind, welche verhindert, daß das Vieh ihre Gipfel nicht mehr herunterbeugen und verbeißen kann. Man kann daher nach der genannten Zeit die Schonung aufgeben. Ein Kiefern- oder Tannenwald von dieser Güte wird ohnedies nicht in hundert-, sondern nur in 80jährige Haue eingetheilt, und folglich wird ein solcher Hau, und daher auch die einzuschlagende Schonung, ein Fünftel stärker, als die in den zur zweiten Klasse zu rechnenden Wäldern, fallen. In einem Walde von der zweiten Klasse, dessen Flächen-Inhalt aus 3000 Morgen besteht, beträgt eine jede jährliche Schonung nur 30 Morgen; dahingegen sie in der ersten Klasse aus 40 Morgen bestehen müßte. Sollten nun in den Wäldern der ersten Klasse die Schonungen eben so lange, als in der zur zweiten Klasse gerechneten, dauern, so würde daraus in der Weide ohne Noth eine offenbare Verkürzung entstehen, und ein fruchtbarer Wald in diesen Stücken weit weniger brauchbar, als ein schlechter seyn. Wären auch gleich keine Hütungsberechtigte, denen dadurch ein Nachtheil erwüchse, und die daher auf eine kürzere Schonungszeit zu dringen Ursache hätten, so liegt doch einem jeden Gutsbesitzer selber daran, daß auch seinem eignen Vieh nicht mehr Weide, als es die Erhaltung des Holzes nothwendig macht, entzogen werde. Die Erhaltung des Holzes ist zwar in einem jeden Walde die Hauptsache; denn wenn

Digitized by Google

solche nicht mit der Hütung bestehen kann, so muß diese weichen und eingeschränkt werden. Ist aber schon für die Erhaltung des Holzes hinlänglich und auf die gehörige Art gesorgt worden, so ist dann kein Grund vorhanden, warum die Hütung derselben noch ferner aufgeopfert werden sollte. Ist nun ein Wald von fremden Aufhütungen frei, so kann der Eigenthumsherr durch eigene Besichtigung der Schonungen die richtige Zeit, wenn sie, ohne Gefahr des jungen Holzes, wieder aufzugeben sind, am besten beurtheilen, und ihre längere oder kürzere Dauer, nachdem er es für gut befindet, und die Weide für sein Vieh darin missen kann, einrichten. Denn es können öfters unvermuthete Fälle vorkommen, in welchen die Schonungen wohl noch eher aufzugeben sind, theils aber auch länger geschont werden müssen, und hierin kann ein Eigenthümer, der von keinem fremden Hütungsberechtigten eingeschränkt ist, nach freiem Gefallen, wie er es rathsam findet, die nöthigen Verfügungen treffen. Bei der Eintheilung des Waldes in 80 Schläge, wovon jährlich ein Schlag in Schonung geschlagen wird, steht fest, daß eine solche Schonung nach Verlauf von fünf Jahren für die Schafe und nach acht Jahren für die Pferde und das Rindvieh wieder aufgegeben, bis dahin aber von den Hütungsberechtigten unverbrüchlich respectirt werden muß. Dasselbe ist auch bei den Kiefer- und Tannenwäldern, die zur 2ten und 3ten Klasse gehören, nach dem Verhältniß der mehreren oder wenigeren Schläge zu beobachten. Mit einem Worte, die Eintheilung des Waldes in Schläge bestimmt auch zugleich die Zeit der Schonungen, wodurch denn allen sonst zwischen dem Eigenthümer und den Hütungsberechtigten darüber entstehen könnenden Irrungen gänzlich vorgebeugt wird.

Digitized by Google

Die Wälder der zweiten Klasse haben einen etwas schlechteren Boden, als die der ersteren; daher haben auch die darin erzeugten jungen Baumpflanzen ein verhältnißmäßig langsameres und wenig schnelleres Wachsthum, welches denn auch die Ursache ist, daß dergleichen Kiefer- oder Tannenwälder in hundertjährige Schläge oder Haue eingetheilt zu werden pflegen. Nach diesem verschiedenen Verhältnisse muß auch die Schonungszeit eingerichtet und bestimmt werden. Die Schafe dürfen hier nur nach Ablauf des siebenten Jahres in die Schonungen gelassen werden; die Pferde und das Rindvieh aber erst nach zehn Jahren. Das Uebrige findet hier wie bei der ersten Klasse Statt. Was die dritte Klasse betrifft, so werden die dazu gehörigen Wälder in 120jährige Haue oder Schläge eingetheilt, welches wegen des schlechten Bodens auch nicht anders angeht. Die Wälder der dritten Klasse verhalten sich wie 2 zu 3; dasselbe Verhältniß muß denn auch bei denselben in Rücksicht der Schonungszeit beobachtet werden. Die Schonungen können selbst für die Schafe nicht eher, als nach Verfließung von neun Jahren wieder aufgegeben und frei gelassen werden; bei den Pferden und dem Rindvieh aber erst vor Ablauf des zwölften Jahres, und auch dann ist öfters noch der junge Aufschlag von solcher Art, daß er noch immer der Gefahr, von dem größeren Vieh in seinen Haupttheilen beschädiget werden zu können, ausgesetzt bleibt; denn das Verhältniß zwischen einem schlechten und guten Boden nimmt, in Absicht seiner Wirkungen, jederzeit mehr ab, als zu.

Die Schonungen in den Eichen- und Buchenwäldern werden theils durch angelegte Eichelkämpe, und theils durch einzelne Anpflanzungen auf kleinere Zwischenräume gebracht. Hier wird es nur noch darauf ankommen, wie lange die angelegten Eichel-

Digitized by Google

kämpe zu schonen sind, und in wie weit auch in Ansehung der ausgepflanzten Eichen überhaupt, eine Schonung nöthig sei. Was die Eichelkämpe, welche die Stelle der Schonungen in den Eichenwäldern vertreten, anbetrifft, so ist aus der Natur des Eichbaumes bekannt, daß derselbe zwar von weit längerer Dauer sei, aber auch ein weit langsameres Wachsthum habe, und überhaupt ungleich mehr Zeit, um zu seiner Vollständigkeit zu gelangen, erfordert. Aus diesem Grunde ist schon oben gesagt worden, daß ein Eichenwald, der Anzahl nach, in noch einmal so viele jährliche Haue oder Schläge, als ein zur zweiten Klasse gehöriger Kiefer- oder Tannenwald eingetheilt werden muß. Aus dieser seiner Eintheilung in mehrere Schläge folgt auch von selbst eine größere Anzahl seiner Schonungen, weil Holz und Schonungen zwei genau mit einander verbundene Dinge sind, und ein jeder Holzhau oder Schlag, sobald er abgetrieben oder sonst vom Holze entblößt worden ist, auch wieder geschont werden muß. Der langsamere Wuchs der Eichen macht also auch länger dauernde Schonungen von selbst nothwendig. Es werden daher hier folgende Sätze anzunehmen seyn: I. Eine junge Eichenpflanze erfordert noch einmal so viel Zeit, als eine Kieferpflanze, um zu einer solchen Höhe zu gelangen, daß sie auch selbst von den Schafen nicht beschädiget, noch in ihrer Krone verbissen werden kann. Der Boden der Eichen muß in drei verschiedene Klassen eingetheilt, und nach deren Verhältniß auch das verschiedene Verhältniß der Schonungszeit bestimmt werden. Da aber Niemand einen schlechten Boden zu einer langsam wachsenden dauernden Holzart nehmen wird, so muß auch hier bei den Eichelkämpen ein gleich guter und fruchtbarer Boden vorausgesetzt werden. Wenn nun die Schafe nach Verlauf von

sechs Jahren wieder in den Schonungen der Kieferwälder, die nach der Güte ihres Bodens zu der ersten Klasse gerechnet worden sind, zu hüten verstattet worden, so kann solches in den Eichelkämpen, nach dem Verhältniß des langsameren Wachsthumes dieser Holzart, nur erst nach Verlauf von zwölf Jahren geschehen, und auch dann noch wird eine junge Eiche immer eher, als eine sechsjährige junge Kiefer von dieser Viehart verletzt zu werden Gefahr laufen. Die Biegsamkeit der jungen Eichenstämme, deren sich die Schafe, um des süßen und zarten Holzes ihrer jungen Kronen zu genießen, bedienen, ist die eigentliche Ursache von dieser größern Gefahr. Nach demselben Verhältniß müssen denn auch die Pferde und das Rindvieh wenigstens sechzehn Jahre von den angelegten Eichelkämpen zurückgehalten werden, und einige Forstmänner wollen diese Schonungszeit bis auf das 20ste Jahr verlängern. Hieran ist besonders die lange anhaltende Biegsamkeit der jungen Eichen Schuld; denn die unter derselben weidenden größeren Vieharten biegen den Gipfel derselben vermittelst des Maules herunter, um den frisch ausgeschlagenen Schuß des Hauptstammes, der ihm stets eine sehr reizende Nahrung ist, zu genießen. Auch hierbei würden sich selbst die Hütungsberechtigten niemals zu beschweren eine gegründete Ursache haben, indem die Hütung dann ebenfalls nicht mehr, als in den zur zweiten Klasse gehörigen Kieferwäldern eingeschränkt wird. Man nehme einen Kieferwald von der 2ten Klasse, und auch einen Eichenwald, beide von einem Flächeninhalt an, so wird der erstere in hundert, der zweite aber in zweihundert jährliche Haue eingetheilt werden. Werden nun gleich die Schonungen in dem Kieferwalde nach zehn, die in dem Eichenwalde aber erst nach zwanzig Jahren wieder aufgegeben, so bleibt doch der Zustand der Hütungsberechtigten

in beiden einerlei, indem dadurch im Ganzen genommen, niemals mehr, als der zehnte Theil der ganzen Waldhütung verloren geht. Warum ein Eichenwald nicht immer durch ordentlich angelegte Eichelkämpe geschont werden kann, sondern auch sehr oft der Abgang des Holzes in den kleinen Zwischenräumen durch Anpflanzung ersetzt werden müsse, ist schon bemerkt worden. Es kommt jetzt nur noch darauf an, ob dergleichen kleinere Pflanzstellen von allen Vieharten ebenfalls zu schonen nöthig sei, und wie lange diese Schonung dauern müsse. Es ist schon bemerkt worden, daß die ausgepflanzten jungen Eichenstämme theils schon von einer gewissen Stärke und Alter seyn, theils aber auch mit Dornen umflochten und überdies mit tauglichen Pfählen versehen werden müssen; und wenn dies geschieht, so ist an und für sich keine Ursache vorhanden, warum dergleichen Pflanzstätte mit den Schafen geschont werden sollten; denn von diesen ist offenbar, daß sie solchen, ihnen schon entwachsenen und gut bewaffneten Eichenstämmen weiter keinen Schaden zufügen können. Selbst die großen Arten des Viehes, als Pferde und Ochsen, können diesen gepflanzten jungen Eichbäumen nur wenigen Schaden thun, indem ihnen wegen des sonst gewöhnlichen Herunterbeugens und Verbeißens der Kronen durch die dabei veranstalteten Pfähle und umwundene Dornen schon von selbst ein Riegel vorgeschoben worden ist. Bei Schafen findet unter dergleichen Umständen eine Schonung gar nicht Statt; in Ansehung der großen Vieharten aber kann allenfalls eine Schonung solcher Plätze von fünf bis sechs Jahren nicht undienlich seyn, damit die neugepflanzten Eichenstämme erst die gehörige Zeit sich gehörig einzuwurzeln erhalten mögen; denn durch das Treten der schweren Vieharten unter dem Weiden kann es leicht geschehen,

Digitized by Google

daß die noch zarten Wurzeln der gepflanzten Eichenstämme wieder losgerissen würden, und dadurch der ganze Baum ins Verderben geriethe. Jetzt ist nun noch die Bestimmung der Schonungszeit in Ansehung des Unterholzes übrig. Der schnellere oder langsamere Widerwuchs, nebst den Jahren ihrer Vollständigkeit und Brauchbarkeit sind bei allen Unterholzarten der Hauptgrund, worauf die Bestimmung ihrer Schonungszeit gebauet werden muß. Die Birke ist beinahe dem Kiefer- oder Tannenholze in den Wäldern, so zur zweiten Klasse gerechnet werden, gleich zu schätzen. In einem Mittelholzboden wird das birkene Unterholz mit gutem Fuge nach Verfließung von fünf und zwanzig Jahren wiederum gehauen und genutzt; es geht aber anfangs mit dem Ausschuß der jungen Birkensprößlinge etwas langsam her, und sie werden nur sehr selten vor dem sechsten in die Umstände kommen, daß man vor dem ihnen von den Schafen zuzufügenden Schaden gesichert seyn kann, zumal da diese junge Sprößlinge sehr lange biegsam bleiben, und daher von allen Vieharten durch das Herunterziehen und Umbiegen leicht Schaden gemacht werden kann. Desenungeachtet werden sie doch nach Verlauf von sechs Jahren schon von einer solchen Höhe und Stärke seyn, daß sie von den Schafen weiter nichts zu befürchten haben. Man kann daher gegen das Verhältniß der Schonungen in den Kieferwäldern zweiter Klasse füglich ein Jahr zurückschlagen, und die eingeschlagenen Birkenplätze schon nach Verfließung des sechsten Jahres für die Schafe wieder aufgeben. In Ansehung der Pferde und des Rindviehes hat es eine gleiche Bewandniß, und es wird nur selten Bedenken haben für diese Vieharten die eingeschlagenen Schonungen des Birkenholzes nach Verlauf des 9ten Jahres wieder frei zu lassen; denn

Digitized by Google

wenn sich schon die Birke nach fünf und zwanzig Jahren wiederum in dem Stande, zu Stangen- und Klafterholz genutzt werden zu können, befinden sollte, so muß sie nach Verfließung von neun Jahren schon eine solche Höhe erreicht haben, bei welcher dem Hauptstamme weder von den Pferden, noch von dem Rindvieh eine Verletzung widerfahren kann. An den Zweigen und auch an dem mit aufschlagenden Strauchwerke, woran es in reich besetzten Birkenwäldern nur selten fehlt, werden sich zwar immer noch die Schafe, als auch die größeren Vieharten, nach dieser Zeit noch immer vergreifen; allein auch bei dieser Art der Schonungen kommt es hauptsächlich auf die unverletzte Erhalrung des Hauptstammes an. Sobald dieser gegen alle Verletzung des Viehes sicher gestellt worden, so ist auch der Endzweck der Schonung erreicht, und folglich weiter keine gegründete Ursache, warum das Vieh von dergleichen Plätzen noch zurückbleiben soll, vorhanden. An den Orten, wo Mangel an Brennholz ist, wird auch das zu seiner Vollkommenheit gediehene Birkenstrauchholz zu Reisig gebunden wohl genutzt, und davon ebenfalls eine baare Einnahme, die leicht die Weideabnutzung übersteigen möchte, gemacht. Kann demnach ein Gutsbesitzer seine Birkenbüsche von der Viehweide, ohne dadurch seinen Viehstand schwächen zu dürfen, entbehren, so ist es nicht unwirthschaftlich dergleichen Plätze gänzlich zu schonen, und sie niemals zu behüten. Dieses wird nur an wenigen Orten möglich seyn, weil gewöhnlich unter allen Waldhütungen, die Weide in den Birkenbüschen die reinste und gesundste, besonders für die Schafe zu seyn pflegt. Daher ist die Erinnerung hier bloß von solchen Oertern und Gegenden gemacht worden, wo ein Ueberfluß an Weide, und hingegen Mangel an Brennholz ist, wo dies aber nicht der Fall ist, da

Digitized by Google

ist es besser, das an und für sich nur schlechte Strauchholz zu entbehren, als sich seine Weide, deren Ueberfluß niemals schädlich seyn kann, zu verkürzen.

Das Erlenholz kann man gewissermaßen in Ansehung seines Widerwuchses mit den Kiefer- und Tannenwäldern der ersten Klasse, jedoch ebenfalls unter gewissen Einschränkungen, in Vergleichung setzen. Auch hier kann ebenfalls bei der Schaf- und Rindviehhütung von den sonst in den Kieferwäldern dieser Art angenommenen Schonungen, in Rücksicht ihrer Dauer, ein Jahr zurückgeschlagen werden, dergestalt, daß in den Schonungen der Erlenbüsche bereits nach Verfließung des vierten Jahres das Schafvieh, und nach Ablauf des siebenten Jahres die Pferde und das Rindvieh wieder zugelassen werden können. Die Erlen, die in einem ihrer Natur nach passenden Grunde stehen, gelangen nach einer Zeit von 18 bis 20 Jahren schon wieder zu einer solchen Stärke, daß sie auf's Neue gehauen und abgenutzt werden können. Man gewahrt hieraus von selbst, daß diese zu ihrer Schonung ausgesetzte Zeit mit derjenigen, die oben in Ansehung der Birken festgesetzt worden, vollkommen verhältnißmäßig ist. Uebrigens muß hier alles dasjenige, was wegen Schonungen des Birkenholzes bemerkt worden, wiederholt werden, weil es in den meisten Fällen auch hier anwendbar ist. Ein Mehreres über die Schonung, s. unter Wald und Waldnutzung.

Schonzeit, Hägezeit, die Zeit der Schonung, zu welcher das Wild, die Wiese oder ein Wald geschont wird, das ist, wo das Wild nicht gejagt, die Wiese und der Wald aber nicht mit dem Viehe betrieben wird.

Schooß, ein Wort, welches in einer doppelten Bedeutung gangbar ist. 1. Der Bug am Unterleibe eines Menschen, besonders wenn er sitzt, wo es bald

von diesem Buge, und in der anständigen Sprechart auch von den in dessen Gegend befindlichen Theilen gebraucht wird. Die Mutterscheide erstreckt sich von der Bärmutter bis in den weiblichen Schooß. Bald von der Vertiefung, welche im Sitzen in dieser Gegend zwischen den Schenkeln entsteht; einen Schooß machen, besonders von weiblichen Personen, im Sitzen die Schenkel ein wenig von einander thun, damit eine Vertiefung entstehe. Das Schäflein schlief in seinem Schooß, 7. Sam. 12, 3. Bald aber auch von den Schenkeln eines Sitzenden, mit dem Vorworte auf: ein Kind auf den Schooß nehmen; jemanden auf dem Schooße sitzen. Daher die figürliche Redensart: die Hände in den Schooß legen, müßig gehen. Dem Glücke im Schooße sitzen, ein anhaltendes Glück, eine fortdauernde Glückseligkeit genießen. Ingleichen in einigen Fällen figürlich, das Innere, das Mittel eines Dinges. In den Schooß der Kirche zurückkehren, in die Gemeinschaft der Glieder derselben. Den süßen Frieden, welchen man im Schooße seiner Familie genießt. Sein Herz in den Schooß eines Freundes ausschütten.

2. Derjenige Theil der männlichen Kleidung, welcher sich zur Seite des Schooßes von dem Leibe an erstreckt. Der Schooß eines Kleides. Ein Kleid mit gesteiften Schößen. Das Niedersächsische Schoot bedeutet nicht allein diesen Theil des männlichen Kleides, sondern den Zipfel eines jeden Kleidungsstückes, ja auch eines Segels; der Schweif, die Schleppe, ferner einen jeden Keil, Zwickel oder Gehörn an einem Kleidungsstücke. Bei den Niedersächsischen Schneidern ist schöteln, das Stück Zeug, welches das Kleid länger und

weitläuftiger machen, und Falten verursachen soll, ansetzen. Die Obersächsischen Fleischer nennen auch das lappige dünne Fleisch an einem Rinde, welches noch unter den Lappen hängt, den Schooß. Aus welchem allen erhellt, daß dieses Wort hier etwas hervorragendes, eine Ecke, einen Zipfel bedeutet, und wahrscheinlich zu schießen und Schoß gehört. Man hat es schon lange für nöthig gehalten, das lange o in diesem Worte, wodurch sich dasselbe von Schoß, tributum, mit dem kurzen o unterscheidet, ausdrücklich zu bemerken.

Schooßfall, in den Rechten einiger Gegenden, derjenige Fall oder Erbfall, vermöge dessen bei dem Tode eines Kindes der Nießbrauch seines väterlichen Vermögens der Mutter anheimfällt, oder wie es in den Bautzner Statuten heißt, in den Schooß der Mutter fällt, wobei jedoch das Eigenthum den übrigen Kindern verbleibt.

Schooßfell, nur in einigen, besonders Niederdeutschen Gegenden, ein Schurzfell, weil es den Schooß bedeckt.

Schooßhund, ein kleiner zierlicher Hund, dergleichen die Damen gern auf dem Schooße zu haben pflegen.

Schooßjünger, eine figürliche Benennung des geliebtesten unter den Schülern, Clienten oder Nachfolgern eines Lehrers oder Gönners; eine von Johannes, der seinem Lehrer Jesu im Schooße lag, entlehnte Figur.

Schooßrippe, bei den Fleischern, die mit Fleisch bewachsenen Rippen, welche aus dem Schooße des Rindes gehauen werden; eine uneigentliche Benennung, weil das Wort Schooß von Thieren sonst nicht üblich ist.

Schoote, s. Schote.

Schöten, im Schiffbau, s. Stützen.

Digitized by Google

Schooten, in der Schifffahrt, Taue, womit die Segel ausgespannt werden. Sie bekommen von den Segeln, wozu sie gehören, auch verschiedene Namen.

Schooten des großen Bramsegels, s. große Bramschoten.

Schooten des großen Marssegels, s. große Marsschoten, beides unter Schiffbaukunst.

Schooten des großen oder Schönfahrsegels, s. große Schooten, unter Schiffbaukunst.

Schoothören, s. große Stagsegel, unter Schiffbaukunst.

Schoothörner, im Schiffbau, s. Hals, unter Schiffbaukunst.

Schöp, der Kalkstein oder Pfannenstein in den Salzwerken, s. Schepp.

Schopf, im Forstwesen, heißen die verworrenen Zweige auf einem Baume; auch eine Laube führt diesen Namen. Der Schoppenschlag oder Schuppenschlag ist in einigen Gegenden ein Collectivum, abgehauene Schöpfe und Aeste von den Bäumen zu bezeichnen; der Afterschlag. Wipfelschlag. — 2. Ein Bündel oder Büschel mehrerer Dinge, wo es doch nur von weichen Körpern, dergleichen Haare, Federn ꝛc. sind, gebraucht wird. Jemanden einen Schopf oder Schöpfchen Haare ausreißen. Besonders werden die in Gestalt eines Busches gewachsenen Haare auf dem Wirbel der Menschen und mancher Thiere ein Schopf genannt. Manche orientalische Völker scheeren das Haupt und lassen nur auf der Mitte des Kopfes einen Schopf stehen. Der Schopf an einem Pferde, die Mähne auf der Stirn. Auch die in Gestalt eines Büschels gewachsene Federn auf den

Köpfen mancher Thiere werden ein Schopf genannt, z. B. bei einigen Lerchen, Meisen ꝛc. ꝛc.

Schöpfbehälter, im Wasserbau, ein Wasserbehälter, wohin durch Hülfe einer Maschine Wasser gebracht und durch neue Pumpen höher hinauf geführt wird.

Schöpfbrunnen, Ziehbrunnen, ein Brunnen, wo man das Wasser durch Eymer vermittelst eines Schwengels aus der Tiefe hinaufzieht; s. unter Brunnen, Th. 7, S. 72.

Schöpfbuhnen, im Wasserbau, Buhnen, die angelegt werden, den verlassenen Stromarm aufzuräumen, oder auch Kanäle zu vertiefen. Diese müssen den Strom auffangen, um dessen eigene Kraft und die Strombahn in den zu eröffnenden Kanal hineinzu leiten; s. unter Buhne, Th. 7, S. 253.

Schöpfe, der Tritt oder die etlichen Stufen, welche man an das Ufer eines Flusses oder Deiches in das Wasser hinein anlegt, damit man bequem dahingehen und Wasser herausschöpfen kann; auch eine Benennung des Schöpflöffels, s. diesen.

Schöpfeimer, ein Eimer, Wasser damit zu schöpfen, dergleichen die Eimer an den Schöpf- und Ziehbrunnen sind.

Schopfen, zwei regelmäßige thätige Zeitwörter, das erste, mit einem Schopfe versehen; das zweite stopfen, s. Schoppen.

Schöpfen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches der Form nach ein Intensivum von schaffen und schieben ist, seinem Wesen und Ursprunge nach aber eigentlich eine unmittelbare Nachahmung des Tones ist, welchen es bezeichnet, und daher von mehreren, dem Anscheine nach, verschiedenen Handlungen und Veränderungen gebraucht wird, welche aber mit diesem Laute verbunden sind, oder doch anfangs unter demselben gedacht worden. Es kommt in dop-

pelter Gestalt vor. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. Das Wasser durch eine Ritze oder Oeffnung einlassen. Das Schiff, der Kahn schöpft Wasser, wenn beide einen Leck haben. Man sagt auch in einigen Gegenden die Schuhe schöpfen Wasser, wenn sie Wasser ziehen; die Sonne schöpft Wasser, wenn sie Wasser zieht. — 2. Trinken, ein nur bei den Jägern üblicher Gebrauch, welche es von dem Wildpret, dem wilden Geflügel ꝛc. brauchen. Der Falk schöpft, er trinkt. Eben daselbst wird es auch thätig gebraucht: Einen Habicht schöpfen, ihn tränken, ingleichen ihn baden oder zu baden geben. — 3. Blühen, wo es doch nur im Hopfenbau von dem Hopfen gebraucht wird. Der Hopfen schöpft, wenn er blühet. Es soll hier zunächst von Schopf oder Kopf abstammen, weil der Hopfen, wenn er blühet, Schöpfe oder Köpfe bekommt.

II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Mit einem Gefäße einen Theil eines flüssigen Körpers aus einem größeren Vorrathe auffassen und wegnehmen. (1) Im eigentlichen Verstande. Wasser schöpfen, es geschehe nun mit einem Eimer, einer Gelte ꝛc. Wasser mit dem Siebe schöpfen, vergebliche Arbeit verrichten. Aus einem Brunnen schöpfen. Einen Brunnen leer schöpfen. Einen Zuber voll schöpfen. Das Fett mit dem Löffel oben abschöpfen. Bernstein schöpfen, ihn mit geflochtenen Körben aus dem Wasser holen, so daß das Wasser durchläuft, der Bernstein aber zurückbleibt. (2) In weiterer Bedeutung gebraucht man es auch von der Einziehung des Athmens und der Luft. Athmen schöpfen, Luft schöpfen.

Digitized by Google

(3) Figürlich braucht man es auch, doch nur mit gewissen Hauptwörtern für bekommen. Muth schöpfen, Hoffnung schöpfen, Trost aus etwas schöpfen. Nutzen aus etwas schöpfen. Einen Argwohn, einen Verdacht schöpfen. Im Oberdeutschen sagt man auch einen Haß wider Jemanden schöpfen, Eifersucht schöpfen, ein Verlangen, eine Begierde schöpfen, eine Meinung schöpfen ꝛc. ꝛc. Ingleichen für schließen, urtheilen: hieraus ist zu schöpfen, wo es aber auch zu der folgenden Bedeutung gehören kann. Ehemals war es auch für urtheilen, richten, entscheiden sehr gangbar, und auch jetzt noch sagt man im Oesterreichischen, ein Urtheil schöpfen, für fällen. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung längst veraltet, hat aber noch das Hauptwort Schöppe zurückgelassen; s. dasselbe. Schöpfen *scheint hier* das Intensivum von schaffen zu seyn, entweder in so fern es befehlen, entscheiden ꝛc. bedeutet, oder auch in so fern es verordnen, verwalten, handhaben ist. — 3. Hervorbringen, machen, bilden, gleichfalls als das Intensivum von schaffen. Auch diese Bedeutung ist im Hochdeutschen veraltet und kommt nur noch in einigen Oberdeutschen Gegenden vor. Man brauchte es besonders ehemals im engern Verstande von Gott für schaffen, aus *nichts* hervorbringen, von welcher veralteten Bedeutung noch die Hauptwörter Schöpfer, Schöpfung und Geschöpf üblich sind.

Schöpfer, 1, ein Werkzeug zum Schöpfen, wo es nur in einigen Fällen und Gegenden üblich ist. So nennt man im Niedersächsischen ein jedes Schöpfgefäß, oder ein Gefäß, womit man schöpft, Schepper. Auch kupferne Krüge oder Töpfe, womit Wasser aus einem Gefäße in ein anderes geschöpft

Digitized by Google

wird, werden Schöpfer genannt. Bei dem Uhrmacher ist der Schöpfer an einer Stubenuhr im Repetirwerke ein kleines Stück Stahl, welches auf der Spitze der Welle des Schöpfrades steckt, mit welchem nach der Uhrplatte zu ein Haken zusammenhängt, der genau in den Raum zwischen zwei Zähne des Repetirrechens paßt, dessen Haken, wenn das Schöpfrad des Werkes sich einmal herumgedreht hat, nachdem die Einfallsschnalle von der Auslösung von dem Rechen gehoben worden, einen Zahn des Rechens ergreift, und dem Hammer zum Repetiren freien Lauf läßt, und den Rechen auch täglich um einen Zahn weiter fortrückt. So oft sich nun das Schöpfrad herumdreht, so wird dieses nämliche wiederholt, so lange bis der Rechen um den letzten Zahn zurückgeschoben ist; dann hat der Stift des Rechens den Schöpfer wieder erreicht und hindert ihn an der Bewegung. In den Taschenuhren ist es ein kleiner Ring mit einem Schwanz, der als ein Hebearm gleichfalls bei dem Repetiren der Uhr dem Hammer die Freiheit zum Repetiren verschafft.

2. Eine Person, welche schöpft. (1) In der ersten Bedeutung des thätigen Zeitworts, und zwar in deren ersten eigentlichem Verstande, eine Person, welche einen flüssigen Körper schöpft. Da die Schützen schrien zwischen den Schöpfern; Richt. 5, 11, zwischen denen, welche Wasser schöpften. In dem Salzwerke zu Halle sind die Schöpfer diejenigen Arbeiter, welche die von den Bornknechten heraufgezogenen Eimer Soole ausschütten. Bei den Papiermachern ist der Schöpfer derjenige Büttgeselle in einer Papiermühle, der den Papierzeug aus der Bütte in die Form schöpft und den Papierbogen bildet. Er setzt sich in den Büttenstuhl, setzt die Form in ihren Deckel, ergreift sie mit beiden Händen, und fährt mit der Form in die

Bütte, worein der Zeug aus dem Rechen gegossen und von der Blase in der Butte erwärmt wird. Er schöpft mit der Form den Zeug, welcher sich auf den Drahtgatter der Form setzt und dieses durchgängig bedeckt. Bloß nach dem Augenmaaße beurtheilt er bei jeder Papierart ob er Zeug genug geschöpft hat; s. unter Papier. (2) In der dritten Bedeutung des thätigen Zeitwortes. (a) Eine jede Person, welche ein Werk hervorbringt, wo man es nur noch theils im Scherze, theils aber auch in der höheren Schreibart von dem Urheber eines künstlichen oder großen, wichtigen Werkes braucht. (b) In der engsten Bedeutung, so fern das veraltete schöpfen, und das heutige schaffen, aus nichts hervorbringen bedeutet, wird es besonders von Gott gebraucht, so fern er der Grund und Urheber aller vorher nicht vorhandenen Wesen ist. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend. Gott, der Schöpfer aller Dinge.

Schöpferisch, Bei- und Nebenwort, in den Fähigkeiten eines Schöpfers gegründet, jedoch nur in der dritten Bedeutung dieses Hauptwortes, und in der dichterischen Schreibart. Ein wahrer Mäcen von allen schöpferischen Geistern. Zachar. von allen Urhebern künstlicher Werke des Witzes. Desgleichen von Gott: der mit schöpferischer Kraft die Welt aus dem Nichts hervorgehen hieß.

Schöpferstuhl, s. unter Schöpfer.

Schöpfgebäu, s. Kunstgezeug, Th. 55.

Schöpfgelte, eine kleine hölzerne Gelte, Wasser damit aus Pfannen, Kübeln ꝛc. zu schöpfen. Zu demselben Gebrauche hat man auch einen Schöpfeimer, Schöpfnapf, Schöpflöffel, Schöpftopf, eine Schöpfkelle, Schöpfkanne.

Digitized by Google

Schöpfhalten, im Salzwerke, den Salzstein aus der Pfanne heben.

Schöpfig, Bei- und Nebenwort, einen Schopf habend, geschopft.

Schöpfkelle, s. Schöpfgelte. In der Glashütte ist diese Kelle 9 Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 bis 4 Zoll tief. Sie hat einen eisernen Stiel mit einer Dille 5 Fuß lang. Mit dieser Kelle wird das Glas aus dem Schmelzhafen in den Arbeitshafen übergeschöpft. — In der Küche ist die Schöpfkelle ein rundes und hohl ausgetriebenes kupfernes Gefäß, mit einer Schnautze an der Seite, und mit einem langen eisernen Stiel versehen, womit man in den Küchen das Wasser aus den Ständern zu schöpfen pflegt. — Bei dem Seifensieder ist diese Kelle ein kupfernes rundes Gefäß an einem Stiele, mit welchem der geschmolzene Talg aus dem Kessel in den Talgtopf geschöpft wird. — Beim Färber, ist sie ein kleines Gefäß, womit man die allzu häufige Blume von der Blauküpe und den Unrath abnimmt. — In den Eisenhütten ist es diejenige eiserne Kelle, womit das flüssige Eisen in die thönernen Formen eingegossen wird. Sie wird zu diesem Gebrauche mit Thon überzogen, der von Pferden getreten worden, damit das Gußeisen sich nicht daran anhängen kann; man läßt sie dann glühend werden. Die Schöpfkelle hat gemeiniglich einen eisernen Stiel, den der Arbeiter mit zwei ausgehöhlten und mit einem eisernen Ringe zusammengehaltenen Stücken Holz umgiebt. Wenn man gießen will, so wird der Stiel der Schöpfkelle in die linke Hand genommen und das Gußeisen wird oberhalb der Dame aus dem Werke geschöpft. Die Schöpfkelle, welche durch den linken Arm unterstützt wird, wird von der Rechten gehalten, und so

umgekehrt, und das Gußeisen wird in den Einguß der Formen gegossen.

Schöpfkopf, nennt Shemerl in seiner Abhandlung an Flüssen und Strömen zu bauen, was Silberschlag und Andere Schöpfbühne nennen.

Schöpfkübel, ein Kübel, Wasser darein zu schöpfen. Besonders ist er bei dem Feuergeräthe gebräuchlich, das Wasser damit aus den großen Kuffen in die Spritzen zu gießen.

Schöpflöffel, s. oben Schöpfgelte. Es ist ein eiserner Löffel, womit das Blaufarbenglas auf dem Blaufarbenwerke aus den Häfen geschöpft wird. — Beim Färber, ein kupferner, beinahe als ein abgestutzter Kegel gebildeter großer Löffel an einem hölzernen Stiele, womit die Farbenbrühe aus einem Kessel oder Gefäße in das andere geschöpft und übergetragen wird. — In den Glashütten, ein großer Löffel, der neun Zoll lang, sechs breit, und drei bis viere tief ist. Er hat einen eisernen Stiel mit einer fünf Fuß langen Dille. Man schöpft damit das Glas aus dem Schmelzhafen in den Arbeitshafen. Wahrscheinlich die schon oben beschriebene Kelle.

Schöpfmeise, eine Art Meisen, welche einen Schopf oder Federbusch auf dem Kopfe hat; s. unter Meise, Th. 88, S. 2.

Schöpfmühle, im Mühlenbau, ein Mühlwerk mit Schöpfrädern, das Wasser aus Deichen, Kanälen, Gräben ꝛc. zu schöpfen.

Schöpfproben, im Hüttenwerk, Proben, die von dem Abtreiben auf den Treibeöfen aus den lautern Werken der flüssigen Metalle ausgekellt und in feuchte Asche gegossen werden, um solche zu probiren. Dieses gilt auch von gesaigerten Werken.

Schöpfrad, im Wasserbau, ein von fließendem Wasser getriebenes Rad, welches durch angehängte Kasten oder Eymer eine Menge Wasser in die Höhe

Digitized by Google

bringt und ausgießt. Die Erfindung dieser Räder ist alt. Man hat davon zweierlei Arten, wovon die eine in der Mitte oder durch das Mittel der Welle das Wasser ausgießt, die andere aber durch aufgesetzte Kasten. Ein Mehreres hierüber, s. unter Wasserbaumaschinen.

Schöpfschaufel, eine tiefe Schaufel, Wasser damit aus- und einzuschöpfen. Auf den Flußschiffen hat man dergleichen an einem Stricke befestigte Schaufeln, das Wasser damit über Bord zu werfen.

Schöpfung, etwas hervorbringen, etwas werden lassen, was noch nicht da ist oder da war; daher die Schöpfung der Welt aus Nichts, die Schöpfung des Menschen, der Engel. Schöpfung und Erschaffung sind zwar der Form nach sehr verschieden, sie werden aber doch in manchen Fällen als gleichbedeutend gebraucht. Nach Stosch Bemerkung, kann, wenn das Object ausdrücklich gemeldet wird, so wohl das eine, als das andere gebraucht werden, also kann man sowohl sagen: die Schöpfung des Menschen, als auch die Erschaffung desselben.

Schöpfwerk, eine zusammengesetzte Maschine, das Wasser damit aus einem Orte zu schöpfen. Ueberhaupt versteht man darunter alle diejenigen Instrumente, wodurch das Wasser aus einer geringen Tiefe ohne viele Kosten geschöpft werden kann. Dergleichen sind die Schöpf- und Schwungschaufel, die sogenannten Hebeschüsseln ꝛc., auch alle sogenannte Eimerkünste, da man durch Eimer, entweder durch Seil und Kloben, oder durch Rad und Getriebe das Wasser, nachdem es von den Eimern geschöpft worden, in die Höhe hebt; s. unter Wasserbaumaschinen.

Schopp, im Hüttenwerk, s. Stichseite.

Schöpp, der Salz- oder Pfannenstein, s. Schepp.

Digitized by Google

Schoppe, ein Weinmaaß am Rhein, davon zwei eine Kanne machen. In Schwaben ist es der vierte Theil eines Schenkmaaßes.

Schöppe, ein sehr altes Wort, den Beisitzer eines Gerichtes zu bezeichnen, welches noch in einigen alten Gerichten, besonders auf dem Lande üblich ist; dagegen in den meisten neuen das Lateinische Assessor, oder auch das Deutsche Beisitzer üblich geworden. Man hat sowohl geringe, als höhere Schöppen. Erstere sind in den Dorf- und Feldgerichten, Letztere in den Criminalgerichten. Weil ihr Amt eigentlich darin bestand, das Urtheil zu finden, das ist, dem Richter das Urtheil und die Gründe, worauf es gebauet war, anzugeben, so wurden sie ehemals auch Finder, Urtheilfinder, Urtheiler, Rechtsprecher ꝛc. genannt. S. Schöppenstuhl. In einigen Gegenden werden auch die Handwerksältesten, das ist, die Beisitzer des Obermeisters, Schöppen genannt. Die gangbarste Form dieses Wortes ist im Hochdeutschen Schöppe, welches aus der Niederdeutschen Mundart entlehnt worden, dagegen der Oberdeutsche dieses Wort Schöpfe, Schöffe und Scheffe spricht und schreibt.

Schoppen, Schuppen, Schupfen, Schupfe, in der Stadt- und Landwirthschaft, ein weites leichtes Gebäude, welches vornämlich aus einem Dache und einer Hinterwand besteht, und auf den Seiten zuweilen offen, zuweilen aber auch, besonders bei den Stadtschuppen, eingeschlossen ist, worein man Kutschen, Chaisen, Kaleschen, Rennschlitten, Leiter-Wagen, Pflüge, Eggen, Wiesenschleppen, Eggeschlitten ꝛc., auch Brennholz und anderes Geräth setzen kann, damit es trocken stehe. Diejenigen, worin die Wagen und dergleichen Geräthe zu stehen kommen, nennt man Wagenschoppen, s. Th. 57, S. 417; die andern aber Holz-

Digitized by Google

schoppen; bei den Ziegelscheunen hat man auch Ziegelschoppen, darein die gestrichenen Ziegel gesetzt und darin getrocknet werden; Waschschoppen, um darin zu waschen, Feldschoppen, auf dem Felde, Garben ꝛc. darin vor der Witterung gut zu bewahren. Kohlenschoppen, s. unter Kohle, Th. 43. Bloß offene Schoppen bestehen nur aus vier hölzernen Säulen und einer Hinterwand, und das Dach ist gewöhnlich auf dem Lande mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Verschlossene Schoppen haben auf den Seiten Bretter; auch vorn sind sie zum öftern, besonders in den Städten, mit Thorwegen versehen, so daß sie ganz geschlossen werden können, und das Dach ist mit Ziegeln gedeckt. Eine nähere Beschreibung dieser Schoppen hier anzugeben und Abbildungen davon zu liefern, ist nutzlos, da sie einem jeden hinlänglich bekannt sind.

2. Ist der Schoppen, das Schöppchen, Schöpplein, ein hohles Gefäß, welches jedoch nur in einigen Fällen üblich ist. So ist im Niederdeutschen der Schoppen, eine große Gelte, eine Schöpfkelle; im Oberdeutschen dagegen ein bestimmtes Maaß flüssiger Dinge, welches in einigen Gegenden der vierte Theil, in den meisten aber die Hälfte eines Maaßes ist. Daher ein Schoppen Wein, Bier.

Schoppen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutschen wenig gehört wird, im Oberdeutschen aber für stopfen sehr gangbar ist, besonders aber von dem Stopfen mit einem weichen Körper. So sagt man: ein Kummet mit Kühhaaren schoppen. Ausgeschoppte Vögel, ausgestopfte. Gänse, Kapaune schopfen, im Hochdeutschen stopfen, eine Art des Mästens, da man ihnen die Speise in Gestalt der Nudeln, die daher im Oberdeutschen Schoppnudeln heißen,

Digitized by Google

in den Hals stopft. In derselben Mundart werden auch die Flicksteine der Maurer, Schoppsteine genannt. Geschoppt voll, gestopft, gepfropft voll. Daher das Schoppen.

Schöppenbank, an den Orten, wo die Beisitzer eines Gerichtes noch unter dem Namen der Schöppen bekannt sind, der Sitz derselben in einem Gerichte. Ehedem auch wohl ein mit Schöppen besetztes Gericht, ein Schöppenstuhl.

Schöppenbar, Bei- und Nebenwort, welches ehemals gangbarer war, als jetzt, einem Schöppen in einem obern Gerichte an Würde und Vorzügen gleich.

Schöppenbar Freye, s. Th. 70, S. 455.

Schöppenbrod, heißt man zu Halle in Sachsen eine gewisse Anzahl Semmeln oder weißer Brode, welche die dortigen Bäcker einem jeden Besitzer des dortigen Schöppenstuhls an allen hohen Festtagen ins Haus schicken müssen. Dieses soll der Bäckerzunft schon vor langer Zeit wegen eines gewissen Versehens, als eine Strafe auferlegt worden seyn.

Schöppenbuch, an einigen Orten das Gerichtsbuch in einem mit Schöppen besetzten Gerichte.

Schöppenpferd, an einigen Orten, das beste Pferd eines Dorfschöppen, welches bei dessen Absterben dem Gerichtsherrn anheim fällt, eine Art der Baulebung oder des Todfalles.

Schöppenschreiber, der Schreiber in einem mit Schöppen besetzten Gerichte.

Schöppenstube, eigentlich die Stube oder das Zimmer, worin sich die Schöppen versammeln, die Gerichtsstube; an einigen Orten auch ein mit Schöppen besetztes Gericht, wie Schöppenbank und Schöppenstuhl.

Schöppenstuhl. 1. In weiterer, aber jetzt ungewöhnlicherer Bedeutung, ein jedes mit Schöppen besetztes Gericht, in welchem Verstande in einigen

Gegenden noch die Ausdrücke Schöppenbank und Schöppenstube üblich sind. — 2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist es ein Gerichtsstuhl, in welchem die Beisitzer noch nach alter Art den Namen der Schöppen führen, das ist, ein Collegium von Rechtsgelehrten, welche die Gesetze auf die ihnen vorgelegten Fälle anwenden, bloß Antworten und Entscheidungen geben, und sich dadurch von einem Gerichte in engerer Bedeutung, welches diese Ausbrüche in Vollziehung bringt, unterscheiden. Wo die Beisitzer eines solchen Collegii noch den Namen der Schöppen führen, da ist von demselben auch noch der Name Schöppenstuhl üblich.

Schöpps, ein Bier in Breslau; s. unter Bier, Th. 5. — Schöpps, ein verschnittener Schafbock, welcher auch ein Hammel genannt wird; daher Schöppsenfleisch, Schöppsenbraten, Schöppsenkeule ꝛc. Da die Zubereitungen des Schöppsenfleisches unter Hammel, Th. 21, hierher verwiesen worden, so will ich das Nöthige hier anführen:

Das Erste, was man beim Schöpsenfleisch oder Hammelfleisch zu merken hat, ist dahin zu sehen, daß es nicht zu alt oder bockigt ist; denn wenn es einen dieser Fehler hat, so schmeckt es schlecht.

Mit einer Brühe wird das Hammelfleisch auf folgende Weise bereitet: Man kocht das Hammelfleisch, wenn es gehörig gesalzen worden, mit Wasser ab; dann röstet man Brodkrumen und einen Löffel voll Mehl in Butter braun, und macht solches hernach mit der Fleischbrühe dünn. Hierauf werden Kapern, Citronenscheiben, Nelken, Lorbeerblätter, Pfeffer und Essig daran gethan; man legt nun das Fleisch dazu und läßt es noch etwas damit kochen.

Hammel- oder Schöpsenfleisch mit weißen Rüben, s. unter Rübe, Th. 128.

Savoyerkohl mit Hammel- oder Schöp-

Digitized by Google

senfleisch. Man haue das Hammelfleisch in gewöhnliche mittelmäßige Stücke, oder man lasse es auch an einem Stücke; dann gut ausgewässert, mit siedendem Wasser in einem großen Topfe zum Feuer gesetzt, damit es weich kocht. Wenn es gut abgeschäumt worden, binde man Sellerie und Petersilie fest zusammen, thue Salz dazu, auch ein wenig ganzen Pfeffer und koche es verdeckt gar. Hierauf nimmt man den Kohl mit einem Schaumlöffel oben herab, thut ihn in einen Durchschlag und drückt das Nasse allmählig heraus. Die Pfefferkörner, welche man findet, werden herausgenommen, und den Kohl läßt man mit einem guten Stücke Butter, gestoßenen Nelken und Macisblumen ein wenig aufkochen; dann das Fleisch angerichtet, und den Kohl um dasselbe herum gelegt.

Hammelbrust en grillade mit Citronenschalen. Man kocht solche erst in Wasser und Salz gar, dann abgetrocknet, in geschmolzener Butter umgekehrt, mit geriebenem Brode, gehackter Petersilie, Pfeffer und Salz, zusammengemischt, bestreut, und auf einem Roste gebraten. Man macht nun eine Sauce darüber nach Gefallen. Man schneide Citronenschalen in kleine Streifen, wässere solche aus und gekocht, damit sich die Bitterkeit verliert, und darüber gestreut.

Hammelkeule glacé oder geschmort. Die Hammelkeule muß wenigstens schon fünf bis sechs Tage alt seyn; dann klopfe man sie so, daß sie ganz mürbe werde, hierauf gewaschen und in ein Geschirr gethan, worin sie ganz ungepreßt kochen kann. Man thue Zwiebeln, Wurzeln, als: Sellerie, Mohrrüben und Petersilienwurzeln, Lorbeerblätter, Gewürz und Salz dazu, fülle Wasser darauf und lasse es langsam kochen. Wenn sie gar ist, nehme man das Fett ab, [illegible]e die Jus durch ein Haarsieb und fülle die Sauce

wieder auf die Keule und begieße sie gut, wodurch sie ein schönes Ansehn erhält. Hierzu giebt man Spanische Zwiebeln, auch gefüllte Gurken oder Gemüse.

Hammel carré glacé. Man nehme Hammelrippen, schneide den Rückenknochen ab und koche sie wie die Hammelkeule glacé. Wenn sie gespickt werden sollen, schäle man die fette Haut ab, so auch die übrige feine Haut, spicke sie dann mit nicht zu grobem Speck, schneide sie, wenn sie gar sind, in Stücke, wie eine Cotelette, und glacire sie dann mit der Jus ein. Man giebt sie zu Gemüsen oder Péré von Zwiebeln.

Rollets von Hammelbrüsten glacé. Aus den Hammelbrüsten werden die Brustknochen sämmtlich herausgeschnitten, dann werden sie gewaschen, mit Kalbfleischfarce gefüllt, das obere oder fette Ende nach oben aufgerollt, mit Bindfaden bewunden, und in einer Brühe gekocht; wenn sie gar sind, mit dem Fond glacirt; auch kann man sie vor dem Glaciren in runde Stücke schneiden. Man giebt sie zu Gemüsen, als: Mohrrüben, Spinat ꝛc.; auch kann man ein Péré von Zwiebeln dazu geben.

Coteletts von Hammelfleisch. Diese Karbonnaden werden sehr gebraucht. Die Coteletts werden ausgeschnitten, von allen Knochen, ausser den Rippen, gesäubert, breit geklopft, mit Salz und Pfeffer bestreut, in Butter und Semmel umgekehrt, auf dem Roste scharf abgeröstet, und zu Gemüsen gegeben.

Coteletts sautée, das heißt, welche im Sprunge gar sind. Man schneide Hammel-Coteletts, wie im vorherigen angeführt worden, klopfe sie, so daß sie wie ein Messerrücken dick, nur etwas breit werden. Man nehme dann feine Kräuter, als Estragon, Schnittlauch und Petersilie, schwitze sie in Butter,

auch einige Champignons oder Trüffeln. Wer ein Freund von Oel ist, kann auch etwas darunter nehmen. Man kehre die Coteletts auf einem breiten Geschirre in diesen Kräutern um, und lege sie so, daß keine Seite trocken wird. Wenn man sie antichten will, rasch, daß sie nur steif werden, von beiden Seiten gebraten. Man nehme das Fett von den Kräutern ab, versetze diese mit einer kräftigen Jus, und thue etwas Pfeffer und Citronensaft dazu.

Grillade von Hammelfleisch mit Sauce Robert. Hierzu nimmt man die Brust und den Hals. Beides muß gut ausgeputzt und das Blut gehörig ausgezogen werden; dann lasse man sie in einer Bräse gut gesalzen gar kochen. Wenn sie weich sind, herausgezogen, kalt werden lassen, alle ungleiche Knochen abgeputzt, und mit dem Bräsefett und geriebener Semmel, wozu noch etwas Salz und Pfeffer genommen werden muß, panirt. Ehe man das Fleisch panirt, wird solches in ansehnliche Stücke geschnitten und geröstet. Man giebt hierzu eine Sauce Robert, die auf folgende Weise bereitet wird: Man schneide Zwiebeln in grobe Würfel, schwitze sie mit Butter gelbbraun, thue ein paar Löffel Mehl dazu, fülle Jus auf, lasse die Sauce mit Weinessig und wenig Zucker klar kochen und thue zuletzt noch Möstrich darein. Wenn die Grillade geröstet worden, thue man die Sauce erst auf die Schüssel, dann jene. Man giebt die Grillade auch zu Gemüsen, als Mohrrüben, grünen Erbsen und Péré von Kartoffeln.

Coteletts en Beefsteeks. Das Hammelfleisch muß nicht zu frisch seyn. Die Coteletts werden wie die oben angeführten behandelt, von allen Knochen gereiniget, nur nicht alles Fett abgenommen, und sie auch nicht zu klein geschnitten. Man nimmt hierzu immer drei Rippen, schlägt sie breit, aber nicht dünn, klopft sie mit einem Messer von beiden Seiten ein

Digitized by Google

wenig und kehrt sie in Butter und Kräutern um, wie oben angeführt worden, und bratet sie rasch auf dem Roste, so daß sie zwar braun, aber nicht trocken werden. Auf die Schüssel, auf welcher sie angerichtet werden, streiche man mit frischer Butter und ein wenig Knoblauch, thue die warmen Coteletts darauf, bestreiche sie mit der Butter von drei Sardellen, und gebe dazu eine gute Jus, auch ein wenig Pfeffer und Citrone.

Coteletts en surprise von Hammelfleisch. Die Coteletts werden so fein gearbeitet, wie oben, bei den Coteletts angeführt worden, und auf Butter steif gemacht, das heißt, man läßt sie auf beide Seiten so heiß werden, daß sie nicht nur eine Festigkeit, sondern auch eine Steife annehmen. Nachdem sie kalt geworden, setze man von Kalbfleischfarce, s. unter Farce, einen Rand eines Querfingers breit auf die Coteletts, und bearbeite ihn recht fest. Man mache ein feines Ragout von Kälbermilch, Trüffeln und Champignons, Krebsschwänzen, feinen Kräutern und Austern auf folgende Weise. Die Kräuter müssen in Butter ein wenig geschwitzt, Coulis, so viel, als Sauce nöthig ist, darauf gethan, mit einem Leson von vier Eyern, der Butter von drei Sardellen ablegirt, nachdem das Ganze zusammen gesetzt worden, mit dem Safte von einer Citrone abgeschärft, und wenn es kalt geworden, auf obige Coteletts gefüllt werden. Es versteht sich hier, daß alles Uebrige, als Kälbermilch, welche schon in Butter gar geschwitzt worden, in feine Würfel, so auch die Krebsschwänze, Champignons und Trüffeln geschnitten werden müssen, nur die Austern bleiben ganz in der Sauce. Dann mit einer St. Menû von einem Ey und Butter kalt über das Ragout mit geriebenem Parmesankäse gestreut, und im Ofen oder in einer Tortenpfanne

backen lassen. Man giebt sie mit einer guten Jus zur Tafel.

Hammelzungen en Matelote. Die Hammelzungen werden gut blanchirt, die dicke Haut herunter gezogen, und in einer Bräse gar gekocht. Man schneide sie in der Länge auf, so daß jede Zunge zwei Stücke bilde. Dann nehme man Krebsbutter, ein Stück magern Schinken, zwei Schalotten, auch Champignons und Kräuter, als Estragon und Basilikum, schwitze diese Ingredienzen weich, thue von dem weißen Coulis darauf und lasse Alles gut einkochen, die Zungen darein gethan, etwas Salz und Pfeffer dazu, und das Ganze mit einem Leson von drei Eyern und der Butter von ungefähr zwei Sardellen ablegirt, und die Krebsschwänze mit einem Glase Wein dazu gethan.

Eminçé oder Ragout von Hammelbraten. Man brate eine Hammelkeule ab, nachdem sie kalt geworden, löse man alle Knochen heraus und schneide sie in recht feine Filets, wie ein Achtgroschenstück groß. Man mache eine Sauce von Zwiebeln, welche erst in der Mitte durch, und dann vor der Hand in feine Scheiben geschnitten, und mit 1/4 Pfd. Butter gelbbraun geschwitzt worden; dazu thue man 2 oder 3 Eßlöffel voll Mehl, fülle es mit Jus und Weinessig auf, und lasse die Sauce mit ein wenig Zucker gut verkochen. Hierin thut man nun den Braten, mit ein wenig Pfeffer und Salz.

Hachée von Hammelbraten mit verlornen Eyern. Besitzt man einen Ueberrest von Hammelbraten, so putze man erst alles Braune davon ab, haschire das Fleisch ganz fein; nehme dann einige Schalotten, Estragon und Champignons, hacke sie fein, lasse sie mit ein wenig Butter schwitzen, thue zwei Löffel Mehl dazu, fülle Bouillon oder Jus auf, und lasse es klar kochen. Hierin das ha-

Digitized by Google

schirte Fleisch gethan, und mit drei Eyern, der Butter von einer Sardelle und dem Safte von einer halben Citrone gut ablegirt. Das Hachée muß, wenn es gut ablegirt worden, nicht mehr kochen. Wenn es angerichtet ist, mit verlornen Eyern garnirt.

Gratins von Hammelzungen. Die Hammelzungen werden gut blanchirt, die dicke Haut herunter gemacht, und in einer Bräse gar gekocht. Man schneide sie in der Länge auf, so daß jede Zunge zwei Stücke bildet, aber doch zusammenbleibt. Jetzt nehme man Kalbfleisch-Farce, fülle solche damit, so daß sie ihre natürliche Gestalt wieder erhalten. Man belege jetzt die Hammelzungen theilweise mit einem Krebsschwanz und die andern mit einem von Pfeffergurken ausgezackten Hahnenkamm, setze die Zungen auf eine Schüssel, die mit der Farce eines Fingers dick belegt ist, kranzartig auf, und stelle zwischen jede Zunge ein Crouton von Semmel. In der Mitte der Schüssel wird eine Vertiefung gemacht, solche mit der Farce glatt zugestrichen. Man belegt nun diese Gratins mit feinen Speckbarden, deckt darüber Papier mit einem Kesseldeckel oder einer Glocke, und läßt es im Ofen langsam gratiniren. Wenn diese Speise zur Tafel gegeben wird, das Fett und den Speck sauber abgeschabt. Hierzu giebt man Sauce mit kleinen Zwiebeln oder Mousserons.

Hammelzungen en papillotes. Die Zungen werden wie die vorhergehenden präparirt, wenn sie aus der Bräse gezogen, der Länge nach in drei Theile geschnitten. Man nehme feine Kräuter, als: Estragon, Schnittlauch, Schalotten, Petersilie, Champignons, auch Trüffeln, schwitze sie mit Butter, dann ein wenig Coulis oder auch geriebene Semmel dazu gethan, mit dem Fond von der Bräse, so viel, als nöthig, aufgefüllt, und verkochen lassen. Es muß kein Fett darauf bleiben. Diese Ingredienzen mit einem Lefon

Digitized by Google

von 4 Eyern, der Butter von drei Sardellen, dem Safte von einer Citrone, und ein wenig Pfeffer ablegirt, damit es gehörig dick ist. Man lege nun die Zungen darein, damit sie von beiden Seiten gut anziehen; wenn sie kalt sind, in feines Papier, in der Form eines halben Mondes, enpapillotirt und auf dem Roste, jedoch mit nicht zu scharfem Feuer mit dem Papiere geröstet, und so statt kleiner Pasteten zur Tafel gegeben.

Ragout von Hammelfleisch mit Kapern. Man nimmt hierzu Hammelbrüste, die gut gewaschen und blanchirt seyn müssen, schneide sie in kleine Stücke, schwitze diese mit Schalotten und ein wenig Butter ein; verhältnißmäßig mit Mehl bestreut, fülle Bouillon auf und mit Salz und Pfeffer gar gekocht. Wenn es kurz genug eingekocht ist, das Fett abgenommen, ein Leson von drei Eyern mit zwei Sardellen, ein wenig Französischen Essig und Kapern gemacht, damit ablegirt und angerichtet.

Fricassée von Hammelfüßen. Man brühe die Füße und sehe sie gut nach, daß keine Haare daran bleiben; schneide dann die Klauen auf, wasche sie rein, und in Wasser mit Gewürzen, Wurzeln, Zwiebeln und Salz weich gekocht, damit die Knochen abgehen. Hierauf in reinem Wasser gewaschen, gut nachgesehen und auf einer Serviette getrocknet. Man lasse nun zwei Schalotten und viele Champignons recht weiß einschwitzen, gieße von dem recht kräftigen weißen Coulis darauf, und lasse es mit zwei Gläsern Madera oder Champagner verkochen, thue die Hammelfüße darein, legire es mit dem Gelben von drei Eyern, der Butter von einer Sardelle, und dem Safte von einer Citrone, und schmecke es gehörig mit Salz und Pfeffer ab.

Gefüllte Ballons von Hammelblättern. Aus den Hammelblättern werden die Knochen vor-

Digitized by Google

sichtig gelöset, rein gewaschen, auf einem Tuche abgetrocknet und in einer Bräse oder fettem Fond, wozu man Wurzeln, Zwiebeln, Gewürze, fette Bouillon, Nierentalg, Schinken, Speck und Salz nimmt, einmal gar gekocht. Man mache dann das Fett und die Wurzeln gut ab, und glacire die Ballons mit dem Fond. Man giebt sie zu Gemüsen. Man kann auch die Brust vom Hammel dazu nehmen.

Hammelfleisch en Marinade frite. Die Hammelfüße werden wie diejenigen zum Fricassée behandelt. Man thue sie, wenn sie gehörig ausgeputzt worden, in eine Marinade von Französischem Essig, feinen in Oel geschwitzten Kräutern, als: Champignons, Estragon und Schnittlauch, auch etwas Pfeffer. Wenn sie eine Stunde marinirt worden, sorgfältig auf eine Serviette gezogen, damit von der Marinade nichts verloren gehe, welche zu einer Kalbfleischfarce, genommen, und mit der Butter von drei Sardellen tüchtig untereinander gerührt wird, womit man die Hammelbeine farcirt. Man tauche es in eine Klare, und backe es aus. Man gebe auch gebackene Petersilie dazu.

Hammelfleisch mit Bollen und Kümmel. Die geschälten Bollen werden in Achtel oder Viertel geschnitten, gute Hammel-Bouillon aufgefüllt, und Kochkümmel, der gut verlesen und gewaschen worden, dazu. Wenn die Bollen weich und kurz eingekocht sind, thue man ein wenig Mehl hinzu. Das Hammelfleisch muß ausgeputzt und mit den Zwiebeln verkocht werden.

Hammelbraten mit Schalotten. Der Hammel muß zu diesem Behufe schon mehrere Tage vorher geschlachtet worden seyn. Das beste Fleisch ist die Keule, welche gehörig ausgeputzt und mit einer Keule oder einem Hackemesser tüchtig geklopft werden muß, damit das Fleisch ganz mürbe werde.

Digitized by Google

Man spicke sie nun mit ganzen Schalotten und lasse sie langsam braten, damit sie saftig und mürbe wird. Hierzu giebt man eine Jus mit Schalotten. Dieser Braten kann zwei Stunden beim Feuer bleiben.

Marinirter Hammelbraten. Die Hammelkeule muß gut geklopft, abgehäutet, und wie eine Rehkeule gespickt werden. Man lege sie hierauf acht Tage in eine Marinade von Zwiebeln, Knoblauch, Gewürzen, etwas Salz, Wurzeln und Essig, kehre sie öfters um, und lasse keine Unreinigkeit daran kommen. Sie muß am Spieße langsam braten, mit Butter gut begossen und mit einer Jus gegeben werden.

Hammelbraten einzuschneiden. Der Braten wird entweder in kleine Stückchen oder würflich geschnitten, in einen Topf gethan, Fleischbrühe, Essig und ein wenig Wasser daran gegossen, mit Ingber, Pfeffer und geriebener Muscatennuß gewürzt, ein wenig Mehl daran gebrannt und es sieden lassen, so daß die Brühe dicklich wird; zuletzt wirft man ein Stückchen Butter hinein und richtet es warm an.

Hammelrücken. Man nehme von einem Hammel, nachdem die Keulen, Blätter und Brüste abgenommen worden, den Rücken, wie ein Rehzimmer, häute ihn rein ab, dann gespickt. Man lege ihn dann acht Tage lang in eine Marinade von Zwiebeln, Rockenbolle, Schalotten, Gewürzen, Wachholderbeeren und Essig, aber schütte kein Salz dazu. Hierauf mit Butter am Spieße gebraten. Diese Art Braten muß oft in der Noth einen Wildbraten ersetzen.

Einen Hammelhals auf Französische Art zuzurichten. Man nehme einen großen Hammelhals, ziehe ihn in Wasser und setze es beim Feuer; nun zwei Hände voll Peterſilie rein verlesen, ge-

Digitized by Google

waschen, in ein Kalbsnetz gefüllt, und zum Fleisch gesteckt. Hierauf Austern in einer eigenen Brühe gesotten, ein wenig Essig, Muskatenblumen daran gethan, die Petersilie aus dem Netze genommen, klein gehackt, nebst einer vorher halb abgesottenen Citrone. Man setze nun 1/2 Pfd. Butter über Kohlen und lasse sie so lange darauf, bis sie in die Höhe kommt, schütte das Gehackte mit ein wenig Essig, wie auch die Austern hinein, und rühre Alles durcheinander. Man lege Brodschnitte in eine Schüssel, richte den Hammelhals darauf an, gieße die Brühe darüber, und ziere die Schüssel mit Oliven, Kapern und Citronen.

Schöppsen- oder Hammelskeule zu tranchiren und vorzulegen. Wenn die Keule ganz zerschnitten werden soll, so stelle man sie mit der Keule zur rechten Hand, stoße mit dem einen Gabelzacken vorne in das Rückgratsloch, schneide 1) die lappichte Haut, nebst den zwei äußersten Rippen ab, löse 2) den dürren Knochen, imbrochire aufs Neue, und theile 3) den Rückgrat mit einem langen Schnitt vom Stoße, wende ihn um, und zertheile ihn 4) nach Anweisung der Gelenke; imbrochire die Gabel aufs Neue in den Stoß, so daß die Röhre zwischen die beiden Gabelzacken komme; 5) löse das Schwänzchen mit etwas Fleisch vom Rückgrade; schneide 6) das Fleisch mit halben Mondschnitten von der Röhre, wende den Stoß um, und verfahre 7) auf der andern Seite eben so; 8) biege das Mutterbein von der Röhre loß, schlage solche, wenn man kann, auf, und stoße sie von der Gabel. — Beim Vorlegen wird ein vollgeschnittener Teller, worauf sowohl einige kurze Rippen, als Fleischscheiben liegen, herumgegeben; aber selten der ganze Braten zerschnitten; wie denn auch die Rippenknochen, weil solches sehr mühsam ist, nicht gern von einander

Digitized by Google

getrennt, sondern nur das Fleisch auf den Rippen etwas lang in mäßige Stücken abgelöset wird. Sonst legt man aber, was am besten gebraten ist, zuerst vor. Eigentlich soll mit dem Rückgrate vom Stoße an angefangen und so fortgefahren werden, bis der Rückgrad alle ist, man kann auch von der Keule etwas beilegen, dann vollends das Keulenfleisch, welches zu den Knochen gut einzutheilen ist.

Schöppsenbraten, s. oben, S. 743.

Schöppsbutten, im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. Meißens, der Butten, das ist der Magen mit dem übrigen Eingeweide eines Schöppses.

Schöppscoteletts, s. oben, S. 737, 738, 739.

Schöppsenfleisch, s. oben, S. 735, 743.

Schöppsenfricassée, s. das., S. 742.

Schöppsenkeule, s. das., S. 736.

Schöppsenragout, s. das., S. 742.

Schöppsentalg, s. unter Talg, in T.

Schöppshaut, eine Haut von einem Schöpse, auf der noch die Wolle ist, und die von den Weißgerbern bereitet wird. Von dergleichen Häuten machen die Sattler Ueberzüge an die Kummte der Pferde.

Schöppssack, beim Fleischer, der Magen bei den Schöppskaldaunen.

Schopromals, eine Gattung Ostindischer Schnupftucher, die uns die Dänische Asiatische Kompagnie liefert. Sie halten 1 Elle und 5/16 Theile des Kopenhagner Längenmaaßes ins Quadrat, und es sind sieben derselben im Stück.

Schore, ein nur in dem Schiffsbaue der Niederdeutschen übliches Wort, die starken Stützen zu bezeichnen, welche das Schiff auf dem Stapel halten. In andern Niederdeutschen Gegenden werden die breiten Pfähle, welche an den Deichen und Dämmen eingeschlagen werden, sie vor dem Wasser zu schützen, Schoren und Scharren genannt.

Digitized by Google

Schoren, regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutschen unbekannt, und nur in einigen andern Provinzen gangbar ist, wo es für scheuern und dem Intensivo schorren gebraucht wird, wie z. B. im Niedersächsischen, besonders um Hamburg. Bei dem Frisch ist Schoreisen, die Schore, der Pflugschorer, die Pflugscharre. In andern Gegenden ist es für scheren, sowohl radere, als auch theilen, absondern, üblich, z. B. in und um Hamburg, daher ist Schormaus, daselbst der Maulwurf, Oberdeutsch Scheermaus. Ingleichen für zerreissen, zerbrechen, Holländ. Schoren, scheuren, um Bremen schoren; Französisch dechirer, wohin auch das Ausschoren eines Waldes im Forstwesen gehört, das Aushauen, Auslichten desselben. Beim Weben ist schören, so viel, als Anschirren.

Schorerde, s. Scharrerde.

Schorf, im gemeinen Leben die rauhe Rinde auf einer Wunde; ingleichen die rauhe Rinde, welche sich bei der Krätze, und bei einem ausgeschlagenen Kopfe ansetzt, und im Hochdeutschen der Grind, im Oberdeutschen aber die Rufe genannt wird. Daher werden in einigen Gegenden diese Krankheiten selbst der Schorf genannt. Im Niedersächsischen Schorf, Schörflein, im Angelsächsischen Scort, wo auch Scorfa die Krätze ist; im Englischen Scurf, im Schwedischen Skorf, welches gleichfalls die Krätze bedeutet. In der ersten allgemeinen Bedeutung scheint es von scharf, rauh, bei der zweiten aber zunächst von dem nahe verwandten schorren, scheuern, abzustammen, so wie Scabies von scabere, Krätze, von kratzen ꝛc. gebildet sind. Im Lateinischen ist scarrosus, krätzig, von dem alten scarrere, scharren, schaben. Ohne Zischlaut ist im Böhmischen Kura, die Brodrinde.

Schorfhobel, Schruffhobel, bei den Holzar-

Digitized by Google

beitern, ein Hobel, mit welchem das Holz aus dem Groben behobelt, und die groben Späne abgenommen werden; er hat gewöhnlich ein Hobeleisen von gerundeter Schneide, die etwas weit von der Hobelbahn vorsteht, damit sie recht in das Holz eingreifen kann.

Schorfig, Schorrig, im Wasserbau, die Dossirung eines Deiches oder Ufers, so etwas ausgespült, oder doch nicht ganz schlüchtig, rein und grün ist.

Schorfiger Deich, ein Deich, dessen grüne Bekleidung hier und da ausgespült, abgefallen und abgetreten ist. Einige heißen es auch anstätt, und noch Andere grättlich. Die sogenannten schorfigen Stellen nennen die Holländer Ravelingen. Das jährlich bei feuchter Witterung wiederholte Klopfen der Deiche ist eines der besten Mittel, daß die Deiche nicht schorfig werden.

Schörhaken, s. Schürhaken.

Schorigeln, s. Schurigeln.

Schörkasten, beim Leinweber, das ganze Geschirr oder Gestell, wie es eingerichtet steht.

Schörkube, beim Tuchmacher, s. Kube.

Ende des hundert und sieben und vierzigsten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

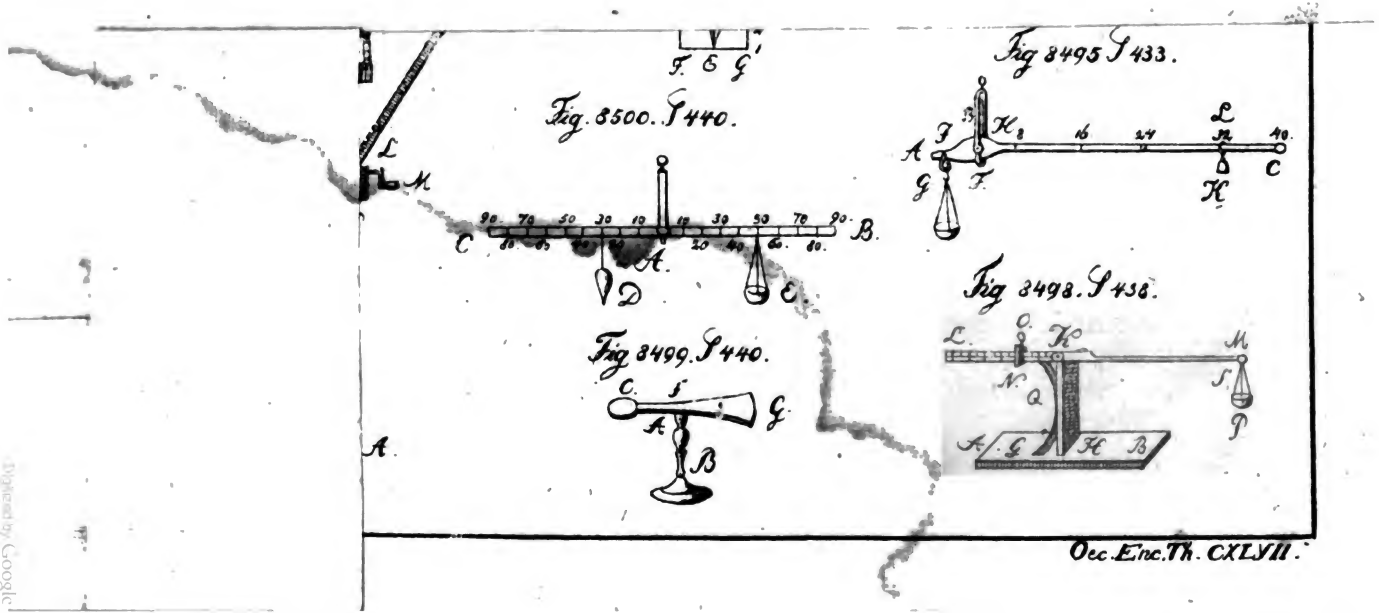
Digitized by Google

Verbesserungen.

S. 300. l. Fig. 8492, 8493, statt 8483, 8484; S. 432. l. Fig. 8494, st. 8485; S. 433, Fig. 8495, st. 8486; S. 435, Fig. 8496, st. 8487; S. 436, Fig. 8497, st. 8488; S. 438, Fig. 8498, st. 8489; S. 440, 8499, st. 8489; S. 441, 8500, st. 8490.

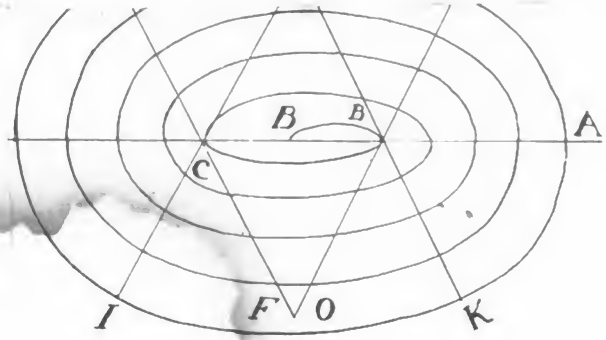
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

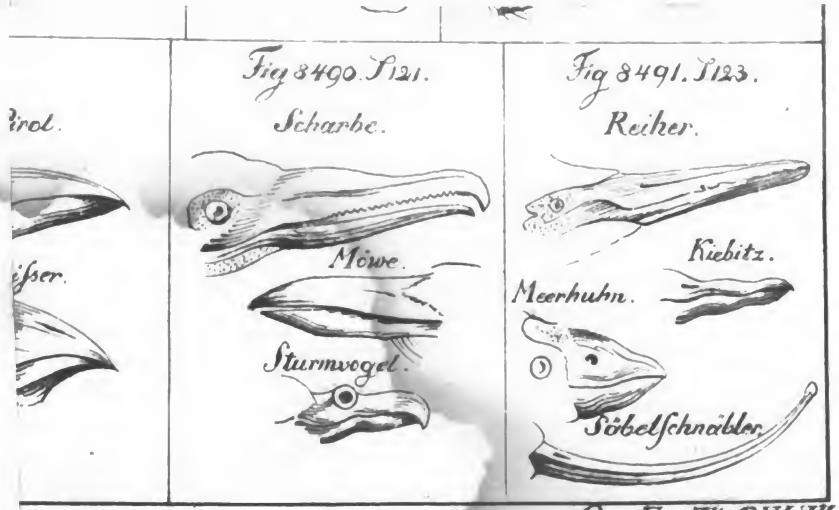
Digitized by Google



Oec. Enc. Th. CXLVII.

Digitized by Google

Digitized by Google



Oec. Enc Th. CXLVII.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google